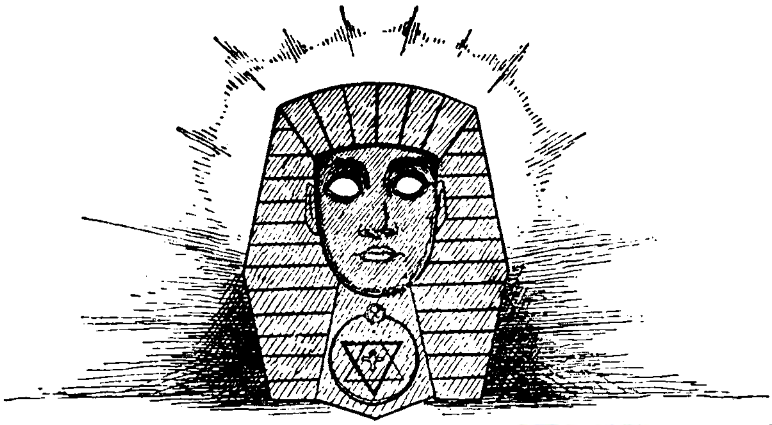


SPHINX

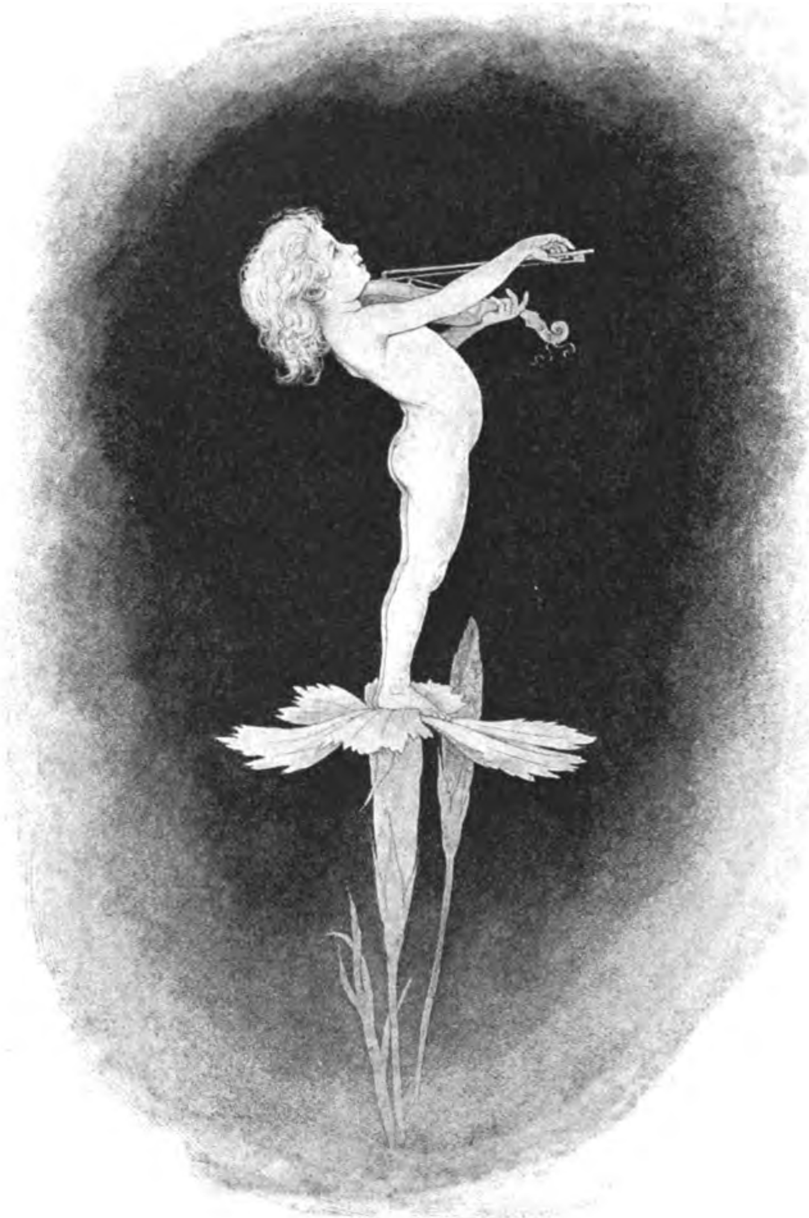
Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung.

VII Jahrgang. 1892/93. Fünfzehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).



Knabe.

Aus der Kindermusik von

Diefenbach.



Mädchen.
Aus der Kindermusik von
Diefenbach.

Inhalts-Uebersicht

des

Fünfzehnten Bandes.

Siebenter Jahrgang.

1892/93.

Aufsätze und Berichte.

Novellen und Erzählungen.

Gedichte.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Seite

Anregungen und Antworten.

Bemerkungen und Besprechungen.

Abbildungen.

Kunstbeilagen.

S P H I N X

XV, 81. November 1892.

Theosophie und Mystik.

Ihr Verhältnis zum Spiritismus und zum Okkultismus.

Von
Hübbe-Schleiden,
Dr. jur.

Es ist nichts draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es hervor.
Schiller (Worte des Wahns).

Der Grundgedanke der Theosophie, der Mystik, ist die gemeinsame Lehre der Weisen aller Völker aller Zeiten, daß dem Menschenwesen ein individueller Geisteskern zu Grunde liegt, der göttlicher Natur ist und der göttlicher Vollendung fähig, und daß es die Aufgabe des Menschen ist, diese Vollendung seines Wesens selbstthätig mit allen seinen Kräften zu erstreben.

Theo-sophia heißt „göttliche Weisheit“;[1]) und Weisheit ist niemals bloß Verstandeswissen, ihr Textbuch ist das innere Leben. Der Theosoph verschließt sich keiner Quelle der Weisheit, auch nicht denen, die das äußere Leben ihm bietet; aber „Offenbarungen“ in Wort und Schrift haben nie als solche für ihn Wert, sondern nur wegen ihres etwaigen inneren, geistigen Gehaltes und auch nur soweit sie ihm durch lebendige Aneignung mittelst seiner Vernunft zur eignen innern Offenbarung werden.

Der Theosoph erstrebt also die Wahrheit nur auf Grundlage der eigenen Erkenntnis, gerade wie der Philosoph; von diesem aber unterscheidet ihn, daß er das, was er lehrt, auch lebt, daß er die Weisheit nicht in der Erkenntnis selber findet, sondern in dem Nutzen, den er aus derselben für sein Leben und sein Wirken zieht, kurz dadurch, daß er sie in sich verwirklicht.

Wer ein Theosoph oder ein Mystiker ist oder sein will, bei dem wird man immer wohl einige Erkenntnis der „göttlichen Weisheit“ vermuten dürfen; aber weniger die Fülle dieser Weisheit kennzeichnet ihn

[1]) Das Wort ward so zuerst gebraucht von Ammonios Sakkas, dem Begründer der neu-platonischen Schule, dann auch von den Gnostikern und Kirchenvätern. Alle großen Mystiker waren Theosophen, auch in Deutschland von Meister Eckhart und Tauler bis auf Jakob Böhme, die Rosenkreuzer und die Martinisten; auch Swedenborg, Ötinger, Baader und viele Neuere nannten sich mit Recht so. (Man vergleiche über das Wesen der Theosophie auch Dr. Franz Hartmann's Aufsatz im Maihefte 1892, XIII. S. 197 ff.)

so, als vielmehr sein ernstes Streben, immer tiefer in dieselbe einzudringen. Theosophie und Mystik sind nicht nur ein *Wissen*, sondern auch ein *Wollen*.

Als *Wissen* setzen sie die schon eingangs angeführte Erkenntnis voraus, daß die Vollendung unsres individuellen Wesens in der Gottheit möglich ist, als *Wollen* erstreben sie diese Vollendung. Als *Wissen* sind sie die Erkenntnis, daß unser individuelles „Selbst" nur eine Vorstellung des Willens ist, als *Wollen* sind sie die Entwöhnung von dieser „Selbstvorstellung". Als *Wissen* sind sie das Bewußtsein von der Geisteseinheit aller Wesen, und als *Wollen* sind sie Menschenliebe, Selbstlosigkeit und Hingabe an das höchste „Selbst" der Gottheit, die in jedem Einzelwesen, wie im großen Ganzen lebt [1]).

Mystik d. h. das „verschwiegene" Wissen und Streben [2]), bedeutet im Wesentlichen ganz dasselbe wie „Theosophie". Beide Bezeichnungen umfassen sowohl das Theoretische wie auch das Praktische. Will man die Worte aber im Gebrauche unterscheiden, so empfiehlt es sich „*Theosophie*" mehr für das Wissen, die Erkenntnis, „*Mystik*" für das Wollen und das Streben zu verwenden. Letzterer Sprachgebrauch entspricht durchaus dem der Geschichte der religiösen Entwickelung. *Mystiker* nannte man stets nur die mit ihrem ganzen *Leben* dieser Geistesrichtung sich Hingebenden.

Theorie und Praxis sind hier übrigens nicht unbedingt gebunden an einander. *Theoretische* Mystik, die Erkenntnis der Theosophie, kann mittels äußerer Vernunft sehr weit gefördert werden ohne innere praktische Erfahrung (ohne bewußte Offenbarung des Gottwesens im Mystiker selbst), indem man sich die von außen herantretende Erkenntnis (äußere Offenbarung) nach Maßgabe seiner Vernunft und seines Gewissens zu eigen macht. Ebenso setzt *praktische* Mystik keine theoretische Erkenntnis voraus, sondern nur Liebe und Sehnsucht zum Göttlichen und deren äußere Bethätigung als Liebe zu allen Mitmenschen ohne Unterschied. — Indessen sind die höheren und höchsten Stufen der Erkenntnis ohne eigne praktische Entwickelung nicht zu erreichen; und in demselben Maße, wie der praktische Mystiker zugleich die theosophische Erkenntnis mit seiner Vernunft klar erfaßt und beherrscht, wird er auch *mehr* für Andere wirken und seine Aufgabe ihnen gegenüber besser erfüllen können. Ohne auch den Verstand einigermaßen zu befriedigen, wird man nur auf sehr wenige Menschen wirken können, und ihren Verstand versteht man nur mit seinem eigenen Verstande; muß man aber dazu doch etwas von ihrem Wissen kennen, so muß man es eben lernen.

---

[1]) Man kann, so einfach wie zutreffend, unterscheiden: 1. unsere Persönlichkeit, unser Bewußtsein, als unser „*Selbst*", 2. unsere innere Wesenheit, die Individualität, in der sich unsre göttliche Natur darstellt, als unser „*höheres Selbst*", und 3. die Gottheit, das Ziel der Vollendung unsrer göttlichen Natur, als das „*höchste Selbst*".

[2]) Von μύειν, die Lippen und die Augen *schließen*. Die Mysterien boten sowohl eine theoretische *Geheimlehre* wie auch eine praktische *Geheimschulung*.

Wie verhalten sich nun Theosophie und Mystik zum Spiritismus und zum Okkultismus? — Es sind verschiedene Stufen auf dem Wege zu demselben Ziele.

Theosophie und Mystik haben stets das höchste Ziel im Auge, Spiritismus und Okkultismus nur die nächstliegenden höheren Stufen der „übersinnlichen" Wesens- und Wirkenssphäre. Diese gründen sich daher auf die Magie im weiteren Sinne, jene dagegen auf Religiosität. Das letzte Ziel alles menschlichen Strebens ist die Vollendung der seelisch-geistigen Entwickelung, Glückseligkeit und Friede im Ewigen, das Einswerden mit dem Göttlichen oder die Verwirklichung dieses all-einen Wesens alles Seins in unserm Wesen, oder auch — wie ichs an anderm Orte (XIII, 99) bezeichnet habe — das „selbst ganz Gewissen, ganz Vernunft, ganz Wahrheit, Weisheit, ganz Gerechtigkeit und Liebe Werden". Dieses Ziel ist jedem Theosophen oder Mystiker beständig gegenwärtig; auch der Spiritist und Okkultist streben danach, aber doch nicht unmittelbar, und dieses Ziel ist ihnen daher auch nicht, oder doch nur selten, klar bewußt. Ebenso wenig, freilich ist dies bei den kirchlich Religiösen der Fall. Deren dualistisch aufgefaßtes Verhältnis zur Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus ist nur eine niedere Stufe im Vergleich zu der monistischen Wahrheit des im Mystiker selbst sich offenbarenden Gottwesens oder „Christus", wie ihn beispielsweise Paulus in sich selbst sich offenbaren und sich verwirklichen fühlte.

Ferner ist der Spiritismus eine Vorstufe des Okkultismus, ähnlich wie das Kirchentum eine Vorstufe zur Mystik und Theosophie ist. Andererseits verhält sich aber auch der Spiritismus zum Okkultismus ähnlich wie die theoretische zur praktischen Mystik. Spiritismus ist ein Wissen, Okkultismus ist das Wollen; Spiritismus ist ein Wünschen, Okkultismus ist das Streben; Spiritismus ist ein Glauben, Okkultismus ist das Werden.

Während Spiritist und Okkultist beide das Höhere, über die alltägliche Langweilerei der Sinnenwelt Hinausliegende besonders um des wunderbaren Wissens, das es darbietet, erstreben, beschränkt sich der Spiritist auf dessen objektive Beobachtung, wogegen der Okkultist die wunderbaren Kräfte in sich selbst entwickelt und zu bewußter Beherrschung wachruft. Dieser hat nicht nur erkannt, daß das Geheimnis alles Wesens in der eignen Subjektivität liegt, sondern er strebt unverzüglich auch danach, diese Erkenntnis subjektiv in seinem Innersten als seinen Willen zu verwirklichen, wogegen wiederum der Spiritist sich nur passiv verhält gegen das, was er objektiv (oder als Medium auch subjektiv) empfängt.

Wenn ich hier den Spiritismus eine Vorstufe sowohl zum Okkultismus wie zur Mystik und Theosophie nannte, so bitte ich mich darin nicht mißzuverstehen. Ich unterschätze darum keineswegs den Spiritismus, weder in seiner geschichtlichen Bedeutung, noch in seiner Tragweite für die innere Entwickelung. — Das werde ich in einem weiteren Artikel eingehender nachweisen.

Sprüche aus dem Innern.

Von

Otto von Leixner.

I.

Hab' lang in mir gesucht das Ich,
und hab' zuletzt ein Es gefunden,
doch ewiger Friede zog in mich,
seit von dem Ich es losgebunden.

II.

Wo Traum mit Wachen sich umfaht,
dort geht der Geist auf schmalem Pfad
und was aus dunklen Tiefen schwebt,
zum Licht ihn hebt.

III.

Du darfst, o Mensch, nicht klein das Kleine achten,
du sollst mit Geistesdemut es betrachten;
in kleinster Knospe, die der Frühling schwellt,
schläft still ein Rätsel dieser großen Welt.

IV.

Ein Herz, das nichts zu lieben hat,
wird allgemach erkalten —
bleibt unbelastet der Magnet,
kann bald er nichts mehr halten.

V.

Vielleicht vollendest Du Dein Werk,
ob Du nun Riese oder Zwerg.
Nur Eins mit allerbestem Ringen
kannst nie Du zur Vollendung bringen:
Dich selbst. Der allergrößte Geistesheld,
er stirbt als ein Fragment der Welt.

VI.

Errung'ne Lebensweisheit zu vererben,
kein Mensch vermag es hier auf Erden,
denn was ihm selbst des Lebens Frucht bedeutet,
es muß im fremden Geist zum Keime werden.



Das erste Licht.

Von

Anton Lampa.

1 Die Seele zuckt — der Wille ist erstorben,
Sein toller Drang hat sich nun ausgetobt,
Und rings ist's still, so tief und ahnungsvoll,
Als sollte endlich auf die tiefe Nacht
5 Die purpurfarb'ne Morgendämmrung folgen,
Die keusche Tochter eines neuen Lichts!
Was mag wohl kommen, was sich vorbereiten
In meiner Seele, die zusammenschauert,
So oft der Sehnsucht schwere Flügelschläge
10 Sie dumpf umraunen, Fernes ihr verheißend?
Was mag wohl kommen? Nein, ich weiß es nicht —
Und kann's nicht wissen — doch, daß Etwas ringt
Und aus mir strebt, um meiner loszuwerden
Und meiner engbegrenzten Sterblichkeit,
15 Das fühle ich, so wie die Erde fühlt,
Wenn nach dem Todesschlaf die Sonne wieder
Mit Flammenküssen ihre Starrheit weckt
Und laue Stürme kahle Bäume schütteln —
Es naht, es naht der langersehnte Tag,
20 Und stolzer schwillt der Ahnung Melodie,
Daß jetzt der erste Strahl des ewigen Lichts,
Von meiner wilden Sehnsucht überwältigt,
Den Weg zu meiner Seele finden will. —
Und sie, sie jauchzt und zittert ihm entgegen; —
25 Mit süßen Schauern wird sie ihn empfangen,
Um tausendfach ihn brechend und vernichtend,
Nach tausend Seiten neu ihn auszustrahlen!
Die Stunde naht, die so gefürchtete
Und doch so heiß ersehnte, — und die Qual,
30 Die scheue Furcht des Sterblichen in mir,
Das vor der leeren Ewigkeit erschrak,
Sie floh von dannen — denn Unsterbliches
Braucht die Unendlichkeit ja nicht zu fürchten.
Aeonen hat es, um sie auszumessen,
35 Und ist sie leer, die Macht, sie anzufüllen,
Sich nimmermüder Schöpferkraft erfreuend:
Denn wer das Sterbliche verstand zu zwingen
Im heißen siegesschweren Kampf des Lebens,
Und wem der Tod besiegt zu Füßen sank,
40 Dem ward die Macht, den Schleier zu durchdringen,
Der zaubermächtig liegt auf allen Augen,
Und Zugang zu dem Urquell zu erzwingen,
Aus dem des Daseins Wurzeln Nahrung saugen.



Der erste Psalm.

Von

Franz Evers.

Wie die lachende Frühe mich lockt,
wie die Lerchen zwitschern.

Die Morgennebel steigen zu Berg
und verwehn in weißen
dunstigen Wolken —
und von den Feldern,
aus den Ackerschollen
duftet der Erdrauch.

Oh du heilige Bergeinsamkeit!
Weit unten die Thäler
voll Menschenmühsal und Schwäche,
tief, tief zu Füßen mir
Wirrsal und Ohnmacht
und der Kleinnaturen Gehader
und wüstes Gezänke.

Und hinter mir die Nacht
in düsterem Dunkel,
die Nacht meiner Seele!

Oh du heilige Bergeinsamkeit!

Wie die lachende Frühe mich lockt
mit blitzendem Sonnenauge,
von dem sie langsam
die dunklen Wimpern hob;
wie sie mich anschaut
mit fragenden leuchtenden Blicken.

Heil dir, du Wandrer, der den Weg gefunden!
Heil dem Wandrer, der zur Höhe zieht!
Heil dem Starken, der sich selbst bezwang! —

Es ist eine Lust; vorüberzugehen und zu wandern,
so die Welt zu durchwandern
mit offenen Augen,
und sein Ziel hochoben auf den Bergen zu finden,
und dahin klettern müssen
mit schwellender Seele —
oh es ist eine Lust, Wandrer zu sein.

Rechts und links den Bruder zu grüßen
und Umschau zu halten
in Weite und Welt,
und zu betrachten,
was von Wunder und Weh
am Wege sich lagert.

Und mitzunehmen, was mir gut dünkt,
alles das Meinige,
die reiche Beute meines Geistes;
rauben will ich mirs noch
und halten mit eifrigen Händen
und eiserner Kraft.

Ich nehme mein Gut, wo ich es finde!
Nimm du das deine, Bruder, mit gleicher Stärke!

Und quakt dir eine Kröte dawider,
die dir mit giftgeschwollenem Leibe am Wege liegt,
so laß sie ersticken
in ihrem Gegeifer!

Und grüße die Brüder, die dir begegnen —
und wandere weiter.

Kommen dir aber die düsteren Stunden der Seele,
dann zittere nicht,
und sei nicht griesgrämig
und zagen Mutes!

Wirf Haß und Hader von dir,
und lerne verstehen!

Oh es ist eine Seligkeit,
Umschau zu halten und zu betrachten,
und verstehen können,
was mir begegnet
als Freund und Feind!

Dann geht dein Herz einen hohen Gang —
und deine Füße finden den neuen Weg,
den Weg des „Zukünftigen".

Und der Zukünftige wird kommen, wenn die Zeit reif ist;
er wird kommen wie eine große Sonne, und über die Wege leuchten, die ihn suchen.
Und mein Weg führt dahin!
Siehe du zu, Bruder,
daß auch der deine dein Heil werde!

Die Zeit geht schwanger mit einer herrlichen Frucht,
und die Stunde ihrer Geburt wird ein Fest der Freien und
Fröhlichen sein.

Der Zukünftige kommt für dich und mich,
und jedem erscheint er, wie er ihn suchte —
und erfüllt uns mit Heil und Herrlichkeit.

Schon hebt sich sein Morgenglühen und seine erste Liebe —
und die höchsten Adler schreien ins Licht.

Lacht mir doch in die lockende Frühe, ihr Wanderer!
Ihr Überwinder, warum ruft ihr nicht lauter!
Seht, das Echo der Ewigkeit lauert auf eure Gesänge
und eurer Seelen Seligkeit —
und die Einsamkeit lauscht mit lechzenden Ohren!

Ruft mir doch lauter, ihr Wanderer,
ruft mir doch in die lockende Frühe!



Der Glaube.

Von

Bruno Speermann.

Ein Stern ward uns zum Leiter hier gegeben,
ein Stern der dich lichtvolle Wege führt,
der dich zu immer, immer höherm Streben,
zu immer höherer Erkenntnis kürt,
an dem die ganze Macht der Welt zerschellt:
es ist der Glaube, der dich aufrecht hält.

Doch nicht das Wort ist's, das dich eisern bindet,
das Dogma, das den freien Geist beschränkt;
es ist der Glaube, in dir fest begründet,
der dich von selbst auf freie Bahnen lenkt,
der hinter dir die kalte Erde läßt.
Es ist dein Ideal. Halt an ihm fest!



Yoga.

Die praktische Mystik der Indier.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

> Des Menschen Geist ist viel beweglich und
> wird schwer beständig;
> Jhn fesseln nur die Uebung in abhyasa und
> vairagya.
>
> Yoga wird schwer erlangt von dem, des
> Geist noch nicht gefesselt ist;
> Doch wer sein Denken und Sinnen beherrscht,
> nur der erreicht dies Ziel.
>
> Bhagavad Gitâ, VI 35—36.

Durch theoretische Erkenntnis *allein* lernt der Mensch das Daseinsrätsel nie vollständig lösen und seine Stellung in der Welt verstehen. Um Weisheit zu erlangen, muß er leben, lieben, leiden; und seine Entwicklung muß eine physische, psychische und ethische so gut wie intellektuelle sein. Doch mit dem allen dringt er immer noch *nicht* in das *tiefste* Innere der Natur ein; dazu befähigt ihn nur die Ausbildung auf der noch höheren Ebene, die man als die *praktische Mystik* bezeichnet. Ohne deren Technik zu beherrschen, kommt man nie hinaus über das Meinen und Vermuten. Erst durch das Selbstwerden und -können erreicht man auch wirkliches Wissen über das *Wesen* des Daseins. Aber mehr noch, nur solche höchste Entwickelung ermöglicht auch, sich von den Leiden und der Last des Daseins und der Rückkehr in dasselbe zu befreien.

Jn Jndien ist von jeher sowohl die theoretische Erkenntnis wie auch die praktische Selbstverwirklichung des Wesens alles Daseins in höchster Vollendung zu finden gewesen, und die dort zur Ausbildung gelangte praktische Mystik ist nicht allein deren Originalform, sondern auch deren höchste Vollendung. — Die vielen Philosophenschulen Jndiens nehmen in der theoretischen Erkenntnis des Weltdaseins sehr verschiedene Stufen ein. Unter ihnen sind aber besonders sechs als die am meisten anerkannten hervorzuheben: die rationalistische Sankhya- und die praktische Yoga-Schule, wohl die beiden ältesten, sodann die atomistische Vaisheschika- und die zu ihr

gehörige dialektische Nyâya-Schule sowie endlich die beiden im eigentlichsten Sinne orthodoxen, auf den Veden beruhenden, die ritualistische Mimânsa- und die vedântistische Advaita-Schule. All diese philosophischen Systeme bauen eine mehr oder weniger verständige Weltanschauung auf und gipfeln in der reinsten Ethik. Von allen ist weitaus das vollkommenste System das letztgenannte des Vedânta. Doch beruht die auch mit dieser Schule untrennbar verbundene Praxis, wie bei allen anderen indischen Lehren, hauptsächlich auf der des Yoga-Systems.

In gewissem Sinne kann man daher sagen, daß das Yoga eigentlich der praktische Kern und Angelpunkt aller indischen Weisheit ist, obwohl die letztere als das, was wir im Abendlande „Philosophie" nennen, sich im Vedânta am vollkommensten darstellt. Das Ziel aller indischen Philosophie und Religion aber ist die Lösung des Welträtsels nur, um dadurch die Erlösung aus demselben zu gewinnen; dies Ziel aber erkennt der Indier in der Vereinigung mit dem einheitlichen Grundwesen des Alls oder — was das Gleiche ist — in der Verwirklichung des eigenen Selbstes als das absolute Sein. Die Erreichung dieses Zieles ist eben Yoga, d. h. Einigung[1]).

Da es sich hierbei also nur um praktische Schulung oder Uebung handelt, ist es selbstverständlich, daß man deren Wesen nicht aus Büchern und durch theoretische Anweisungen erlernen, sondern nur unter der Leitung eines erfahrenen Meisters ausführen kann. Immerhin jedoch erscheint es für uns Abendländer wünschenswert, uns einstweilen durch jene Mittel theoretischer Darstellung, soweit möglich, einen annähernden Begriff davon zu machen, was denn Yoga ist, und worauf es beruht. Um diesem Bedürfnisse zu genügen, hat die Theosophische Gesellschaft in Indien (Adyar, Madras) und ganz besonders deren Zweiggesellschaft in Bombay unter der Führung des unermüdlichen begeisterten Leiters der letzteren, Tukaram Tatya, sich vielfach bemüht. Bereits im Jahre 1883 gab der letztere die Yoga-Aphorismen des Patândjali in erster Auflage und 1885 in zweiter heraus. Jetzt aber sind dem englisch lesenden Publikum aus derselben Quelle mehrere Veröffentlichungen des ehemaligen Sanskrit-Professors Manilal Nabhubhai Dvivedi geboten, unter denen hauptsächlich eine neue Ausgabe des Yoga-Sutra des Patândjali[2]) und eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten vedantistischen Abhandlungen des Shankaratscharya und anderer Meister über das Radja-Yoga hervorragen[3]). Erstere Ausgabe zeichnet sich vor der früheren von derselben Gesellschaft herausgegebenen, sowie auch von der anderen

---

[1]) Yoga bezeichnet somit eigentlich das Ziel, jedoch im weiteren Sinne auch den Weg dahin; und jeder, der auf diesem Wege wandelt, ist ein Yogi.

[2]) The Yoga-Sutra of Patanjali. Bg. M. N. Dvivedi; Published by Tukaram Tatya in Bombay 1891. In Europa bei der Theos. Publ. Society, No. 7 Duke Street, Adelphi, London W. C. (4 sh. 6 d.)

[3]) A compendium of the Raja Yoga Philosophy; Published by Tukaram Tatya in Bombay 1888. In Europa ebendaselbst. (3 sh. 6 d.)

sehr gelehrten Ausgabe des Dr. Radjendralal aus Mitra durch eine mehr sinngemäße Uebersetzung und durch eine sachverständige Verschmelzung und Erweiterung aller besten Kommentare älterer Meister zu einer selbständigen Auslegung, welche Divedi jedem der 195 Paragraphen beigegeben hat. Die verschiedenen Abhandlungen des zweiten Werkes aber sind von den besten fachkundigen Mitgliedern der indischen „Theosophischen Gesellschaft" ins Englische übersetzt.

Beiläufig mag hier auch noch einer dritten Veröffentlichung derselben Gesellschaft über die Yoga-Philosophie gedacht werden, obwohl dieselbe nicht so wie die anderen unsern ungeteilten Beifall hat. Es ist diese eine Abhandlung des europäisch gebildeten Arztes N. C. Paul im Sinne abendländischer „Wissenschaft", für welche alle ethischen und geistigen Probleme sich auf physikalische und physiologische reducieren und z. B. Goethes Faust sich nur als viel mit Druckerschwärze verunreinigtes Papier definiert[1]). Der Verfasser dieser Abhandlung ist soweit durch die moderne physiologische Psychologie verstört, daß er, um das geniale dichterische Schaffen zu ergründen, einen Dichter während seiner Geistesthätigkeit beobachten, genau dessen Nahrungsaufnahme nach Gewicht und chemischer Zusammensetzung, sowie die von ihm ausgeatmete Kohlensäure und andere Ausscheidungen messen und sich dann einbilden würde, dadurch ein Verständnis für das Dichten und für die Bedeutung des „Faust" erlangt zu haben. In entsprechender Weise hat es dieser englische Arzt unternommen, die höchste geistige Mystik des Yoga auf Verminderung der Kohlensäure-Ausatmung zurückzuführen. Dies ist wahrscheinlich für alle theoretisch „Gelehrten" sehr interessant. Ihnen sei daher auch dieses Büchlein gern empfohlen. — Uebrigens jedoch darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der ärztliche Verfasser dieser Schrift in dem Bewußtsein, daß ihm alle eigene Erfahrung in dem Gegenstande, welchen er behandelt, fehlt, sich wenigstens mit dankenswertem Fleiß bemüht hat, möglichst vollständig alle Einzelangaben auch über die höheren Uebungsstufen des Radja Yoga so gut wie über die widerwärtigen niederen Künste des Hatha Yoga zusammenzustellen. Daher ist dies kleine Buch nicht nur für naturwissenschaftliche, sondern auch für literarische und kulturgeschichtliche „Gelehrte" wertvoll. Unter Hatha Yoga versteht man die Uebung in der Technik völliger Beherrschung des eigenen Organismus in all seinen Teilen. Es ist selbstverständlich, daß dieses als Selbstzweck zu betreiben für das eigentliche, geistige Yoga, Radja Yoga, wertlos oder vielmehr schädlich ist. Als Kuriosum sei hier nur noch mitgeteilt, daß auch ein hochangesehener englischer Offizier, Colonel Townsend, es in jenen Fakirkünsten soweit gebracht hatte, daß er die Bewegung seines Herzens und Blutes willkürlich anhalten konnte; auch konnte derselbe jederzeit wann er wollte „sterben", d. h. seinen Lebensprozeß völlig unter-

[1]) A Treatise on the Yoga Philosophy by N. C. Paul. G. B. M. C. Assistant Surgeon. 3rd. Edition, Bombay 1888. In Europa ebendaselbst. (2 sh.)

brechen und nach beliebiger Zeit seinen Organismus wieder beleben. Dieser Offizier nährte sich stets, sogar während seines Dienstes im Krieg und im Frieden, nur von den zartesten Vegetabilien, Eselsmilch und anderer einfacher Nahrung; auch beobachtete er die allerstrengste Lebensweise.

Eine weit ernstere Vorfrage ist die nach der genaueren Feststellung des schon eingangs von uns berührten Verhältnisses von theoretischer Erkenntnis und deren praktischer Verwirklichung. Dabei ist von vorneherein anzunehmen, daß zur schließlichen Vollendung beide in Vollkommenheit erfordert sind; auch wird man leichthin meinen, daß sich immer beide gleichmäßig weiter zusammen ausbilden sollten. „Sollten" allerdings wohl; aber wo z. B. findet man bei europäischen Philosophen die praktische Verwirklichung ihrer Lehren?! Und ist diese Ungleichmäßigkeit bei uns nicht gerade da am deutlichsten ersichtlich, wo sich die genialste theoretische Erkenntnis zeigt, wie bei unserem großen Schopenhauer?! — Aehnlich finden sich auch oft in Indien Gelehrte, welche theoretisch vollständig die allumfassende Weisheit des Vedânta wissen und anerkennen, aber zu ihrer Verwirklichung kaum den ersten zielbewußten Schritt gethan haben. Eine gewisse praktische Vorschulung, nicht bloß intellektueller, sondern auch ethischer und mystischer Art, erfordert freilich immer schon das theoretische Verständnis des Vedânta, und diese muß auch unbewußt — wenn nicht bewußt — von solchen Männern in dem Maße ihres Verständnisses schon vorher durchgemacht worden sein, wenn nicht in ihrem gegenwärtigen, dann im früheren Leben. Während aber andererseits die Selbstverwirklichung der erlösenden Erkenntnis ihrem Wesen nach ausschließlich eine praktische sein muß, fragt sich nun, welchen Grad von theoretischer Erkenntnis diese praktische Schulung voraussetzt.

Ebenso wie das Vedânta-System weitgehende praktische Vorbedingungen (die vier Sâdhanas) für jedes wahre theoretische Verständnis fordert, setzt sie wiederum auch einen vorläufigen Ueberblick über das ganze theoretische System (Shravana) für das weitere eingehende Verständnis (Manana) und die praktische Verwirklichung des Zieles (Nidhidyasa), ja auch schon für die Erreichung der nächsthöheren Stufe in dieser Entwickelung voraus. Wie gering aber jene vorläufige Einsicht sein kann, die für ein erfolgreiches Beginnen der praktischen Uebung und Verwirklichung genügt, das zeigt uns ein Vergleich des Yoga- und des Vedânta-Systems[1]).

Theoretisch stützt die Yoga-Lehre sich auf das rationalistische Sânkhya-System, an welches sich auch der Buddhismus anlehnt. Jene geht jedoch schon über beide letzteren dadurch hinaus, daß sie als Wesen des Weltdaseins einen Weltwillen Ishwara (den „Herrn" der

[1]) Im Abendlande ließen sich auch Beispiele bezeichnen, in denen noch sehr viel geringere Erkenntnisse doch schon genügten, um bedeutsame Ergebnisse der Yoga-Schulung zu erzielen; oftmals fehlte zu derselben hier sogar fast all und jede Vorbildung in der Erkenntnis.

Welt) anerkennt[1]). Ishwara ist als allumfassendes Bewußtsein für den Yogi (den, der Yoga ausübt) die letzte Stufe vor seiner Vollendung und Erlösung. — In seiner theoretischen Erkenntnis nun übertrifft der Vedânta weit die Yoga-Schule, obwohl diese letztere ihm in keiner wesentlichen Lehre widerspricht; sie begnügt sich nur mit einfacheren Anschauungen und erhebt sich nicht über den Dualismus zwischen Materie (Prakriti) und Geist (Purusha), welche Gegensätze der Vedânta in die All-Einheit des Atman-Brahman, des Einen, Absoluten, auflöst. Auch für den Vedânta ist Ishwara das Wesen alles Daseins, d. i. aller Individualität. Die Selbstdarstellung alles Weltdaseins ist ewig, anfangslos und endlos; aber jede Individualität, deren wahres Wesen nicht blos Ishwara, sondern in letzter Linie immer nur das Atman ist, kann sich aus allem Weltdasein erlösen, indem es sein wahres Wesen (Selbst) als eben dieses absolute Sein erkennt und verwirklicht oder sich mit ihm „vereint" (yoga).

Diesen Grundgedanken, daß sich jedes individuelle Dasein als ein (vom Standpunkte des absoluten Seins) nicht wirkliches erkennen und sich dadurch aus dem Weltdasein lösen könne, haben, mehr oder weniger klar erkannt, alle indischen Philosophien mit dem Vedânta gemein; und wo die mystische Schulung nicht etwa intuitiv ohne all und jede vorherige Ueberlegung unternommen werden kann, erscheint auch jene Einsicht als das mindeste Maß der dazu wünschenswerthen theoretischen Erkenntnis. Man wird aber nicht fehlgehen in der Vermutung, daß die Fähigkeit des theoretischen Verständnisses mit der praktischen Entwickelung wächst, und daß jenes auch da, wo anfänglich nur ganz unbestimmte Ahnungen vorlagen, sich auf den höheren, der Vollendung nahen Bewußtseinsstufen schon von selbst ergiebt.

Die beiden hauptsächlichsten Vorbedingungen oder Vorübungen, welche jede Yoga-Schulung fordert, sind Sammlung (Abhyasa) und Gelassenheit (Vairagya). Jene besteht in der Gewöhnung, sich zu fixieren und zu konzentrieren durch Uebung des Gedankens, sich auf einen und denselben Gegenstand zu richten; dieses ist Entwöhnung oder Abziehung des Geistes von allen seinen persönlichen Beziehungen zur Außenwelt und völlige Ergebung in den Weltwillen, mit dem man sich mehr und mehr eins fühlen lernt. Diese Vorbedingungen sind auch schon in der Bhagavad Gita (wie in unserem Motto, VI 35, und sonst) hervorgehoben und werden vom Vedânta ebenso erfordert, wie vom Yoga-System; ersteres erweitert nur dieselben in manchen Darstellungen bis zu den vier Sâdhanas[2]). Das Wesen des eigentlichen Yoga aber wird als Aufhebung oder Beendigung aller Wandelungen des Geistes gekennzeichnet. Ganz im Sinne Schopen-

---

[1]) Ueber diesen Begriff und seine Unterscheidung von den ihm verwandten vergl. Hübbe-Schleiden: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" (Braunschweig 1891). S. 65, 68, 69 und sonst.

[2]) Ueber diese vergl. man den Aufsatz von Leiningen „Der Weg zum Ziel der Mystik" im Februarhefte 1890 der „Sphinx", IX S. 77.

hauers lehrt auch die Yoga-Philosophie die Entwöhnung vom Willen zum Leben und zwar eben durch die Sammlung des Gedankens.

Für die Vollbringung des Yoga nun werden folgende acht Erfordernisse als Uebungsstufen aufgestellt, sowohl im Yoga-System wie auch im Vedânta[1]). Von diesen dienen die zwei ersten der leiblichen, intellektuellen und ethischen Hebung; die nächsten drei üben den Geist in seiner Sammlung und andauernder Hingabe an e i n e n Gedanken oder Gegenstand; die letzten drei sind Fortsetzungen eben dieser Uebung, aber in verschiedenen Graden der Intensität. Wir setzen in der folgenden Aufzählung die Sanskrit-Bezeichnung für jede dieser acht erforderlichen Uebungsstufen voran.

1. Yama: Selbstbeherrschung und Befolgung der natürlichen V e r bote des Tötens und auch schon der Schädigung anderer Wesen, des Lügens und der Unwahrhaftigkeit auch in Gedanken, des Stehlens oder jeder Beeinträchtigung anderer, der Unzucht und jeder Art von Gier, also Verzichtleistung auf alle sogenannten Freuden und Vergnügungen des persönlichen Lebens. Dies alles bereitet ein reines, wahres, gewissenstreues Leben vor, welches noch weiter gefördert wird durch

2. Niyama: Selbstentäußerung und Befolgung der höheren G e bote, auch äußerlich reine und natürliche Lebensweise, wobei man seinen Körper nur als Werkzeug für die Erreichung seines geistigen Zieles betrachtet, sodann Gelassenheit und gleichmütige Heiterkeit, die einen empfänglich macht für die Verbindung mit anderen Seelen, endlich auch durch Uebung in geistiger Sammlung, in Selbstlosigkeit und Hingabe an das große Ganze im Dienste des Weltwillens.

3. Asana: Zur Uebung des Yoga ist sodann jedesmal eine genügende Lage, Stellung und Haltung des Körpers notwendig, und zwar ist für jeden gerade diejenige die geeignetste, welche von ihm beliebig lange beibehalten werden kann, ohne durch Unbequemlichkeit zu stören und die Gedanken auf den Körper abzulenken; jedoch sollte es nicht eine Stellung sein, welche die Schläfrigkeit befördert, sondern eine solche, in der die verschiedenen Körperteile gleichmäßig leicht angespannt sind.

4. Prânâyâma: Regelung des Atems. Daß von diesem wesentlich die Geistesverfassung des Menschen abhängt, nicht allein mit dieser wechselt, sondern auch selbst sie wieder beeinflußt, lehrt sehr bald jede systematische Beobachtung. Ueber diesen Gegenstand verbreiten sich die Yoga-Schriften weitläufig; es sei hier dazu nur bemerkt, daß diese Angaben nicht bloß eine äußere, sondern auch eine innere sinnbildlich aufzufassende Bedeutung haben[2]). Das Ausatmen (rétschaka) ist mit dem Sinne verbunden, daß sich alles Dasein in dessen ursächliches Wesen, das Brahman, auflöst, das Einatmen (pûraka) mit dem Gedanken: „Ich bin das Brahman", und das Zurückhalten des Atems in den Lungen

[1]) Nur an einigen Stellen vedantischer Schriften werden statt dieser 8 Uebungsstufen 15 unterschieden.

[2]) Vrgl. hierüber u. a. Shankaratscharyas Aparokschanubhuti, § 119 und 120.

(kumbhaka) mit dem Verweilen bei diesem Gedanken und dem unbeweglichen Festhalten dieser Ueberzeugung. So hat es auch nicht bloß einen physiologischen Sinn, wenn das Zeitverhältnis dieser drei Teile des Atmens annähernd als 2 : 1 : 4 bestimmt wird.

5. Pratyahāra: Abziehung der Sinne von der Außenwelt und ausschließliche Geistesrichtung auf das Brahman oder Atmā. Es ist dies im wesentlichen die innerliche Seite der vorher angedeuteten Uebung. Zur Vollendung in diesem Erforderniſſe dienen auch insbesondere die drei ferneren Uebungsstufen.

6. Dhāranā: Geistessammlung oder Betrachtung äußerer oder innerer Gegenstände zum Zwecke der vollkommenen Beherrschung des Gedankens.

7. Dhyāna: Das Sich-identificieren mit dem Gegenstande der Betrachtung, der in letzter Linie wieder nur das Brahman, Atmā oder das Absolute, ist.

8. Samādhi: Die Vollendung in dieser Uebung bis zu solchem Grade, daß nicht nur Denker, Gedachtes und Denken eines und dasselbe werden, sondern auch die Thatsache des Denkens selbst dem Geiste entschwindet. Dieses ist also das Gegenteil von dem, was wir nach menschlichem Begriff „Bewußtsein" nennen.

Diese letzten drei Stufen werden unter dem Gesamtbegriff des Saṅyama zusammengefaßt; und diese dreifache Uebung ist hauptsächlich dasjenige im Yoga, aus dessen völliger Beherrschung sich eine übermenschliche Steigerung auch der inneren, geistigen Fähigkeiten ergiebt.

Man könnte nun fragen: wozu dies? da doch des Mystikers Ziel nicht die Bethätigung in der Welt ist, sondern die Vollendung und Erlösung *aus* dem Weltdasein. Aber ein jedes Weltall ist ein *Ganzes*, und es kann nichts in und aus demselben verloren gehen, ehe nicht das *Ganze* seine endliche Vollendung erreicht. Schnell Voranschreitende können eher an das Ende dieses Daseinslaufs gelangen, und vor dessen Ziel in selbstloser Glückseligkeit verharren; aber es herrscht *Solidarität* in jedem ganzen Weltall. Dies zeigt sich auch schon in aller unbewußten Menschenliebe und Selbstlosigkeit, deren Dasein keinen Sinn hätte, wenn eben nicht jede mikrokosmische Individualität an die Solidarität des Ganzen gebunden wäre. Deshalb sagt auch *Shankaratscharya* in seinem Viveka Tschudamani (§ 39): „Der Weise wird stets allen auf dem Wege zur Vollendung hinter ihm Zurückgebliebenen beistehen und helfen zum Voranschreiten". Nur dazu, nicht zu persönlicher Lustbefriedigung wird er sich der gesteigerten Fähigkeiten bedienen; und er kann auch den Schwächeren erst dann und nur deshalb helfen, wenn und weil in ihm die größeren Fähigkeiten sich entwickelt haben. In demselben Maße aber, *wie* das Können ihm gegeben ist, *wird* er auch anderen geben und dienen.

Zur Uebung des Saṅyama gehört das in der Mystik aller Kulturepochen erwähnte Fesseln der Gedanken durch die stille Wiederholung des „Wortes der Kraft", mit dem das Weltwesen oder das Absolute be-

zeichnet oder auch, bildlich angenommen, angeredet wird. Diese Uebung, ohne das Wort auszusprechen und mit Sammlung der Aufmerksamkeit des Gedankens auf das zu übende Wort, muß schließlich dem Yogi so zur anderen Natur werden, daß er die geistige Wiederholung dieses Wortes unaufhörlich bei all seinen Verrichtungen fortsetzt, selbst während des Schlafes[1]). Daß die Indier als solches „Wort der Kraft" ausschließlich die mystische Silbe OM verwerteten, ist ein weit verbreiteter Irrtum. Zwar hat dieser einsilbige Gedanke an das Ewige dabei eine hervorragende Bedeutung; aber die zu jeder Zeit für den individuellen Zustand des Schülers geeignete Formulierung des zu übenden Wortes vermag ihm nur ein geistiger Meister oder Führer anzugeben. Dazu mag ein weit vorangeschrittener Freund dem Anfänger verhelfen; es sollte aber jeder diesen Geistesführer selbst in seinem eigenen Innern hören; und ihn in sich zu erwecken, ist eins der hauptsächlichsten Erfordernisse alles Yoga.



Vom Troste.

Nach Thomas a Kempis II, Kap. 9.

Von

Menelos.

Schwer macht sich von sich selber los,
Wer noch der Menschen Trost begehrt;
Verwaisten Herzens, trostberaubt
Machst du dich erst der Gottheit wert.
Denn in des Trostes Süßigkeit
Lockt unerkannt geheime Lust. —
Drum bring' zur Ruhe du den Streit
In deiner unruhvollen Brust!
Und wappne stark dich mit Geduld,
Daß du bestehest die Gefahr. —
Dann opfere der Gottheit Huld
Den eignen Willen ganz und gar!

[1]) Dies entspricht auch dem, was Tennhardt („Sphinx" März 1892) § 19 (5) ein „inneres Gebet" nannte und in § 17 auch auf den Schlaf ausdehnt.

Der Idealnaturalismus Richard Wagners.

Von

Christian Bering.

Je glücklicher die Bezeichnung „Ideal-Naturalismus“ für die in dem erweiterten Programm der „Sphinx“ vorgezeichnete Richtung gewählt erscheint, desto weniger gern vermißten wir in der Reihe der großen Männer, welche dort als Märtyrer und Vorkämpfer dieser Weltanschauung genannt werden, den Namen Richard Wagners. Von ihm möchten wir nachweisen, daß nicht nur die Ahnenreihe Bruno — Goethe — Schopenhauer in ihm, als einem durchaus Ebenbürtigen sich fortsetzt, sondern auch, daß gerade in seinem Künstlergeiste, wie in einem Brennspiegel, die Geistesstrahlen jener großen Vorgänger sich sammeln und zu einem Weltbilde von höchster Wahrheit und Anschaulichkeit verdichten. Ein jedes seiner Werke giebt, wie überhaupt jedes echte Kunstwerk, Antwort auf die Frage: „Was ist das Leben“. Darum allein schon dürfte der Künstler Richard Wagner begründeten Anspruch haben auf volle Würdigung im Rahmen einer Zeitschrift, die sich die Enthüllung des Menschenrätsels zur besonderen Aufgabe macht, und deren Programm gerade nach der Seite des Aesthetischen neuerdings eine so bedeutsame Erweiterung erfahren hat. Da nun vollends diese Erweiterung auch auf das Gebiet der allgemeinen Kulturfragen sich erstreckt, so gehört, vielleicht mehr noch als der Künstler, der Denker und Schriftsteller Richard Wagner, der Bahnbrecher einer idealen Kultur der Zukunft auf Grundlage des „Reinmenschlichen und Ewig-Natürlichen“ da zur Tagesordnung, wo man sich schart um das Panier des Ideal-Naturalismus, einer Weltanschauung, die bezeichnenderweise schon in ihrem Namen die Elemente der Wagnerischen Geistesrichtung in sich vereinigt.

Ganz ähnlich demjenigen Schillers, läßt sich nämlich auch Wagners Entwickelungsgang begreifen unter der Formel: „Durch Naturalismus zum Idealismus“, so zwar, daß beide Elemente einander organisch durchdringen und der Naturalismus durch den Idealismus nicht

etwa negiert und aufgehoben, sondern veredelt, verklärt und vollendet wird, und daß beide Faktoren in einem Produkte höherer Ordnung aufgehen, welches sich treffender nicht bezeichnen läßt, denn gerade als „Ideal-Naturalismus“.

Glasenapp, Wagners verdienstvoller Biograph, unterscheidet in der Entwickelung des Meisters drei Perioden, die er, anknüpfend an drei charakteristische Aussprüche Wagners, bezeichnet als die Perioden der Revolution, der Reformation und der Regeneration. Augenscheinlich stehen nun aber diese drei leitenden Begriffe nicht alle in genau demselben Koordinationsverhältniß zu einander. Denn „Reformation“ und „Regeneration“ sind nicht Gegensätze, sondern korrelate Begriffe, insofern der Thätigkeit des Reformators die regeneratorische Kraft seines Volkes zu Hülfe kommen muß, wenn das reformatorische Werk gelingen soll. Formell richtiger und vielleicht auch sachlich zutreffender erscheint die Einteilung in eine naturalistische und eine idealistische Periode. Die erste Periode Glasenapps ist die naturalistische; ihr sind die zweite und dritte, zusammengefaßt, als die idealistische gegenüberzustellen, doch so, daß die Glasenappsche Unterscheidung als Unterabteilung zu Recht bestehen bleibt, da in Wagners Schriften die Gedanken der Reformation und der Regeneration nicht zugleich, sondern nacheinander auftreten und ebenso auch künstlerisch ihren Ausdruck in zeitlich auseinanderliegenden Werken gefunden haben.

Schematisch würden wir also einzuteilen haben:[1])

I. Periode des **Naturalismus**.
II. Periode des **Idealismus**:
im 1. Abschnitt vorzugsweise **reformatorisch**,
im 2. Abschnitt vorzugsweise **regeneratorisch**.

I. In seiner naturalistischen („revolutionären“) Periode sehen wir den von Ludwig Feuerbach und dem „jungen Deutschland“ stark beeinflußten jugendlichen Künstler erfüllt von dem Ideale des „freien, schönen und starken Menschen“, welches ihm in dem künstlerischen Griechen verwirklicht erschien und das er seinerseits aus der Tiefe des deutschen Geistes heraus „wiederaufgeschaffen“ hat in den Ideal-

---

[1]) Die Bestimmung der Periodengrenzen, die auch hier naturgemäß nur „fließende“ sein können, ist nicht ohne Schwierigkeit, zumal der geniale Künstler dem reflektierenden Schriftsteller oft weit vorauseilt. So würde die erste Periode, welche schriftstellerisch die Zeit bis zu Wagners Bekanntwerden mit der Philosophie Arthur Schopenhauers im Jahre 1854 zu umfassen hätte, künstlerisch streng genommen nicht einmal mehr Tannhäuser (1845), wo auch das idealistische Element, in Elisabeth und Wolfram, bereits sehr bedeutend hervortritt, ganz und ohne Rest in sich einschließen. — Als Epoche der regeneratorischen Periode nimmt Glasenapp das erste Auftreten dieses Gedankens in der Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ (1867) an, während einerseits die ersten Anfänge des „Parsifal“, dieses eminent regeneratorischen Kunstwerks, bis in das Jahr 1857 zurückreichen, andererseits aber die umfassende schriftstellerische Darlegung des Regenerationsgedankens erst das Werk der letzten Lebensjahre des Meisters ist (1880—1883).

gestalten seines Tannhäuser (jener „dramatischen Verkörperung des Schillerschen Sehnsuchtsrufs: „Venus Amathusia!") und des Siegfried, dieses furchtlos freien Helden, der leuchtenden Auges sein neugeschmiedetes Notung-Schwert selbst mit Walvaters heiligem Speere zu kreuzen wagt. — Das hier zu Tage tretende ungeheure Kraftgefühl konnte nun freilich nicht anders, als Wagnern zur gewaltigsten künstlerischen Empörung treiben, wenn dieser das Ideal, welches in seinem Kopfe und Herzen lebte, verglich mit dem, was draußen in den Zuständen der Kunst und des öffentlichen Lebens in Geltung stand, und dessen Macht er in langen Leidensjahren im Zwange unwürdigster Handwerksarbeit bis ins Mark hinein hatte fühlen müssen. Brandfackeln gleich lodert diese Empörung aus jeder Zeile seiner ersten Kunstschriften aus den Jahren 1849 und 1850; freilich nicht so sehr die Empörung des politischen Revolutionärs — als wofür ihn, nach seiner eigenen späteren Erklärung, allenfalls ein Polizeiaktuar, aber füglich kein Staatsmann hätte halten sollen — sondern vielmehr die Empörung des künstlerischen Menschen, in welchem Wagner gerade damals den polaren Gegensatz zum historisch-politischen Menschen erkannte. — Bezeichnend für Wagners damalige Anschauungen ist namentlich die Stelle aus „Kunst und Revolution", die auch Glasenapp den Anlaß bot zu der von ihm gewählten Bezeichnung der ersten Periode als der „revolutionären":

„Zur Zeit ihrer Blüte war die Kunst bei den Griechen konservativ, weil sie dem öffentlichen Bewußtsein als ein giltiger und entsprechender Ausdruck des Tüchtigsten und Edelsten des Volksbewußtseins vorhanden war; bei uns (wo die Kunst zur Sklavin des Luxus und der Industrie geworden ist und einzig noch zur „Unterhaltung der Gelangweilten" dient) ist die echte Kunst revolutionär, weil sie nur noch im Gegensatz zur gültigen Allgemeinheit existiert. Nur die große Menschheitsrevolution, deren Beginn die griechische Tragödie einst zertrümmerte, kann aus ihrem tiefsten Grunde das von neuem, und schöner, edler, allgemeiner gebären, was sie dem konservativen Geiste einer früheren Periode schöner aber beschränkter Bildung entriß und verschlang".

II. Nun aber kam für Wagner das Erlebnis des Tragischen. Die Tragödie des Genius war seine „mystische Kreuzigung", die auch ihm „die Füße mit des Herzens Blute netzte". In diesem tiefsten Leide wurde ihm, der bereits in der Dichtung seiner „Ring"-Tetralogie die großartigste künstlerische Darstellung der Schopenhauerschen Philosophie geschaffen hatte, ohne eine Zeile davon gelesen zu haben, deren eingehende Bekanntschaft zu teil. Er hat diese stets als die größte ihm widerfahrene Wohlthat seines Lebens gepriesen und wollte sie in jeder Beziehung zur Grundlage aller idealen Kultur der Zukunft gemacht wissen. In einem seiner Briefe an Liszt erleben wir das herrliche Schauspiel dieses Geister-Sonnenaufgangs.[1])

1. Die erste Frucht, die der erhabene Pessimismus Schopenhauers in ihm zur Reife brachte, heißt Entsagung. Schon in Wotans gewaltigem Vernichtungsgrimm, der einzig noch das Ende will, sehen wir

---

[1]) Briefwechsel Bd. II S. 45 (u. 80 ff.).

jene Umkehr des Wollens unter dem Toben entfesselter Seelenstürme sich anbahnen; in Markes weiser Milde hebt sie sich zur vollen Höhe wahrer sittlicher Größe; in der herrlichen Gestglt des Hans Sachs aber wendet sich der Meister aus weltferner erhabener Einsamkeit mit neuer Liebe zurück zur Heimat und zum Volke. Hiermit ist der Standpunkt des Reformators bezeichnet, der, ganz im Sinne Schillers, „auf das Vorhandensein des Guten und Vollkommenen in großer Resignation verzichtend, mit um so größerer Strenge fordert, daß das Vorhandene schön und gut und vollkommen werde. Schriftstellerisch kommt dieser Standpunkt, nach einer fast zehnjährigen Pause innersten Sichversenkens, zuerst voll zum Ausdruck in der ehrfurchtgebietenden Schrift: „Ueber Staat und Religion", von der treffend gesagt worden ist, „sie erzwinge sich ein stilles, innerliches, andächtiges Zuschauen, wie es sich beim Aufthun kostbarer Schreine gezieme"; dann ferner in den Schriften „Was ist deutsch?", „Deutsche Kunst und deutsche Politik" und in der herrlichen, tiefsinnigen Festschrift zur Beethoven-Säkularfeier. Nicht die entschwundene Herrlichkeit des griechischen Kulturideals vermag jetzt noch einzig des Meisters Blick zu bannen, noch auch die in unbestimmbarer Ferne zerfließende Luftspiegelung des (abstrakten) „Allgemein-Menschlichen", sondern vor allem wendet er sich jetzt mit inniger Liebe den Idealen des deutschen Geistes und Volkstums zu und geht sorgsam dem kernhaft Tüchtigen und Gediegenen nach, das sich, unberührt von den Verwüstungen der „modernen Civilisation" im Innersten der deutschen Volksseele noch geborgen haben mochte. Als solches unverlorenes Besitztum erkannte er die deutsche Treue („deutsch ist, eine Sache um ihrer selbst willen treiben") und die deutsche Tapferkeit. In diesen beiden Tugenden offenbarte sich ihm das Müssen des deutschen Geistes, der, „nicht revolutionär, sondern reformatorisch", nicht auf Weltbeherrschung, sondern auf Weltveredelung gerichtet ist; und wie ihn dieses Müssen „zum Gewahren eines Hoffnungsschimmers leitete", so führte ihn hinwiederum die Hoffnung zum Erfassen seines Ideals, des „Reinmenschlichen und Ewig-Natürlichen".

2. Jetzt hat des Meisters hellseherischer Tiefblick den Schleier der Maya, „des Tages täuschenden Trug", durchdrungen. Er gleicht nun jenem Blicke des heiligen Franz, den dieser einst, von schwerer Krankheit genesen, auf die wundervolle Umgebung seiner Vaterstadt Assisi richtete, und der ihn, auf die Frage seiner Freunde, „wie ihm denn jetzt noch die Gegend gefalle", die Antwort lehrte: „Nicht mehr wie sonst". In dem letzten Briefe Wagners an seinen hochbegabten, nun auch schon heimgegangenen Schüler Heinrich von Stein verstattet uns der Seher gleichsam einen Blick über seine Schulter:

„Mehr als alle Philosophie, Geschichte und Rassenkunde belehrte mich eine Stunde wahrhaftigsten Sehens. Es war das am Schließungstage der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Den Schulen war an diesem Tage freier Besuch derselben gestattet worden. Am Ausgange des Gebäudes durch den Einzug der Tausende von männ-

lichen und weiblichen Zöglingen der Pariser Schulen festgehalten, verblieb ich eine Stunde lang in der Musterung fast jedes einzelnen dieses, eine ganze Zukunft darstellenden Jugendheeres verloren. Mir wurde das Erlebnis dieser Stunde zu einem ungeheuren Ereignis, so daß ich vor tiefster Ergriffenheit endlich in Thränen und Schluchzen ausbrach. Dies wurde von einer geistlichen Lehrschwester beobachtet, welche einen der Mädchenzüge mit höchster Sorgfalt anleitete und am Portale des Eingangs wie verstohlen aufzublicken sich erlaubte. Zu flüchtig nur traf mich ihr Blick, um selbst wohl im günstigsten Fall ihr ein Verständnis zu erwecken; doch hatte ich mich so eben bereits genug im Sehen geübt, um in diesem Blicke eine unaussprechlich schöne Sorge als die Seele ihres Lebens zu lesen. Diese Erscheinung erfaßte mich um so eindringender, als ich nirgends sonst in den unabsehbaren Reihen der Geführten und Führer auf eine gleiche, ja nur ähnliche getroffen war. Im Gegenteil hatte mich hier alles mit Grauen und Jammer erfüllt; ich ersah alle Laster der Weltstadtbevölkerung im voraus gebildet: neben Schwäche und Krankhaftigkeit — Roheit und boshaftes Begehren; Stumpfsinn und Herabgedrücktheit natürlicher Lebhaftigkeit neben Frechheit und Tücke. Dies alles angeführt von Lehrern allermeist geistlichen Standes in der häßlich-eleganten Tracht des neumodischen Priestertums; sie selbst willenlos, streng und hart, aber mehr gehorchend, als herrschend. Ohne Seele alles — außer jener armen Schwester." — (Gesammelte Schriften und Dichtungen, X, 410).

Was lehrte nun den Seher dieser Tiefblick?

Zunächst die Erkenntnis einer tiefgehenden Entartung der historischen Menschheit.

Als die Wurzel dieser Entartung weist er in seinem erhabensten schriftstellerischen Vermächtnis, in der Schrift „Religion und Kunst" (nebst den dazu gehörigen Nachträgen und Ausführungen) den Abfall von der ursprünglichen Fruchtnahrung nach, diese wahre Erbsünde der europäischen Kulturmenschheit, welche zunächst den physischen, weiterhin aber auch den sittlichen und religiösen Verfall zur Folge haben mußte. Denn nicht die Religionen, so führt er aus, seien selbst an ihrem Verfalle schuld, vielmehr habe der Verfall des geschichtlich unserer Beurteilung unterliegenden Menschengeistes jenen mit nach sich gezogen.

„Unter den Aermsten und von der Welt Abgeschiedensten erschien der Heiland, den Weg der Erlösung nicht mehr durch Lehren, sondern durch das Beispiel zu weisen: sein eigenes Fleisch und Blut gab er, als letztes höchstes Sühnungsopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle: „solches allein genießet fortan zu meinem Andenken."[1]) Dies das einzige Heilamt des christlichen Glaubens; mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers ausgeübt[2]). . . .

„Berufen, den auf Raub und Gewalt begründeten Staat aufzuheben, mußte der Kirche, dem Geiste der Geschichte entsprechend, die Erlangung der Herrschaft über Reiche und Staaten als erfolgreichstes Mittel erscheinen. Hierzu, um verfallende Ge-

[1]) Der positiv Gläubige möge sich an dieser, philologisch betrachtet, allerdings etwas faustisch-kühnen Uebertragung oder vielmehr Anspielung auf die Abendmahlsworte nicht stoßen. Der dogmatische Sinn dieser Worte wird dadurch, richtig verstanden, nicht berührt. Das zartere Gewissen wird aber (mit den ersten Christen und den strengeren Orden der katholischen Kirche) in der Einsetzung des unblutigen Opfermahls zugleich die Mahnung finden, auch das tägliche Mahl „zu Leibes Kraft und Stärke" nicht mit dem Blute unserer unmündigen Geschwister — wie der heilige Franz die Tiere nennt — zu beflecken. (A. d. V.)

[2]) Nicht explicite, wohl aber implicite, mit den Theologen zu reden. (A. d. V.)

schlechter sich zu unterwerfen, bedurfte sie der Hilfe des Schreckens, und der eigentümliche Umstand, daß das Christentum als aus dem Judentum hervorgegangen angesehen werden konnte, führte zur Aneignung der nötigen Schreckmittel" .... (mit deren Hilfe es sodann gelang, aus der göttlichen Offenbarung des Heilandes der Armen „eine Religion für römische Kaiser und Ketzerhenker" zu machen.")

Aus dieser Erkenntnis erwuchs ihm die Hoffnung:

„Dürfen wir nämlich die Annahme bestätigt finden, daß die Entartung durch übermächtige äußere Einflüsse verursacht worden sei, gegen welche sich der solchen Einflüssen gegenüber noch unerfahrene, vorgeschichtliche Mensch nicht zu wehren vermochte, so müßte uns die bisher bekannt gewordene Geschichte des menschlichen Geschlechts als die leidenvolle Periode der Ausbildung seines Bewußtseins für die Anwendung der auf diesem Wege erworbenen Kenntnisse zur Abwehr jener verderblichen Einflüsse gelten können".

Diese Erkenntnis und diese Hoffnung faßte der Meister sodann zusammen in das herrliche, den ganzen großen Menschen Wagner kennzeichnende Glaubensbekenntnis:

„Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne".

Soll aber dieser Gedanke zur That werden, so kommt es vor allem darauf an, die „bisherigen Versuche zur Wiedergewinnung des verlorenen Paradieses", die in ihrer Vereinzelung zur Ohnmacht verurteilt sind, zu „der Gemeinheit Lohn sich verraten" sehen müssen, einheitlich zusammenzufassen und ihre Vertreter zur Erkenntnis ihrer wesentlichen Solidarität zu bringen. Denn nur in dieser Solidarität können diese Bestrebungen die volle sieghafte Gewalt der Wahrheit, die in ihnen schlummert, entwickeln. Zunächst in Betracht kommen würden hierbei die Bestrebungen der Vegetarier, der Vivisektions- und Impfgegner, überhaupt alle auf die Beförderung einer naturgemäßen Lebens- und Heilweise abzielenden Richtungen, ferner die Bestrebungen der Tierschutz- und Mäßigkeitsvereine, die sozialpolitischen und kolonisatorischen Bestrebungen, die Bewegung zu gunsten einer Unterrichtsreform im Sinne einer nationalen Erziehung, und nicht zuletzt die Abwehr der unser Volkstum, ja die gesamte arisch-europäische Kultur auf geistigem wie auf politischem und sozialem Gebiete verfälschenden und zersetzenden Einflüsse des praktischen Materialismus"[1]).

[1]) Wagner bezeichnet diesen als Judentum „den plastischen Dämon des Verfalles der Menschheit". Wer hieran vom Standpunkte der allgemeinen Menschenliebe Anstoß nehmen möchte, der würde zu verweisen sein auf die schönen Worte H. v. Wolzogens in dessen „Religion des Mitleidens" (S. 149, auch abgedruckt in dem sehr empfehlenswerten „Wagnerianer-Spiegel" unter Nr. 98), sowie darauf, daß, wie bereits Schopenhauer bemerkt, ein übler Rassencharakter durch einen besser gearteten Individualcharakter mehr oder weniger ausgeglichen werden kann. (A. d. V.) — Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß meiner Erfahrung nach sich wohl die Zerrüttung unserer Kulturkraft in den Auswüchsen des jüdischen Volkscharakters

Daß dann aber auch den besonderen Bestrebungen der „Sphinx" in diesem regeneratorischen Programm eine, wenn auch gegenwärtig noch weniger unmittelbar praktische, doch darum nicht minder wesentliche Bedeutung zukommt, wird dem verständnisvollen Teilnehmer an diesen Bestrebungen nicht entgangen sein. Zunächst am Tage liegt die enge Zusammengehörigkeit des Regenerationsgedankens mit der Frage nach einer Weiterentwickelung, bezw. für die abendländische Menschheit zumeist und zunächst erst der Wiedergewinnung, übersinnlicher Fähigkeiten. Aber auch ganz abgesehen davon: Richard Wagner war als Künstler wie als Philosoph ein bedeutender Mystiker, im weiteren wie im engeren Sinne des Wortes. In allen seinen Dichtungen tritt das Uebersinnliche in einer so eigenartigen und hochbedeutsamen Weise hervor, daß man über die geniale Intuition des Meisters auch auf diesem Gebiete wahrhaft erstaunen muß, und das um so mehr, als Wagner sich, soviel wenigstens bekannt geworden ist, mit den okkulten Phänomenen nicht eigentlich theoretisch, und so zu sagen ex professo befaßt hat. Am mächtigsten ist diese „mystische" Ader in seinem letzten und höchsten, ganz und gar der künstlerischen Darstellung des Regenerationsgedankens gewidmeten Werke, dem unvergleichlichen „Parsifal". Hier, wo in dem unsagbar herrlichen „Charfreitagszauber" „die entsündigte Natur ihren Unschuldstag erwirbt", haben wir die endgültige Versöhnung des „Reiches der Natur" mit dem „Reiche der Gnade", die letzte und höchste Verklärung des Naturalismus durch den Idealismus.

Vom Standpunkte der unentsündigten Natur hat man Wagner einen „décadent", einen Künstler des Verfalls genannt. Was daran Wahres zu sein scheinen könnte, beruht im Grunde nur auf einem Mißverständnisse. Wem von den bisherigen Lesern der „Sphinx" hätte nicht unsere noch so unvollkommene Skizze des Wagnerischen Entwickelungsganges die Formel des „individualistischen Monismus" vom „Dasein als Lust, Leid und Liebe" ins Gedächtnis gerufen; wem wäre nicht im Hinblick auf jene „naturalistische" Periode dieser Entwickelung der Spruch Meister Eckeharts in den Sinn gekommen:

> „Etwas ist so lustlich, das macht alle Dinge laufend . . . und so denn jeglich Ding edeler ist, je lustlicher es laufet" —?

Naturalismus ist Evolution, Idealismus Involution. Wenigen nur war es vergönnt, gleich Wagner, in einem Leben beide Entwickelungsstufen, jede für sich, so kraftvoll und bedeutsam auszuleben. Als das eigentliche Lebenswerk des Meisters sind aber doch die Schöpfungen seiner

---

scharf kennzeichnet, daß aber dies in noch viel höherem Maße für die heute tonangebenden Dutzendmenschen deutscher Abstammung gilt; und an dem Ueberwiegen der Häßlichkeiten im Judentum trägt wohl am meisten unsere europäische Kultur die Schuld durch die mittelalterliche Barbarei, mit der sie diese Rasse geknechtet und zertreten hat. Im Übrigen verweise ich hierzu auf meine Ausführungen im Septemberhefte XIII, S. 178 f. (Der Herausgeber.)

zweiten Lebensperiode anzusehen, worin auch die glänzenden Vorzüge der naturalistischen Jugendrichtung erst zur vollen Reife gelangen. Auch ergreifen diejenigen Werke, welche im Ganzen und Großen noch der ersten Richtung beizuzählen sind, am tiefsten gerade durch ihre idealistischen Momente, die in keinem derselben ganz fehlen, in den meisten aber mit höchster Bedeutsamkeit hervortreten.

So mächtig uns auch seine Helden des Wollens — ein Tannhäuser, Wieland der Schmied, Siegmund und Siegfried — das Herz bewegen — eine noch gewaltigere Sprache reden die erhabenen Helden der Entsagung und Erlösung: ein Marke, Hans Sachs, Parsifal, und vollends erschütternd ist es, die entscheidende Wendung des Willens in Tristan und Isolde, Wotan und Kundry im Kunstwerke leibhaftig mit zu erleben. Nietzsches gänzlich in der „Bejahung des Willens“ befangene, daher grundsätzlich immoralistische und antimetaphysische Philosophie der „Herrenmoral“ kann für diese Ueberwindung der noch so edel gearteten „Natur“ durch die Übernatur der „Lust der Unweisheit“ durch die „Lust der Weisheit“ keinen anderen Maßstab haben, als den des „niedergehenden Lebens“, des Verfalls. Aber „was von dem einen Standpunkt als Verfall erscheint, kann von anderm Standpunkt die Vollendung und der Uebergang zur Neubildung sein“ [1]). Wir also würden Nietzsches „decadence“ zu verstehen haben als Involution im Sinne (nicht Häckels, sondern) Leibnizens und Hübbe-Schleidens. Diese letztere aber ist nichts weniger als „Verfall“ und Rückbildung schlechthin, sondern vielmehr „fortschreitende Verinnerlichung und Vergeistigung, ein Uebergang zu höheren Daseinsformen“.

Der Meister selbst ist heimgegangen zu den Gefilden hoher Ahnen: „Das Blut, das in der Gralsschüssel glüt, glüt jetzt auch ihm und läutert das Unsterbliche von dem Sterblichen“. Scheidend hat er uns die Wege gewiesen, die zur Hoffnung führen — an uns ist es nun, sie ihm nachzuwandeln, und „sie lassen sich nicht wandeln, als auf eigenen Füßen“.

---

[1]) Hübbe-Schleiden: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe“ (Braunschweig, 1891), S. 86; vergl. auch zum Vorhergehenden ebenda besonders S. 124—134.





Fernsehen und Doppelgängerei.

Von
Carl du Prel,
Dr. phil.

In meiner theoretischen Erörterung und Erklärung des Fernsehens wende ich mich in dem Folgenden einer Frage zu, deren bejahende Beantwortung eine unbestimmbare Anzahl von Beispielen räumlichen Fernsehens aus unserer Untersuchung ausscheiden und als besondere Gruppe mit eigenem Erklärungsprinzip isolieren würde. Die Erklärung des Fernsehens aus der Kausalitätseinsicht würde nämlich auf das zeitliche Phänomen zu beschränken sein, und das räumliche würde überhaupt in Frage kommen, wenn das letztere auf einer Hinversetzung des Sehers an den entfernten Orte beruhen würde.

Was uns berechtigt, dieses Problem aufzuwerfen, ist der Umstand, daß es nicht Ein Kapitel in der transscendentalen Psychologie giebt, worin nicht die Notwendigkeit sich ergäbe, die Seelenlehre monistisch aufzufassen, ja daß sogar — wie ich in der „Monistischen Seelenlehre" erörtert habe — die Analyse technischer und ästhetischer Probleme uns nötigt, in der Seele sowohl das denkende, als organisierende Prinzip anzuerkennen. Dabei frägt es sich nun eben, ob denn dieser begrifflichen Trennung eine reale Trennung entspricht, oder ob beide Funktionen immer verschmolzen sind. Für die Bejahung der Frage sprechen die zahlreichen Fälle von Doppelgängerei. Sie ist das Produkt der organisierenden Funktion, und wenn wir den Doppelgänger Handlungen vornehmen sehen, zeigt sich auch die denkende Funktion mitbeteiligt. Daraus ergiebt sich unser Recht zu fragen, ob, wenn sich die Gedanken eines Sehers nach einem entfernten Ort versetzen, nicht auch dann die organisierende Funktion mitbeteiligt ist.

Es frägt sich also, ob die Doppelgängerei nicht Erklärungsprinzip des räumlichen Fernsehens werden kann, ob sie nicht wenigstens einen Teil der Fälle erklärt, und aus welchen Merkmalen es ersichtlich wäre, daß diese Erklärung zutrifft.

Man könnte dabei auch noch fragen — wie denn überhaupt das Fernsehen ein ganzer Rattenschwanz dunkler Probleme ist — ob denn der

Doppelgänger die nötige Bewegungsgeschwindigkeit hat, um mit der Schnelligkeit des Gedankens sich an einen entfernten Ort zu versetzen oder auch die successive Reise dahin zurückzulegen. Bis zu einem gewissen Grade kann dieses Problem sogar einer naturwissenschaftlichen Lösung zugeführt werden, und es ist gerade ein eminenter Naturforscher, Wallace, der es gethan hat, und ein Philosoph, Hellenbach, der sich mit ähnlichen Gedanken ihm angeschlossen hat. Wallace sagt, es seien Wesen denkbar von einer ätherischen Ordnung, denen eine erhöhte Intelligenz dadurch verliehen sein könnte, daß sie für solche Aetherbewegungen empfindlich wären, denen kein menschlicher Sinn entspricht; ja welche ihre Thätigkeit entsprechend den Bewegungen des Aethers einrichten, und so eine eben so schnelle Bewegungsgeschwindigkeit haben, als die des Lichtes oder des elektrischen Stromes ist[1]). Auch Hellenbach spricht von Wesen in menschlicher Form, aber von unwägbarer ätherischer Materie, die demnach über jene Kräfte und Fähigkeiten verfügen, die wir dem Aether zuschreiben, z. B. Durchdringung der Materie, Schnelligkeit der Bewegung[2]).

Nun ist der Doppelgänger ein empirischer Beweis dafür, daß im Menschen selbst ein solcher Leib von ätherischer Natur liegt, oder daß wir mindestens die potenzielle Anlage zur jederzeitigen Bildung eines solchen besitzen, und es ist auch gar nicht einzusehen, wieso die organisierende Seele nur einen Leib aus organischen Zellen sollte bilden können, und ihren Bildungstrieb nicht auch an anderer Materie bethätigen sollte, so gut als der Bildhauer mit Lehm, Gips oder Marmor arbeiten kann. Es sind ferner die Materialisationen ein empirischer Beweis dafür, daß die den ätherischen und seine Hülle, den materiellen Leib, bildende Kraft den Tod überdauert, und nur das kann wieder fraglich sein, ob die Geister diesen ätherischen Leib beständig besitzen, oder nur die potenzielle Kraft dazu, ihn gelegentlich zu bilden. Endlich finden wir bei beiden, beim Doppelgänger und den Gespenstern, die gleichen Fähigkeiten, die Bewegungsgeschwindigkeit und das Durchdringen der Materie. Für beide ist auch die Verdichtung bis zur Sichtbarkeit der Ausnahmszustand; in der Regel werfen sie keinen Schatten, d. h. sie sind durchlässig für Sonnenstrahlen.

Es frägt sich also, ob nicht das Fernsehen auf Doppelgängerei zurückgeführt werden kann. Es wäre das der Fall und zwar in allen Beispielen, wenn bei jeder seelischen Thätigkeit die ganze Seele beteiligt wäre; wenn ihre beiden Funktionen, Organisieren und Denken, nur begrifflich trennbar wären. In früheren Untersuchungen hat sich gezeigt, daß das bei unserer bewußten Geistesthätigkeit, z. B. in der Aesthetik und Technik, mitbeteiligte Unbewußte die organisierende Seele ist; in anderen Untersuchungen dagegen über die innere Selbstschau und Diagnose der

---

[1]) Wallace: Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen, 11.

[2]) Hellenbach: Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel, 7. („Sphinx" 1887. IV, S. 4.)

Somnambulen, hat sich gezeigt, daß das bei der organisierenden Thätigkeit mitbeteiligte Unbewußte nur ein verborgenes transscendentales Bewußtsein ist. In beiden Fällen haben sich also die Seelenfunktionen verbunden erwiesen, und darum ist mindestens die Frage berechtigt, ob nicht auch beim Fernsehen diese Verbindung besteht, d. h. Doppelgängerei stattfindet. Die Frage bleibt berechtigt, wiewohl damit nur das räumliche, aber nicht das zeitliche Fernsehen erklärt wäre, und da die Untersuchung, wenn auch nur akademisch angestellt, immerhin interessant ist, mag sie hier einen Platz finden.

Welche Merkmale müßte nun ein solches Fernsehen zeigen? Zunächst könnte man auf verschiedene Aussagen der Somnambulen verweisen, welche beim Fernsehen das Gefühl haben, als verlasse die Seele den Körper; aber solche Aussagen beweisen noch nichts. Es kommt aber vor — und das fällt schon mehr in's Gewicht — daß während des räumlichen Fernsehens oder während der Gedankenreise, d. h. der successiven Bewegung nach dem entfernten Ort, die Somnambulen ihren Rapport mit dem Magnetiseur verlieren, bis sie von der Reise wieder zurückkommen; es ist dies zwar nicht bei allen Somnambulen der Fall, aber bei den besten[1]). Diese bessere Orientierung könnte nun eben von der Doppelgängerei herrühren.

Aus vielen Fällen der Telepathie und der Magnetisierung aus der Entfernung wissen wir, daß das Bild des Agenten dem Beeinflußten oft sichtbar erscheint, und das Gleiche tritt ein bei der Behexung, die sich somit als eine schädigende Magnetisierung erweist. Es war das im Mittelalter bekannt[2]) und ist auch in neuerer Zeit in einem mit allen juristischen Zeugenaussagen konstatierten Falle nachgewiesen worden[3]), dessen Lektüre ich den Juristen empfehle. Will man aber — was allerdings in dem letzteren berühmten Falle von Cidéville nicht angeht — durchaus darauf bestehen, daß das Bild des Agenten bloße Hallucination des Beeinflußten sei, so müßte auf solche Fälle verwiesen werden, wo das Phantom des Sehers am entfernten Ort von einem dort Anwesenden gesehen wird. Die schwerkranke Frau des Dr. J., sehr bedauernd, daß sie nicht in die Heimat ihres Mannes reisen konnte, wo dessen Vater und Schwester lebten, die sie nie gesehen hatte, erwachte einst vergnügt aus dem Schlaf; sie sei nun dort gewesen, sagte sie, habe den Vater und die Tochter gesehen, die eben in der Küche einen Fisch geputzt habe, und beschrieb die Lokalität. Bald darauf starb sie. Dr. J. meldete Alles nach Hause, und mit diesem Briefe kreuzte sich einer des Vaters, welcher meldete, zu jener Stunde sei ein Frauenzimmer in sein Zimmer gekommen, welches auch von der Tochter während des Fischputzens gesehen worden sei[4]). Noch wahrscheinlicher wird die reale Doppelgängerei des Sehers dann, wenn er am entfernten Ort

[1]) Du Potet: Journal du magnétisme, XVI. 434.
[2]) De Lancre: L'incrédulité et mescréance du sortilege, 819.
[3]) Mirville: des Esprits, I. 330.
[4]) Perty: Die mystischen Erscheinungen, II. 155.

einem ganz Unbeteiligten erscheint: Ein Sterbender verfiel in Delirium, und als er daraus erwachte, sprach er zu seiner Umgebung, er sei auf dem Schiffe gewesen, das, von seinem Sohn befehligt, auf der Rückreise von Indien auf dem Meere schwamm; er habe alle Kabinen geöffnet, um seinen Sohn zu suchen. Gleichzeitig sah auf dem Schiffe ein anderer Offizier, nicht der Kapitän, einen ihm völlig unbekannten Mann, den er bisher auf dem Schiffe noch nicht bemerkt hatte, der in den Salon tretend von Kabine zu Kabine ging und sich wieder entfernte. Der Offizier befragte den Kapitän, ob er einen Passagier bisher verborgen gehalten habe, und beschrieb das Phantom so genau, daß der Kapitän daraus seinen Vater erkannte[1]). Ein weiteres Merkmal der mit Fernsehen verbundenen Doppelgängerei scheint gegeben zu sein, wenn der Seher eine Einbuße am Leben erleidet, die auf eine theilweise anderweitige Verwendung des belebenden Princips schließen läßt, wobei er gleichzeitig am entfernten Ort gesehen wird: Eine Frau in Philadelphia, deren Mann als Schiffskapitän nach Europa und Afrika versegelt war, und die lange keine Nachricht erhielt, begab sich auf Anraten zu einem alten Mann, der im Ruf eines Sehers stand. Dieser bat sie, zu warten, und ging in ein Nebenzimmer; da er lange ausblieb, hob sie den an einen Guckfenster der Thüre befindlichen Vorhang empor, und sah den alten Mann wie tot auf dem Sopha liegen, endlich kam er und erzählte, ihr Mann sei in London in einem bestimmten Kaffeehaus, werde aber nächstens kommen, fügte auch bei, warum derselbe nicht geschrieben. Der von der Reise zurückgekehrte Mann bestätigte diese Angabe, und begab sich darauf mit seiner Frau zu dem Seher. Beim Anblick desselben entsetzte er sich und erzählte, er habe diesen Mann an eben jenem Tage in einem Kaffeehause Londons gesehen, der ihm ihren Kummer mitteilte, worauf er ihm die Ursache seiner verspäteten Rückkehr und seines Schweigens kundgab und seine demnächstige Rückkehr in Aussicht stellte[2]). Im Mai 1886 teilte Staiton Moses in der „Psychologischen Gesellschaft" in London das folgende eigene Erlebnis mit: Ein Freund von ihm starb in Lincolnshire und er selbst wurde zum Begräbnis eingeladen, konnte aber nicht fortreisen. Zur Stunde des Begräbnisses fiel er in Bewußtlosigkeit und verblieb darin zwei Stunden. Nach dem Erwachen kamen Stück für Stück die Einzelheiten des Begräbnisses in seine Erinnerung, wie wenn er angewohnt hätte. Er sah in der Erinnerung den amtierenden Geistlichen und die Leidtragenden, schrieb alle Einzelheiten auf Papier nieder und schickte einen vollständigen Bericht über das Begräbnis an einen seiner Freunde, der beim Begräbnis anwesend gewesen war und Alles bestätigte. Der Geistliche war nicht derjenige, von dem er erwartet hatte, er würde amtieren, sondern ein im letzten Augenblick eingetretener Ersatzmann. Der Leichenzug ging ferner zwar von Lincolnshire aus, fand aber in Northamptonshire statt und

---

[1]) Gougenot des Moussaux: les hauts phénomènes de la magie, 95.

[2]) Stilling: Theorie der Geisterkunde, 78.

Stainton Moses hatte genau den Kirchhof und in einem besonderen Winkel desselben einen eigentümlichen Baum gesehen[1]).

Der scheintote Zustand des Sehers wird sogar als eine stetige Begleiterscheinung bei solchen Individuen erwähnt, die es in ihrer Gewalt haben, sich willkürlich in Ekstase zu versetzen. So die Lappländer, von welchen Olaus Magnus, Bischof von Upsala, Saxo Grammaticus und Scheffer berichten[2]). Wenn ein Fremder zu ihnen kommt, und über seine entfernten Angehörigen Aufschlüsse haben will, versetzen sie sich durch Drehbewegungen, die an die der Derwische erinnern, in Bewußtlosigkeit, fallen wie tot zur Erde und geben nach dem Erwachen genaue Aufschlüsse, ja sollen Gegenstände von dem entfernten Orte zur Beglaubigung ihrer Anwesenheit mitbringen.

Individuen, welche das Fernsehen in dieser Weise betreiben, kommen zu allen Zeiten vor. Remigius erzählt: Ein nach Italien gereister französischer Kaufmann wollte von einem Zauberer Nachricht aus der Heimat erhalten. Dieser ließ ihn eine Stunde im Nebenzimmer warten, und erzählte ihm dann, sein jüngerer Bruder sei gestorben, seine Frau von Zwillingen entbunden, und die Magd habe einen Geldsack entwendet, was sich Alles als richtig erwies[3]). Einen andern Fall von solcher Autohypnose zum Zweck des Fernsehens erzählt Bodinus:

„Ich habe im Jahre 1546, als ich zu Nantes gewesen, ein fremdes Urteil von 7 Zauberern vernommen, welche im Beisein vieler Leute sich ausließen, sie wollten innerhalb einer Stunde Nachricht von alle dem bringen, was auf 10 Meilen herum geschehen. Sie fielen darauf in eine Art Ohnmacht und blieben so wohl 3 Stunden liegen. Darauf standen sie wieder auf und sagten, was sie in der Stadt Nantes und noch weiter herum gesehen hätten, und wobei sie genau die Umstände, Orte, Handlungen und Personen wahrgenommen hätten. Was sie erzählten wurde als wahrhaft befunden". . . . . . „Dessen habe ich auch ein Beispiel in meinen Erinnerungen an Bordeaux, welches 1571 vorfiel, als man in Frankreich die Zauberer heftig verfolgte. Da fand sich eine alte Zauberin, welche den Richtern bekannte, sie würde in jeder Woche mit anderen Mitgesellen an gewisse Orte verführt und getragen. Als nun Mons. Balot, einer von den vornehmsten Gerichtsverwaltern, durch die erwähnte Zauberin eine Probe davon erforschen wollte, und dieselbe einwendete, sie sei dessen nicht fähig, sie wäre denn aus dem Gefängnis befreit, da befahl er, sie freizulassen. Darauf schmierte sie sich ganz nackend mit einer Salbe und fiel sogleich tot ohne alles Gefühl nieder. Nach 5 Stunden, als sie wieder zu sich kam, erzählte sie fremde Händel, die an verschiedenen Orten passiert wären und die auch als wahrhaft befunden wurden"[4]).

Solche fernsehende Autohypnotiker kommen schon im Altertum vor. So Hermotimus aus Clazomene, welcher nach Plinius die Fähigkeit hatte, mit der Seele seinen Leib zu verlassen und aus entfernten Gegenden zu berichten, während dessen sein Leib wie leblos liegen blieb. Während

---

[1]) Psychische Studien, IV. 279.

[2]) Olaus Magnus: Historiae gentium septentrionalium, III. c. 16. 19. Scheffer, Lappland. c. 11. Saxo Grammaticus: Hist. Dan. VII.

[3]) Remigius: Daemonolatria.

[4]) Bodinus: Daemonomania. I. c. 12.

einer dieser Seelenreisen verbrannten seine Feinde seinen Körper[1]). Die gleiche Fähigkeit hatte Aretaeus[2]) und nach Diogenes Laertius auch Empedocles. Suidas erzählt sogar — was an jene Hexensalbe erinnert — daß Empedocles dem Pausanias eine Mischung mitteilte, mit deren Hilfe solche Seelenreisen vorgenommen werden konnten[3]).

Alle diese Fälle von Einbuße an Lebensthätigkeit scheinen für die Mitbeteiligung des Doppelgängers beim räumlichen Fernsehen zu sprechen. Ein weiteres Merkmal, das für diese Annahme spricht, liegt darin, daß der Seher sich nicht plötzlich an den entfernten Ort versetzt fühlt, sondern successive sich annähert. Eine Somnambule bei de Lausanne wollte einem Kranken, der Pomeranzenschalen nehmen sollte, den Kaufort angeben, hielt aber plötzlich die Nase zu und rief: Pfui! pfui! Auf die Frage, was ihr fehle, antwortete sie, sie sei durch die Fischhalle gegangen. Sie setzte dann die Gedankenreise fort durch eine Straße bis zu einer Bude, deren Aufschrift sie lesen wollte, aber nicht konnte, weil die Buchstaben verwischt seien. Am andern Tage fand man in der bezeichneten Bude bittere Pomeranzen zu Kauf[4]). Eine Somnambule bei Du Potet, über ihr räumliches Fernsehen befragt, sagt: „es ist, wie wenn etwas in mir, das ich selbst bin, fortginge, sich hinschwinge und dann befinde ich mich an dem Ort. Ich höre dann, was an dem Ort gesprochen wird, wohin ich mich versetzt habe, ich rieche die Gerüche, die dort verbreitet sind. Ich werde von den verschiedenen Einflüssen der Temperatur afficiert, und manchmal erleide ich diejenigen Zufälle, welche mir in meinem natürlichen Zustand unterwegs zustoßen könnten, sogar die Seekrankheit". Sie sagte, daß wenn ihre Gedanken auf einen entfernten Gegenstand gelenkt worden, sie Zeit brauche, sich hinzuversetzen: sie habe nötig hinzugehen, während sie doch keine Zeit brauchen würde, wenn ein Sehen aus der Entfernung möglich wäre[5]). Die Somnambule von Cahagnet, auf ekstatische Reisen nach Amerika geschickt, schützte sich vor dem Sonnenbrand durch Vorhalten der Hand, trug aber gleichwohl auf der linken Seite des Gesichts einen Sonnenstich davon, der 24 Stunden anhielt und der hingehaltenen Hand sich durch große Wärme fühlbar machte[6]).

Wiewohl es nun aber vorkommt, daß die Somnambulen bei solchen ekstatischen Reisen am Orte oder unterwegs in der Kälte frieren, über Hitze sich beklagen, über den Schatten der Wälder sich freuen u. s. w., so kommt dem doch kein sonderliches Gewicht zu. Wenn schon im Wachen

---

[1]) Plinius, VIII. c. 52. Plutarch: de gen. Socr. Tertullian: de amina II. 28. 44.

[2]) Herodot: Melpomene.

[3]) Origenes: Contra Celsum, III. c. 3. Fülleborn: Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Stück 9. 69—73. Carus: Ideen zur Geschichte der Philosophie 336—340.

[4]) Archiv VIII, 1. 81.

[5]) Du Potet: Journal du magnétisme, XVI. 433. 498.

[6]) Cahagnet: Arcanes de la vie future. II. 37.

jede intensive Vorstellung mit einer korrespondierenden leisen Empfindung verbunden sein kann, und im Traum die gepflückte Rose auch duftet, so ist es um so weniger zu verwundern, daß im Somnambulismus die mit gesteigerter Phantasiethätigkeit ablaufenden Vorstellungen mit der Stärke von Autosuggestionen wirken und sogar organische Veränderungen nach sich ziehen können. Wenn der Somnambule Michel, der jederzeit willkürlich einschlafen konnte, das verloren gegangene Schiff Lilloise rückschauend auf dessen Reise mit Zeit und Ortsangaben verfolgte, wobei er den Frost und die Hitze mitempfand[1]), so ist hier die Wirkung der Autosuggestion sehr klar, und auf eben solche Autosuggestion können wir selbst eine mit Erbrechen verbundene Seekrankheit eines ekstatisch Reisenden zurückführen.

Die successive Wanderung beim Fernsehen kommt auch im Mittelalter vor. Ein gewisser Hieronymus, der die Salbe anwendet um zum Hexensabbath zu fahren, sieht auf der Fahrt viele Flüsse und Orte, darunter Venedig, und erkennt später beim wirklichen Besuch verschiedene dieser Orte[2]). Interessanter sind ein paar Beispiele aus neuerer Zeit, die der Arzt Charpignon berichtet. Eine seiner Somnambulen fühlte Sehnsucht, ihre Schwester in Blois zu sehen und trat in Gedanken ihre Wanderung auf dem ihr bekannten Weg an. „Sieh da Herr Jonanneau!" rief sie. „Wo mag er wohl hingehen?" Auf Befragen erklärte sie, in Meung zu sein und Herrn Jonanneau in Feiertagskleidern begegnet zu haben. Man schrieb an ihn und erfuhr, daß er in der That damals und dort in Feiertagskleidern gegangen sei, und daß die Angaben der Somnambulen bis auf's Kleinste richtig waren. Will man nun aus dieser Einzelheit auf das Ganze schließen, so würde sich mindestens ergeben, daß die ganze Reise nicht bloß in der Erinnerung stattfand, sondern ein von Ort zu Ort vorrückendes räumliches Fernsehen, also ein Fortrücken, vielleicht bloß in Gedanken, wobei aber die Wirklichkeit geschaut wurde. Ein zweites Beispiel bei Charpignon — der als Arzt in hohem Ansehen stand — ist in so fern merkwürdig, als die successive vorrückende Fernsicht mehr in's Detail ging, und mit zeitlichem Fernsehen verbunden auftrat: Eine Patientin wollte eine längere Reise antreten, doch war zu befürchten, daß sie darauf verzichten müßte. Sie erholte sich jedoch durch eine energische ärztliche Behandlung. Im Somnambulismus war sie sehr mit dem Gedanken an diese Reise beschäftigt und sprach beständig davon. Eines Abends, nachdem sie magnetisiert worden, schlief sie ruhig auf dem Sofa in Gegenwart des Arztes und ihres Mannes. Plötzlich glitt sie bleich und entkräftet zu Boden und bewegte die Lippen. Sie sprach mit den Anwesenden, wie wenn sie von denselben auf ihrer Gedankenreise begleitet wäre. Sie befand sich auf einem Dampfschiff, sprach mit den Passagieren, wurde, auf den eilig dahinfließenden Rhonefluß blickend, ängstlich und als

---

[1]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 263.

[2]) Görres: Die christliche Mystik. V. 138.

das Schiff unter einer bestimmten Brücke hindurchfuhr, umschlang sie erschreckt ihren Mann. Dann wieder bewunderte sie die Uferlandschaften und die Menschenmenge am Hafen von Lyon, wo das Schiff einlief. Dann, an das Ziel ihrer Reise versetzt, sprach sie von Wiesen, lachte über die Kopfbedeckung der Frauen, deren Dialekt sie nicht verstand, sah Schafherden auf den Feldern und herrliche Berge. Als die Ekstase zu Ende war, befand sie sich wieder in normalem Somnambulismus und hatte Alles vergessen. Drei Monate später von der wirklichen Reise zurückgekehrt, berichtete sie davon ihrem Mann und dem Arzt, und diese hörten nun alle Einzelheiten, welche sie damals schon vernommen hatten. Sie hatte also 3 Monate voraus in die Zukunft geblickt, und dabei gleichzeitig auf 600 Kilometer Entfernung Orte gesehen, die sie bis dahin nur dem Namen nach kannte[1]). Man könnte übrigens hier fragen, ob wirklich räumliches und zeitliches Fernsehen zugleich stattfand; es könnte sein, daß lediglich das Zukunftsbild, aber mit seinen landschaftlichen Kulissen geschaut wurde; für das räumliche Fernsehen aber und zwar mit Doppelgängerei spricht die vom Somnambulismus unterschiedene Ekstase, sogar mit Abbruch der Erinnerungsbrücke.

Es frägt sich nun, für welche Hypothese wir uns entscheiden wollen. Giebt es ein wirkliches räumliches Fernsehen, so wird uns der Doppelgänger entbehrlich und umgekehrt. Man könnte nun sagen, der Doppelgänger sei eine Thatsache, die Ueberwindung des Raumes durch das Auge des Sehers aber nur eine Hypothese; aber doch erheben sich gegen doppelgängerisches Fernsehen ganz bedenkliche Schwierigkeiten. Zwar den allgemeinsten Einwurf, daß eine Trennung vom Leibe dem Tod gleichkäme, können wir ablehnen durch den Hinweis, daß die Beseelung des Doppelgängers, die sich in seinem Gebahren zeigt, eine sehr verschiedengradige ist, so daß also auch die Entseelung des Körpers eine verschiedengradige und äquivalente sein muß, aber keine vollständige. Wenn wir nicht zur Dreiteilung des Menschen greifen wollen — Körper, Seele, Geist — so müssen wir also allerdings eine Spaltung innerhalb der Seele annehmen, und jene Somnambulen wären im Recht, welche sagen, daß sie wirklich am entfernten Ort sind, und dort sehen, hören, riechen, tasten.

Ein Magnetiseur, der sich diese Frage stellte, befragte darüber seine somnambule Cousine und hat interessante Antworten erhalten. Auf die Frage, was in ihr beim räumlichen Fernsehen vorgehe, antwortete sie, daß sie sich dem Gegenstand nähere, daß etwas, was in ihr sei, ja was sie selbst sei, sich hinbewege, sich hinschwinge, und dann sei sie dort, dagegen sei alsdann der Rapport mit ihm, dem Magnetiseur, aufgehoben, sie sehe und höre ihn nicht mehr, der Leib allein sei zurückgeblieben. Auf den Einwurf, daß bei einer Trennung der Seele vom Leib dieser nicht fortfahren könnte zu atmen und zu funktionieren, wußte sie keine be-

---

[1]) Charpignon: Physiologie médecine et metaphysique du magnétisme, 88. 97.

stimmte Antwort, bestand aber darauf, daß die Trennung stattfinde, daß sie die Gegenstände der entfernten Orte aus der Nähe sehe, wie wenn sie sie berührte, gleichviel welches ihre Entfernung sei. Beweis dafür sei, daß sie nicht bloß die Dinge sehe, auf die der Magnetiseur ihre Aufmerksamkeit lenke, sondern auch andere, von welchen er so wenig gewußt, wie sie. Speciell wenn er medicinische Ratschläge verlange, so sehe sie die geeigneten Pflanzen und Medikamente, berühre sie, prüfe sie auf ihren Geschmack: befinde sie sie ungeeignet, so nehme sie eine Veränderung des Medikaments oder der Dosis vor bis zur richtigen Zusammensetzung. Auf die Frage, welche Beweise von ihrer realen Anwesenheit am entfernten Orte sie geben könne, erinnerte sie den Magnetiseur an verschiedene Vorgänge in ihrem somnambulen Leben, die er nicht vergessen haben könne: Einst hatte er sie aufgefordert, sich auf 12 Stunden Entfernung mit seinem Freunde Dril. . . in Rapport zu setzen; er wohnte an einem Ort, den sie nie gesehen. Während sie dahin ging, wozu sie 2—3 Minuten benötigte, zuckte ihr Körper auf dem Stuhle plötzlich zusammen und, darüber vom Magnetiseur befragt, antwortete sie, sie habe sich, um einem herangaloppierenden Pferde auszuweichen, zur Seite geworfen und dabei sich den Fuß übertreten. Bei einer zweiten Versetzung nach dem gleichen Ort zuckte sie wieder zusammen, weil sie dort, über die Stiege steigend, auf ihr Kleid getreten sei. Im Zimmer angekommen, beschrieb sie dem Magnetiseur alles genau, auch das, was er nicht wußte. Sie sah Nelken, berührte sie und roch daran. Im andern Zimmer fand sie Dril. . ., dessen Diagnose sie vornahm, und die Richtigkeit aller ihrer medicinischen und sonstigen Angaben wurde am übernächsten Tag durch einen Brief bestätigt.

Bei solchen ekstatischen Reisen — auch daran erinnerte sie den Magnetiseur — wurde sie manchmal durch Temperatureinflüsse heiser, was sogar nach dem Erwachen noch anhielt und sie befremdete, weil sie die Ursache nicht erklären konnte. Bei einem Besuch in der Apotheke sah sie das dem Magnetiseur für den Konsultierenden empfohlene Medikament in einem blauen Topf und nannte zwei in der Apotheke gerade anwesende Herren, die vom Magnetiseur in nicht schmeichelhafter Weise sprachen, worauf dieser hinging und sich überzeugte, auch die Medikamente am angegebenen Ort fand. Am andern Tage stellte er einen jener beiden Herren zur Rede, der Entschuldigungen stammelte. Als sie wieder in Somnambulismus versetzt war, sah sie jenen Herrn, der den zweiten und den Apotheker zur Rede stellte, ihre Reden dem Magnetiseur ausgeschwätzt zu haben. Auch die Richtigkeit dieser Angabe wurde bestätigt.

Wenn ich nun — so fuhr die Somnambule fort — bei solchen Versetzungen Heilmittel prüfe und zusammensetze, den Fuß übertrete oder auf mein Kleid trete, wenn ich Kälte und Feuchtigkeit bis zur wirklichen Heiserkeit empfinde, wenn ich höre, was am entfernten Ort gesprochen wird, so beweist das, daß ich mit allen meinen Sinnen dort bin, mit Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Tastgefühl; wenn ich zudem mich selber dort sehe, meinen Leib und die Kleidung, so kann doch meine An-

wesenheit nicht bezweifelt werden, abgesehen davon, daß ich immer Zeit brauchte, mich hinzuversetzen, was beim bloßen Fernsehen unnötig ist; diese Zeit brauche ich eben zur Annäherung, und je entlegener der Ort ist, desto mehr Zeit brauche ich[1]).

Solche Aeußerungen werden nun dem Leser um so plausibler klingen, als wir bei der anderen Hypothese, dem wirklichen Sehen aus der Ferne, auch noch ein Fernhören, Fernriechen ꝛc. hinzuschlagen müßten; aber die Somnambule selbst macht uns wieder irre durch eine weitere Erzählung. Der Magnetiseur hatte nämlich ein großes Packet auf die Post gegeben, dessen Bestimmung sie nicht kannte, und forderte sie auf, das Packet zu verfolgen, also einen Blick in die Zukunft zu thun. Sie wurde auf das Hauptpostamt versetzt, von dort auf ein Dampfschiff, wo es mit vielen andern vereinigt lag. Sie bestieg den Dampfer, aber während der Ueberfahrt wurde sie nicht nur ängstlich, sondern auch noch seekrank, so daß sie nicht weiter folgte, sondern mit einem andern Schiff die Rückfahrt antrat, wobei sie sich erbrechen mußte. Die Bemühungen des Magnetiseurs gelangen erst, nachdem sie von der ekstatischen Reise wieder gelandet war. Alle Umstände, die uns also oben für die Doppelgängerhypothese gewinnen wollten — wobei die physiologische Reperkussion auf den Leib aus der Solidarität desselben mit dem Doppelgänger zu erklären wäre — traten demnach auch beim zeitlichen Fernsehen ein und fordern uns auf, die Doppelgängerhypothese wieder fallen zu lassen; denn beim zeitlichen Fernsehen können die korrespondierenden Empfindungen offenbar nur autosuggestiv eintreten; das gleiche Vorkommen beim räumlichen Fernsehen kann also nicht zu Gunsten des Doppelgängers herangezogen werden. Damit wären wir also doch wieder auf eine einheitliche Erklärung des zeitlichen und räumlichen Fernsehens zurückverwiesen und müßten sagen, daß wir als transscendentale Wesen in einer Welt leben, in der Alles auf Alles wirkt, und welche virtuell die Zukunft bereits in sich birgt, in welcher Zukunft auch wir selbst stehen mit allen Einwirkungen, die wir daraus empfangen.

Unser Problem, die Theorie des Fernsehens, ist offenbar noch nicht spruchreif, und ich wenigstens weiß nichts Besseres zu sagen, als was die Somnambule sagt, die wir gehört haben: daß der Magnetismus noch an der Mutterbrust liegt und kaum erst zu zahnen beginnt. Es würde eine sehr lange Reihe mit großem psychologischem Geschick angestellter Experimente erfordern, alle diese Fragen zu entscheiden; aber diejenigen, deren Beruf das wäre, glauben das Menschenrätsel eher lösen zu können indem sie Meerschleim durch Mikroskope betrachten und für die Vivisektion der Thiere immer neue Qualen ersinnen, dem Magnetismus aber, weil er ihre Privilegien antastet, werden sie in alle Ewigkeit abhold sein.

Wie verwickelt unser Problem ist, geht auch daraus hervor, daß räumliches Fernsehen mit zeitlicher Rückschau verbunden auftreten kann. Das war bei der erwähnten Somnambulen der Fall, kommt aber auch

---

[1]) Du Potet: Journal du magnétisme, XVI. 433—439. 495—504.

sonst noch vor. Haddock schickte seine Somnambule Emma im Geist fort, eine Dame aufzusuchen, die nahe dem Schloß von Edinburg wohnte. Vom Schlosse selbst „angezogen" sah sie darin Dinge, worüber sie erschrak: Eine vornehme Dame, vor der das Volk auf die Kniee fiel, die aber trotz ihres hohen Ranges sehr unglücklich sei, in die Priester vernarrt, womit ihr Gemahl und das Volk nicht einverstanden seien. Dann sprach Emma von Maria Stuart, beschrieb das alte Meublement und kam schließlich auf die Enthauptung der Königin. Die Beschreibung der Trachten entsprach der Zeit. Von den Personen sagte sie, sie wisse, daß dieselben längst tot seien, sehe sie auch nicht leibhaftig, sondern nur die Umrisse und Schatten derselben [1]). Der Arzt Gregory sandte seine Somnambule auf ekstatische Reise nach einem 120 engl. Meilen entfernten Schloß. Auf der Stiege sah sie, in die Mauer eingelassen, drei Porträts einer und derselben Dame in Lebensgröße. Sie erkannte diese Dame als identisch mit jener, die sie einst in einem retrospektiven Ferngesicht gesehen hatte; in einem andern Zimmer desselben Schlosses sah sie das Bild einer anderen Dame, die sie bei der gleichen Rückschau einmal gesehen hatte. Die Bilder stellten Elisabeth und Maria Stuart vor, und Gregory überzeugte sich, daß sie wirklich im Schloß hingen [2]).

Läßt man die Somnambulen ekstatische Reisen antreten, so kann man ihnen entweder bloß das Ziel angeben, oder die Wege zum Ziel mit ihnen durchwandern, dann und wann anhaltend, gleichsam um sich zu vergewissern, ob sie mitgekommen sind, — ein Verfahren, welches Ricard empfiehlt [3]), während andere Magnetiseure behaupten, daß man die Somnambulen dadurch nur ermüde, und daß es besser sei, sie durch bloße Namensnennung nach den entfernten Orten oder Personen zu versetzen. Es gilt aber auch von solchen Ferngesichten, daß sich in dieselben, associativ geweckt, subjektive Phantasiebilder mengen können, die der Seher von den ächten Bestandteilen nicht unterscheiden kann. Aber auch der Magnetiseur kann durch ungewollte Suggestion falsche Bilder in das Ferngesicht mengen. Deleuze hat es häufig erfahren, daß wenn er die Somnambulen ihren spontanen Ferngesichtern überließ, diese richtig waren, daß er aber durch Versuche, das Fernsehen zu steigern, die Sache verdarb, indem die Frage selbst als Suggestion wirkte [4]). Man kann so bei den Somnambulen Traumbilder hervorrufen, die sie immer weiter ausspinnen und die doch nur Faseleien sind [5]). Solche ungeschickte Experimentatoren, statt einzusehen, daß sie selbst die Schuld tragen, reden dann von Betrug.

---

[1]) Haddock: Somnolismus. 260.
[2]) Du Potet: Journal etc. XI. 346.
[3]) Ricard: Traité du magnétisme. 462.
[4]) Deleuze: faculté de prévision. 31.
[5]) Reichenbach: Der sensitive Mensch. II. 659.



Im Nebel.

Von

Karsten Brand.

Als sich das Dampfboot gegen 11 Uhr vormittags vom Kai in Ostende ablöste, war es augenscheinlich, daß der schon in der Frühe trotz der Taufrische schwüle Morgen einen sehr heißen Tag anzeigte. Sobald das Schiff in die offene See gelangte, begannen die von der Wasserfläche zurückgeworfenen Sonnenstrahlen, zusammenströmend mit dem ursprünglichen Lichtquell, ihre ermüdende Wirkung auf die Reisenden zu äußern. Das war nicht mehr die sengende Glut, welche eben noch bei der Abfahrt vom Lande die Abschied nehmenden Damen unter das Zeltdach getrieben und sie veranlaßt hatte, die noch leeren schattigen Plätze vorsorglich zu besetzen; aber es breitete sich eine durch die Feuchtigkeit der See gemilderte Schwüle aus, in welcher die wohlige Müdigkeit der sommerlichen Mittagsruhe die Glieder fesselte. Man konnte es den Leuten, welche auf dem Deck des ersten Platzes versammelt waren, ansehen, wie sie sich nach behaglichem Anlehnen, auch vielleicht nach völligem Ausstrecken sehnten. Einzelne suchten zu diesem Zweck bald die Kajüte auf. Nur ein deutsches Ehepaar und eine junge Engländerin machten eine auffällige Ausnahme. Den beiden Ehegatten bot offenbar die Seefahrt sowohl, wie die Berührung mit den unbekannten Belgiern, Franzosen, Engländern etwas neues, ihren Lebensgewohnheiten fremdes. Sie mochten zu Hause in einem engen Kreise angesehene und tonangebende Personen sein; hier fühlten sie sich geniert. Der gnädigen Frau kam vielleicht, obwohl sich niemand um sie kümmerte, plötzlich ins Bewußtsein, daß der luftige, schneeweiße Flanellanzug der neben ihr sehr nachlässig hingelehnten kleinen Französin eine elegantere Sommertoilette abgebe, als ihre eigene solide Robe. Sich auf der Inkonvenienz eines musternden Seitenblickes ertappend, hob sie von ihrem Sitz den Oberkörper noch etwas mehr zu zweifellos unbequemer bolzengerader Stellung in die Höhe. Auch der Gemahl kam sichtlich nicht zum unbefangenen Genuß der Aussicht auf den eben verlassenen Hafen. Er hatte noch keinen Sitzplatz gefunden und blickte neben den Gläsern seines Feldstechers vorbei mit unsicherer Neugierde auf die façonlose Umgebung seiner vor ihm thronenden Gattin.

Einen ganz anderen, jedoch ebenfalls nicht erfreulichen Anblick gewährte das schon erwähnte Mädchen, welches nach seiner britischen Heimat reiste; — oder fand sie dort keine Heimat? Dem sehr lieblich geformten Oval ihres kindlichen Gesichtchens schienen die zahlreichen feinen und scharfen Falten zu widersprechen, welche die zarte Stirn lang durchschnitten. Wenn sie die Augen von dem Buch, in welchem sie las, erhob, machte es den Eindruck, als ob diese wunderbaren Augen nichts von ihrer Umgebung sähen, und nur nach innen schauten. Eine befremdliche Teilnahmlosigkeit schien aus den dunkeln Augensternen zu blicken, wie etwas dem Wahnsinn verwandtes. Was mochte es sein, das diesem schönen Mädchen die Freude des Lebens so frühzeitig genommen hatte? Materielle Sorgen trugen sichtlich nicht die Schuld. Sie war ganz in dünne Seide gekleidet; aber die Farbe des Stoffes war schwarz und der bequeme, dabei unvorteilhafte Schnitt erinnerte an Nonnentracht. Sie legte zweifellos gar keinen Wert auf ihre Erscheinung. Das aschblonde, glanzlose Haar, das kunstlos wirr die Stirn umzitterte und lose, kurz geschnitten in den Nacken fiel, vervollständigte den eigenartigen Gesamteindruck. — Später fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß die Lektüre, von der sie nur zuweilen traumbefangen aufblickte, die lateinische Ausgabe der Predigten Taulers, des deutschen Mystikers, vom Jahre 1548 war.

Inzwischen verfolgte das Schiff seinen ungebahnten Weg. Die Hafeneinfahrt von Ostende, welche der Pinsel Andreas Achenbachs berühmt und unvergeßlich gemacht hat, begann in der Ferne zu verblassen; da schwammen nur noch undeutlich über dem Wasser die bunten Façaden der Villen und Hotels auf der gepflasterten Digue, welche der internationalen Badegesellschaft zur täglichen Promenade dient. — Im Verhältnis zur Entfernung hätte man die einzelnen Gegenstände deutlicher erkennen müssen; aber es glitzerte in der sonnigen Luft, als wenn sich ein silbergrauer Schleier um das Schiff legen wollte.

Auf der anderen Seite vor uns wurde die Horizontlinie undeutlich; Himmel und Meer schienen ineinander zu fließen. Ich liebe sehr diese unbeschreibliche, sonnendurchflutete Farbe, welche die weite See und das Himmelsgewölbe in ein einzig Unendliches wandelt; diese Stimmung, welche in die Seele zieht, wenn die Ufer schwinden und vor uns das Element, welches unser rastlos vorwärts eilendes Fahrzeug trägt, sich in das Endlose verliert. Versinnbildlicht sich da nicht ein immer wiederkehrender Traum? Der Gedanke, daß eben deshalb, weil uns der Begriff der Endlichkeit unmöglich ist, die in Worte nicht zu fassende Ahnung der Unendlichkeit zur Gewißheit werde? Ist dieser Traumgedanke nicht die Brücke, welche die Sinnenwelt mit dem Uebersinnlichen verknüpft? Ich mußte an einen Wanderer denken, der in der Nacht seinen Weg vom bekannten Gestade zum Ufer jenseits sucht. Er tritt auf die Brücke, und wie er vorwärts schreitet, beginnen die krystallenen Pfeiler zu schwanken; die Brücke wölbt sich über den Ozean. Das Ufer der Heimat verbleicht im letzten Schimmer des Mondes; und dort drüben?

Schauer erfüllt ihn und er fragt: Ist die dunkele Wasserwüste nicht uferlos? Mit jedem Schritt, den er weiter tastet, läßt der Schatten der Nacht ihn einsamer werden. Die Pfeiler der Brücke verjüngen sich von Bogen zu Bogen, und jetzt werden sie dünn wie Spinneweben. Darf er noch weiter dringen, muß er trostlos umkehren? Oder wandelt er nicht mehr allein? Was ist das dort vor ihm? Ist das sein Schatten, oder sein eigenes Selbst, das riesengroß, dunkeler als die Nacht, weit voraus über die leise flimmernde Brücke gleitet? Da geht ein Stern auf drüben über dem einsamen Meer. Strahlt dies Licht von einem anderen Ufer?

Aus diesen Träumen erwachte ich erst wieder zur Wirklichkeit, als ich hörte, wie der Kapitän die wenigen Reisenden, welchen er bis dahin den Aufenthalt auf der Kommandobrücke gestattet hatte, mit eiligen Worten hinuntersteigen hieß. Ob irgend etwas nicht in Ordnung war? Ich konnte die Leute beruhigen. Es war nur der Nebel, den der wackere Kapitän heraufziehen sah. Nun mußte er scharf aufpassen und durfte sich nicht durch unnütze Fragen stören lassen. Nach fünf Minuten war jeder Schimmer der Küste verschwunden; noch ein paar Minuten, und im Kreise um das Schiff herum zog sich der Nebelschleier zusammen. Gewöhnliche Augen konnten jetzt nicht mehr zwanzig Schritte vom Hinterdeck aus über die Spitze des Schiffs hinaus durch den Nebel dringen; hoffentlich vermochte es der Kapitän mit seinem Doppelfernglase. Der erste Ton des Nebelhorns weckte in mir den Gedanken an die Gefahr der schnellen Fahrt auf dieser belebten Straße. Mitten in diesem Nebel, der schlimmer ist, als tiefe Nacht. Denn in nebelfreier Nacht erkennt man weithin die Signallichter, und jetzt dringt nicht einmal die Mittagssonne durch den Schleier.

Der Zusammenstoß von Schiffen auf der offenen See erscheint dem Landbewohner als ein beinahe unbegreiflicher Zufall. Er sieht die Gefahr erst ein, wenn er weiß, daß zwar die Fahrstraße der unabhängig von der Windrichtung zwischen zwei Häfen schnell und rastlos vorwärts eilenden Dampfer bestimmt wie mit dem Lineal vorgezeichnet ist, aber von zahllosen vorher ganz unbestimmbaren Kursen anderer Dampf- und Segelschiffe gekreuzt wird, namentlich auf dem engen Raum im englischen Kanal zwischen Ostende, Dover und Calais.

Abwechselnd wob sich der Nebel dichter. — Da dröhnt in immer kürzeren Zwischenräumen der Ton des Nebelhorns. Hin und wieder gelingt es der Sonne, die Nebelmassen mit einer lichteren Farbe zu beleben. In solchen Augenblicken schimmert die in gleichmäßiger, leichter Bewegung wogende Wasserfläche in goldig angehauchtem, graugrünlich durchsichtigem Glanz. Man sieht Gespenstern gleich hinter der Nebelwand den Schornstein eines Dampfers, die Segel eines großen Frachtschiffes erscheinen und man hört aus unbekannten Fernen die Warnungsrufe anderer Fahrzeuge. Dabei gleiten wir unaufhaltsam weiter, ruhig vertrauend auf die sichere Führung des eigenen Schiffers und der anderen, welche die Linie unseres Kurses kreuzen müssen.

So geht es Meile auf Meile. Wir merken nichts von der Eile unserer Fahrt. Kaum erkennt man eine Bewegung aus dem rückwärts auf das rauschende Kielwasser gewendeten Blick. Die brodelnden Wellen vereinigen sich zu schnell mit dem Nebelmeer. Jetzt verdichtete sich der Nebel augenscheinlich und schoß in bräunlichem Strom dem Schiff entgegen. So dick, daß der Warnruf unseres Dampfers in gedämpfterem Ton herunter stöhnte. Was war das wohl? Klang das nicht wie ein Doppelton? Einmal, noch einmal; aber tiefer, lauter, scheinbar näher, als die Stimme unseres eigenen Schiffs. Die Reisenden schienen nicht darauf zu achten. Schwüle Luft und stundenlange Fahrt hatten erschlaffend gewirkt. Einige schliefen. Auch der deutsche Bureaukrat hatte es über sich gewonnen, auf seinem Kajütenstuhl steif und gerade wie ein Lineal einzuschlummern. Die elegante, kleine Französin schlief gleichfalls. Ihr Puppenköpfchen war von der Lehne des Sessels zur Seite geglitten und ruhte auf der Schulter der eng neben ihr sitzenden würdevollen deutschen Frau. Das war für diese wieder eine neue und jedenfalls unangenehme Situation. Müdigkeit, nervöser Aerger, vornehmes noli me tangere, Verlegenheit und frauenhaftes Zartgefühl stritten offenbar unbehaglich in ihren Sinnen um die Herrschaft. Ein paar Zusammengehörige plauderten träge ab und zu mit einander. Die anderen starrten in den Nebel, gedankenleer, wie es schien; jedenfalls aber ganz ohne Besorgnis irgend einer Gefahr. Das Schiff war ja auch eine Welt für sich, außerhalb deren man nichts erblickte. So viele sorglos Träumende rings herum; wie hätte man da an drohende Gefahr denken sollen?

Eine Ausnahme der allgemeinen Schläfrigkeit machte nur das junge Mädchen, dessen unerklärliche Erscheinung mir vorher aufgefallen war. Sie hatte das Buch, in dem sie unablässig gelesen, plötzlich auf die Bank neben sich gelegt und sah mit ihren traumhaften Augen in den Nebel, und das mit ganz anderem Blick als ihre Mitreisenden. Drang ihr Gesicht durch diese Nebelmauer? Schien dasselbe nicht rückwärts gerichtet auf eine ganz andere Welt zu schauen? Was zuckte jetzt über ihre Kinderzüge, die totenbleich erschienen? Und da! — fast fliegend eilte sie die Treppe zur Kommandobrücke in die Höhe. Dort stand der Kapitän, scharf hinausblickend, vor dem Matrosen am Steuer und wies diesem mit rückwärts gewendeten, gelassenen Handbewegungen den Kurs. Wir mußten uns der Küste nähern. Zwischen Kapitän und Steuermann stand jetzt das Mädchen. Der Kapitän zeigte sacht nach Steuerbord; aber gleichzeitig wies die Hand des Mädchens mit energischem Ausstrecken des Arms nach Backbord. Der Mann am Steuer schien einen Augenblick zu zaudern; es glitt etwas einem stumpfen, schreckhaften Verständnis ähnliches über seine harten Züge, und dann, als gehorche er dem stärkeren Willen, der aus diesen rätselhaften Augen auf ihn leuchtete — ließ er das Rad in der ihm unerwartet befohlenen Richtung in schnellem Drehen durch die Finger laufen, bis die Befehlende die Wendung durch ein neues Zeichen mit der anderen Hand beenden ließ. Wir hatten links eine starke Kurve

gemacht. Der Kapitän drehte sich plötzlich um; man sah, wie seine Glieder sich zum Sprunge zusammenzogen, als wollte er die unerwartete Erscheinung von ihrem unrechtmäßigen Platze stoßen. Aber es kam nicht dazu. In demselben Augenblick heulte in unmittelbarer Nähe vor uns — rechts Steuerbord — ein Nebelhorn, und im Nebel tauchten die Umrisse eines Schiffs auf, eines kolossalen Dampfers, welcher schon in der nächsten Sekunde in voller Fahrt an unserem Heck vorüberschoß; so dicht, daß ich, in die Höhe blickend, die Gesichter der Personen deutlich erkannte, welche, sich über das Geländer beugend, auf unser kleines Fahrzeug herunterblickten und in gellendes Schreien ausbrachen.

Ich war der unbekannten Retterin unseres Lebens nachgeeilt, als sie auf die Kommandobrücke flog, und sah die ganze Scene, die sich dort in weniger als einer Minute abspielte, vor mir in unmittelbarer Nähe. Ich fühlte, wie mein Herzschlag stockte. Ein wenig weiter rechts, und dies vorbeirauschende Ungetüm, das jetzt schon wieder im Nebel verschwunden war, wäre mitten in unsere Planken gerannt.

Auch die Passagiere waren aus ihrer Lethargie erwacht. Sie hatten in der Mehrzahl zwar nicht auf den ganzen Vorgang geachtet und dem forteilenden Mädchen keine Aufmerksamkeit zugewendet. Aber die Angstrufe auf dem so bedrohlich nahe vorüberbrausenden Dampfers erweckten ihnen jetzt nachträglich das Bewußtsein der Gefahr, welcher sie knapp entronnen waren. Alles sprang auf, fragte, schrie durcheinander; in drei Sprachen. „Herr Kapitän, Herr Kapitän, was war das? Was gab es da? Herr Kapitän, Sie stehen für unsere Sicherheit!" Das war die scharfe Stimme des deutschen Beamten. „Herr Kapitän, Herr Kapitän!" Der Gerufene hielt oben auf der Brücke noch die Hand des weiblichen Steuermanns, als wenn er ihr einen Dank sprechen wollte. Wortlos, weil er offenbar keinen Gedanken fand, der ihm dies Ereignis erklärte. Wen hatte er vor sich? War da ein Unbegreifliches geschehen? War das ein Pilot mit besseren Augen, als er solche im Kopfe trug, und trotz seiner guten Ferngläser? Es war auch keine Zeit zur Ueberlegung. Der Nebel riß, und ein blitzender Sonnenstrahl fiel vor uns auf die hohe Kreideküste von Dover. Da lag der Hafendamm, und das Schiff mußte, um die Einfahrt zu gewinnen, eine Biegung machen. Wortlos, die nächtigen, unergründlichen Augen auf einen fernen, unsichtbaren Horizont gerichtet, schritt die Unbekannte die Treppe herunter. Ich konnte ihr noch das bei Seite gelegte Buch reichen. „Thank you", flüsterte sie fast unhörbar.

Jeder suchte nach seinem Gepäck. Auf dem Pier winkten die Träger; die Taue und Ketten knirschten und klirrten beim Anziehen und Winden um die Kaipfosten; die Plankenbrücke wurde auf das Schiff geschoben. Man drängte zum Ausgange.



In's Wasser geworfen!

Von

M. von Saint-Roche.

Samstag ist's und Feierabend. Aber für den Weberbauern ist's nichts weniger als Rastzeit; der hat die allerschwerste Arbeit noch vor sich; eine Arbeit, die Schweiß kostet, denn er muß denken dabei, und wenn er das anfängt, wird's ihm allemal schwarz und grün vor den Augen. Da sitzt er in der großen Stube und wischt sich mit dem Aermel ein über's andre Mal über das grobknochige, bartlose Gesicht, schiebt den Hut, der für den großen Kopf viel zu klein ist, vom rechten auf's linke Ohr und wieder vom linken auf's rechte, schüttelt das Tintenglasl, daß es ein dicker Brei wird, weil heut die Tinte so schlecht angeht, und während er in verschiedenen Papieren und schmutzigen Bücheln wühlt und so erst recht nicht zusammenfindet, was er braucht, ärgert er sich unbändig über eine Stubenfliege, schlägt darnach und in seinem Eifer mit der Fliege das Fenster hinaus.

„So, da hat man's! mit der verflixten Schreiberei; wieder ein Zwanziger beim Teufel!" Dann setzt er sich wieder hin, rechnet, stöhnt und malt mit der schweren Hand wunderbare Hieroglyphen, die für ihn Buchstaben und Ziffern bedeuten, auf ein Blatt ordinären Papiers. Er macht Kassensturz und Monatsabrechnung heute, „denn im Kopf kann's Einer doch nicht Alles behalten, besonders die Ausständ'!"

Ja die Ausständ', die nagen wie ein Wurm am Herzen vom Weberbauern, während seine Schuldner dafür kreuzwenig von einem nagenden Wurm ihres Schuldbewußtseins merken lassen; der Weberbauer hätte aber nie „Ausständ'" bekommen, wenn es nicht ein spekulativer Mann und ein lichter Kopf wäre, der mit seiner Zeit geht und seinen Vorteil zu benutzen weiß. Es sind zwar in dem kleinen Orte ohnedies über ein halb Dutzend Krämer, aber es kam ihm eines schönen Tags der glänzende Einfall, daß diese durchaus nicht für die Bedürfnisse seiner Mitmenschen genügen, und um einer etwaigen Hungersnot vorzubeugen, errichtete er

in seinem leeren Schuppen ein Viktualien-Geschäft en gros. Der erwünschte Zulauf ließ nicht auf sich warten und die Brust des angehenden Handelsherrn schwellte vor Stolz, als er gar „von außen her“ größere „Aufträge“ mit Beträgen zu 2 bis 300 Gulden bekam. Solche Kundschaften darf man nicht abschrecken, da muß man Kredit gewähren, sonst schadet man seinem Ruf! — Als dann ein viertel und ein halbes Jahr vergeht, ohne daß das so gewiß versprochene Geld eintrifft, da freilich dämmert in dem zermarterten Bauerngehirn eine leise Ahnung auf, daß er in die Falle schlauer Füchse gegangen, und von da ab prägt sich des Daseins ganzer Jammer in seiner Physiognomie aus. Er quält sich mit einem Schreibebrief um den andern ab, um es den Herren Schuldnern begreiflich zu machen, daß sie durchaus nicht rechtmäßig vorgehen; er predigt sich Vorsicht und zählt jeden Kupferkreuzer nach, wenn die armen Arbeiterkinder Erbsen, Mehl u. dergl. bei ihm holen, denn bei solchen Leuten, die nichts haben und im kleinen kaufen, muß man ja auf der Hut sein! — Er giebt den Handwerksburschen nun nur mehr einen halben Kreuzer, ißt noch schlechter, kargt sich die sonntägliche Halbe Bier ab und rackert noch mehr, — aber das nützt nichts, die Hunderte kommen nicht damit herein.

Als er nach geraumer Zeit einsieht, daß seine wunderbaren Episteln ohne Erfolg bleiben, überfällt ihn ein verzweifelter Mut, er thut, was bei Handelsherren in solchen Fällen üblich, — wie's ja auch in der neuen Kalendergeschichte steht, — er nimmt sich einen Doktor. „So“, sagt er nach diesem großen Schritte aufatmend zu seiner Bäuerin, „jetzt feilt's nimmer! Der brockt's ihnen ein! Jetzt krieg i mei Geld in acht Tagen, kosten thut's nix; sell müssen all's die Andern zahlen!“

Neues Stadium der Pein: Briefe kommen, die, um gelesen zu werden, unerhörte Ansprüche an die nun so sehr angestrengten Gehirnnerven machen; Briefe gehen, die ein Gaudium sonder Gleichen in der Notariatskanzlei hervorrufen. Endlich kommt eine Rechnung mit 22 Gulden, die der Weberbauer in fürchterlicher Deutlichkeit lesen kann, mit dem Bescheid, daß die Summe uneinbringlich, Exekution unzulässig, da betreffende Schuldner nichts besitzen 2c. 2c; „der Herr Doktor empfiehlt sich für weitere Fälle dem geehrten Herrn Klienten“.

„Zum aus der Haut fahren!“ keucht der geehrte Herr Klient und fährt mit den zehn Fingern in seine struppig grauen Borsten. Dann kommt die Reaktion, er fühlt sich schwach und alt, verwünscht das Geschäft, alle Käslaibe der Welt, voraus die, um welche er geprellt wurde; und das Bewußtsein erdrückt ihn schier, so viel Gottlosigkeit an sich erfahren zu haben.

„Das kimmt dervon, weil's draußen in der Welt keine Religion nimmer haben“, brummt er, und giebt dem hungrigen Haushund, der ihm freundlich naht, einen Rippenstoß; denn an etwas muß er seine Wut doch auslassen.

Dann humpelt er in sein Magazin, überschaut seine Vorräte, kalkuliert den Profit, nimmt aus einem Winkel, über den die Spinnweben hangen,

ein trübes „Stamperl"[1]) und vergönnt sich aus dem Eck, wo das kleine Faß steht, ausnahmsweise einen Seelentrost auf den Schrecken.

Das hat die Wirkung, daß er soviel Fassung gewinnt und zu dem heldenmütigen Entschluß kommt, heut noch einmal all „das verfluchte G'lump" durchzuschauen, was ihm in's Reine über „Soll und Haben" verhelfen soll. Seiner Alten hat er seine neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Handelswissenschaften noch gar nicht zugestanden, sonst versalzt sie aus Ingrimm wieder die Nudeln; und versalzene Nudeln verträgt er schlecht.

So sitzt er, stemmt die Fäuste an die Schläfen, die Ellbogen auf den Tisch, während er mit den großen, hervorstehenden Zähnen am Federhalter kaut, den er in dieser Pause des Denkens statt der Pfeife im Mund hält — „47 und 63, des war — des war — des war soviel als —" und gerad, wie er diesen Punkt überwunden glaubt, geht die Thür auf.

„Grüß Gott, Weberbauer! Wie geht's? Hab' nicht vorbeigehen wollen, ohne zu fragen, was für Fortschritt Eure Angelegenheiten machen".

„Hm", brummt der Andre, kaum aufblinzelnd, und thut furchtbar wichtig, während er in Papieren kramt und mit dem Daumen über die Achsel auf die Ofenbank deutet: „bisl niederhocken!"

Der „Herrische" nimmt die Einladung an, aber es ist ihm nicht zu verkennen, daß ihm was Andres mehr am Herzen liegt, als das Ausrasten, denn als der Bauer mit stoischer Ruhe seine Übungen im Einmaleins fortsetzt, unterbricht er ihn:

„Habt Ihr Nachricht? Ich möcht's Euch wünschen, daß Ihr zu Eurem Geld kommt! Da seid Ihr einmal zu gut gewesen und zu vertrauensselig, bei solchen Geschäften mit ganz Fremden müßt Ihr vorsichtiger sein". —

Der Bauer weiß, daß der andre Recht hat, drum möcht' er am liebsten sagen: „was geht's denn dich an?" Aber weil er ihn in einer schwachen Stunde doch einmal als alten Bekannten eingeweiht hat in seine schmerzensvollen Erfahrungen, räuspert er sich bloß statt aller Antwort.

„Ja, heutzutage hält's immer schwer, ausständiges Geld einzubringen", beginnt der „Herrische" wieder, „ich kann auch ein Liedl davon singen, und bei mir ist's noch was Andres als bei Euch; Ihr seid trotzdem geborgen vor Not, aber bei mir warten Weib und Kinder auf jeden Gulden, und kommt keiner, so heißt's — hungern, daß die Rippen krachen". —

„Möcht mich bedanken für so ein G'schäft!" grinst ihn der Weberbauer an. Der Herrische ist auch so ein Federfuchser, und auf die ist der Bauer heut fuchtig. „Möcht mich bedanken! Aber wundern thut's mich nicht; es schreibt's das ganze Jahr und 's muß hübsch was z'sammkommen dabei; wenn die Leut das all's lesen sollen, müssen's ja stuff[2]) werden dabei, und danach sollten's zahlen a no derfür! Schaugt nix raus bei der Arbeit, möcht mich bedanken!"

[1]) Kleines Schnapsglas. — [2]) stuff: zuwider werden, satt bekommen.

Der Herrische geniert sich gar nicht, er lacht hell auf, und bei dem herzlichen frohen Lachen verschwindet der schwere, sorgenvolle Ausdruck, der erst auf seinen Zügen lag. „Weberbauer, jeder bei seinen Leisten, nichts für ungut, aber das versteht ihr nicht. Uebrigens komme ich heut mit einem kleinen Anliegen zu Euch". —

Aus den schief geschlitzten Augen des Angeredeten fährt ein mißtrauischer Blick auf den Sprecher; er wittert sofort Lunte und verfällt in eine laute Jeremiade über die Geldnot, die schlechten Zeiten, das schlechte Wetter und über die Leute, die Schulden machen.

Der „Herrische" bleibt vollkommen gefühllos; er steht auf und legt ihm die Hand auf die Schulter: „Ich brauch ja blos 3 Gulden, und die sollt Ihr mir leihen; geht, Weberbauer, seid menschlich, seid freundlich; Ihr kennt mich ja und wißt, daß Ihr's mit Zinsen zurückbekommt!"

Der Bauer verdreht die Augen, das Gesicht verlängert sich, es wird noch knochiger, noch härter, und er krallt die Hände ineinander, daß die Knochen knacken. „Hab's nicht, kann's nicht hergeben, muß Steuer zahlen und den Doktor und den Mehllieferanten, ach, ach", stöhnt er, um einen Stein zu erbarmen, „Geld, Geld, von mir Geld wollen!" Dann sich besinnend, „ja, zu was braucht Ihr denn das Geld?" sagt er in gut geheucheltem Erstaunen.

„Du, Weberbauer", sagt jetzt der Herrische, „weißt Du zu was? Zu dem, was Dir wächst, — zu Brod, denn mich und die Meinen peinigt der Hunger, und es kann noch etliche Tag' währen, bis mir wieder was eingeht; sobald's aber kommt, trag ich dir warm die drei Gulden zurück" — er sagt es in eindringlichem, ehrlichen Tone, aus dem Pein und Seelenangst spricht, der Bauer trommelt auf den Tisch und thut, als höre er nicht gut.

Da kommt die Magd herein: „Drei Star Erdäpfel will der Simmerl-Hans, ob's die Bäurin einmessen soll?"

„Nein, nein", winkt der Bauer ab, denn seine Ehehälfte mißt viel zu gut, er steht auf und will hinausrennen, froh', um diese Gelegenheit den andern los zu werden.

Der aber packt ihn beim Aermel: „Geh, Nachbar, thu mir den Dienst, gieb mir drei Gulden! Du hast keine Kinder, Du weißt nicht, wie's thut, sie leiden zu sehen; schau, und Du kriegst es ja in kurzem wieder!" —

Der Angepumpte windet sich wie am Marterpfahl; Simmerl, Erdäpfel, Gulden — alles tanzt vor seinen Augen; endlich zwängt er die breite Hand in den Sack der Lederhose und reißt mit Wut sein „Brieftaschl" heraus, und die widerspänstige Hand zittert, bis sie endlich drei zerdrückte Guldenzettel herausfischt, die er auf den Tisch wirft. „Ich weiß schon", weint er fast, „ich könnt's g'rad so gut in's Wasser werfen! hin, all's hin, das gute, schöne Geld". —

Ueber des Mannes Gesicht, der mit einem Seufzer der Erleichterung darnach greift, zuckt es; aber er faßt sich schnell: „Du, Weberbauer, wenn man seinem Nächsten, der's ehrlich meint, in Nöten hilft, dann ist das

Geld nicht in's Wasser geworfen", hörst Du? Merk Dir's, vielleicht kommt noch die Stund', wo Du's einsiehst und jetzt, schön' Dank und gute Nacht!"

Der Weberbauer hat's gar nimmer eilig auf einmal; er steht da und kratzt sich hinter'm Ohr: „In's Wasser geworfen", das hätt' er doch nicht sagen sollen! ja, drum, „schweigen ist Gold" steht im Kalender, das kommt vom schnellen Reden. 'S liegt zwar sonst nicht viel d'ran, zu der „Gmoan[1]) g'hört der Herrische nicht, 's ist bloß ein Fremder, der seit einiger Zeit da im Dorf ansässig ist und ein „Notiger" ist's auch, denn viel kann die „Kopfzerbrecherei" nicht einbringen, also, resolviert er, ist der Schaden nicht groß, denn den! den braucht er doch sein Lebtag nicht!

Einige Wochen später knarrt die Thüre des Häuschens, in dem Schriftsteller Lauter mit den Seinen wohnt; ein schwerer, zögernder Schritt trabt die Stiege hinan. Fritz Lauter hört das Geräusch, denn es ist ganz still, sogar das leise Zischen seiner Feder ist vernehmbar, wie sie eilig über das Papier fährt; er steht auf und öffnet selbst die Thüre, aber er erschrickt, denn da steht der Weberbauer, dem er die Schuld noch nicht hat zahlen können. „Ach, grüß Gott, gelt, weil ich nicht komme, kommt Ihr zu mir!" scherzt er mit einem erzwungenen Lachen, „kommt herein, nehmt Platz!"

Aber der Bauer steht in einer ganz veränderten Gestalt da, schier gebückt, weil er höflich sein will, dreht er die abgegriffene Kappe rastlos in den Händen und zwingt das Gesicht in freundliche Falten: „O, o, hat kein Eil, bin nicht deswegen da, möcht Enk nur was fragen, wenn Ihr Weil hättet für mich". —

Lauter fällt ein Stein vom Herzen; er schiebt dem Besucher seinen eignen Polsterstuhl hin, den dieser dann verdächtig anschaut und sich behutsam auf ein Eck desselben hockt. „'s is von wegen die Ausständ'", platzt er heraus, „gestern bin i z'ruckkommen, aber — kriegt hab i nix!"

Der Zuhörer ergänzt schnell im Geist die Zwischenkapitel dieses lakonischen Berichtes.

„Also habt Ihr wirklich die Reise nach Oberösterreich gemacht? Seid selbst bei den Schuldnern gewesen und beim Gericht?"

„Ueberall!" bekräftigt der andere, „die Schuldner haben mir die Ohren vollg'saust und über die War' g'schimpft und d'rein g'west ist schier nix bei ihnen; verraumt müssen's all's haben, die Lumpen, wie wenn's mi kommen hätten sehen. Na bin i auf's G'richt!"

„Nun und da?"

„No, die Herren waren lieb und fein, und schreckli freundli mit mir, sell muß i sagen! An Mordsg'spaß haben's g'habt mit mir und vor lauter Freud alleweil g'lacht. Z'erst sind's ihrer drei g'wesen, nachher sind's g'schwind sechse wor'n, aber g'lacht haben's alle!" Und der Bauer

[1]) Gemeinde.

verzieht im Andenken an diese anerkennungsvolle Ehrung seitens des hohen k. k. Gerichtes den breiten Mund zu einem Grinsen. „Ja, lustig war's, aber wenn i von meine Ausständ' ang'fangt hab', haben's wir gar net zug'loſt[1])".

„Nun, und was habt Ihr dann gethan?"

„No — na bin i halt ganga!"

„Ja, dann habt Ihr ja so viel wie gar nichts ausgerichtet!" ruft Lauter, den ein menschliches Rühren erfaßt, mit dem er seine gewaltige Neigung, es den Gerichtsherren gleichzuthun, niederkämpft, während er die nun wehmütige Physiognomie seines Gegenüber betrachtet.

„Hin, hin, alles hin, viel hundert Gulden in's" — Wasser geworfen, will er sagen, aber diesmal würgt er die zwei Worte hinunter, denn es dämmert ihm etwas, daß er seine beliebte Redeform schon einmal zu viel angewendet hat, „und nun bin i halt da", fährt er kleinlaut fort, „weil i mein', zu so Sachen g'hört a g'studierter Mensch; o, es is was schönes um die Büldigung[2]) — aber unsereiner hat koan Zeit derzu".

Fritz Lauter überhört das Kompliment. „Und was soll ich für Euch thun in dieser Geschichte, lieber Freund?"

„I hab mir halt denkt, — i moan halt, es G'scheidest war's, — wenn's mir es den G'fallen that's — es reiset's hin zu die g'spaßigen Herrn, es könnt's herrisch dischkuriern, seid's mit der Rechnung und mit der Feder bewandert . . ." — Seine Redekunst ist erschöpft, er stockt; aber die zwei wasserblauen Augen, das einzig Lebendige in dem mehr als harmlosen Gesicht, sprechen eine so beredte Sprache ratloser Verlegenheit, daß Fritz Lauter sein Hangen und Bangen beenden will. Leicht kommt ihm der Sieg über sein Ich nicht an, denn die Reise kommt ihm gerade durchaus ungelegen. Er hat dringende Arbeiten, die beendet werden müssen; er hat Sorgen, für deren Bekämpfung kein Tag verloren gehen sollte; außerdem ist gerade eins seiner Kinder krank. Er verläßt sein Heim nicht gern; aber die Sache ist dringend. Wird es noch länger verschoben, mit den rechten Mitteln die rechten Schritte zu thun, so erwächst seinem Nachbar noch mehr Kummer. Ebenso gut weiß Lauter, daß im ganzen Dorf kein Mensch soviel Anteil an seines lieben Nächsten Bekümmernis nimmt, um einer fremden Angelegenheit einen mehrtägigen Zeitverlust zum Opfer zu bringen, geschweige sich warm derselben anzunehmen, und daß der Weberbauer nur noch den Spott zum Schaden ernten würde.

„Spannt Euren Braunen ein und fahrt mich noch zum Abendzug auf die Station; was möglich ist, werde ich thun, wie wenn's mich anginge, die Reise freilich müßt Ihr zahlen, dafür kann ich Euch nicht helfen". —

Der Weberbauer macht eine Bewegung, als wollt' er seinem neuen Sachwalter um den Hals fallen — „Ihr wollt's thun, wirkli, — wahrhafti und glei?" —

---

[1]) zug'loſt: zugehört. [2]) Bildung.

„Na natürlich! Es wird doch ein Christenmensch den andern nicht im Stich lassen, wenn ihm Beistand vonnöthen ist, und jetzt richtet nur das Fuhrwerk, derweil ich meine Anordnungen daheim treffe, sonst versäumen wir den Zug", sagt Fritz, weitere Dankes-Ergüsse abschneidend, und beginnt seine Schreibereien zusammenzuräumen.

Der Weberbauer geht, nickt und schüttelt den Kopf und ist offenbar die Beute eines hochgradigen Erstaunens und eines demütigenden Bewußtseins, daß ihm diesmal der „Notige" über war. Auf der Schwelle kehrt er nochmal um. „Mit Verlaub", stottert er, „ein Reisegeld möcht' i glei dalassen", und er legt einige Banknoten auf das nächste Fenstergesimse.

„Richtig erraten, Nachbar", lächelt Lauter. „Hätte bald in der Eile vergessen, auch darum zu bitten; und daß ich's nicht auslegen kann, wißt Ihr ja selber am Besten. Werd's Euch genau verrechnen, wenn ich komme." — Dann klopft er ihm freundlich auf die Schulter und mahnt nochmals zur Eile.

Vier Tage verstreichen; ein duftiger Juniabend haucht Erfrischung auf die sonndurchglüte Erde; tiefe Dämmerschatten legen sich um alles, aber in der Stube beim Weberbauern brennt kein Licht, das kostet Geld, brauchen thut man's nicht, und zum Rasten thut's die Dunkelheit auch ebenso gut. Johanniskäfer tragen ihre schwebende Leuchte auf den Busch wilder Rosen vor dem Fenster.

„Grüß Gott, Bauer, noch auf?" sagt eine Stimme draußen, und gleich darauf tritt Fritz Lauter in die Stube; bestaubt und offenbar müde, denn er läßt sich unaufgefordert auf die nächste Bank niedersinken. „Ich wär schon früher gekommen, aber ich wollt' doch die Meinen erst begrüßen, und der Weg daher von der Station dehnt sich mehr aus, als man glaubt; die drei Stunden hat der Has' gemessen!" sagt er heiter.

„Ja, seid's denn zu Fuß gelaufen? Das ist ja ein bisl hart für Euch". —

„Ein Fuhrwerk von dort käme teuer, die Kosten wollt ich Euch ersparen". —

Der Bauer macht blos „hm, hm", er kann seine Aufregung kaum mehr bemeistern, aber neugierig sein will er auch nicht; er kann's schon abwarten, bis der andere endlich losschießt.

„Macht doch Licht! so kann ich Euch nicht geben, was ich bringe!"

„Die Schnellfeuer sind gar nix nutz!" brummt der Bauer, der kein Licht zusammenbringt, so quält ihn die zitternde Erwartung.

Endlich nimmt die Talgkerze Vernunft an, und Lauter zieht aus der Brusttasche ein Packetchen; er zählt ihm langsam, ganz ruhig die Fünfer-Banknoten vor und macht immer ein Häufchen, wenn ein Hundert voll ist. Der Bauer starrt wechselweis bald ihn, bald das Geld an. „So fünfhundert"; das ist freilich noch nicht alles; der Enhuber und der Schreiner haben sich entschlossen, die Schuld ganz zu bezahlen, wie Ihr seht, um den weiteren Unannehmlichkeiten auszuweichen; von der Gmeiner-Marie habt

Ihr hier die Hälfte, mehr vermag sie wirklich im Augenblick nicht; den Rest zahlt sie in Raten, die ich Euch gerichtlich stipulieren ließ; hier die Papiere darüber, hebt sie gut auf, Bauer. Auf dem Zettel hier hab' ich euch aufgeschrieben, was die Reise gekostet, und da habt ihr den Gulden 17 Kreuzer Ueberschuß vom Reisegeld; und halt! da hätte ich bald noch was vergessen! Da die drei Gulden von mir; wie ich fort war, kam etwas Geld". —

„Warum net gar", wehrt der Weberbauer, der endlich die Sprache wiederfindet, doch Lauter schiebt sie ihm mit einer Miene zu, die keinen Widerspruch duldet.

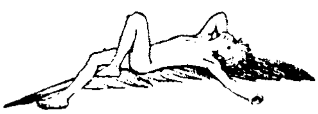
„Ja, und Herr, — i kann's noch gart net begreifen, — ja nu, was bin i denn dann Enk schuldig für den großen Dienst, sagt's es ungscheniert". —

„Mir? Mir seid Ihr nichts schuldig", Weberbauer; ein Dienst ist ja den andern wert; nehmt's als Zins meinetwegen für Euer Darlehen und glaubt mir's, daß es ganz leicht geht auf der Welt, wenn ein Menschenbruder dem andern die Hand reicht; da möcht' viel Leid und Bitternis erspart bleiben, und wir hätten ein wahrhaftiges Paradies. Und nun geruhsame Nacht, und braucht Ihr mich je, so wißt Ihr mich ja zu finden, Nachbar!"

Fritz Lauter geht in die stille, dunkle, friedvolle Nacht hinaus, mit einem frohen Herzen heim zu Weib und Kind.

Der Bauer steht noch immer in der Stube, hält sich an der Tischkante und wischt zuweilen über die Stirn. Er hat ein kurioses, seltsames, neues Gefühl, — es ist ihm gerad, als ob stückweis etwas von ihm abfiel, was ihm zeitlebens wie eine Zwangsjacke anlag, die sich immer enger zuschnürte, etwas, was er nehmen und in's tiefste Wasser werfen möchte, damit's ihm nimmer ankam. Er muß etwas bewundern, was er bis jetzt gar nicht gekannt, er möchte etwas nachahmen, was er bis zur Stunde nie geübt hat.

Und damit öffnet er sein Herz unbewußt, leise dem warmen Hauch der Menschenliebe, und dies alte, arme, verknöcherte Herz des reichen Bauern wird jung, wird froh dabei, fühlt Achtung gegen seinen armen Nebenmann. Es wogt in seiner Brust und regt sich, und wie ein Gebet entringt sich ihr ein Streben nach jener wahren Menschenwürde, die groß ist im gut sein. —



Um Ehre und Leben.

Der Wirklichkeit nacherzählt.*)

Von

Hans tom Kyle.

Wo der Schauplatz der nachfolgenden kleinen Geschichte war, ist gleichgiltig; vielleicht in Oesterreich oder in Frankreich, in Deutschland, vielleicht in — Spanien. — Ja richtig, in Spanien war es, da stand in einer mittelgroßen Stadt ein junger Offizier in Garnison. Er war tüchtig im Dienste, gut und hülfsbereit als Kamerad und trotz seiner Jugend schon mit Narben bedeckt und mit Ehrenzeichen aus früheren Feldzügen geschmückt. Ein ernster, gewissenhafter und träumerischer Mann, suchte er nicht, wie so viele seiner Standesgenossen die Langeweile des Garnisonlebens durch Spiel, Wein und Weiber zu vertreiben, sondern in schwärmerischer Liebe für die Natur machte er längere Ausflüge in die malerische Umgebung, und, so seinen Körper durch Uebungen aller Art stählend, suchte er zugleich Geist und Seele durch die Betrachtung der Schöpfung, wie durch das Studium der großen Werke aller Nationen zu vertiefen und festigen.

Die Ruhe seines Herzens sollte nun nicht ungestört bleiben; er verliebte sich so leidenschaftlich, wie nur ein junger gesunder Mann sich verlieben kann und zwar in die erste Sängerin der gerade in seiner Garnison gastierenden Operngesellschaft. Nun! ein solcher Planet am Kunsthimmel soll nicht allzu ungern sich auf die Erde zu einem Sterblichen tröstend herablassen, besonders wenn dieser Sterbliche jung, reich und stark ist und wenn es aus seinen großen kühnen blauen Augen leuchtet, bald wie ein

*) Wir drucken diese Erzählung ab, obwohl sie nicht völlig die Wirklichkeit getreu wiedergiebt. Eine telepathische Anmeldung eines Sterbenden im Morgenlichte, die dazu noch so Vielen (an 20 Personen) zugleich sichtbar wird, ist wohl schwerlich möglich. Ueberdies sind wir nicht einverstanden mit dem unedlen Charakterzuge, welchen der Held dieser Erzählung zur Schau trägt, indem er Rache mit Rache vergilt. Wir betrachten es jedoch als unsere Aufgabe, womöglich alle idealistischen Schriftsteller, die sich unsrer Geistesrichtung zuwenden, vor unsern Lesern zu Worte kommen zu lassen.
(Der Herausgeber.)

fröhlicher Maienabend, bald wie das Blitzen in gewitterdunkler Sommernacht. — In kurzer Zeit war daher die ganze Stadt voll von Nachrichten über die Liebe der beiden jungen Menschenkinder, über heimliche Promenaden im Mondenschein und über schmachtende Blicke in eine gewisse Loge bei den großen liebeaushauchenden Arien der Opernheldinnen, die alle nur für einen Einzigen gesungen zu sein schienen.

Wie aber jedes Glück, dem sonnigsten Tage gleich, einmal versinken muß, kam auch für die Liebenden die Stunde des Scheidens. Der Krieg drohte, Versetzungen fanden statt und zum Regimente des jungen Offiziers kam als Kommandant der armeeberüchtigte Oberst Graf d'Aramontes. Die alte Thatsache, daß eine niedere, verworfene Seele sich meist auch in häßliche, abschreckende Gestalt hüllt, hatte bei diesem Grafen wieder eine überraschende Bestätigung gefunden. Klein, rothaarig, schlecht gewachsen mit heiserer Stimme und unheimlich funkelnden, lauernden grauen Augen trug dieser Sprosse eines vornehmen Geschlechtes so wenig Spuren seiner Abstammung in seinem Aeußeren, wie in seinem Inneren, und bald seufzte das Regiment unter seinem ungerechten Drucke, einem Drucke, der um so fühlbarer wurde, als er einem wütenden Hasse gegen alles Schöne und Gute zu entspringen schien. Seltsam war es überhaupt, daß dieser böse, alles verneinende Geist in den Reihen eines an Ehren, Tugenden und Ruhm so reichen Offiziercorps gebildet wurde und nur seiner Fertigkeit im Bücken nach Oben und in der damals noch so beliebten Drillerei mochte er seine Stellung zu verdanken haben.

Genug! Eines Abends fielen die blutigen, genußgierigen Augen d'Aramontes auf die schöne Sängerin. Ihre nicht große aber zum Herzen sprechende Stimme, ihr herrlicher Wuchs, die Plastik ihrer Arme und ihrer Bewegungen reizten ihn, eine Annäherung zu versuchen; er verfolgte die junge Dame Tage und Wochen lang, immer auf's Neue aufgestachelt durch den Widerstand, der bei dem auch sonst untadelhaften Mädchen durch ihre innige, sie ganz erfüllende Liebe zu Don Alfonso bestärkt wurde. Er schmeichelte, er bat, er überhäufte sie mit Geschenken, er drohte. — Die Drohungen wurden verachtet, die Geschenke zurückgewiesen, die Bitten verlacht, und er selbst abgewiesen, gänzlich, gründlich, ein für allemal! Da richtete sich seine Wut, seine in wahnsinnige Rachsucht umgewandelte Leidenschaft gegen den, dem er sein Mißgeschick verdanken zu müssen glaubte, gegen den jungen Offizier, und ihn zu verderben, die spröde Schöne zugleich in's Innerste zu treffen, war sein Entschluß.

Der lang erwartete Krieg war ausgebrochen, ein blutiger furchtbarer Krieg, der durch Hekatomben von Leichen die Geschicke zweier Völker entscheiden sollte. Immer näher wälzten sich die Heeressäulen des Feindes; sie in den zerklüfteten Berg- und Walddefiléen an der Grenze aufzuhalten, war das Corps des Marschalls X. bestimmt, dessen äußerste Spitze die Halbbrigade des Obersten Grafen d'Aramontes bildete.

Seine Kolonne wär auf dem Marsche. Noch ertönte hier und dort aus den Reihen Gesang, und kriegsgewohnt, abgehärtet schritten die Braven

auf den schlechten Pfaden vorwärts. Langsam senkten sich die Abendschatten nieder, ringsum die Berge dunkler färbend, die nur im Westen noch von rotgoldenen Wolken gekrönt wurden; dann verschwanden auch diese. Ein leiser Wind erhob sich, die Nacht war da. — Die Trompeten schmetterten „Halt! Rast! — Die Herren Offiziere vor!"

Der Oberst trat in ihre Mitte. „Meine Herren!" sprach er, „es handelt sich darum, den Feind, der laut eingelaufenen Meldungen mit vorgeschobenen Abteilungen das Defilée von Santa Cruz forcieren will, eine zeitlang aufzuhalten; hier aus der Karte ersehen Sie die Situation. Das Dorf, an dessen Ausgange der mauerumgebene Friedhof liegt, ist Santa Cruz; es beherrscht den Eingang zum Defilée. Unfähig mit unserer ganzen ermüdeten Halbbrigade vor Anbruch des Morgens dasselbe zu erreichen, habe ich beschlossen, eine Abteilung auf Wagen und Pferden vorauszusenden. Ein so ehrenvoller Auftrag erfordert einen ganzen Mann und" — hier machte er eine Pause, während sein Auge einen tückischen Blick über die Offiziere streifen ließ — „die Ehre ihn auszuführen sei einem unserer Bravsten, dem Lieutenant Don Alfonso gewährt; auch die Leute werde ich ihm aussuchen". Und von Kompagnie zu Kompagnie gehend, wählte er 50 der größten und schönsten Leute aus; — warum waren sie stattlich und schön, und er selbst zur Kröte verdammt. —

Noch einmal rief er den Führer zu sich: „Nachdem Sie eine Stunde marschiert sind, werden Sie diesen verschlossenen Brief öffnen und die darin enthaltenen Befehle genauestens befolgen! Adieu!"

„Zu Befehl, Herr Oberst!" Der Lieutenant zieht seinen Säbel und meldet sich zum Abmarsch. Die Kameraden umdrängen den Scheidenden, Scherzworte fliegen hin und her. „Auf baldiges Wiedersehen!" Noch einige Händedrücke; dann werden die Pferde, die zum Marsche requirierten Wagen bestiegen, und fort rasselt die kleine Schar in die Nacht hinein.

Lange noch hört man das Knarren der Räder, das Schlagen der Hufe auf den steinigen Pfaden, dann ist alles still. Die zurückgebliebene Brigade ruht müde unter dem Gewehre, und langsam steigen, seltsam glänzend, durch die milde Nacht die Sterne auf, ferne rätselhafte Welten, vielleicht voll Frieden, vielleicht von dem ewigen gleichen Kampfe erfüllt wie hier die Erde.

Nach kurzer Rast wurde der Marsch wieder angetreten. Um Zeit zu ersparen, wollte man auf Nebenwegen sich quer durch das Gebirge winden; schwierig und langsam ging es deshalb nur vorwärts. Doch die Mannschaft war in bester Stimmung und die Offiziere munterten die Leute auf, ihren vorausgeschickten Kameraden bald zur Hilfe zu kommen. Einsam, nur gefolgt von seinem Adjutanten, ritt der Oberst voraus. Düstere Bilder mochten durch seine Seele ziehen. Mitunter ballte sich wie unwillkürlich seine Hand; finsterer denn je war sein Blick, und wilde Flüche lohnten das kleinste Versehen eines Soldaten. Es war sternenhell genug, um den Weg genau zu unterscheiden; überdies gossen Fackeln über die Kolonnen ihr blutiges Licht, das an den hohen Baumwänden wie gespenstig hinaufleckte.

Alles schwieg unter der Anstrengung des Marsches; nur das Klappern der Waffen und mitunter ein Kommandoruf unterbrach das Schweigen. Wie im Todesschlafe erstarrt lagen Berge und Wald da. Kein Blatt, keine Nadel der riesigen himmelanstrebenden Buchen und Tannen regte sich.

Jetzt brach die Kolonne aus dem Walddefilée hervor, und wie dunkle, mächtige, schlafende Riesen lagen die Vorberge unter und vor ihr. Dort mußte der Ort des Kampfes sein, und vorwärts, vorwärts drängte Alles! Der Oberst ließ seine Truppe defilieren, und ein eigentümlich höhnisches Lächeln überflog seine Züge, als er plötzlich „Halt“ blasen ließ.

Verwundert blickte man sich an?! Was ist das? Jetzt „Halt“ so nahe dem Feinde, den vielleicht bedrängten Brüdern? Doch mit dem Gedanken, daß die Rast nur kurz sein würde, beruhigte man sich; und alles lagerte sich auf der harten Erde, als es auf einmal wie fernes Donnern durch die Berge zu rollen schien. Die Leute sprangen wieder auf; man lauschte gespannt. Die Schlachtkundigen zweifelten nicht lange: das war Salvenfeuer; vor ihnen waren ihre Kameraden im Feuer! Die Offiziere stürzten zum Obersten. Sie baten, sie flehten, vorwärts gehen zu dürfen. Der Oberst blickte auf seine Uhr und blieb unbeugsam. In kurzen Worten schnarrte er die Ungeduldigen an: „Wer hat hier zu befehlen? Herr bin ich und verantwortlich für die Truppe. Die Leute brauchen Ruhe!“ — Die Offiziere entgegneten, daß sich die Mannschaften ebenso wie sie selbst sehnten, den Brüdern zu Hilfe zu kommen! — Der Oberst machte eine verächtliche Miene: „A bah! Don Alfonso hat den Befehl, bei Annäherung einer feindlichen Uebermacht sich sofort zurückzuziehen! Kein Wort mehr, meine Herren!“ und damit wandte er sich ab und setzte sich auf einen Baumstrunk in einer kleinen Lichtung des Waldes.

Die Offiziere standen in der Nähe, aufmerksam dem fernen Donner lauschend, aufgeregt, den Säbel in der Hand, und finster vor sich blickend. Man sah es ihnen an, daß nur die Gewohnheit des Gehorchens sie abhielt, einen verzweifelten Schritt zu thun! Ueber der ganzen Gruppe ruhte ein düsteres Schweigen, so daß das dumpfe Grollen aus der Ferne immer deutlicher vernehmbar wurde.

Während im Freien die Morgendämmerung längst schon siegreich mit dem nächtlichen Dunkel kämpfte, war die Stätte, wohin sich der von finsteren Plänen erfüllte Oberst zurückgezogen hatte, noch von einem ungewissen Zwielichte umhüllt, das nur zwei Fackeln mit schwelender, im beginnenden Morgenwinde leise bewegter Glut noch ungewisser machten. Langsam schlichen die Minuten dahin, es war, als scheute sich jeder, den Bann zu stören, der auf allen ruhte. — —

Auf einmal schrie der Adjutant auf, der einige Schritte vorgetreten war, um auf die vorliegenden Berge besorgt das Auge zu richten, vor denen kleine weiße Wölkchen, Nebeln gleich, sich zu ballen begannen — und seine Hand zeigte auf den freien Platz vor der Lichtung, wo die Herzen aller den Schauplatz des Heldenkampfes ihrer Freunde ahnten —

„Da! da!“ Aller Augen wandten sich nach der angedeuteten Richtung: „Barmherziger Gott! was ist das!“

Im helleren Morgenlichte klar und deutlich sich abzeichnend, stand dort eine Gestalt, groß, bleich und blutend, in jeder Fiber, in jeder Bewegung höchste Not, höchste Verzweiflung ausdrückend. Der linke Arm hing blutend herab, von der Stirne tropfte es langsam unter notdürftigem Verbande rot hervor. Die erschütternde Gestalt erhob dreimal wie winkend den Säbel; dann ließ sie denselben langsam sinken und streckte die Hand feierlich, drohend in der Richtung gegen die Lichtung aus, um endlich, wie zu Tode getroffen, zusammenzubrechen. In höchster Erregung aufspringend, riefen die Offiziere durcheinander: „Don Alfonso! Er ist es! Don Alfonso, bei Gott! Es ist unser Kamerad!“ und stürzten auf ihn zu.

Totbleich, am ganzen Körper zitternd, mit starrem Auge auf die Erscheinung blickend, hatte sich auch der Oberst erhoben. Auch er wollte vorwärts gehen, aber die Füße versagten ihm den Dienst. Er wollte reden, doch nur ein rauher, kaum menschlicher Ton entfuhr seinen Lippen.

Die Offiziere waren schon vorwärts geeilt, doch seltsam! als sie zum Ausgange der Lichtung kamen, war die Gestalt verschwunden. Aufs höchste überrascht, dem verwundeten Freunde die Hand nicht drücken zu können, untersuchten sie ringsum das Gebüsch. Soldaten wurden herbeigeholt, der anstoßende Wald selbst noch mit Fackeln durchsucht — umsonst! die Gestalt blieb verschwunden, und wie von düsteren Ahnungen durchschauert, vergeblich eine Lösung dieses Rätsels suchend, traten die Offiziere zu ihren Abteilungen, jetzt entschlossen, auf eigene Faust vorzugehen. Der Oberst mochte in den Augen dieser kühnen, ehrenhaften Männer lesen; noch immer zitternd in der Erinnerung an die drohende Erscheinung, kaum seiner Sinne mächtig, bestieg er schwerfällig sein Roß und sprengte voraus. Nach fast einstündigem Marsche traf die Truppe in dem Dorfe Santa Cruz ein. Sie wurde mit heftigem Gewehr- und Geschützfeuer empfangen. Ein rekognoszierender Vorstoß ließ erkennen, daß Dorf und Friedhof von starker feindlicher Uebermacht schon besetzt seien, und nach fruchtlosem Hin- und Herschießen wurde der Rückweg angetreten. Noch einen bösen triumphierenden Blick warf der Oberst auf den Friedhof, der den Schauplatz seiner Rache bildete; dann setzte er sich wieder an die Spitze der Kolonne und führte sie zurück. —

Einige Wochen waren vergangen. Das Regiment, welches durch Gefechte, Krankheiten und Strapazen aller Art starke Verluste erlitten hatte, lag in einem kleinen Städtchen, um sich einigermaßen zu erholen. Eine Menge Offiziere aller Grade füllte den Saal des einzigen größeren Gasthauses des Ortes. In dichten Wolken von Tabak saßen, tranken, spielten und unterhielten sich die Herren, während die Gläser fleißig gefüllt und auf alle möglichen Gelegenheiten geleert wurden. Die Offiziere unseres Regimentes hatten zwei größere Tische besetzt, während der Oberst nebenan

mit zwei Generalstabsoffizieren an einem kleineren saß. Es war schon spät geworden, und es wurde niemand mehr vermißt — der Kreis war leider nur zu klein geworden, da manches ritterliche Herz auf einem der vielen Schlachtfelder den letzten Schlag gethan hatte —, als plötzlich die Thür aufging, und ein Nachzügler, ganz in seinen Mantel gehüllt, schwer auf einen Stock sich stützend, in das Zimmer trat. Man erkannte den Neuangekommenen nicht gleich; erst als er näher zum Tische trat, den Mantel auseinanderschlug und die Kopfbedeckung abnahm — sah man in das totenbleiche Antlitz — Don Alfonsos! Mit einem lauten Aufschrei des Erstaunens, gemischt mit jenem eigentümlichen Gefühle, das auch den mutigsten Freigeist wohl ergreift, wenn er in die hohlen Augen eines Totgeglaubten sieht, sprangen die Offiziere auf und umringten den geliebten Kameraden. Sie ergriffen seine Hände, als müßten sie sich von seinem Leben überzeugen, sie umarmten ihn und zogen ihn mit tausend Fragen auf den nächsten Stuhl nieder. Doch ehe er noch auf die vielen Fragen, auf die Freundschaftsbeweise antworten konnte, näherte sich schon der Oberst dem Tische. Ein verwüstender Sturm mochte durch seine Seele ziehen. Er sah seine mühsam und schlau angelegte Rache zerstört, er sah den tödlich Gehaßten noch einmal drohend auftauchen, und er mußte, um sich nicht zu verraten, dem die Hand reichen, den er schon längst vergessen und am fernen Friedhofe ruhen wähnte. Vergeblich versuchte er, durch ein freundliches Lächeln seinen harten Zügen den Schein des Wohlwollens zu geben und schritt mit vorgestreckten Händen auf Don Alfonso zu. Dieser erhob sich. Ein starrer, seltsamer Blick der fieberglühenden Augen schien den ganzen Abscheu seiner Seele vor dem Schlechten auszudrücken. Dann flammte sein Blick jählings auf und heftete sich drohend auf den Nahenden. Verachtungsvoll stieß der junge Offizier dessen Hand zurück.

Ein peinliches Schweigen entstand — beängstigend, ergreifend —, bis weithin vernehmbar die wie Erz klingende Stimme Don Alfonsos seinem Vorgesetzten die Schmach entgegenschmetterte: „Ich drücke nicht die Hand eines feigen Schurken!“ — Alles fuhr zusammen. Die Lippen des Obersten wurden blaß, seine ganze Gestalt schien sich zu krümmen und seine Hand fuhr zum Säbel, während er sich mit einem unverständlichen Schrei auf den unbeweglich und bleich, wie einer anderen Welt angehörig, vor ihm Stehenden stürzen wollte. Die Offiziere traten dazwischen und trennten die Beiden. Der Major forderte dem Lieutenant den Säbel ab, den ihm derselbe ruhig übergab, und eben so ruhig ließ er sich in den Arrest führen, während die Kameraden in großer Aufregung den merkwürdigen Zwischenfall besprachen.

Drei Tage darauf wurde in Folge Befehls vom Corpskommando das Kriegsgericht eingesetzt, welches über den noch immer Leidenden wegen schweren Insubordinationsvergehens aburteilen sollte. Auf Antrieb des Regimentskommandanten wurde die Klage auf Verlassen des Postens im Dienste ausgedehnt, da an jenem furchtbaren Morgen wohl 20 Augen Don Alfonsos Gestalt gesehen hatten. — Ernst und teilnahmsvoll blickten

die Richter auf den Angeklagten, der, bekannt durch seine Ehrenhaftigkeit, seine Tapferkeit und seine Pflichttreue, sich jetzt gegen eine so schwere Anklage zu verteidigen hatte, und aufmerksam lauschte alles, als er seine Verteidigungsrede begann:

„Nicht um mich zu verteidigen, um den armseligen Rest meines Lebens, welches mir eine Last ist, von Euch zu erkämpfen, spreche ich jetzt: Anklagen will ich, Strafe und Vergeltung auf das Haupt desjenigen herabbeschwören, der, niedrigem Hasse folgend, das Vaterland verraten und eine Schar junger Leben geopfert hat. Wohl weiß ich, daß es das Los, daß es die Bestimmung des Soldaten ist, sein Leben für die höchsten Güter der Menschheit einzusetzen, aber die zum Tode Geführten dürfen hoffen, daß ihr Opfer nicht vergeblich ist, daß es nicht leichtsinnig oder dem Hasse und der Rachsucht eines Einzelnen gebracht wird, und darum trete ich vor Euch und flehe um Gerechtigkeit. Und so hört denn, Ihr Herren, die schlichte Erzählung meiner Erlebnisse und wendet Euch voll Verachtung ab von dem Abgrunde der Gemeinheit, der sich vor Euch aufthut.

„Als ich den Befehl zum Abmarsche erhielt und meine Leute auf die Wagen und Pferde verteilt hatte, flog ich, froh, Gelegenheit zur Auszeichnung zu haben, glücklich im Gefühle, für mein Vaterland, für eine große Idee kämpfend die eigenen kleinlichen Träume und Kämpfe meines Herzens vergessen zu können, an die Spitze meiner Leute, die in bester Stimmung waren und über die Art ihrer Beförderung Scherze machten. Eben so wenig wie diese frohen, lebenskräftigen Krieger ahnte ich, daß sie in wenigen Stunden das Leben lassen mußten, an dem doch selbst noch der Unglücklichste hängt. Nach einer Stunde öffnete ich das mir übergebene Schreiben. Hier ist es, blutbefleckt und zerknittert; es enthält nur wenige Worte: „Sie erhalten hiermit den Befehl, die ihnen anvertraute Stellung bei Ehre und Charge bis zum letzten Mann zu halten". — Verwundert blickte ich auf diese Zeilen, die, im Falle mir nicht rechtzeitig Hilfe würde, unser Todesurteil enthielten und so ganz anders lauteten, als die wörtlichen Weisungen beim Abmarsche. Dann steckte ich den Brief ein und richtete meine Gedanken auf den mir bevorstehenden Kampf.

„Santa Cruz ward erreicht; der Friedhof wurde besetzt. Alle Maßregeln zu seiner Verteidigung wurden getroffen, die Mauern durch Steine und Balken verstärkt, aus dem Dorfe Bänke und Tische herbeigeholt, für Wasser wurde gesorgt und bald war die Ruhestätte der Toten zu einer kleinen Festung umgestaltet. Eine kurze Zeit der Ruhe gönnte ich den Leuten dann. Meine Gedanken waren ernst; sie flogen in die Vaterstadt zurück, und meine Seele küßte die greise Mutter, die gewiß meiner dachte und für mich betete. Andere Bilder tauchten vor mir auf, schön und lockend. Meine Braut sah ich vor mir, und mich durchschauerte der Gedanke des Entsagens für immer. Doch nur kurze Zeit dauerte diese Schwäche. Aufspringend machte ich noch einmal die Runde, hier und

dort verbessernd, meine Leute durch Scherzworte ermunternd, dann lehnte ich mich auf die Brustwehr und schaute in den grauenden Morgen.

„Die Nebel begannen die Bergwände hinaufzukriechen. Schon wurde das Dorf mit seinen kleinen weißen Häusern deutlicher sichtbar, das wie im Banne einer Verwünschung verlassen und still hinter uns lag. Aus den Waldbergen um uns klang hier und da ein Vogelruf, dann noch einer, bald von allen Seiten, die Erde erwachte. — Aufmerksamer senkte ich wie meine Unteroffiziere die Blicke auf die Wege vor uns. Einer von ihnen stieß mich an und zeigte: „Da, da!“ Was war das? Langsam aus dem Thale stieg es herauf, vom Halbdunkel löste es sich dunkeler ab, die Felsen schienen lebendig zu werden, — der Feind nahte!

„Der Aufstieg ist schwierig und nur langsam; einzelne Schatten voraus, denen eine dunkle Masse folgte, schob sich's auf der Straße vorwärts. Nur wenige hundert Schritte noch war jetzt die Vorhut vom Friedhofe entfernt. Die Gewehre meiner kleinen Schar lagen im Anschlage, leise kommandierte ich Feuer, und mit tausendfachem Widerhalle an den Berglehnen rollte der Donner unserer Salve durch die Morgenstille. Mehrere Gestalten wälzten sich am Boden, überrascht zogen sich die anderen auf ihre Truppe zurück; ein kurzes Zögern, dann drangen wieder die Schützenlinien vor und das Gefecht begann. Prasselnd schlugen die Kugeln in die Steinhaufen. Aufschreie hier und da verkündeten, daß einer oder der andere der Meinen gefallen. Doch unaufhörlich sandten die übrigen Tod und Verderben in die Masse der Angreifer. Ganze Salven zogen über uns hin. Schon blutete ich aus einer Wunde am Arme. Ernsten Sinnes sah ich die Braven um mich fallen, und sehnsüchtige Blicke warf ich nach rückwärts, ob denn keine Hilfe nahte. Aber nichts war zu sehen.

„Der Feind formierte sich zum Bajonettangriff. Todesmutig gingen seine Grenadiere vor. Da ergriff ich selbst ein Gewehr; ich feuerte meine Leute zum letzten Widerstande an, dann stimmte ich unser Vaterlandslied an, begeistert fielen meine Leute ein, und wie ein Opfergesang stieg es brausend zum Himmel. Alles hatte sich um mich geschart, selbst die Verwundeten krochen blutend, schmerzgekrümmt noch einmal vor und mit einer furchtbaren Salve, mit Kolben und Bajonett wurde der erste Angriff abgeschlagen. Mit schweren Verlusten zog sich der Feind zurück. Tief aufatmend, stolz auf unseren Sieg, drückte ich den wenigen Ueberlebenden die Hand und sprach den Leuten Mut zu. Ich verwies sie auf baldige Hilfe. Doch ach! ich glaubte selbst nicht mehr an sie. Ich sah auf einmal klar, daß ich und mit mir meine kleine Schar einem teuflischen Plane zum Opfer fallen sollte, daß wir bestimmt waren, gebunden durch Ehre und Eid hier zu fallen; denn kein Ton, kein Staubwölkchen verkündete das Nahen des Entsatzes, welcher so leicht imstande gewesen wäre, diese von Natur aus feste Position zu halten.

„Die Entscheidung kam. — Einige tausend Schritte vor unserer Stellung erhob sich die Straße zu einer Anhöhe, um sich dann wieder zu

senken. Bis dorthin hatte sich der Feind zurückgezogen, dort ballte es sich jetzt dunkel zusammen. Plötzlich zuckte aus einer lichtgrauen Wolke ein Blitz auf, weithin hallender Donner folgte, und gurgelnd sauste die erste Granate über den Friedhof dahin. Eine zweite schlug kurz vor ihm ein, eine dritte platzte schon unter den Grabsteinen, weithin alles mit Erde und Steinsplittern bespritzend. Unser Untergang war besiegelt. Geschoß auf Geschoß sandte der erbitterte Gegner, wahrscheinlich die Anzahl der Verteidiger überschätzend, gegen unsere armselige Festung. Keiner von uns dachte an Flucht, wenngleich sich langsam die Schatten des Todes über uns senkten. —

„Wieder platzte ein Geschoß in der Steinmauer, sein unheilverkündendes Krachen gellte mir im Ohre, ich fühlte einen dumpfen Druck auf der Brust und sank zusammen. Ich glaubte, der Tod käme. Doch seltsam! Mir war es plötzlich, als ob ich noch einmal frei und leicht meinen blutenden, geschwächten Körper fortbewegen könnte, ich war wieder bei meinem Regimente, ich sah es heranmarschieren durch die Waldberge und die Schluchten, mir, uns zur Hilfe, und erstarrend hörte ich, wie der Oberst, unerschüttert durch unsere Not, das Herz voll Bosheit und Rachsucht, plötzlich halt gebot! — Da war es mir, als müßte ich ihn, Euch, das Regiment zur Hilfe herbeiflehen, auf daß nicht so viele Menschenleben, die Ehre des Vaterlandes, nutzlos dahin geworfen würden, und als ich ihn lächelnd sitzen sah, während an sein Ohr das Toben des Verzweiflungskampfes drang, da faßte ich meine letzten Kräfte, meinen ganzen Willen zu einer letzten Aeußerung zusammen, um ihm, meinem Verderber, zu drohen! —

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im feindlichen Lazarette. Ich will kurz sein: Den Bemühungen der Aerzte, der großmütigen Sorgfalt eines ehrenhaften Feindes gelang es, mein schwer bedrohtes Leben zu retten, nachdem ich fast 14 Tage bewußtlos zugebracht hatte. Den ersten Augenblick einer Erholung benützte ich, um meinen Angehörigen Nachricht von mir zu geben, und jetzt! jetzt! — hört!" — (und in höchster Erregung flammte das düstere Auge des Sprechenden auf und seine Hände erhoben sich) — „jetzt erfuhr ich — meine arme Mutter, der von meinem Regimente, meinem Obersten die offizielle Nachricht meines Todes zugekommen war, hatte sich, ohnehin schon lange kränkelnd, gramgebeugt in die Grube gelegt; und meine Braut, meine geliebte Braut, die nur in meinem Leben das ihre fand, durch die gleiche, in gleisnerische Worte des Trostes und der Teilnahme gekleidete Nachricht plötzlich getroffen, sitzt trauernd, umnachteten Geistes, am Grabe ihrer Hoffnung, ihrer Liebe. —

„Ich bin am Schlusse! Die letzte Kraft meines Leibes habe ich aufgeboten, um hier für meinen Namen, mein Andenken und meine Ehre zu kämpfen und um d e n zu bezeichnen, der eine Schmach unserer ruhmvollen Reihen ist!"

Erschöpft, schwer atmend ließ der Angeklagte sich auf einen Stuhl

nieder. Aufmerksam, selten nur durch einen Ausruf ihre Verwunderung zeigend, hatten die Richter ihm zugehört. Dann wurden die Offiziere, welche die Expedition mitgemacht und die Erscheinung gesehen hatten, verhört, die Entfernungen, die Zeitangaben genau geprüft, und staunend, erschüttert, blickten die ernsten, schlachterprobten Männer auf die sich vor ihnen häufenden Beweise eines geheimnisvollen Waltens. Dann zogen sie sich zurück, um bald darauf wieder einzutreten und den Urteilsspruch zu verkünden. Der Angeklagte wurde einstimmig freigesprochen, der Akt dem Armeekommando vorgelegt, und bald darauf verschwand der Oberst, von Niemandem betrauert, aus den Reihen der Armee. —

Nach wenigen Wochen erlag der junge Offizier nicht so sehr den Folgen seiner Wunden, als dem Einflusse eines tiefen Ekels an der Welt, die ihm alles geraubt hatte, einer unüberwindlichen Trauer um die Wenigen, die ihm teuer waren. Nur zum Schlusse, je näher der Augenblick seines Todes kam, schien es wie flüchtiges, lichtes Sonnengold durch sein Antlitz zu ziehen, und während in einem verborgenen Winkel eines fernen Landes ein düsterer, einsamer Mann, verbittert und voll Menschenhaß, die Schreckensbilder, die ihn peinigten, vergeblich mit den zerbrechlichen Waffen des beschränkten Verstandes und des Unglaubens zu bannen suchte, flog die Seele des sterbenden Don Alfonso freudig dem Lichte und dem Frieden entgegen.

Des Einsamen Lebensabend.

Von

Hans von Mosch.

Der Rausch verflog, die Jahre schwanden;
Gelöst, verweht in Zeit und Raum
Die Rosenfesseln, die mich banden
An manchen bunten Jugendtraum.
Ich steh' allein im kalten Leben; —
Das Herz, das einst so heiß geglüht,
Hat lang' verlernt, nach Glück zu streben,
Hat lang' verlernt der Liebe Lied.
Doch nah'n mir einst des Todes Stunden,
Bekränzt mit Rosen mir das Haupt!
Ich hab' doch manches Glück gefunden,
So lang' ich an die Welt geglaubt! —
Dann webt Erinnrung mir den Frieden
Der Abendsonne in den Tod,
Bis blendend schließt den Blick, den müden,
Ein Strahl von jenem Morgenrot.

Wann und wie oft kehren wir zurück?

Von

Hellenbach.

Die Periodicität der Wiederkehr ist eine Frage, welche besprochen werden muß, weil darüber irrige Ansichten verbreitet sind, was um so bedauerlicher erscheint, als diese Frage im innigen Zusammenhange mit unserer ethischen Entwickelung steht.

Die Wiederkehr des Menschen in die Drangsale der Welt kann nur im Interesse seiner Entwickelung erklärt werden; in diesem Falle müßte man folgerichtig glauben, daß sie nur dann und so oft eintreten werde, als ein Bedürfnis vorliegt, welches ja nach der Individualität häufiger oder seltener der Fall sein könnte. Die Menschen wollen sich aber mit so einfachen Lösungen nicht begnügen, sie suchen nach einer Gesetzmäßigkeit, und weil sich keine positiven Anhaltspunkte finden lassen, so greifen sie nach Analogien, die vielleicht recht poetisch klingen mögen, aber keine Sicherheit gewähren. Durch Analogieschlüsse entstanden z. B. die indische Metaphysik, die Fourrieristische Kosmogonie, die Häckeliade, und sie erwiesen sich nachträglich durch die Erfahrung und die Fortschritte der Wissenschaft unhaltbar.[1]) Die Analogie eignet sich sehr gut, um neue Wahrheiten zu entdecken, so wie auch Kepler mit Analogien durch 20 Jahre spielte, seine Verirrungen erkannte und bekannte, aber auch seine Gesetze fand. Kepler war eben ein Kepler. Man darf Analogien aufstellen, aber man darf nicht vergessen, daß sie nur Analogien sind, welche erst durch Erfahrungen Gesetzeskraft erlangen können. Auf dem Gebiete der Metaphysik sind aber bestätigende Erfahrungen jenseits des Grabes möglicher Weise sehr leicht, in diesem Leben aber schwer zu finden.

Die Periodicität des Wiedereintrittes im Sinne der indischen Brahmanen umfaßt Zeiträume und petitionirt siderische Evolutionen, welche mit den Ergebnissen der heutigen Astrophysik ganz unvereinbar sind.[2]) Der reformirte Glaube Buddhas nimmt zwar den richtigen Standpunkt ein,

[1]) Was der verstorbene Verfasser mit diesem Satze sagen wollte (Analogieschlüsse der indischen Mataphysik? — Häckeliade?), ist mir gänzlich unverständlich. (D. Hersgb.)

[2]) Durchaus nicht! (Der Herausgeber.)

daß nach Vollendung der Erziehung die Wiederkehr aufhört, doch ist deren Zweck das Nirwana, das Nichts.[1]) Auch seine Zahlen sind phantastisch. Wer einen Menschen tödtet, wird 500 Mal wiederkehren und immer getödtet werden u. s. w.

Die Periodicität Charles Fourriers ist dem Schlafen und Wachen entnommen. Demnach würde sich der Zeitraum des irdischen Daseins — des Schlafes — zum Jenseits — dem Wachen — etwa, wie 1:2 verhalten. Durch was ist dies zu widerlegen, oder zu stützen?

Wir wollen nun selbst einen Analogieschluß machen, welcher, obschon weit besser gestützt, als die obigen, doch nur geeignet wäre, irre zu führen.

Wenn wir behaupten würden, daß der Mensch nicht weniger, als drei- oder siebenmal wiederkehrt, so ließen sich allerlei Gründe dafür anführen. Der Mensch will, empfindet und denkt aber auf sehr verschiedene Weise; es könnte also eine dreifache Entwickelung dieser Seelenthätigkeit notwendig sein. Würde man noch vier Mannigfaltigkeiten des Charakters hinzufügen, welche unschwer zu bestimmen sind,[2]) so kommen wir auf die Zahl 7, auf welche selbst andere Analogien hinweisen. Der Mensch sieht die Natur in einer siebenfachen Mannigfaltigkeit, wie dies durch die Schwingungsziffern der Töne, Farben und durch das periodische System in der Chemie nachweisbar ist. Nicht die Natur hat diesen Stempel, sondern unsere Anschauungsform drückt ihn ihr auf; einer anderen Anschauungsform mag sie eine andere Mannigfaltigkeit bieten. Es ist nicht der Sonnenstrahl, welcher 7 Farben hat, sondern das Prisma giebt sie ihm, und durch ein zweites Glas kann man sie wieder in einen Sonnenstrahl verwandeln. Die Zahl 7 spielt auch eine große Rolle in der Entwickelung des menschlichen Körpers, was Pythagoras ausgesprochen, und Liharzik zum Teile nachgewiesen hat. Das wären die Unterlagen für weitere Schlüsse, deren nähere Begründung uns zu weit führen würde.

Nehmen wir einfach an, daß, so wie dem Mediziner 6 Jahrgänge zur Erreichung des Doktorats notwendig sind, der Mensch zu seiner Vollendung als solcher 7 Eigenschaften, oder Fähigkeiten des Charakters zu erwerben bemüßigt wäre, und daß er demgemäß eine siebenfach mannigfaltige Erfahrung notwendig hätte, daß er also mindestens 7 Existenzen durchmachen müßte. Wenn nun diese Analogie auch die volle Wahrheit wäre, und nicht an sie streifte — welches letztere wahrscheinlich ist — so wäre der Schlußsatz doch — falsch!

---

[1]) Keineswegs! Ueber den Begriff des Nirwana vergleiche man meine Schrift „Lust, Leid und Liebe" (Braunschweig 1891) S. 58 und 77—79. — Uebrigens hört auch für den Brahmanen mit der Vollendung die Wiederverkörperung auf; und mit den exoterischen Ausführungen, welche Hellenbach hier vorbringt, hat der Buddha selbst wenig zu thun. (Der Herausgeber.)

[2]) Unschwer? — Man vergl. hierüber in meiner Schrift „Lust, Leid und Liebe" S. 16—22 und Tabelle III; auch Sinnett „Die esotorische Lehre" (Leipzig 1884). (Der Herausgeber.)

Greifen wir zu einem plumpen Gleichnisse, welches aber den Gegenstand klarstellt. Denken wir uns einen Weinbauer, der eine jährliche Normalfechsung von 10 Eimern zu erwarten und ein Faß von 70 Eimern zu füllen hätte. Muß er 7 Jahre warten? Kann er nicht in guten Jahren mehr keltern? Es kann aber auch leicht viel länger dauern! Die Periodicität ist allerdings in der ganzen Natur zu finden, aber für die Entwickelung entscheidet nicht die Zeit, sondern das Maß! Der Weizen braucht zur Reife ein bestimmtes Quantum Wärme, aber er reift in Ägypten schneller, als in Deutschland, weil er dort stärkeren Sonnenstrahlen ausgesetzt ist! In Bezug auf das Maß dürfte oder könnte die Analogie die richtige sein, nämlich eine siebenfältige Entwickelung des intelligibelen Charakters, aber dieses Maß kann der Mensch schneller und langsamer erreichen. Ein Blick in die Geschichte wird jeden Leser davon überzeugen, daß ein periodischer Wiedereintritt in den biologischen Prozeß an keine Zahl gebunden sein kann.

Niemand wird leugnen, daß der Lebenslauf eines Christus, ja selbst einer Jeanne d'Arc oder einer Marie Antoinette an Erfahrungen, Kämpfen und Leiden reicher ist, als der von hundert, ja tausend Philistern. Sollte ein solcher Lebenslauf nicht auch für mehrere gelten? Die Erlebnisse der unglücklichen Königin von Frankreich liegen offen zu Tage, sind allbekannt; sie eignen sich daher am besten für unsere Betrachtung.

Marie Antoinette, die Kaisertochter, wird Königin von Frankreich, besteigt also den glänzendsten Thron der damaligen Zeit; sie ist schön, und mehr als dies, anmutig und gewiß keine bösartige Natur. Sie ist unstreitig die wenn auch nicht bedeutendste, so doch die glänzendste Erscheinung ihrer Zeit. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß das Nichthaben bei weitem nicht so schmerzt, als das Verlieren dessen, was man hat. Von dem Gipfel der Macht und Pracht wird sie der Gewalt ganz gemeiner Naturen ausgeliefert. Es haben viele Revolutionen mit grausamen Katastrophen stattgefunden, aber eine solche cynische Rohheit, wie sie sich in Frankreich offenbarte, wurde von keinem Volke erreicht, und die Idealisirung à la Lamartine oder Louis Blanc werden diesen Mohren nicht weiß waschen. Marie Antoinette wird unter raffinierten Entbehrungen nach tiefster Erniedrigung guillotiniert, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß Druck, Demütigung und Erniedrigung gerade die höchste Spannkraft erzeugen, die selbst in diesem Leben bei Individuen und Völkern oft die höchste Energie hervorrufen. Nicht genug dessen, daß Marie Antoinette geschmäht und verhöhnt das Schaffot besteigt, muß sie noch das Bewußtsein mitnehmen, ihre Kinder, worunter der Thronerbe, der Willkür dieser Kannibalen zu überlassen!

Was können wir daraus lernen? Fürs erste kann in keiner Weise dieser Lebenstraum — wollen wir den Ausdruck der Chemie entlehnen — für einwertig angenommen werden; denn — wir wiederholen es — Demütigung und Erniedrigung erzeugen die höchste Spannkraft!

Was wir weiter aus dem Lebenslauf dieser Märtyrerin gewinnen,

ist der Nachweis, daß alle Philosophien und Glaubenslehren mit Ausnahme der hier vertretenen an ihm ad absurdum gehen.

Sind die glücklich überstandenen Prüfungen der unglücklichen Königin das Mittel, um sich die Pforten des Himmels zu öffnen, wie kommt bei nur einmaliger Existenz der einige Jahre früher in seinem Bett verstorbene 90jährige Richelieu dazu, keinen anderen Prüfungen ausgesetzt zu werden, als den Verführungen schöner Weiber, um dafür, wenn nicht schon zur Hölle, so doch etwas ins Fegfeuer zu wandern?

Ist Marie Antoinette hingegen die Objektivation des allmächtigen Allwillens Schopenhauers, nun so sind es auch Robespierre, Danton, Marat und alle diese ehrgeizigen Hyänen. Das Alles ist ja wesensidentisch und martert sich, um das Leben zu verneinen, was aber dem Gotte nicht gelingt, weil für einen, der verneint, 20 andere, und zwar der schlechtere Nachwuchs, bejahen; wenn eine Marie Antoinette ihre Individualität verliert, und die Jakobiner sie behalten, wird nach keiner Richtung etwas gewonnen. Warum dieser All-Gott sich objektiviert, ist gar nicht einzusehen, und es ist ein wahres Glück für die Schopenhauer'sche Philosophie, daß er in späteren Jahren durch den Satz: „Wir wissen nicht, wie weit die Individuation reicht", seine Metaphysik über den Haufen wirft und den gesunden Teil seiner Lehre: „die Welt ist meine Vorstellung" rettet. Reicht die Individuation über Geburt und Tod hinaus, nun dann sind wir ja gute Freunde und Gesinnungsgenossen!

Ist Marie Antoinette aber eine Monade, so hängt es davon ab, ob sie in einen unbewußten Zustand versinkt und nie wiederkehrt, oder ob das Gegenteil angenommen wird. Im ersten Falle ist ihre Existenz ganz unverständlich und die teuer erkaufte Erfahrung verloren; der zweite Fall ist aber der hier vertretene, denn ob die Uranfänge unserer kosmischen Existenz in einer Monade oder in einem Allwillen sich verlieren, ist eine jener Fragen, auf die wir keine andere Antwort haben, als: Wir wissen es nicht! Doch darf uns das nicht beirren; die Unkenntnis des Wesens der Materie hindert weder die Astronomen, noch die Chemiker in ihrer Arbeit.

Wir sehen, daß alle philosophischen Systeme und Glaubenslehren unvernünftig werden, sowie sie an einer einmaligen Existenz festhalten. Nur die Annahme einer fortgesetzten Kapitalisierung unserer geistigen und ethischen Arbeitsleistungen erweist sich als diejenige, welche den Drang in das Leben begreiflich macht und die Verschiedenheit der Lebensdauer und Schicksale ausgleicht. Das für die Entwickelung notwendige Maß muß gefüllt werden, und es wird sich dieses wohl auch auf die physischen Leiden erstrecken; diese letzteren mögen die Vergeistigung unseres Wesens fördern, die Empfindsamkeit erhöhen und dadurch die Wahrnehmungsfähigkeit steigern. Der Stein empfindet keine Schmerzen, aber er hat auch keine Lustempfindungen. Hätte das Prinzip der Erhaltung und des Umsatzes der Kräfte keine durchschlagende Geltung, so würde man sich über das Schicksal eines unter Schmerzen sterbenden Kindes wahrlich nicht

trösten können. Wenn Leiden keinen Kapitalswert haben, wenn wir nur einmal in die Welt des Fleisches treten, so ist das kurze Leben eines Ludwig XVII ganz unverständlich.

Wenn das Leben der unglücklichen Königin auch zu den drastischen Beispielen der Geschichte gehört, so ist die Existenz so vieler anderer Erdenbewohner, welche der Geschichte nicht angehören, wahrlich keine rosige. Es giebt Menschen, die das Beste wollen, ohne es zu erreichen, oder wenn auch, es wieder verlieren; die — sei es durch Umstände, sei es durch Verleumdung — mißachtet und gebrandmarkt sterben, ohne es zu verdienen; es giebt zahllose Opfer der Tyrannei, und wir wissen ja, daß so viele Entdecker, Erfinder, Dichter, deren Werke die Nachwelt bereicherten oder ergötzten, in Not und Elend umkamen.

Es hat Millionen Menschen gegeben, welche weit größere Martern ausgestanden haben — schätzt man doch die der Folter und den Scheiterhaufen der Kirche Verfallenen auf 9 Millionen! — als Marie Antoinette; es giebt und gab Millionen Väter, die ihre Kinder hungern wußten und nicht zu helfen vermochten; von diesen letzteren und so vielen Märtyrern des bürgerlichen Lebens weiß die Geschichte nichts. Bei Marie Antoinette ist es nur der Kontrast, welcher ihre Leiden empfindlicher macht. Einen Menschen, der da glauben kann, daß all dieser Jammer Zweck und nicht Mittel zum Zwecke sei, den kann man nur bedauern, sowohl in Bezug auf den Wert seines Urteiles, als seiner Gefühle! Lessing glaubte es nicht; er erkannte sofort, daß die Wiederkehr des Menschen mit dessen Erziehung in Verbindung stehe. Lessing hat dies nicht im Wege einer kritischen Untersuchung bestehender philosophischer Systeme und naturwissenschaftlicher Theorien erschlossen; seine Philosophie ruhte auf den von Leibniz gegebenen Grundlagen, und jeder Individualismus führt zur Metempsychose, falls man der Welt und unserem Dasein einen vernünftigen Zweck unterlegen will. Daß Lessing einen solchen geahnt, oder gefühlt, oder erkannt hat, spricht für seine Intelligenz und den idealen Schwung seines Geistes; daß Lessing es ausgesprochen, zeugt von seinem Mute.

Man darf auch nicht vergessen, daß Lessing ein Dichter war, und daß ein solcher, wenn er etwas wert sein soll, zu jenen Laubenbewohnern gehört, wo das Zellengewand weniger dicht ist, und der daher Eindrücke von außen empfindet, die anderen spurlos vorübergehen. Darum haben Dichter teils direkt, teils symbolisch, oft Wahrheiten spontan ausgesprochen, die erst später durch Erfahrung und Urteil gefunden und anerkannt wurden. Bei den Sehern wird das Laub noch schütterer, sie sehen weiter, aber auch verworrener, als die Dichter.

Die letzte Apostrophe Lessings ist schön und richtig; nur der Eine Satz, welcher die Wiederkehr des Menschen von den zu erwartenden „neuen Kenntnissen und neuen Fertigkeiten" abhängig macht, bedarf einer Richtigstellung. Kenntnisse erwirbt man gewiß leichter, wenn man durch eine erweiterte Anschauungsform besser ausgerüstet ist; diese befindet sich aber jenseits des Lebens. Die Geburt ist nur ein Wechsel der An-

schauungsform; das kann heute nicht mehr bezweifelt werden. Daß die hier im Leben geleistete Arbeit sich auch kapitalisiere, ist gewiß, und zwar in doppelter Richtung. Wer mit Lasten beschwert Gebirge ersteigt, wird gewiß es noch leichter ohne Belastung und Erschwerung vermögen, doch kommen unsere „Kenntnisse und Fertigkeiten" weit mehr unseren Nachkommen in diesem Leben zu gute. Die Dampfmaschinen entlasten den Arbeiter; deren Erfinder tragen nicht die Schuld, daß sie mehr zu gunsten des Kapitals fungieren, das haben die Staatsmänner zu verantworten. Doch ist ein Fortschritt in der Lebenshaltung und Erziehung nicht zu verkennen.

Der Schwerpunkt für die Wiederkehr des Menschen liegt auf der ethischen Seite, das ethische Bedürfnis entscheidet über den Eintritt und über die Wahl der Verhältnisse, unter welchen sich der Mensch ins Leben setzt. Auf diesen Momenten beruht auch das Fatidike unseres Schicksals, dessen Spuren wir hie und da finden, und welche nur durch die hier vertretene Weltanschauung erklärbar sind.

Die Motive für den Wiedereintritt in das Leben können über das Bedürfnis der Erziehung hinaus noch viele und verschiedene sein, auf deren Analyse wir jedoch hier verzichten müssen. Eines aber wollen wir berühren, und das ist der denkbare Eintritt im Interesse der allgemeinen Entwickelung. Man spricht sehr häufig von der „Mission" eines Menschen, der einen unleugbaren Einfluß auf die Entwickelung genommen. Hat man recht? Ist es undenkbar, daß ein Christus oder Buddha mit einer bestimmten Absicht in die Welt der Erscheinung traten? Doch sind es nicht nur Religionsstifter, welche von der inneren Ueberzeugung einer Mission getragen wurden. Man könnte eben so gut von einer Mission Napoleons sprechen, den alten durch Dynastenrechte zusammengehaltenen europäischen Rumpelkasten über den Haufen zu werfen und den Strom der Entwickelung in das freiere und nationale Fahrwasser zu leiten. Man könnte selbst sagen, daß ihn das Glück verließ, als er seiner Mission untreu wurde. Hat er doch selbst am Ende seiner Tage zugestanden, daß er sich gegen diese beiden Ideen versündigte, und daß *dies ihn vernichtet hätte*. Wer eine lebhafte Phantasie besitzt, kann in der Lebensgeschichte Napoleons allerlei Anhaltspunkte finden, und mag in dem prophetischen Traum Friedrichs II in der Geburtsnacht Napoleons eine weitere Nahrung für Schwärmereien dieser Art suchen. Wir müssen derlei Kombinationen den Dichtern überlassen, und uns nur an das halten, was unangreifbar ist.





Tolstoi über Wissenschaft und Kunst.

Von

Raphael von Koeber,

Dr. phil.

Zu den bedeutendsten und unermüdlichsten Verfechtern der alten stoischen Regel: Lebe der Natur gemäß! gehört in der Gegenwart bekanntlich Graf Leo Tolstoi. Seine ethisch-religiösen Lehren haben wir vor zwei Jahren unseren Lesern ausführlich dargestellt. Genau betrachtet, ergeben sie sich alle aus jener obersten Maxime.

Naturgemäß leben heißt bei Tolstoi, den vernünftigen (nicht den thierischen) Menschen in uns zum alleinigen Gesetzgeber und Richter aller unserer Handlungen machen; keiner anderen Stimme Gehör geben, als der Stimme der Vernunft. Vernunftgemäß ist aber christlich. Gestalte dein Leben nach den Forderungen deiner (menschlichen) Natur, und es wird notwendig ein christliches Leben sein, d. h. ein den Werken der Liebe, dem „Dienste Gottes" und der Mitmenschen geweihtes, von keinerlei Vorurteil beeinflußtes, also auch von allem Herkömmlichen unabhängiges.

Näheres über den Charakter eines solchen Lebens erfahren wir aus dem Glaubensbekenntnis, das ein Anhänger Tolstoi's im Namen seiner Gemeinde vor einiger Zeit im „Magazin für Litteratur des In- und Auslandes [1]) veröffentlichte.

Die Grundlagen des Glaubens, dem wir anhängen, heißt es darin, sind allen Menschen gleichmäßig zu eigen, weil die tiefinnerste Natur der menschlichen Seele christlich ist. Wir kennen nur Ein Gebot: Liebet die Brüder! und halten es für unsere Pflicht, in der Erfüllung dieses Gebotes zu leben und zu sterben. Unsere Brüder sind alle Menschen, welchen Glaubens, welcher Nationalität, welchen Geschlechts, Standes und Alters sie auch sein mögen. Unter Werken der Tugend verstehen wir jede Linderung menschlichen Elends, dieses sei physisch oder moralisch, und die Verbreitung jenes Lichtes der Vernunft, das unseren eigenen Lebensweg er-

[1]) 1892, 28. Mai: Ignotus, Tolstoi und die Hungersnot.

leuchtet. Wir haben nicht die mindeste Achtung vor allem Hergebrachten und Formellen, sei es in der Kirche oder im Staat und in der Gesellschaft, weil es in unseren Augen völlig wertlos ist und nur dazu dient, das Licht, welches das Leben verständlich macht, zu verdüstern. Wir richten weder, noch rufen wir die Gesetze an, denn unsere Moral heißt uns, dem Uebel nicht zu widerstreben und Böses mit Gutem zu vergelten. Da die Regierenden auch unsere Brüder sind, so lieben wir auch sie und sind zu jeder Zeit bereit, ihnen nach Kräften zu dienen; da aber die obere Macht, die allein wir anerkennen, Gott ist, so verweigern wir den weltlichen Herrschern jeden Gehorsam, sobald ihre Befehle den göttlichen Geboten widerstreiten. Somit verzichten wir ein für allemal auf alle Ehren, Aemter und Vorrechte im Staate und steigen von unserer gesellschaftlichen Stufe freiwillig herab, um als besitzlose Arbeiter oder Ackerbauer zu leben. Denn Besitz kann nur durch Gewalt erlangt und behauptet werden, und Gewalt ist das, was wir hauptsächlich vermeiden, da sie mit dem Gesetze der allgemeinen Menschenliebe durchaus unvereinbar ist. — Wie ein vergifteter Brunnen kein reines und gesundes Wasser geben kann, so ist es auch einem lasterhaften Menschen nicht möglich, wirklich Gutes zu thun. Wollen wir also unseren Lebenszweck erreichen und Diener Gottes und der Menschen sein, so müssen wir nach moralischer Vollkommenheit trachten und deswegen strenge Selbstzucht üben. Dieser Weg führt zur „Reinheit" und Demut, die uns gegen alle Versuchung feit.

Man sollte meinen, in einem solchen kulturfeindlichen Leben könne kein Platz sein für die höchsten Ergebnisse der Kultur, für Kunst und Wissenschaft; und doch ist es deren Bedeutung, über die Tolstoi in einer seiner letzten Schriften [1]) handelt. Von was für einer Wissenschaft und Kunst spricht er denn? Offenbar nicht von derjenigen, die aus unserer Kultur erwachsen: diese hält er ja für gänzlich verkehrt; also müssen ihm auch alle ihre Erzeugnisse verkehrt erscheinen.

Das natur- oder vernunftwidrige, egoistische, lediglich dem Willen fröhnende Leben unserer gebildeten Klassen spiegelt sich ab in heutiger Wissenschaft und Kunst. Beide verfolgen nur Willenszwecke und verlieren ihre wahre Aufgabe, den Menschen zu dienen, völlig aus den Augen. Das Schlimmste aber, meint Tolstoi, ist, daß die Gelehrten sich selbst belügen, indem sie ihr Treiben durch willkürlich ausgelegte philosophische Sätze und sogenannte wissenschaftliche, angeblich auf Erfahrung gestützte Theorien zu rechtfertigen oder zu beschönigen suchen. So hatten sich, z. B. in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, die verständigsten Leute hinter die Hegel'sche Lehre verschanzt, weil Hegel alles Wirkliche, also — nach ihrer Deutung — alles Bestehende, demnach alle Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Dummheit in der Welt, für vernünftig, d. h. für notwendig erklärte, und dadurch die Gesellschaft gleichsam freisprach von der Verant-

[1]) Die Bedeutung der Wissenschaft und Kunst. Aus dem Russischen von August Scholz. Dresden und Leipzig bei Pierson. 117 Seiten 8°.

wortlichkeit für alles thörichte und böse, das sie begeht. Aus demselben Grunde wurde auf die leichtsinnige und talentlose Theorie des „höchst erbärmlichen englischen Publizisten" Malthus geschworen; denn was konnte den reichen Müßiggängern willkommener sein, als die praktischen Konsequenzen des „Naturgesetzes", daß die Bevölkerung in geometrischer Progression zunehme, während die Nahrungsmittel sich bloß in arithmetischer vermehren. Wer also ist Schuld, daß die Armen, die überflüssig zur Welt kommen, hungern müssen? Doch die Natur selbst, mit der sich nicht rechten läßt! Die für den „Kampf ums Dasein" wohl ausgerüsteten, satten Männer der Wissenschaft und Kunst haben sich demnach gar nicht um die Leiden ihrer Mitmenschen zu kümmern, und können ruhig ihren gelehrten und ästhetischen Privatinteressen nachgehen. Dies um so mehr, als ja auch die ganze Menschheit, wie es heißt, ein „Organismus" ist, in welchem jeder Teil einer besonderen Funktion vorsteht, eine ihm allein zukommende Arbeit zu verrichten hat. Wie der Kopf auf andere Weise dem Körper dient als die Hand, so arbeiten auch der Gelehrte und der Künstler anders als der Handwerker. Wie kann man sich über die „Arbeitsteilung" beklagen, da sie doch ein Natur- und Grundgesetz alles Daseins ist! Wie ist es möglich, den Gelehrten zum Vorwurf zu machen, daß *sie*, welche den *Kopf* der Gesellschaft repräsentieren, nicht Schuhe anfertigen oder den Acker pflügen! Wer würde denn an ihrer Stelle die für die höheren Bedürfnisse der Menschheit so nötige „Kopfarbeit" besorgen? Erfüllen sie nicht ihre von der Natur ihnen zugewiesenen Pflichten ebenso gut wie die übrigen Klassen?

Thun sie es wirklich? Ist die Arbeitsteilung, welche man in der gegenwärtigen Gesellschaft durchgeführt sieht, die richtige, d. h. natürliche, aus einem *allgemeinen* Bedürfnis hervorgegangen?

Nein! und abermals nein! erwidert Tolstoi. Was heutzutage Arbeitsteilung genannt wird, ist nichts als „gewaltsame Beschlagnahme fremder Arbeit durch den Stärkern" (S. 25), und unsere Gelehrten sind jenem Hauslehrer finnischer Abkunft zu vergleichen, der von einem Gutsbesitzer engagiert wurde, um dessen Kinder im Französischen zu unterrichten: er brachte ihnen statt des Französischen das *Finnische* bei, wonach niemand verlangt hatte, und war so der Einzige im Hause, der sich mit seinen Zöglingen unterhalten konnte. Auch für das Volk ist das „Kauderwelsch" der Wissenschaft finnisch. Und hält es seinen Lehrern vor, daß es von ihnen betrogen ward, so erhält es zur Antwort: du vermagst den Nutzen der „echten" Wissenschaft nicht zu begreifen, weil du noch tief in der von uns längst überwundenen Entwicklungsperiode steckst, welche Auguste Comte die *theologische* nannte — jener Kindheitsperiode des Menschengeschlechts, da „bei Juden wie bei Chinesen, bei Indern wie bei Griechen das gesamte Volk alles begriff, was seine großen Lehrer zu ihm sprachen" (S. 62).

Was für Comte und seine Geistesgenossen das zu Ueberwindende, ist für Tolstoi das zu Ersehnende, in unsere Zeit Zurückzurufende: — ein romantischer Zug, den wir im Ideenkomplex Tolstoi's am allerwenigsten

erwartet hätten! Nur im Altertum habe es wahre Wissenschaft und Kunst gegeben, d. h. die Wissenschaft und Kunst, die den Menschen „ebenso unentbehrlich ist, wie Speise und Trank und Kleidung, ja noch unentbehrlicher".

Und ihre Repräsentanten?

Es sind Männer wie Confucius, Buddha, Sokrates, Solon, Homer. Also Religionslehrer, Weise, Gesetzgeber, Volksdichter. Sie richteten ihr Denken nur auf das Eine, was „not ist", auf das, worin die Bestimmung, demnach das wahre Glück, des einzelnen und aller besteht. Ihre Wissenschaft war Weisheit; und nach ihr — nicht, wie heutzutage, nach der Willkür eines der privilegierten Müßiggänger, die man Gelehrte nennt — richtete sich auch alles übrige Wissen: es war ein Wissen des Wissenswerten allein.

Mit einer solchen Wissenschaft ging Hand in Hand die wahre Kunst, d. h. die Darstellung in Worten, Bildern oder Tönen jener wenigen ewigen Wahrheiten, nach deren Erkenntnis die Weisheit trachtet. Seitdem aber an Stelle der wahren Wissenschaft von der Bestimmung und dem Glücke des Menschen die neue Wissenschaft von X-beliebigen getreten ist, hat auch die Kunst aufgehört, eine bedeutungsvolle menschliche Thätigkeit zu sein. Eine Kunst besteht bei allen Völkern so lange, als das, was man gegenwärtig verächtlich mit dem Wort „Religion" bezeichnet, für die einzige Wissenschaft gilt. So lange in unserer europäischen Welt die Kirche die Stätte der Religion und des wahren Wissens war, und die Kunst der Kirche diente, war sie eine wahre Kunst gewesen; seitdem sie aber eine „Kunst um der Kunst willen" geworden, oder gar in den Dienst der hohlen, alles Bedürfnisses nach Erkenntnis baren, nur nach „Thatsachen" jagenden modernen Wissenschaft getreten ist, ist sie zu einem gemeinen Handwerk herabgesunken, hat sich vermischt mit den kulinarischen, kosmetischen und anderen „Künsten", deren Ausübende sich mit gleichem Rechte Künstler nennen, wie die Dichter, Maler und Musiker unserer Zeit (S. 60 f.).

Die „Priester" der Wissenschaft und Kunst sind heutzutage die „allererbärmlichsten Betrüger", weil sie „aus ihren Pflichten Rechte gemacht" und somit das Verhältnis, in welchem sie zum Volke stehen sollten, umgekehrt haben. Nur dann aber, wenn die Wissenschaft und Kunst keine Rechte, sondern bloß Pflichten kennt, vermag sie ihre Bestimmung zu erfüllen. Der wahre Denker und Künstler wird niemals von olympischer Höhe ruhig auf die Menschheit herabblicken, sondern in Gemeinschaft mit den Menschen leiden und Rettung oder Trost für sie suchen. Schon darum wird er leiden, weil er nie mit sich und seiner Leistung zufrieden ist. „Es giebt keine üppig lebenden, selbstzufriedenen, glattwangigen Denker und Künstler. Die Thätigkeit des Denkens und der für alle verständlichen Darstellung des Gedachten ist die schwierigste und mühseligste unter allen menschlichen Verrichtungen — ein Kreuz, wie es im Evangelium heißt. Und das einzige unzweifelhafte Kennzeichen von dem Vorhandensein eines wahren Berufes ist die Selbstverleugnung, die Opferung des eigenen

Selbst, welches hingegeben wird, damit die in den Menschen hineingelegte Kraft zum Heil und Trost der Mitmenschen sich offenbare. Auch die geistige Frucht wird nicht ohne Wehen geboren. — Die Zahl der Käferarten lehren, oder die Sonnenflecken beobachten, oder Romane und Opern schreiben — das alles kann man ohne zu leiden; aber die Menschen ihr Heil lehren — welches einzig darin besteht, daß sie sich selbst verleugnen und den andern dienen — und diese Lehre in nachhaltiger, wirkungsvoller Weise (in einem Kunstwerk) zum Ausdruck bringen — das kann man nicht ohne Entsagung" (S. 66 f. Vgl. d. ganze Kap. VI).

Nicht anders haben auch alle wahrhaft Großen der Wissenschaft und Kunst gedacht — und viele unter ihnen auch gelebt. Das „Heil" zu suchen und zu lehren, d. h. weise zu sein und Weisheit zu verkünden, war ihre einzige Lebensaufgabe. Die Erkenntnis aber, daß Weisheit, und sie allein, das höchste Gut, also schlechterdings allem vorzuziehen ist, wonach die Menschen sonst streben, erlangten sie, gleich Tolstoi, durch die strengste Erfüllung der Pflicht der Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Schau um dich und in dich, und habe Mut, dir genaue Rechenschaft zu geben über das, was du gesehen! Du wirst zu der Einsicht kommen müssen: nichts von alle dem hat einen Wert; alles ist eitel, außer deiner Vernunft und ihrer freien Bethätigung.

Und das praktische Ergebnis dieser Einsicht?

Du wirst als ein vernünftiger Mensch, d. h. als Weiser, somit als ein Freier leben; und — da Weisheit mit dem Geiste des Christentums, mit dem Geiste Jesu zusammenfällt — als wahrer Christ. Worin, nach Tolstoi, das Wesen des wahren Christentums besteht, das wissen wir.



Die Seuchenfestigkeit des moralischen Muthes.

Psychologisch-historische Erinnerungen.

Von

Ludwig Kuhlenbeck,

Dr. jur.

Der diesjährige Einbruch der sog. asiatischen Cholera in Deutschland, ihr plötzliches und heftiges Auftreten in Hamburg und die darauf folgende Panik ist nach jeder Richtung, nicht nur sozialhygienisch, sondern auch moralisch lehrreich gewesen. Der fin de siècle-Mensch hat sich dabei nicht eben in glänzendem Lichte gezeigt; sein Egoismus und seine Todesfurcht hat dem Wohlstande Hamburgs und Deutschlands — soviel steht fest — dabei weit mehr materiellen Schaden verursacht, als der Todesengel selbst.

Diese Panik läßt es zeitgemäß erscheinen an einen psychischen Faktor zu erinnern, der sich zu allen Zeiten bei derartigen „Epidemien" als relativ bestes individuelles und soziales Schutzmittel gegen Ansteckung bewährt hat. Allerdings ist der unbewußt noch mehr als bewußt allgemein verbreitete Materialismus unserer Tage wenig geneigt, auf diesen Faktor den hohen Wert zu legen, der ihm zukommt. Indes wird selbst der theoretisch überzeugte Materialist praktisch zugeben müssen, daß der moralische Mut sowohl als individuelles wie als sozialhygienisches Schutzmittel gegen Seuchen eine bedeutende Rolle spielen kann, auch ohne daß man darum einen mystisch immunisierenden Einfluß des Geistes auf den Körper vorauszusetzen braucht. Dies erkannte schon der durchaus rationalistisch denkende Geschichtsschreiber Thucydides bei seinen lehrreichen Beobachtungen jener berühmten Pest in Athen, welche zu Beginn des peloponnesischen Krieges im Jahre 431 v. Chr. ausbrach und durch mehrere Wiederholungen in den folgenden Jahren — auch Perikles starb an ihr — mehr als alle Wechselfälle des Krieges zur raschen Demoralisation und zum Niedergang der glänzendsten Republik des Altertums mitgewirkt hat. Er schreibt:

„Das Schlimmste bei dem ganzen Unglück war aber der mutlose Zustand, welchem sich die Leute überließen, sobald sie merkten, daß sie krank wurden. Denn da gaben sie sogleich alle Hoffnung verloren und gingen eben deswegen noch weit unvorsichtiger mit sich um, ohne sich Mühe zu geben, der Krankheit Widerstand zu leisten. — Und dieser Umstand, sowie daß man aus Furcht nicht zu einander gehen mochte, verursachte das meiste Unheil".

Man könnte dies und die ganze weitere Schilderung ohne viel Aenderungen direkt auf gegenwärtige Erfahrungen anwenden.

Da verdient denn zunächst als bestes individuelles Vorbild aus jener Pest-Periode Sokrates genannt zu werden, von dem Xenophon und Platon berichten, sowohl daß er damals in Athen zu den wenigen gehörte, welche die menschliche Pflicht der Nächstenliebe nicht aus Furcht vor Ansteckung verleugneten, als auch trotz vielfachster Berührung mit den Kranken gleich dem Arzte Hippokrates von der Seuche nicht befallen wurden. Aber Sokrates war eben psychologisch überzeugt, daß der moralische Mut eine unmittelbare, den Körper gegen Ansteckung festigende Wirkung habe.

Vom klassischen Altertum zum Mittelalter übergehend, will ich ein gleiches Beispiel hervorragenden moralischen Mutes in Erinnerung bringen, welches der neuerdings erst wieder in die verdiente Beleuchtung hervorgetretene Philosoph Giordano Bruno, der Blutzeuge der modernen Weltanschauung, wie man ihn zutreffend genannt hat, während der furchtbarsten Pest gegeben hat, die uns die Geschichte der europäischen Epidemien bietet. Es war der sog. „schwarze Tod", welcher im August 1775 zuerst vom Orient nach Italien herüberkam und damals allein in Venedig, dem Hamburg Italiens, während eines Jahres ca. 42000 Menschen hingerafft haben soll. Boccaccio und Manzoni haben uns die bekannten klassischen Schilderungen der dadurch hervorgerufenen Panik und Demoralisation geliefert.

In jener Zeit ging Bruno, der mehr als irgend einer ohne allen Vorwurf Italien hätte meiden können, direkt nach Venedig, weil er annahm, dort unter dem alles betäubenden Eindrucke der Pest noch am sichersten vor den Verfolgungen der Inquisition in Italien weilen zu können und schrieb hier während viermonatigen Aufenthalts in der „Stadt des Todes" eine Schrift „Von den Zeichen der Zeit", die leider bislang noch zu den verschollenen Teilen seiner Werke zählt. Er hebt aber in anderen Schriften z. B. in der „de Contractionibus" seine Ueberzeugung hervor, daß ein entschiedener Wille gegen Ansteckung gefeit mache, wie er selbst bei mannigfacher Berührung mit Pestkranken an sich erfahren zu haben glaube.

In dem Jahre 1582 durchgraufte dieselbe Pest Deutschland und hielt schließlich ihren Einzug auch in Helmstedt, woselbst die vor wenigen Jahren erst durch Herzog Julius von Braunschweig, dem fürstlichen Freunde des eben genannten italienischen Philosophen, — derselbe soll damals sogar die Erziehung des Prinzen Heinrich Julius geleitet haben — gegründete Universität Julia ihre klassische Blütezeit begann. In

Frankreich, Italien und Süddeutschland hatte die Pest nicht wenige Universitäten verödet und dem Untergange nahegebracht. Mit Besorgnis, aber besonnener Umsicht suchte Herzog Julius seine geliebte Akademie Julia vor gleichem Schicksal zu bewahren, und es scheint, daß ihm dabei die Psychologie seines philosophischen Freundes den Weg gewiesen hat. Schon war einer der prinzlichen Pagen mit dem auffälligen Namen „Spitznase" im Hause des Professor Borchholt von der unheimlichen Krankheit befallen, und der wohllöbliche Rat von Helmstedt hatte nichts eiligeres zu thun gehabt, als die Prinzen mit ihrem Hofstaat nach dem benachbarten Marienthal auszuquartieren. Da erhielt er ein ernstes Schreiben vom Herzog Julius, in dem ihm, um eine Panik der übrigen Studenten zu verhüten, anbefohlen ward, die Prinzen sofort zurückzuholen. Nichts scheint mir die ganze im besten Sinne philosophische und religiöse Geistesruhe dieses größten aller Welfen in herrlicheres Licht zu setzen, als dieses Schreiben:

„Nun ist Unser Wille, daß Du gedachte Unsere junge Herren ungesäumt wieder nach Helmstedt bringest, da Wir sie nicht wie feige, weibische Memmen erzogen haben wollen; man hat auch noch nicht viel gehöret, daß ein Fürst von Braunschweig an der Pest gestorben, sondern vielmehr in Schlachten, Spießrennen und dergleichen tapferen Thaten christlich und rühmlich umgekommen. Jedoch wollen wir vorwissentlich nichts verhängen und sehen für gut an, daß nicht allein obgemeldeter Junge Spitznase, sondern auch, da künftig ihrer mehr mit Schwachheit befallen würden, dieselben ungesäumt von Stund an in besondere Häuser gebracht und allda kurieret werden sollen; wollen aber durchaus keine Trennung und schädlichen Riß oder Fall in Unserer Julia-Universität eingerichtet und verursacht, sondern das und kein anderes haben: daß allda Unsere Söhne in christlicher Zucht anderen Studenten zum Exempel perseverieren, und man sich, bis der Allmächtige es anders verhängen werde, festiglich zusammenhalte!"

Sodann ordnet dasselbe herzogliche Reskript eine Reihe von sanitären und desinfizierenden Maßregeln für die Stadt an, die unser Erstaunen erwecken, und schließt mit dem Satze: „Was es kostet, wollen Wir bezahlen!"

Die moralische Suggestion und sanitärer Maßregeln dieses so tapferen wie aufgeklärten Fürsten hatten Erfolg, die Universität wurde von der Pest nur wenig berührt.

Aus unserem Jahrhundert verdient noch das Verhalten Napoleons zu Accon und aus neuerer Zeit das herrliche Auftreten des Re Umberto in Neapel bei der Cholera-Epidemie 1886 Erwähnung. Man geht nicht fehl, wenn man dem König von Italien das Verdienst zuerkennt, durch sein moralisches Beispiel zur Bekämpfung der damals so entsetzlich in den unsanitären Vierteln Neapel's hausenden Seuche und vor allem zur Beseitigung der fast noch unheilvolleren Verwirrung und Demoralisation, die sich an ihr Auftreten damals in Unteritalien knüpfte, den wichtigsten Faktor gestellt zu haben.



Magie oder Suggestion?

Von

Reinhold von Kern,

Dr. phil.

Gott —, die gute, der Teufel — die böse Macht: dieser durch die Lebenserfahrung begünstigte und in jeder Religion nachweisbare Glaube an zwei entgegengesetzte und feindlich zu einander stehende Weltprinzipien, kommt auch auf dem Gebiete der Magie zum Vorschein. Die Natur ist der Mehrzahl der Menschen nur von einer und zwar der äußeren Seite bekannt. Die Kenntnis des verborgenen Zusammenhangs der Dinge mit der anderen, von uns abgekehrten Seite der Natur, und die Kunst, ihre Kräfte zu ungewöhnlichen, die Naturgesetze scheinbar umstoßenden Wirkungen zu verwenden, — dies ist, was von jeher Magie genannt wurde. Mit Unrecht bezeichnet man dieselbe oft als übernatürlich; — nicht einmal übersinnlich ist sie. Was ist sinnlicher als ihre Mittel, Wirkungen und Zwecke! Aber das Sinnliche, das sie bewirkt, vermag — insofern es der physischen Kausalität widerspricht — die Vernunft oder der Verstand nicht zu fassen; und die natürlichen Kräfte, die sie in ihrer Gewalt hat, äußern sich, dem Willen des Magiers gehorchend, in einer von der bekannten und erfahrungsmäßigen durchaus abweichenden Art. Es wäre demnach wohl richtiger, die magischen Vorgänge innernatürlich und übervernünftig zu nennen.

Die Wahrheit, nämlich diejenige, nach welcher die Weisheit strebt, d. h. die Eine, ewige Wahrheit, liegt nie und nirgends auf der Oberfläche, wo nur die wandelbaren oder relativen Wahrheiten zu finden sind; sondern immer und überall nur auf dem tiefsten, dem Verstande unzugänglichen Grunde der Erscheinung. Gesetzt nun, die Magie erkenne wirklich die innere Natur, erkenne das, was über die Grenzen der gewöhnlichen Wahrnehmung und des logischen Denkens hinausliegt; so hat Paracelsus recht, wenn er die Magie eine „große verborgene Weisheit", das Wissen mittels des gewöhnlichen Erkenntnisvermögens aber eine „öffentliche große Thorheit" nennt — Thorheit, insofern sie sich Weisheit dünkt.

Magie ist ein sehr weiter Begriff, und hat so wenig bloß mit dem Teufel zu thun, daß die Kirche sich ihrer tiefsten und wichtigsten Vor-

stellungen und Glaubenssätze berauben, auf die Ausübung ihrer heiligsten Handlungen und Gebräuche verzichten müßte, wollte sie die Magie als solche leugnen und in Bausch und Bogen für etwas Verwerfliches, Gottloses erklären. Denn, bei Lichte betrachtet, laufen ja alle Ceremonien, Sakramente und der ganze Pomp der Kirche in letzter Linie auf das hinaus, was in der Sprache der Magie Theurgie heißt: — Gott und seine Diener, die Heiligen, und vor allen die Mutter Gottes, werden durch gewisse Vorrichtungen und Formeln herbeigerufen und zum Gehorsam gezwungen. Man mag sagen was man will: ich beabsichtige einen Zwang auf Gott auszuüben, wenn ich ihn anrufe, zu ihm bete, er möge meinetwegen ändern, was er in seinem Rat von Ewigkeit schon bestimmt hat. Es ist ein „Himmelszwang", das Gegenbild des „Höllenzwanges". Wie dem Bösen, so kann ich mich auch den himmlischen Mächten „verschreiben" — durch ein Gelübde. Kurz und gut: wie die ganze Hölle ein grausiges Zerrbild des Himmels ist, so ist auch die höllische Magie durchgängig ein karrikierter Abklatsch der himmlischen oder kirchlichen.

Eine der bekanntesten Formen der schwarzen Magie ist das sogen. Maleficium des Anhexens in distans von allerlei Uebeln und Krankheiten, unter denen das Subjekt so lange leiden muß, als die geheimnisvollen Mittel, welche sie hervorbrachten, angewendet werden. Das gewöhnliche Verfahren dabei war im Mittelalter folgendes: Man verschaffte sich Haare oder Kleidungsstücke des zu behexenden Wesens, nahm dann, als Symbol des Opfers, ein Stück Wachs oder einen anderen Stoff, auch wohl ein lebendes Thier, brachte es in Berührung mit jenen Gegenständen und übte nun an dem Bildnis alles das aus, was dem Original zugedacht war: Verwundung der symbolisierten Körperteile sollte Krankheit der wirklichen verursachen, das langsame Schmelzen des Wachsbildes allgemeines Siechtum, die Durchbohrung des Bildes im Herzpunkt — den Tod. Einem solchen Maleficium schrieb man z. B. das Siechthum Karls IX und seines Bruders Heinrich III von Frankreich zu.

Etwas dieser Art von Hexerei ganz Analoges hat sich in den katholischen Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten. Wir meinen den Brauch, „aus Wachs gebildete Glieder" der hl. Jungfrau „als Opferspend'" darzubringen und der Glaube, daß — wie Heine singt [1]):

„. . Wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund".

Der Glaube versetzt Berge; warum sollte er nicht auch einen Menschen heilen können! Und die Suggestion — ein hübsches „wissenschaftliches" Wort, das den „Aufgeklärten" erlaubt, ohne sich zu kompromittieren, an

[1]) Heine irrt aber in der Annahme, daß solche Wachshände und Wachsfüße vor der Heilung geopfert würden; vorher wird vielmehr nur das Gelübde abgelegt, und die geopferten Wachs-Nachbildungen sind schon ein Beweis der Erfüllung des gläubigen Gebetes (oder der hoffnungsstarken Auto-Suggestion der Opfer gelobenden Beter). **H. S.**

„Wunder“ zu glauben —, die Suggestion, die allvermögende, über Raum und Zeit erhabene, Krankheiten vertreibende oder erzeugende, den physischen und moralischen Menschen umwandelnde, — sollte man nicht in ihr die Erklärung sämtlicher Phänomene der Magie, der heiligen wie der profanen, suchen? Während den opfernden Gläubigen eine Auto-Suggestion rettet, richtet den „Behexten“ ein fremder böser Wille zu Grunde, eine Suggestion in distans — dies ist der ganze Unterschied.

Fast alle wirkliche Magie ist Suggestion, und jedenfalls alle hypnotische Suggestion Magie. Damit ist freilich so gut wie gar nichts gesagt: man hat ein Unbekanntes auf ein Unbekanntes zurückgeführt. Weil aber das eine Unbekannte — die Suggestion — sich in der neueren wissenschaftlichen Psychologie das Bürgerrecht erwarb, so meint man es auch zu kennen. Man meint — nur darauf kommt es ja an. Was ist all unser Wissen anders als bloßes Meinen? Und in diesem Falle verdanken wir dem Meinen ein ergötzliches Lustspiel, das jetzt die Gelehrten in den mittleren Regionen der wissenschaftlichen Welt aufführen. Mit der „ganz natürlichen“ Suggestion schlich die verfolgte und verspottete Magie zum Hinterthürchen der Wissenschaft herein, und wird von dieser, unter dem neuen Namen, nicht nur geduldet, sondern als ein interessanter, etwas absonderlicher, zum Divertissement des gelangweilten Publikums beitragender Gast bewillkommt.

„Den Teufel spürt das Völkchen nie
Und wenn er sie beim Kragen hätte“.

Ohne es zu ahnen, treten jetzt die Gelehrten für die Magie ein, und in demselben Atem erklären sie ihr den Kreuzzug; die „aufgeklärtesten“ Zeitungen belehren uns über die wunderbaren Thatsachen des Hypnotismus und der Suggestion, und finden nicht Worte genug, um denjenigen zu verhöhnen, welcher an dieselben Thatsachen glaubt, sie aber mit dem ehrwürdigen und ungleich schöner klingenden Worte Magie bezeichnet.

Ein Beispiel dieser lächerlichen Scheu vor dem Wort lieferte neulich das französische Blatt „Le Parti National“. Es handelte sich um ein interessantes Experiment des unseren Lesern von früher her durch Besprechungen und eigene Aufsätze in unserer Monatsschrift bekannten französischen Mesmeristen Oberst de Rochas, welches in der letzten Zeit die Presse vielfach beschäftigte und wieder einmal zeigte, daß in den alten Geschichten von Bezauberungen doch ein Wahrheitskern enthalten, und daß demnach die Furcht unserer Vorfahren vor dem Maleficium nicht so ganz grundlos gewesen war.

De Rochas experimentierte am 2. August d. J. in der Gegenwart zweier Aerzte, Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, und eines bekannten Mathematikers. Sein Versuch bewies, daß ein Teil der Empfindung eines hypnotisierten Subjekts von diesem getrennt und auf eine photographische Platte übertragen oder in ihr aufgelöst werden könne, wonach sich ein merkwürdiger Rapport des in Schlaf versunkenen Patienten mit seiner Photographie herstelle. Der Schlafende empfand jedes Mal,

wenn man das Bild berührte; und als de Rochas die Hand der Photographie mit einer Nadel ritzte, wurde das Subjekt unter Zuckungen ohnmächtig. An der entsprechenden Stelle seiner Hand fanden sich später zwei rote Male. — Hat nun nicht de Rochas das oben beschriebene Maleficium mittels einer Wachsfigur genau nachgemacht?!

„Le Parti National“ (8. Août) bespricht dieses Experiment, bezweifelt nicht den ganzen Vorgang, giebt sogar die Möglichkeit einer Stigmatisierung durch bloßen Willen zu, wirft aber de Rochas vor, daß er in seinem Versuch eine Bewährung der alten Magie erblickt. Es sei alles auf Suggestion zurückzuführen; nur Kranke seien suggerierbar, und nur die unter einer Suggestion Stehenden den „magischen“ Einflüssen ausgesetzt. — Aber was ist denn Suggestion? Der „Parti National“ giebt selbst zu, daß hier alles noch rätselhaft sei. Und wer sagt uns, daß es nicht zum alten Maleficium gehört habe, zuerst, durch Suggestion in die Ferne, einen allgemeinen krankhaften Zustand bei dem zu behexenden Individuum hervorzurufen, um es auf diese Weise für alle verderblichen Einwirkungen empfänglich zu machen?

Warum also Suggestion, nicht Magie? Nur aus Furcht vor dem Wort, d. h. vor den Menschen, vor der Zunft, der man angehört — einer knechtischen, heutzutage weitverbreiteten Furcht, die viel mehr, als man glaubt, der freien wissenschaftlichen Forschung, der Entwicklung und dem Glücke des Menschen im Wege steht, und die den wahrhaft Großen gänzlich fremd ist.



Gedanken über den Vorgang des Sterbens.

Von

Helene von Siebern.

„Sterben ist nicht Tod, sondern Uebergang zum Leben" las ich einst auf einem Grabstein. Seitdem stand ich an manchem Krankenlager, das zum Totenbett wurde, und oft sind mir jene tröstlichen Worte eingefallen. Während meines Aufenthaltes in einem Diakonissenhause, in dem gerade Unheilbare Aufnahme fanden, und später, als ich den Beruf einer freiwilligen Krankenpflegerin ausübte, wurde mir häufig Gelegenheit geboten, Sterbende zu beobachten.

Ist nun Sterben wirklich etwas so schreckliches, und die Furcht, welche die meisten Menschen davor hegen, gerechtfertigt? — Für denjenigen, der sein irdisches Leben nur als eine kurze Periode seiner ewigen Existenz betrachtet, der im Tode nicht Vernichtung, sondern nur Veränderung und zwar Veränderung zum besseren sieht — eine Rückkehr zu seiner eigentlichen Heimat, zur transscendentalen Welt — kann der leibliche Tod gewiß keine Schrecken haben. Er wird sich wohl sogar danach sehnen, wenn er ein Abnehmen seiner geistigen und körperlichen Kräfte fühlt.

Aber er fürchtet vielleicht den Uebergang, den Zustand der Agonie, wo das Werkzeug zu versagen beginnt, die Körperfunktionen stocken und sich der Geist nur schwer losreißen kann von der verbrauchten Hülle. Die Umstehenden haben dann oft den Eindruck, daß der Sterbende schwer leiden müsse. Ich möchte nun aber die Ueberzeugung aussprechen, daß dies — wenigstens in *vielen* Fällen — ein Irrtum ist: daß die krampfhaften Bewegungen nicht ein Zeichen physischen Schmerzes sind, sondern nur ein Spiel der erschlafften Muskeln, über welche die Seele die Herrschaft verloren hat, und daß der Schmerz, den vielleicht das körperliche Leiden bedingt, oft gar nicht mehr bis zum Hirnbewußtsein dringen kann, also auch nicht mehr als Schmerz empfunden wird. „Laßt mich doch, es ist ja so schön hier", sagte eine Sterbende, als man sich bemühen wollte, ihren ganz zusammengesunkenen Körper in eine bequemere Lage zu bringen.

Offenbar war sie, ihrer Umgebung vollständig entrückt, in einer Traumwelt, in der sie sich sehr wohl fühlte. Ohne diese Worte: „Es ist ja so schön hier“, fast die einzigen, die sie in den letzten Stunden vor ihrem Abscheiden sprach, würde ich den schmerzlichen Eindruck behalten haben, daß ihr Ende sehr qualvoll gewesen sei.

So sollte man nun recht vorsichtig sein, Sterbende nicht aus ihrer Traumwelt aufzuschrecken. Auch wenn man ihnen in wohlmeinender Absicht noch Stärkungsmittel aufnötigt, selbst wenn sie solche unwillig zurückweisen, weil sie keine Erquickung mehr sind, so handelt man oft weniger wohlthätig als grausam. Und man sollte sich stets erinnern, daß das Gehör sehr lange intakt bleibt, und darum seine Gefühle beherrschen und seinen Schmerz nicht laut werden lassen; auch dann nicht, wenn mit dem letzten Seufzer anscheinend das Leben erloschen ist. Wer kann es wissen, ob sich der scheidende Geist schon ganz vom Körper losgelöst hat, und ob er noch Wahrnehmungsfähigkeit besitzt für seine Umgebung in der sinnlichen Welt! Doch noch weitere Erwägungen hierüber würden in das Gebiet des Spiritismus führen, das ich hier nicht berühren möchte.

Soll man aber, wenn der Tod mit Sicherheit zu erwarten ist, dem Kranken sagen, daß er sterben muß? Diese Frage habe ich schon öfter aufwerfen hören. Die Orthodoxen glauben dem Sterbenden, seines Seelenheiles wegen, die Wahrheit schuldig zu sein. Ich meine nun, wenn er die Wahrheit zu wissen wünscht, so soll man sie ihm natürlich nicht vorenthalten, wenn er sich aber davor fürchtet, sie zu hören, und seine ganze Hoffnung noch an das Leben klammert, warum soll man dann so grausam sein, die Illusion zu zerstören und ihm den Todeskampf dadurch erschweren?! Was soll ihm in den letzten Augenblicken, wo vielleicht das Bewußtsein schon umnebelt ist, eine Vorbereitung auf den Tod nützen, wenn nicht sein Leben schon eine solche Vorbereitung war?

Ein junges Mädchen, das an der Schwindsucht litt, aber, wie es bei dieser Krankheit öfter vorkommt, keine Ahnung von der Lebensgefährlichkeit ihres Leidens hatte, auch dann noch nicht, als sie sich schon im letzten Stadium desselben befand, wurde in eine geradezu furchtbare Todesangst versetzt. Die orthodoxe Mutter hielt es für ihre Pflicht, die Tochter von ihrem Zustande in Kenntnis zu setzen. Ganz verzweifelt und wie Schutz suchend warf sich das arme Kind, das noch mit allen Fasern ihres Seins am Leben hing, in die Arme des Vaters, der es nicht unterlassen konnte, ihr noch Hoffnung auf Genesung zuzusprechen. Die religiösen Trostgründe der Mutter konnten sie nicht beruhigen und mit dem unabwendbaren Schicksale versöhnen.

Im Gegensatz hierzu gedenke ich noch mit Rührung eines lieben kleinen kranken Knaben, der im Krankenhause mein Pflegling war, und dessen heiteres, sonniges Gemüt mich selbst oft durchwärmt und erfreut hatte. Der vierjährige kleine Richard war das glücklichste Kind, das ich jemals kennen gelernt hatte, obwohl ihn ein langwieriges Leiden schon

seit Monaten an das Krankenhaus gefesselt hielt. Aber für ihn war die ganze Welt und auch das Krankenzimmer nur Sonnenschein, und er besaß eine merkwürdige Gabe, alles von der besten Seite zu betrachten. Seine Träume, die oft zu Visionen wurden, waren immer schön, und mit strahlendem Gesicht teilte er sie mir gewöhnlich morgens mit. Oft sah er an den Betten der kranken kleinen Leidensgefährten liebliche Engelsgestalten sitzen. Einmal aber sah er mich ganz besonders strahlend an mit den großen dunkeln Augen. „Was macht Dich denn so glücklich, mein Liebling?“ fragte ich verwundert, da der Zustand seiner Krankheit diese freudige Erregung durchaus nicht rechtfertigte. „Ich dachte nur eben“, erwiderte er mir, „daß ich nun doch wohl bald sterben werde, und daß es dann so wunderschön sein wird, immer bei den Engeln zu sein“. — Könnte doch ein jeder dem Tode so heiter und furchtlos in das Angesicht schauen!

Aber warum wird auch der Tod oft in so düsterer Weise versinnbildlicht? Wie abschreckend ist das Gerippe mit der Sense! Wie viel schöner der sanfte Genius der Griechen, der sich auf die umgestürzte Fackel stützt.

In fremden Städten und Ländern durchwandere ich immer gern die Friedhöfe. Die verschiedenen Grabschriften geben Veranlassung, darüber zu sinnen, welchen Begriff sich wohl die Menschen im allgemeinen von dem Tode machen. Besonders schön erschien mir immer der Spruch: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“. Dieses vollkommene Sich-geborgen-fühlen ist doch ein Glück, das im Leben und Sterben Frieden geben kann. Aber welch seltsame Sprüchlein und Verslein findet man oft, bei denen man wirklich nicht weiß, was man sich eigentlich denken soll. Auch das gebräuchliche: „Ruhe sanft!“ ist mir immer recht sonderbar vorgekommen. Was soll denn sanft ruhen? Den Geist, der den toten Körper einst belebte, suchen wir doch nicht da unter der Erde; und der Körper? Nun, der erfüllt auch seine Bestimmung im ewigen Kreislauf der Dinge, indem sich seine organischen Bestandteile in unorganische verwandeln, um dann wieder zu organischen zu werden. Stillstand und Ruhe giebt es eben nicht in der Natur. Diese vielerwähnte und gepriesene Grabesruhe ist mir immer recht unsympathisch und unverständlich gewesen.

Nachdenklich stand ich schon vor den Gräbern, als ich noch ein recht kleines Mädchen war, und zermarterte mein kindliches Hirn mit metaphysischen Fragen. „Da unter der Erde schlafen die Menschen, die gestorben sind“, hatte man mir gesagt; aber man sagte auch wieder: „Die Gestorbenen sind im Himmel beim lieben Gott“. Wie ließ sich das nun vereinigen? Sie sollten doch erst, wie man mich ebenfalls belehrt hatte, am jüngsten Tage auferstehen. In der Konfirmationsstunde hoffte ich Aufschluß zu finden. Da sprach nun der Pfarrer von einem Zwischenzustand, von einem Totenreiche, in dem die Seelen aufbewahrt würden

bis zur Auferstehung des Fleisches. Diese schattenhafte Existenz erschien mir recht farb- und reizlos, aber ich zweifelte nicht an dem, was mir von solcher Autorität gesagt wurde. Erst später, als ich zum selbständigen Denken erwachte, kamen quälende Zweifel; und wenn im Bau, den der kirchliche Dogmatismus errichtet hat, erst ein Stein zu wanken beginnt, da stürzt leicht das ganze Gebäude ein. Was ist Wahrheit? fragte ich verzweifelt in mancher bangen Stunde, und fand keine Antwort darauf. Der Schleier der Maya wollte sich nicht lüften. Recht verzagt und wandermüde schritt ich damals durch das Leben und dachte mit Resignation an den Tod, als an ein unvermeidliches Uebel.

Erst nachdem ich mich zu der Weltanschauung durchgerungen hatte, daß der Tod nicht Stillstand, sondern — nach dem allgemeinen Gesetz der Evolution, das, wie in der natürlichen, so auch in der geistigen Welt gelten muß — Weiterentwickelung ist, habe ich freudigen Mutes den Wanderstab wieder aufgenommen zur Pilgerfahrt in dieser räumlich sinnlichen Welt. Bleiben auch viele Anlagen jetzt noch unentwickelt und erreicht wohl fast niemand das Ziel, das er sich gesteckt hat, so erscheint doch die Fahrt nicht ziel- und planlos, wenn wir sie mit diesem Leben nicht als beendet betrachten. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein!“ ruft Lessing aus.

Dann ist auch der Tod für uns nicht das häßliche Gerippe mit der Sense, sondern der freundliche Genius, der uns einst auf dem dornenvollen, dunkeln Pfad, den man den Lebensweg nennt, die Hand entgegenstrecken wird, um uns hinauf zu führen zu lichteren Höhen.





Faust oder Philo.

(XIII. Oktoberheft, 337.)

Autotypie nach einer Radierung von

Rembrandt

durch dessen Schüler Jan Joris van Vliet. Reduktion 18 zu 10.

Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Übersinnliche Erfahrungen.

Kaum würde ich es wagen die große Zahl übersinnlicher Erscheinungen überhaupt, wobei für den Einzelnen wohl auch eine oder mehrere entfallen mögen, zu vermehren, wenn der Zweck oder vielleicht besser gesagt, Nichtzweck solcher Erscheinungen, nicht hierdurch eine Berichtigung erführe. Man kann sich kaum eine übersinnliche Erscheinung denken, ohne zugleich ein wichtiges Ereignis, etwa Unglück oder einen Todesfall hiermit in Verbindung zu bringen. Daß diese Meinung unrichtig, daß eine Erscheinung ganz bedeutungslos sein kann, mögen die zwei Beispiele, die ich letzten Winter und Frühling selbst erlebt habe, und die ich wahrheitsgetreu hiermit erzähle, zur Genüge darthun:

Letzten Dezember beim Ausdrusch meines Getreides, ich half selbst mit, zerriß meinem Drescher das Hutleder seines Dreschflegels. Da wir nun keinen anderen zur Hand hatten, so mußte derselbe, um fortarbeiten zu können, wieder neu angefaßt werden, was eine gute halbe Stunde in Anspruch nehmen konnte. Mein guter Weber, so hieß nämlich der Drescher, nahm somit den Flegel, um denselben in seiner Wohnung auszubessern. Ich sah ihn den Flegel nehmen, den Hof hinab nach der Straße gehen und hier um eine Ecke verschwinden. Als ich mich jedoch, eine Minute hierauf, wieder vom Aufschütteln des Stroh's umwandte, sah ich meinen guten Weber einen Flegel unter dem Arm stracks gegen die Scheuer herkommen. Erstaunt wollte ich eben rufen: Was! Du kommst schon wieder? Das ist ja gar nicht möglich! Aber im gleichen Moment, da mein Geist diesen Befehl an die Sprachwerkzeuge zu erteilen im Begriff stand, gewahrte ich zu noch größerem Erstaunen, daß nirgends Jemand war. Erst nach einer starken halben Stunde kam mein guter Weber thatsächlich und mit einem Flegel ausgerüstet wieder in die Scheuer herein. Unbefangen fragte ich ihn, ob er in keiner Gefahr geschwebt habe? Aber nichts, gar nichts derart.

Der zweite Fall von übersinnlicher Wahrnehmung verlief ebenso bedeutungslos:

Meine Frau befand sich nach fast sechsjährigem Rückenmarksleiden gelähmt und halb irrsinnig im Krankenhaus zu L. Nachts 3 Uhr, es war im März, erwachte ich von dem lauten Rufe meines Namens und zwar ganz genau

in der Betonung ihrer Stimme. Eine halbe Minute nach dem Erwachen hatte ich noch ganz deutlich den Klang in meinen Ohren. — Was war natürlicher als der Gedanke, sie sei in diesem Moment gestorben? Nichts derart. — Die Nacht war, wie ich erfuhr, in gewöhnlicher Weise verlaufen und erst etwa 6 Wochen nach diesem Vorfalle trat der Tod ein. — Nun hätte ich gute Lust noch einen dritten derartigen Fall zu erzählen, der aber ebenso bedeutungslos verlief.

Etwa 8 Tage nach dem Tode meiner lieben Frau (am 25. April 1892) hörte ich morgens 4 Uhr, es war schon ein wenig hell, ein kräftiges Klopfen an das Kammerfenster. Ich war schon länger als eine Stunde wach und deshalb keine Täuschung denkbar. Auch meine Mädchen, die in der Kammer schliefen, waren wach und hatten des Klopfen gehört, ja, selbst die Mithausbewohner hatten es auch gehört. Augenblicklich fuhr ich aus dem Bette und riß das Fenster auf. Aber weit und breit war Niemand, auch kein Tritt war zu bemerken, der auf dem harten Steinboden hätte gehört werden müssen.

Kaum war ich im Bette, so klopfte es wieder. Wieder in größter Schnelligkeit riß ich das Fenster auf, um wieder weit und breit nichts wahrzunehmen. — Und so auch zum dritten Male und wieder Niemand da.

Das sind meine Erfahrungen in übersinnlichen Dingen und genau nach der Wahrheit erzählt.

Warmbronn, den 2. September 1892. **Christian Wagner.**

Der erste der angeführten Fälle bestätigt, daß der bekannte, dichterisch genial begabte Einsender Anlage zum „Zweiten Gesicht“ hat. Der zweite Fall beweist, daß zwischen ihm und seiner kranken Frau eine unbewußte Seelenverbindung bestand; in einem lichteren Augenblicke ihres Schlafes hat die Seele der Kranken die ihres Mannes, nach dem sie sich sehnte, telepathisch beeindruckt. Hinsichtlich des dritten Falles beziehe ich mich auf das zu der folgenden Einsendung Gesagte. **H. S.**

Verschiedene Arten von Kundgebungen.

An den Herausgeber. — Uns ist vor einigen Jahren eine sonderbare Sache vorgekommen, die wir uns nicht erklären können. Würden Sie uns wohl vielleicht Auskunft darüber 'geben?

Im Februar 1888 lag meine Schwiegermutter schwer krank. Die Krankenwärterin hatte schon mehrere Nächte gewacht und war infolge dessen so ermüdet, daß ich sie sich niederlegen ließ und mit unseren beiden Dienstmädchen die Nachtwache übernahm. Ich hatte längere Zeit in der Bibel gelesen. Gegen 10 Uhr setzte ich mich an das Bett der Kranken, welche schlummerte; das ältere Mädchen saß mir dicht gegenüber, das jüngere am Fenster; die Krankenwärterin schlief fest auf einem auf das Sofa gelegten Bett. Ich beschäftigte mich in Gedanken mit dem kommenden Tage, an welchem eine Kinderwäsche gemacht werden mußte, und gab darüber dem neben mir sitzenden Mädchen halblaut einige Befehle.

Indem ich noch sprach, klopfte es schüchtern an die Stubenthür; sobald ich den Satz beendet hatte, klopfte es sehr stark. Ich frug: „klopfte

es nicht?" Das jüngere Mädchen antwortete mir erschrocken: „es hat schon einmal gepocht". Nun ergriff ich die Pretroleumlampe, die auf dem Tische brannte, und ging nach der Stubenthür; da klopfte es zum dritten male sehr stark. Ich öffnete schnell die Thür, die nach innen zuschlägt; durch die Zugluft verlöschte mir die Lampe, jedoch lag der Flur in hellem Mondenschein, der durch zwei große Fenster und ein kleineres fiel, fast taghell vor mir. Die beiden Mädchen waren mit mir herausgetreten. Wir bemerkten niemanden. Ich frug: „Ist jemand hier?" Doch alles blieb still. Nun trug ich die Lampe zurück in das dunkele Zimmer und ging dann über den Flur durch zwei Stuben, die beide durch den Mondenschein vollständig erhellt waren, nach unserem Schlafzimmer, in welchem mein Mann in tiefem Schlafe lag, um Zündhölzchen zu holen, da ich in der dunkeln Krankenstube fürchtete, beim Greifen nach denselben Geräusch zu machen. Ich sagte zu meinem Manne, daß es drüben gepocht hätte; der antwortete mir: „Es hat geahnt".

Ich ging nun zurück, um die Lampe anzuzünden, die Mädchen empfingen mich mit den Worten: „Eben hat es wieder gepocht!" Wir untersuchten nun alle Thüren. Es war alles fest verschlossen und in Ordnung, die Hausthür verschlossen, der Schlüssel steckte inwendig. Wir haben nicht das geringste Ordnungswidrige entdecken können. — Wenige Nächte darauf ist die Kranke gestorben.

In der Nacht vor dem Begräbnis derselben wurden mein Mann und ich wieder durch heftiges Pochen an unserem Wohnstubenfenster aus dem Schlafe geweckt. Es war heller Mondenschein, auf dem Hof lag ein leichter Spurschnee, der in derselben Nacht, wenige Stunden vorher, gefallen war, es war aber keine Fußspur in dem Schnee zu finden; wir untersuchten dies sofort. Dann hat sich das Pochen fortgesetzt in Pausen von 8 bis 14 Tagen, bald an die Thür, bald an das Fenster, am hellen Tage und bei Nacht, so daß alles im Hause in Angst und Schrecken geriet. Im Juli desselben Jahres hörte es auf. Dann ist außer einmal nachts im Februar 1890 und noch einmal im April 1891, wo es ein Schlag mitten im Zimmer war, der mir durch Mark und Bein ging, nichts Ungewöhnliches wieder vorgekommen.

Ich bin in diesen Mitteilungen so ausführlich geworden, damit Sie mir nicht etwa schuld geben, ich wäre im Schlaf gewesen oder hätte mich mit Geistergeschichten aufgeregt. Können wir aber nun nicht erfahren, was das Pochen zu bedeuten hatte? Ob es von Lebenden oder Verstorbenen hergerührt hat?

Berlingerode, den 3. August 1892. **Elisabeth Döring.**

Meiner Ansicht nach handelt es sich hier um zwei verschiedene Arten von Kundgebungen, die aber beide von Verstorbenen verursacht wurden.

Es ist allgemein bekannt, daß Sterbende, namentlich die in Ruhe vorbereitet Sterbenden, nach ihrem Tode sich von einigen ihnen vorangegangenen Lieben empfangen sehen. Derjenige unter den letzteren nun, der einem oder einer Sterbenden besonders nahe gestanden hat, hält es oft zur besseren Vorbereitung sowohl des Sterbenden, wie seiner Umgebung, für wünschenswert, den kommenden Tod durch irgend eine „Anmel-

dung" vorher anzuzeigen. Das bedeutete m. E. das nächtliche Pochen an der Thür des Krankenzimmers einige Tage vor dem Tode.

Das spätere Pochen aber an Fenstern, Thüren u. s. w. scheint mir nur auf die kürzlich Verstorbene selbst zurückzuführen zu sein. Wahrscheinlich hat sie das Bedürfnis gehabt, den Hinterbliebenen noch irgend eine besondere Mitteilung zu machen; vielleicht aber hat sie dadurch auch nur denselben kund thun wollen, daß sie wirklich und wahrhaftig nach ihrem Tode mit persönlichem Bewußtsein fortlebe, und sich sogar äußersinnlich wahrnehmbar kundgeben könne. — Um Grund und Bedeutung solcher sogenannter „Spukvorgänge" festzustellen, — wenn man das für wünschenswert hält — ist das aller einfachste Mittel, sich an eine seherisch oder medial veranlagte Persönlichkeit zu wenden. Natürliche Seher sind selten; diese aber können sich mit den Verstorbenen, die solche Spukvorgänge hervorrufen, unterhalten wie mit Lebenden (so that es u. a. Swedenborg). Häufiger sind Schreibmedien oder solche, die sich dazu ausbilden können, wenn sie nicht für Höheres Sinn haben. Durch ein solches Schreibmedium würde sich der- oder diejenige, welche sich kundgab, bald geäußert und über den Grund der Beunruhigung Aufschluß gegeben haben. **Hübbe-Schleiden.**

Die Vogelwelt und die Epidemien.

In Veranlassung der in Hamburg als Seuche aufgetretenen Cholera ist es wohl angebracht, hier die Aufmerksamkeit auf eine bei derartigen Epidemien schon wiederholt beobachtete zoologische Thatsache zu lenken, welche von der Schulweisheit jedoch bislang übersehen worden ist, obwohl sie vielleicht nicht bloß das Interesse des Tierpsychologen, sondern mehr noch dasjenige des „Epidemologen" auf sich ziehen sollte.

Schon Thucydides bemerkt in seinem Bericht über die berühmte Pest in Athen zu Beginn des peloponnesischen Krieges, allgemein sei es aufgefallen, daß die Vögel überhaupt sich aus der „infizierten" Landschaft zurückgezogen hatten, und insbesondere daß man, obwohl doch damals häufig hier und da der Leichnam eines an der Pest Gestorbenen unbeerdigt liegen blieb, doch nie einen sog. Aasvogel zu Gesichte bekam (Thucydides I, c. 50). Auch Lucretius macht in seiner Schilderung der Pest darauf aufmerksam:

„Nicht leicht zeigte sich nur auch ein Vogel in selbigen Tagen". (Lucretius, de rer. nat. VI, 1210.)

Nun ist in Hamburg gelegentlich der zur Zeit dort herrschenden Seuche das Verschwinden der Sperlinge aus den Straßen vielfach aufgefallen. Man hat es sich durch den Geruch der Desinfektionsmittel erklären wollen. Dagegen aber erhebt man von anderer Seite, wie mir scheint mit Recht, auf Grund früherer analoger Beobachtungen Einwand. So schreibt in Nro. 39 des „Deutschen Protestantenblattes" ein Leser desselben:

„Die Nro. 38 des „Deutschen Protestantenblatts" bringt in der ergreifenden Schilderung des Seuchenelends in Hamburg (S. 363 f.) die Ansicht, daß der Geruch der Desinfektionsmittel, welche in Hamburg angewendet werden, so arg sei, „daß die Sperlinge aus der Nähe der Häuser gewichen seien". Ich möchte diese Ansicht nicht unwidersprochen lassen. In unserem damals gering bevölkerten Dorfe, kaum 360 Einwohner, wüthete 1850 die asiatische Cholera. 42 Leichen wurden binnen kaum 4 Wochen weggefahren. Während diesen 4 Wochen ist keine Krähe oder Elster, welche

sonst hier massenhaft nisteten, in die Nähe des Dörfleins gekommen. Und doch kannte man damals Desinfektion nicht. Als diese Vögel wieder erschienen, nahmen wir damals dies sofort als ein Zeichen, daß die Krankheit erloschen sei. (Die Seuche zeigte sich zuerst an durch ein massenhaftes Sterben des Hühnerviehs.) Wir hatten damals sehr viele regenreiche Gewitter".

Wehlitz bei Schkeuditz. Herrfurth jr., Rittergutsbesitzer.

Bekanntlich hält die Mehrzahl der Mediziner zur Zeit die Entstehung der „asiatischen" Cholera durch den von Koch, dem Erfinder der „Tuberkulin-Impfung", entdeckten Komma-Bazillus und dessen Einschleppung endgültig für aufgeklärt, während Herr Professor Pettenkofer aus München sich dagegen skeptisch verhält und ein Zusammenwirken der verschiedensten tellurischen und klimatischen Einflüsse für maßgebender erachtet. Am Ende dürfte letzterer, der auf S. 129 seiner Cholera-Schrift (Verlag von Oldenbourg, München) auch gebildete Laien zur Mitarbeit an dem durch diese gefährliche Epidemie gestellten Problem auffordert, auch die hier mitgeteilte Beobachtung bemerkenswert finden, wenn sie nicht etwa überhaupt dem modernen Gelehrtentum zu „mystisch" erscheinen sollte. Ein Professor Perty, der in einer Schrift über die „Natur im Lichte er Mystik" und einer anderen „über das Seelenleben der Thiere" eine Anzahl analoger Beobachtungen sorgfältig verzeichnet hat, (diese freilich nicht), würde sie jedoch als eine unter Umständen auch wissenschaftlich verwertbare Thatsache gerne registriert haben.

Jena, den 1. Oktober 1892. Dr. **Ludwig Kuhlenbeck.**

Der Orientalisten-Kongreß 1892.

Es ist uns immer eine Freude diejenigen Zweige der Schulwissenschaft als förderlich anzuerkennen, welche, hergebrachten engen Anschauungen trotzend, für das Wahre Bessere und Schönere eintreten. Dies that wieder der letzte Orientalisten-Kongreß in London (vom 5. bis 12. September[1]). Schon die Eröffnungsrede des Vorsitzenden Professors F. Max Müller zeigte in gewohnter Meisterschaft, wie sehr die morgenländische Forschung den Geisteshorizont der westlichen Kulturwelt über den des „klassischen" Philologismus erweitert hat. Doch auch andere Vorträge dieses Kongresses beschäftigten sich mit den Beziehungen der verschiedenen Kulturen der orientalischen Völker unter einander und ihren Einflüssen auf diejenigen Europas.

So sprach Hommel über den babylonischen Ursprung der ägyptischen Kultur, Lacouperie über die Wahrscheinlichkeit des südwestasiatischen (arabischen) Ursprunges der ältesten chinesischen Civilisation, Ahmad Bey über den Schiismus als eine Vermischung von Zoroastrismus und Mohammedanismus, Cunningham über die Hunnen in Indien, Kowalewsky über iranische Einflüsse im Kaukasus, Glennie über den orientalischen Ursprung der griechischen Kultur und Brown über den babylonischen Ursprung der griechischen Astronomie, sowie eines Teiles der griechischen Mythologie. Und dafür, daß dieser Kongreß nicht bloß mit solchen kulturgeschichtlichen Fragen sich befaßte, sondern auch dem höheren Geistesleben unserer Rasse Rechnung trug, sorgten die deutschen Mitwirkenden, unter ihnen vornehmlich Paul Deussen mit seinem Vortrage am 9. September über die Entwickelung der „Indischen Philosophie".

S. H.

[1]) Vergl. hierüber die „Times" in London vom 6. bis 12. September und das Oktoberheft 1892 des „Indian Magazine and Review", Vol. XXIII Nro. 262, Westminster (London) S. 514—19.

Anregungen und Antworten.

Ethik und Ideal-Naturalismus.

Der Zweck unserer Kunstbeilagen.

An den Herausgeber. — Gestatten Sie mir im Anschluß an die Ausführungen über Fidus' Kunstbeilagen im letzten August-Hefte der „Sphinx" einige Bemerkungen. Einer Ihrer Leser hat danach Bedenken ausgesprochen, ob Bilder wie die „Frühlingsluft" (im Junihefte) überhaupt in die „Sphinx" gehören. Fidus fragt nun dagegen: „Ist es nicht ideal oder nicht naturalistisch genug?" und spricht dann von dem Selbstzweck der Kunst.

Ich erlaube mir nun zu fragen: Was gehört denn in die „Sphinx"? genügt es, daß der betreffende Gegenstand ideal und naturalisch sei oder aber dem Selbstzweck der Kunst entspreche? Die praktische Darstellung eines „wirklichen" oder angenommenen Vorganges der Sinnenwelt ist entweder gemeinverständlich oder eine Allegorie — ein Bilderrätsel. In letztere Kategorie gehört die „Frühlingsluft". Gegen Bilderrätsel als solche ist ja wohl auch in der „Sphinx" nichts zu sagen; man sucht in ihr am ehesten aber wohl solche, die in dem Beschauer ein höheres ethisches oder ein religiöses Gefühl erwecken. Ist dies bei der Frühlingsluft der Fall?

Der gewöhnliche Sterbliche (der kein „intuitiv beanlagter Kopf ist) der das — nach Heine dem Deutschen eigentümliche — Verlangen hat, sich bei allem etwas denken zu wollen, also die Philosophie der Sache zu ergründen, wird versuchen, die philosophische Wahrheit herauszufinden, welche durch das Bilderrätsel zum Ausdruck gebracht werden soll. Da eine „Wahrheit" für alle wahr sein muß, und der höchstmögliche Standpunkt zur Beurteilung der beste ist, so wird man vielleicht anfangen zu fragen: Was würden sich die Weisen, die Lehrer von uns allen, dabei gedacht haben?

Der Weise ist nun unempfindlich gegen Kälte und Wärme, für ihn schläft die Natur im Winter nicht, um im Frühjahr zu erwachen; — nur die Menschen schlafen. — Er kennt keinen Unterschied zwischen Lust und Leid, da für ihn überall und immer „Gottes Werke offenbar werden." (Ev. Joh. IX, 3.) Folglich können ihm die Worte „Frühlingsluft" oder eine Darstellung derselben gar nicht die Gefühle oder ähnliche hervorrufen wie bei gewöhnlichen Menschen. Von dem Standpunkte des Weisen läßt sich bei der Darstellung der „Frühlingsluft" also kaum etwas denken. Bleibt der Standpunkt der Unweisen. Ja, wenn das ein Standpunkt wäre, so könnte man darauf eingehen, wenn auch nur um festzustellen, daß er nichts tauge. Da es aber ebenso viele unweise Standpunkte giebt wie unweise Menschen, so würde es zu weit führen.

Ich möchte deshalb meine Ansicht über die Frühlingsluft in die Worte zusammenfassen: „Es nützet Euch nichts!" **Fatutto.**

Für Adepten der Weisheit und Meister der mystischen Vollendung wird die „Sphinx" doch wahrlich nicht redigiert. Solche lesen überhaupt wohl keine Blätter mehr; und wenn sie dieses thäten, wäre die Zahl solcher weisen Meister so gering, daß es sich nicht der Mühe und der Kosten lohnen würde, für sie eine Monatsschrift herauszugeben. —

Bleiben also die „Unweisen" oder wie der Einsender sie zu nennen beliebt, „die gewöhnlichen Menschen".

Daß die Standpunkte, von denen aus unsere Leser unser Monatsblatt beurteilen, sehr verschiedene, einander sehr vielfach entgegengesetzte sind, davon haben wir unzählige Beweise. Das geht aber unsern Zweck nichts an. Die „Sphinx" hat ihren

eigenen, in unserem Programme des Ideal-Naturalismus (zuletzt im Märzhefte 1892) scharf und klar bestimmten Standpunkt. Fragt sich nur, ob wir demselben mit solchen Kunstbeilagen wie Fidus' „Frühlingslust" getreu geblieben sind.

Darauf bezog sich Fidus' Frage, ob das Bild nicht ideal oder nicht naturalistisch genug sei; und was er vom Selbstzwecke der Kunst sagte, bezog sich nur auf das Kunsturteil der sogenannten „Modernen". Daß unsere Redaktion nur ihren eigenen Standpunkt in dem, was wir bringen, zu vertreten hat, und nicht den irgend eines Künstlers, darin stimmen wir dem Einsender natürlich bei. Warum aber sollten solche Bilder wie die „Frühlingslust" denn denen, die als echte Ideal-Naturalisten ethischen und religiösen Zielen nachstreben „nichts nützen"?

Wir sind im Gegenteil der Ansicht, daß das wahrhaft, ideal Schöne schon an sich ethisch anregend wirkt, denn nur das Gute und das geistig Sinnvolle finden wir wirklich „schön". In ganz besonderer Weise aber meinen wir, daß dieser Zweck durch Bilder wie die „Frühlingslust" erfüllt wird.

Wir glauben nicht nur, nein, wir möchten sagen, es ist ein Erfahrungssatz, daß, ehe ein Wesen „göttlich" werden kann, es zuerst „natürlich" werden muß. Diejenigen, die sich heute rühmen, „Kulturmenschen" zu sein, stehen meistens wohl noch vor der wahren Empfindung der einfachen, natürlichen Schönheit. Ihnen diese vorzuführen, wird also nicht überflüssig sein. Auf alle aber, die an idealer Natur Freude und Genuß haben, wird deren Anblick auch, Herz und Sinn erhebend, wirken. Dazu scheint es uns nicht nötig, daß solche Bilder stets unmittelbar die Richtung auf das Ziel der Ethik und der Mystik in Thätigkeit darstellen. Auf manche wirkt das Mittelbare unbewußt wohl stärker als alles Moralpredigen. Was nun Fidus in den für ihn ganz besonders eigentümlichen Bildern darstellt (wir erinnern auch noch an die Bilder in den letzten März- und Maiheften) sind Kinder einer höheren Menschenrasse, die in fernster Zukunft leben wird, einer Rasse von Weisheits-Adepten und mystischen Meistern. Die Erwachsenen dieser Rasse darzustellen würde wohl kaum auf Verständnis bei der gegenwärtigen Kulturmenschheit zu rechnen haben. Sie würden gorgonenhaft wirken. Viel näher aber stehen uns die Kinder solcher zukünftigen Geschlechter. Sind doch auch die Kinder schon deshalb noch weniger von einander unterschieden, weil in ihnen die Anlagen erst noch zu entwickeln sind.

In diesem Sinne bringen wir auch in diesem und in unseren nächsten Heften einige Bilder von Karl Wilhelm Diefenbach, der wohl in neuerer Zeit der erste war, der diese Geistesrichtung in der bildenden Kunst einschlug. Hierüber werden wir uns demnächst noch weiter zu äußern haben. **H. S.**

Was soll man dabei thun?

An den Herausgeber. — Gestatten Sie mir gütigst noch einige Bemerkungen zu der Frage: Was soll man dabei thun? Mein Standpunkt ist ein ganz anderer, als der des Herrn Gustav Schultze im Julihefte.[1]) Für ihn ist „die Institution des Rechtsstaates genau ebenso eine göttliche Einrichtung wie der Hunger". Hätte sich Herr Schultze einer präziseren Definition für den Hunger bedient, so würde er wohl selbst den Irrtum in seiner Analogie wahrgenommen haben. Nennen wir daher den Hunger, was er ist: ein Naturgesetz, — und sofort hinkt der Vergleich, denn als ein Naturgesetz können wir doch den Rechtsstaat auch allersubmissest nicht gut betrachten. Wenn nun aber der Bestand des Rechtsstaates nach Herrn Schultzes Ansicht noch wichtiger für die Menschheit ist, als die Naturgesetze (obwohl es auch schon Menschen gegeben haben soll, ehe man von einem Staate, geschweige von einem Rechtsstaat, eine Ahnung hatte), so ist es doch ein wenig inkonsequent, wenn Herr Schultze uns gleich im nächsten Ab-

---

[1]) Einen weiteren Beitrag des Herrn Schultze zu dieser Frage, für den uns in diesem Heft der Raum fehlt, bringen wir im nächsten. **H. S.**

satze selbst zu einer Umformung dieses Rechtsstaates auffordert, dem er eben noch kalten Blutes das Wohl, ja die Existenz der menschlichen Einzelwesen opferte! **Principiis obsta!** —

Mit dankenswerter Bereitwilligkeit giebt uns Herr Schultze im Kampf der Pflichten einen Leitstern in der Gestalt von Hartmanns Moralprinzip des Zweckes, durch das wir darüber belehrt werden, daß der höhere Zweck dem niederen und ihm proportional die höhere Pflicht der niederen vorangehe — ein Grundsatz, an dem übrigens auch ohne Hartmanns Autorität schwerlich ein Verständiger zweifeln wird. Aber die Schwierigkeit der Entscheidung liegt keineswegs in der Anerkennung, sondern in der Bethätigung dieser Theorie, in der Unterscheidung des Wichtigkeitsgrades der kollidierenden Pflichten. Ein kleines Beispiel:

Ein junger Mann aus guter Familie ist durch Verziehung und sittliche Haltlosigkeit zum Säufer, Lungerer, Vagabunden herabgesunken. Nach tausend vergeblichen Opfern haben sich alle Verwandten und Freunde von ihm abgewandt. Er besitzt nur mehr eine einzige Schwester, die bisher ihren sauren Verdienst mit ihm geteilt, nun aber seit einigen Monden in weiter Ferne ein junges, wenn gleich sehr bescheidenes Eheglück genießt. Es ist 1000 gegen 1 zu wetten, daß der Bruder, von ihr aufgenommen, eher ihr und ihres Mannes Glück vernichten, als das seinige begründen werde. Soll sie nun den Bruder sich selbst und dem sicheren leiblichen und moralischen Untergange überlassen oder ihn in ihr Haus aufnehmen, damit aber ebenso sicher dessen süßen Frieden zerstören und das Band der Eintracht zwischen sich und ihrem Gatten zerreißen. Was würde Herr Schultze wohl thun? Hier handelt es sich doch um etwas mehr als eine Semmel, und welche Berücksichtigung der Rechtsstaat *dabei* verlangt, ist mir auch nicht recht klar.

Uebrigens würde man doch kürzer und treffender das Hartmann'sche Moralprinzip mit dem Satze ausdrücken: „*Der Zweck heiligt die Mittel*". Wie wird sich der selige Loyola freuen, daß sein altes bis heute noch *äußerlich* mit höchster Entrüstung verleugnetes, *innerlich* aber von *Jedermann* und *zu allen Zeiten* mit bestem Erfolge gebrauchtes Rezept, nun plötzlich von einem Verehrer des *modernen Rechtsstaates* wieder in seine alte Würde eingesetzt worden! — **M. K.**

Das hier vorgeführte Beispiel ist recht aus dem Leben gegriffen, denn gerade derartigen Konflikten begegnet wohl ein Jeder. Hierbei ist indessen Hartmanns Skala der Höhensteigerung des Zweckes nicht anwendbar, da es sich hier nicht um verschiedene Interessenkreise von engerem oder weiterem Umfange handelt. Jedoch scheint mir hier die Theorie der höheren Pflicht eine recht einfache und leicht zu findende.

Zunächst also wird von einem ungestörten Herzensfrieden der Schwester, trotz der Liebe und Güte ihres Gatten, ja doch keine Rede sein, solange sie ihren Bruder schlechte und thörichte Wege wandeln sieht. Die letzten Ziele der wahren selbstlosen Liebe fallen aber immer mit denen der eigenen (ethischen und religiösen) Glückseligkeit zusammen. Beide Triebe sollten die Schwester, wenn sie klaren Verstandes ist, bewegen, nur das für ihren Bruder zu thun, wovon sie überzeugt ist, daß es ihn auf rechte Wege bringt, und wenn sie dies nicht kann, ihn ja nicht äußerlich hinhalten, so daß er länger als nötig geistig in seiner Thorheit und Verkehrtheit beharrt. Hat sie aber nicht die rechte Einsicht, so wird sie sich mit ihrem Bruder in dessen Unseligkeit weiter hineinstürzen.

Vor allem wichtig ist daher die richtige Erkenntnis dessen, was dem Menschen Frieden und Glückseligkeit bringt. Dazu ist die von der Familie für den „ungeratenen Bruder" wahrscheinlich in erster Linie aufgestellte Forderung, sich selbst eine respektable Lebensstellung zu begründen, nur eine ganz äußerliche Vorbedingung. Die Hauptsache ist wohl, daß auch der Bruder zu lernen hat, daß eigne dauernde Glückseligkeit nur in demselben Maße gefunden wird, wie man sich mehr und mehr von den äußeren Begierden und Bedürfnissen entwöhnt und sich mehr den höheren Zielen und zuletzt dem höchsten geistigen oder göttlichen zuwendet.

Dies nun wird der Bruder in seinem jetzigen Leben wohl kaum noch lernen Vielleicht ist ihm diesmal überhaupt noch nicht zu helfen, und erst nach dem Tode oder erst in einer neuen Verkörperung wird er lernen, sich selbst zu helfen. Während man nun in solchem Falle sieht, daß man nicht verhindern kann, daß der uns Nahestehende in diesem Leben gänzlich scheitern wird, ohne zur Einsicht der rechten Erkenntnis zu kommen, so kann einem selbst freilich sehr wohl das Herz dabei brechen; aber es ward hier nicht gefragt: Was empfindet man dabei? sondern: Was soll man dabei thun?

Hierzu möchte ich jedoch noch zwei kurze Bemerkungen machen.

Der Schmerz, den man empfindet, wenn man sieht, daß man nicht wirklich helfen kann, sondern durch schwaches, weichmütiges Hinhalten dem andern nur die Qual verlängert, dieser Schmerz wird wesentlich für den gemildert, der sich auf den höheren Standpunkt der Individualität stellen kann, für den dies eine, gegenwärtige Erdenleben nur wie ein Tag im Gesamtleben der Individualität ist. Wenn nun Jemand eines Tages heftige Zahnschmerzen hat, soll man ihn dann davon abhalten, sich seinen Zahn ausziehen zu lassen und lieber die Schmerzen länger zu tragen, weil er bei der Operation etwa durch zu starke Chloroformierung oder sonstwie das Bewußtsein für den ganzen Rest des Tages verlieren könnte?

Der Hauptgesichtspunkt für uns und der sichere Leitstern für all unsere Handlungen ist doch unser Gewissen. Dieses wird beruhigt sein, wenn wir uns sagen können, das gethan zu haben, was wir konnten und für das Rechte hielten. In dieser Hinsicht aber ist doch wohl das Beste, was wir für Andere thun können, daß wir uns aufrichtig bemühen, ihnen das beste Beispiel zu geben. Wenn uns unser Gewissen sagt, dies ehrlich gethan zu haben, dann sollten wir uns dem Erfolge oder Mißerfolge gegenüber möglichst wunschlos verhalten. H. S.

Die Gottheit Christi.

Christentum und Buddhismus.

An den Herausgeber. — Sie haben die Güte gehabt, mir die Recension meiner Schrift über die „Gottheit Christi" im Abzuge zuzusenden. Dem Herrn Recens. muß ich den Vorwurf machen, daß er meine Schrift nicht sachlich dargestellt, sondern mit fremden Schablonen gemessen hat. Ich glaube, daß die Schwierigkeit in der Beurteilung meiner Schrift nicht darin liegt, daß ich unverständlich schreibe — muß doch selbst Recens. anerkennen, daß ich in allgemein verständlicher Form schreibe —, sondern darin, daß die Arbeit wirklich im höheren Sinne „originell" ist, als Recens. meint, und daß derselbe den unstatthaften Versuch macht, diese im Grunde höchst einfache Anschauung in fremde Schablonen zu zwängen. Auf bebauten Boden wird das Samenkorn des Geistes von fremden Gedankenkreisen überwuchert.

Dieser Uebelstand tritt sehr auffallend dort hervor, wo Recens. mir den Vorwurf macht, daß ich die Liebe zum Prinzip meiner Darstellung und zum Unendlichen mache, wo doch die Liebe immer in der Bedürftigkeit und Beschränktheit der Wesen ihren Grund hat und daher nicht unendlich sei. Meine Anschauung, meint Recens., müßte eigentlich dem Amor intellectualis dei des Spinoza entsprechen und entspreche ihm doch wieder nicht. Dieser werde nur uneigentlich Liebe genannt; er sei allerdings unendlich über die Aufhebung aller Liebe. Auch citiert mir Rec. den Spruch des Angelus Silesius:

> „Mensch, wo du noch was bist, was weißt, was liebst und haßt,
> So bist du, glaube mir, nicht ledig deiner Last".

Darauf antworte ich, daß allerdings meine Anschauung nicht die des Spinoza, nicht die des Angelus Silesius, so wenig wie die Ed. v. Hartmanns ist und daß ich diesen Denker weder zu meiner Illustration (wenn nicht im Kontrast), noch zu meiner Verteidigung bedarf; daß ich nicht jene Denker, sondern Christus zur Darstellung bringe.

Wenn man mir entgegenhält, daß die Liebe, die in der Bedürftigkeit, also Beschränktheit der Wesen ihren Grund hat, ein Endliches ist, so antworte ich, daß meine

Grundanschauung, die ich von Anfang bis zum Ende meiner Schrift zur Darstellung bringe, eben darin besteht, daß gerade in diesem Gegensatze, in diesem Endlichen das Unendliche seine wahrhafte Erfüllung und lebendige Verwirklichung finde; daß ich nicht bloß das theologische Phantom einer schrankenlosen Herrlichkeit, die hinter und außer der Welt der Beschränktheit, des Leidens, der Bedürftigkeit in fauler Selbstsucht und selbstischer Seligkeit schwebt, moralisch und logisch auflöse, sondern ebensosehr das metaphysische Phantom einer thatlosen, leidlosen, bedürfnislosen, schrankenlosen Unendlichkeit, einer buddhistischen Herrlichkeit, die aller Liebe und alles Leides und aller Last ledig sein will, als den verblaßten Schatten jenes antiken Götterphantomes nachweise, das eben in uns mit Christus sich auflöst. Nicht jene leidlose, lieblose, aller Lasten ledige, faule Herrlichkeit ist das moralisch Erhabene und wirklich Unendliche, sondern jene Gottheit, die die Schuld, das Leid und die Last der Welt mit unendlichem Erbarmen auf sich genommen und in diesem Eingehen in Leid und Bedürfnis ihre Hoheit, ihre Verwirklichung, ihre Verklärung schaut, so allein kein bloß unwirklicher Schatten und Traum bleibt. Im wirklichen Menschen in seinem Leid und seiner Bedürftigkeit ist ein in viel höherem Sinne unendliches gegeben als in jenem metaphysisch nebulosen und doch hohlen und selbstischen Sichgenügen. „Was Ihr dem Geringsten unter Euren Brüdern gethan, das habt Ihr mir gethan", sagt Christus.

Diese mystische Wesenseinheit des Menschen mit dem Menschen schlechthin, die doch nicht dinglich endlich sein kann, ist allerdings „übersittlich", aber nur im Sinne einer Sittlichkeit, die über der Sittlichkeit selbstisch faulen, lieblosen Sichgenügens erhaben ist. Gott ist daher als lebendige Ureinheit der Wesen auch nicht die Aufhebung, sondern die Erfüllung der Liebe.

Diese Grundsätze sind so einfältig menschlich, daß sie eben deswegen den Einfältigen offen stehen, den Weisen dagegen in ihrer ganzen Tiefe verschlossen geblieben sind. Und dies bürgt dafür, daß diese Anschauung wahrhaft katholisch, d. h. allgemein menschlich ist, denn sie hat den wirklichen Menschengeist und die wahrhafte Unendlichkeit seines Liebens und Leidens zum Gegenstand und Inhalt, nicht aber nur wenigen faßbare metaphysische Schatten. Für jene Metaphysik ist das Wort noch nicht Fleisch geworden.

Was die centrale Stellung Christi betrifft, so ist diese an vielen Stellen u. a. auch am Anfang von Kap. XI. scharf präcisiert. In historische Ausführungen habe ich mich im Rahmen dieser Schrift aber grundsätzlich nicht einlassen wollen, weil ich das durch innere Anschauung selbstgewisse und so allein allgemein menschliche, von allem Zufall der Geschichte und allen Streitfragen historischer Forschung unabhängige, die Geistesgestalt Christi, zur Darstellung bringen wollte. Daß ich meine Aufgabe in ihrer Reinheit ausgeführt habe, kann mir gewiß nicht mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden.

Ich bemerke nur noch, daß es unrichtig ist, mir zum Vorwurfe zu machen, daß ich nur an dunkle Gefühle appelliere und die logische Begründung vernachlässige. Man vergleiche u. a. Kap. IX, XI und XII. Andere Recensenten haben mir mit demselben Unrecht den Vorwurf gemacht, daß ich zu einseitig zum kalten logischen Verstande spreche.

Budapest, den 20. Juli 1892. **Eugen Heinrich Schmitt.**

I. Festung, Herrengasse 58.

Die vorstehende Einsendung wird unserm weiteren Leserkreis wohl um der Sache willen, die sie betrifft, von Wert sein. Man kann sagen — wenn man sich der in Europa nun einmal herrschenden christlichen Redeweise bedient — unsere ganze Bewegung dreht sich in der Hauptsache um die verschiedene Auffassung der Religiosität im Sinne des „Christus für uns" oder im Sinne des Christus in uns. Jenes ist das äußerliche theologische, kirchliche Christentum, dieses das geistige, theosophische, mystische Christentum. Unsere Zeitschrift steht durchaus nur auf dem Boden der letzteren, innerlichen Anschauungsweise; alles äußerliche hat für uns bloß eine nebensächliche, höchstens zweckdienliche Bedeutung.

In unserem Sinne würde Eugen Heinrich Schmitt's Schrift über „die Gottheit Christi" sogar noch gewinnen, wenn die Geistesgestalt des sich in uns verwirklichenden Christus und die Gestalt Jesu von Nazareth als des geschichtlichen Christus noch besser getrennt und schärfer auseinander gehalten würden. Mit dem Streben des Verfassers, seine Leser in schönfließender Redeform eindringlichst auf das praktische Ziel der Verwirklichung des Christus in uns hinzuweisen und sie für dies Streben zu begeistern, bin ich also völlig einverstanden; gegen seine Ueberredungsmittel dazu habe ich indessen mit Dr. von Koeber einiges einzuwenden und finde sie unzureichend:

Am schwersten wiegend ist hierbei für mich unser Bedenken gegen seinen reinen Pantheismus ohne allen relativen Individualismus, d. h. ohne den Gedanken einer (wenigstens zeitweiligen) individuellen Unsterblichkeit, eines Wiederlebens unserer Individualität in irgend einer Form nach unserem Tode. Allerdings behält der Pantheismus unbedingt das letzte Wort; ein absoluter Individualismus (Julius Bahnsen) ist die „Hölle ohne Ende". Wenn aber unmittelbar nach unserem Tode — wie Schmitt sagt (S. 33 und sonst) — „unser Geist nur als unendlicher Geist erwacht" in ähnlichen Gestalten, die aber nicht die Fortsetzung unserer Individualität sind, dann ist alles individuelle Vollendungsstreben nach der Verwirklichung des „Christus in uns" in unserem einen gegenwärtigen Erdenleben zwecklos. Denn, was kann man in dem einen Leben viel erreichen?! Und wozu soll man sich mühen, etwas zu erreichen, wenn doch allen ohnehin alsdann das gleiche Ziel der „ewigen Auferstehung" zu teil wird, wenn uns unter allen Umständen das selbsteigen Errungene genommen und das ganze All-Wesen gegeben wird?!

Nur nebenbei hätte ich noch das zu bemerken, daß Schmitts Ausfälle gegen den Buddhismus nur auf seiner Unkenntnis desselben beruhen. Es ist absolut kein wesentlicher Unterschied zwischen dem geistigen Christentum und dem geistigen Buddhismus; alle Unterschiede gehören nur den kirchlichen, dogmatischen und anderen Formen an, die für das Wesen der Sache vollständig gleichgültig sind. Ob einer danach strebt, den „Christus in sich" zu verwirklichen oder den „Buddha in sich" ist genau dasselbe; und dies weiß wohl jeder, der nur einigermaßen auf dieser Bahn vorangeschritten ist.

Aber selbst die äußeren Lehren und Legenden sind im Buddhismus fast ganz genau die gleichen. Auch der Buddhismus unterscheidet die Pratyeka Buddhas, die nicht für die Oeffentlichkeit leben, und die Bodhisattwas, welche sich durch ungezählte Leben für andere aufopfern und dadurch sich allmählich zu eigentlichen Buddhas, zu „Erlösern", emporarbeiten, deren Liebesfülle dann so unendlich reich geworden ist, daß sie ganze Völker und Menschenrassen damit „erlösen" können. — Doch ist es ein ungerechter Vorwurf, den Schmitt den „Heiligen" oder Pratyeka Buddhas (den christlichen so gut wie den buddhistischen) macht, daß sie nicht für das große Ganze wirkten; sie thun eben nur dieses, aber allerdings auf einer Daseins- und Bewußtseins-Ebene, deren Nichtanerkennung uns als wesentlichster Mangel von Schmitt's Buch erscheint.

Selbst in den Dogmen des Buddhismus und des Christentums ist kaum ein anderer wesentlicher Unterschied als die verschiedene Auffassung der „Gnade". Der Buddhismus lehrt auch äußerlich, dogmatisch nur die geistige, monistische Erkenntnis der reifenden „Gnade" (Karma); in der christlichen Dogmatik ist dies wenigstens mit soviel dualistischen, heteronomen Sinnenfälligkeiten verkleistert, daß dies wohl als deren größte Schattenseite zu betrachten ist. Eben deshalb ist auch der Unterschied zwischen dem esoterischen Christentum der deutschen Mystik (Meister Eckhardt, Jakob Böhme) und dem exoterischen der Kirche soviel größer als der zwischen esoterischem und exoterischem Buddhismus. Aber freilich ist auch um so freudiger, erhebender die Stellung des christlichen Mystikers, der sich dem Bann der erstickenden Kirchenformen entrungen hat.

Hübbe-Schleiden.

Bemerkungen und Besprechungen.

Liebe zu den Tieren.

Im folgenden geben wir in Uebersetzung einige Gedanken Henri Amiels über das Verhältnis der Menschen zu den Tieren wieder, die uns sehr beachtenswert erscheinen:

Am 16. Oktober 1866: Auf der Treppe fand ich eine kleine Katze, sehr häßlich und elend. Jetzt ruht sie neben mir, zusammengerollt auf einem Stuhl und scheint vollständig glücklich und befriedigt zu sein. Sie ist ganz zahm und folgte mir von einem Zimmer in das andere, wohin ich ging. Ich habe nicht das geringste Eßbare im Hause, doch was ich besitze, gebe ich ihr — einen freundlichen Blick, ein paar Liebkosungen und das genügt ihr, zum wenigsten im Augenblick.

Kleine Tiere, kleine Kinder, junge Leben, alle bedürfen sie des Schutzes und der Sanftmut. Man hat mir gesagt, daß die schutzbedürftigen Geschöpfe sich so wohl in meiner Nähe fühlten. Das hat seinen Grund zweifellos in einem besonderen Einfluß, eine Art wohlwollender Kraft, die von mir ausgeht, sobald ich mich in dem sympathischen Zustand befinde. Ich bin mir dieser Kraft bewußt, doch ich rühme mich ihrer nicht, weil ich weiß, daß sie eine Gabe ist. —

Im Grunde ist das der natürliche Zustand und der richtige Verkehr des Menschen mit den untergeordneten Geschöpfen. Wenn der Mensch das wäre, was er sein sollte, er würde freiwillig von den Tieren geliebt werden, denen gegenüber er zur Zeit nichts ist, als der launenhafte, blutgierige Tyrann. Die Sage von dem heiligen Franz von Assisi ist nicht so sagenhaft, wie man denkt; und es ist sehr zweifelhaft, ob die wilden Tiere den Menschen zuerst angegriffen haben. Doch übertreiben wir nicht und lassen die fleischfressenden Tiere hier beiseite. Wie viele tausend andere Arten giebt es nicht, die nichts beanspruchen als Frieden und denen wir doch mit brutalem Krieg begegnen, weil unsere Rasse die vernichtungswütigste, die bösartigste und entsetzlichste von allen Arten des Planeten ist, die für ihren Gebrauch das Recht des Stärkeren erfunden hat; ein göttliches Recht nach des Menschen Meinung, das sein Gewissen angesichts der Besiegten und Zertretenen beruhigt! Alles, was Leben hat, setzte der Mensch außerhalb des Gesetzes, ausgenommen sich selbst. Empörender und klar zu Tage tretender Irrtum, unwürdiger Eingriff in die Gerechtigkeit, niederträchtige, heuchlerische Handlungsweise, welche im kleinen die glücklichen Despoten immer wiederholen! Und immer macht er Gott zu seinem Helfershelfer, um mit ihm seine eigenen Gemeinheiten zu decken. Die Gebete sind die Taufe aller wohlgelungenen Metzeleien, und für alle Skandale des Sieges haben die Geistlichen ihre Segenswünsche gehabt. Das ist von einem Volke auf das andere anzuwenden, und vom Volke auf den Menschen, weil es angefangen hat von dem Menschen gegenüber dem Tier.

Das Recht des Menschen auf das Tier hört mit der Verteidigung gegen dasselbe und mit der Ernährung auf; die Dienste, welche uns die Tiere leisten, soll der Mensch durch Schutz und gütige Behandlung lohnen. Mit einem Wort: das Tier hat Rechte an den Menschen und der Mensch hat Pflichten gegen die Tiere. Die Buddhisten übertreiben diese Wahrheit in etwas, aber die Europäer verkennen sie. Doch kommt der Tag, da die Menschheit strenger richten wird als heute! Es kommt die Zeit, da der Mensch auch dem Tiere gegenüber Mensch sein wird". — **B. Riedel-Ahrens.**

Zu Religion und Religiosität.

Christliche Mission und Religionswechsel in Indien.

Nach Mitteilung des Religio-Philosophical Journal in Chicago (No. 50, vom 19. Dezember 1891) wurde kürzlich Mr. Edwin Arnold, der berühmte Verfasser der beiden Epen „The Light of Asia“ und „The Light of the World“, von einem New-Yorker Bekannten gefragt, ob die Missionare der christlichen Kirche unter den Buddhisten in Indien viel Eindruck machten. Darauf erwiderte Arnold lächelnd, daß sie umgefähr so viel Eindruck machten, wie wenn man das Weltmeer mit einer Flasche Eau de Cologne parfümieren wollte. Dann setzte er hinzu: Dieser Vergleich mag lächerlich erscheinen; man erwäge aber doch nur, daß in Indien 280 Millionen Menschen wohnen, und jeder Religiöse, unter diesen ganz vor allem jeder Buddhist, hat die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Niemand ihm eine bessere Religion bringen könne, als die er schon hat. Dies Verhältnis, sagte Arnold weiter, erinnert mich an die zwei Soldaten, die zusammen ausgingen. Einer sagt zum andern: „Du hälst ja nicht Schritt, Hans!“ — Erwidert der Beschuldigte: „Oh, wirklich? Ja, tritt du doch um!“

Selbstlosigkeit,

mehr wert als alle Theorie im Himmel und auf Erden.

Schwere Zeiten sind besonders geeignet die wahre Größe, der das Menschenherz fähig ist, zum Ausdrucke zu bringen. Groß ist, wer sich überwindet, wer seinen Stolz, seinen Haß, seinen Eigennutz zu Gunsten edlerer, reinerer, glückseligerer Gefühle aufgiebt; am größten aber zeigt sich, der sich in selbstloser Liebe um Anderer willen vergißt, wenn er mit solcher Selbstaufopferung nicht seine älteren Pflichten gegen noch andere Menschen preisgiebt. Beispiele solcher hochherzigen Selbsthingabe für Andere haben sich auch mehrfach bei der jüngst Hamburg verheerenden Seuche gezeigt. Einige derselben sind durch die Tagesblätter verbreitet worden. Eins davon mag auch hier erwähnt werden.

In einer Familie auf dem Lande in der Elbgegend oberhalb Hamburgs war die Cholera ausgebrochen. Vater und Mutter lagen krank in einem Raume, in dem sich außer ihnen noch vier unerwachsene Kinder aufhalten mußten; ein anderes Zimmer stand nicht zur Verfügung, und die andern Einwohner des Dorfes wollten die Kinder nicht bei sich aufnehmen aus Furcht, ihre eigenen Familien anzustecken. Die nötigen Pfleger für die Kranken und für die hülflosen Kinder waren nicht zu beschaffen; nur wenige Kilometer weit entfernt war eine Cholerabaracke (in Neuengamme), aber auch von dort war augenblicklich keine Hülfe zu erlangen.

Da erbot sich der 25jährige Lehrer Ahrendt, die Pflege der Familie allein zu übernehmen. Er stand den schwer Kranken in jeder Weise hülfreich bei, wachte Tag und Nacht bei ihnen und sorgte auch für die Kinder, für deren Nahrung und Reinigung. Nachdem er so zwei Tage und zwei Nächte ohne Ablösung diesen schweren Dienst versehen hatte, erlag die Mutter ihrem Leiden; der Vater dagegen war in der Besserung und fand nun endlich mit seinen Kindern Aufnahme in der Cholerabaracke

Dann aber versagte auch dem opfermutigen Ahrendt die Kraft. Solange er in der überanspannenden Erregung war, merkte er die Ermüdung nicht; nun fing er wohl an zu erschlaffen und leistete dadurch den Ansteckungs-Einflüssen weniger Widerstand. Nachdem er noch die Leiche der Frau zu Grabe geleitet hatte, mußte auch er sich niederlegen, ebenfalls an der Seuche erkrankt. Zwei Aerzte waren jetzt zur Hülfe gekommen und boten alles auf, um den Edelmütigen am Leben zu erhalten; aber vergebens, sie konnten ihn nicht retten, er erlag der bösartigen Krankheit — ein Opfer seiner edlen That.

„Für Andere Alles, für sich nichts!“ Das hatte er schon bei früheren Krankheitsfällen bewiesen. Diese Gesinnung bekundete er auch noch in dieser Krankheit, indem er die Aerzte bat, Niemanden zur Pflege zu ihm zu schicken, damit die gräßliche Seuche

nicht noch weitere Opfer dort fordere; und sie hat thatsächlich in jener Umgegend nicht viel weiter um sich gegriffen. D. E.

Carrieres Ideal-Naturalismus.

In einer wertvollen Schrift über „Das Wachstum der Energie in der geistigen und organischen Welt"[1]) kommt Professor Moritz Carriere zu demselben Ergebnis, welches den Grundgedanken unserer Monatschrift ausmacht:

„Arbeit, rastlose Arbeit in der Entwickelung unserer Kraft zur Darstellung unseres Lebensideals als Selbstvervollkommnung. Kampf, Not, Schmerz und Liebe führen uns aufwärts; und aus unserm Innern, wie es im Unendlichen seine Wurzel und sein Wesen hat, also damit aus dem göttlichen Lebensgrunde, leuchten ewige Ideen als Richt- und Gesichtspunkte, als Ziele der Entwickelung uns auf, und aus der Höhe wie aus der Tiefe quillt das Vermögen, sie zu verwirklichen. Durch die Steigerung der Energie vermöge des Wachstums der sich erinnernden Innerlichkeit ringen wir uns aufwärts im Emporgange des Lebens, gewinnen in fortschreitender Selbstbildung vollere, höhere Formen des Daseins, und erbauen in Gott auf dem Grunde der anorganischen Welt und ihrer Notwendigkeit ein Reich des Geistes und der Freiheit, des Guten, Wahren, Schönen!"

Das ist eine vortreffliche Fassung dessen, was wir im letzten Programm der „Sphinx" (Dezember 1891 und März 1892) als Ideal-Naturalismus bezeichnet haben. In begeisterter Sprache tritt Carriere dafür ein, daß nur das erfolgreiche Streben selbstloser Liebe und die Verwirklichung einer Freiheit, die Allen gleiche Berechtigung (nicht Gleichheit) zustehe, vor allem auch Gleichberechtigung der Frauen wie der Männer anerkenne, uns dem Ziele besserer Daseinszustände näher führen könne.

Zur Hinführung auf diese Erkenntnis sammelt Carriere alle Hilfstruppen, die er in der neueren Philosophie und Wissenschaft finden kann. Es drängt ihn aber unvermeidlich alles zu der Anerkennung der Thatsache, daß alle Entwickelung eine solche der Individualität ist. Nur wenn eine „individuelle Organisationskraft" durch die einzelnen auf einander folgenden Daseins-Möglichkeiten hindurchgeht, eine „Seele", die zugleich Trägerin des jedesmaligen persönlichen Bewußtseins ist und auch ihren Leib, in dem sie dies entwickelt, stets selbst bildet, nur wenn man dieses erkennt, ist die Möglichkeit der Thatsache des Wachstums der Energie im geistigen wie im organischen Leben zu begreifen.

„Schon die alten Aegypter und Inder" — sagt Carriere (S. 46) — „deuten es an, was Giordano Bruno bestimmt ausgesprochen: wir werden stets das, dem wir uns verähnlichen, steigen dadurch empor oder herab. Auch Platon hat schon gelehrt, daß nach dem Tode sich die Seele dasjenige zum neuen Leibe gestalte, was in ihrem Gemüt als Grundneigung vorhanden war. Auch Goethe neigte solcher Ansicht zu, sah in der Seele eine Monade, der im Getriebe der Welt stets die Handhaben geboten werden, um in dasselbe einzugreifen; und Lessing fragte: Ist nicht die ganze Ewigkeit mein? Hübbe-Schleiden hat in dem Buch „Lust, Leid und Liebe" die Darwinische Ansicht von der aufsteigenden Lebensentwickelung im Anschluß an Haeckel mit der indischen Weltanschauung in Verbindung gebracht; er hat dargethan, daß nicht Gattungen und Formen sich fortbilden, sondern Individuen höhere Formen und Gattungstypen ausbilden, und von den einfachsten Zuständen der Protisten, ja der Atomkräfte, sich zur Geistigkeit empordienen. Jeder gegenwärtige Zustand ist stets das Ergebnis der vorhergehenden Lebensthätigkeit; daher kann auch der Mensch sich für sein Sein verantwortlich fühlen. Und so langte ja auch Kant bei dem intelligiblen Charakter des Menschen an, der sich sein Loos für die Zeitlichkeit bestimmt, und kommt

[1]) Sonderabdruck aus den „Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XIX. Bd. III. Abtl. München 1892, in Kommission bei G. Franz. 62. S. fol.

du Prel durch die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens zum transcendentalen Subjekt, das sich selbst die neue Lebensgestalt, die neuen Lebensverhältnisse, zur Strafe oder zum Lohn, stets zur Fortentwickelung wählt, und demnach in vorhandene Daseinsbedingungen eintritt. Die sich erhöhenden Lebensformen der Organisationskraft lichten auch unsern Blick in die grauenvolle Mordnatur, wo die höheren Wesen niedere verzehren; für diese ist ja dann der Tod die Thür zu edlerem Leben!"

Im Menschen hat die Organisation in der Natur äußerlich ihr Ziel erreicht, und ermöglicht nun auch innere Vollendung: „die Organisationskräfte sind Träger des geistigen Fortschrittes geworden, der Mensch ist geschichtsbildend; und seine Naturideale, Gemütsideale und Geistesideale kommen in ähnlicher Weise zur Darstellung wie jeder Mensch als Naturkraft sich leibgestaltend erweist, dann fühlend seiner inne wird, und im Selbst- und Weltbewußtsein auch für sich zum Spiegel des Universums sich gestaltet" (48).

„Das All ist ein System von Kräften, die nicht isoliert, sondern auf einander bezogen sind. — Die Notwendigkeit des gemeinsamen Seins macht sich, wie die Eigenart im Selbstgefühl, so als Gemeingefühl in der Liebe geltend; und kraft des alles Endliche durchwallenden, in ihm sich offenbarenden und mächtigen Unendlichen kann das Selbst sich selbst, die Selbstsucht, überwinden und der erlösenden Liebe sich teilhaftig machen. Solche gewaltige entscheidende Lebenserfahrungen und damit das Verständnis des Christentums als Erlösungsreligion ergeben sich uns, wenn wir die Seele als realen Wesenskern, als Organisationskraft und als Quelle des Bewußtseins erfassen" (49). — — „Selbstvervollkommnung ergiebt sich als unsere Lebensaufgabe."

H. S.

Goethes Faust, ein Geheimbuch.

Ferdinand August Louvier veröffentlichte vor einigen Jahren eine zweibändige Erklärung des Faust[1]), worin er die Goethesche Dichtung als eine große, aus lauter einzelnen Rätseln zusammengesetzte Allegorie betrachtet, und den Schlüssel zu ihrer Lösung giebt. Diejenigen, welche diese Schrift nicht kennen, bekommen aus den beiden aus vorliegenden Vorträgen desselben Verfassers[2]) eine klare Vorstellung von seiner Methode und von der Art und Weise seiner Deutungen.

Seltsames, Wunderliches lesen wir in diesen Vorträgen! Manches macht den Eindruck eines gelehrten Spaßes, einer Persiflage der „tiefsinnigen" Faustkommentare; oft klingt es wie ein Stück aus einer akademischen Bierrede! So z. B. (S. 28) die Erklärung des „Pentagramms", oder (S. 15 f.) die Behauptung, daß Goethe die Schlußscene des 2. Teils „auf Kant und dessen Vernunftkritik aufgebaut" hat, daß der „pater profundus" die Sinnlichkeit, der „pater seraphicus" die „transscendentale Aesthetik", die „seligen Knaben" die „transscendentalen Ideen" bedeuten 2c. Interessant und geistvoll finden wir aber alles. Und der Geist — er mag auftreten wie und wo er will selbst als handgreiflicher Irrtum — darf immer Anspruch auf Achtung und Beachtung, erheben.

Louvier's Fundamentalsatz (S. 16) ist zweifellos richtig, gilt aber von jedem großen poetischen Kunstwerk: Der Faust ist „dreideutig" — poetisch, philosophisch und kulturhistorisch. „Jedoch gerade die poetische Gestaltung, sie ist Goethes Zweck und sein eigenstes Werk; und die Ergründung der verborgenen zwei anderen Bedeutungen kann nie und nimmer der unbegrenzten Wertschätzung des poetischen Faust Abbruch thun".

---

[1]) Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationalen Methode der Forschung. 2 Bde. und ein Supplementbd. Berlin 1887.

[2]) Die neue Methode der Faust-Forschung und der alte und der neue Mephisto. Zwei Vorträge. Hamburg 1890 (bei Hermann Grüning). 35 Seiten.

Sehr gelungen scheint uns die Erklärung der „Wette" (S. 15—32): Mephistopheles verliert sie, weil nicht er — die Negation —, sondern die positive Seite des Menschengeistes es war, welche dem Faust die endliche Befriedigung gewährt hat. „Die Niederlage Mephistos ist die Niederlage des Nihilismus auf allen Gebieten der menschlichen Kultur".

R. v. Koeber.

Philosophie des menschlichen Daseins.

Der in weiteren Kreisen unserer Bewegung rasch bekannt gewordene Schriftsteller Hans Arnold teilt uns in einer neuen Broschüre[1]) seine Ansichten über Gott, Seele und deren Fortdauer mit. Es spiegelt sich darin im Wesentlichen Schoppenhauer'sche Philosophie wieder, gemischt mit etwas (sehr bescheiden) hervortretendem Spiritismus.

Das in 24 kurze Kapitel eingeteilte Büchlein zeugt von philosophischer und schriftstellerischer Begabung des Verfassers, namentlich von seiner ungewöhnlichen Fähigkeit volkstümlicher Darstellung. Seine Schrift ist nicht für philosophische Argumentation geschrieben und wir wollen uns deshalb auch einer solchen enthalten. Nur einige ganz kurze sachliche Bemerkungen sind hier vielleicht erwünscht.

Arnold erklärt (Kap. 15): „Der Zusammenhang zwischen Materie und Wesen d. h. Leib und Seele, muß uns ewig ein Geheimnis bleiben". — Doch wohl nur, solange man sich nicht die monistische Erkenntnis klar macht, daß beide eines sind, Materie und Leib die Selbstdarstellung des Wesens, der Seele.

Arnold behandelt „Anfang und Ende der menschlichen Persönlichkeit" und geht dabei von dem unzweifelhaft richtigen Grundgedanken aus, daß nicht das Wesen, nur die Formen Anfang und Ende haben können und haben müssen. — Wenn man nun „Persönlichkeit" im richtigen und auch herkömmlichen Sinne nimmt, so stimmen wir wohl Arnold bei, daß nur der Mensch, nicht Tiere, Pflanzen u. s. w. eine nach der Zerstörung ihres materiellen Leibes fortbestehende Persönlichkeit haben (Kap. 22). Ebenso finden wir uns vollständig mit ihm im Einverständnisse, wenn er (Kap. 23) ausführt, daß die menschliche Persönlichkeit einmal ihr Ende in einer feinstofflichen Daseinssphäre nach dem Tode ihres Erdenleibes haben müsse. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser auch die einzig denkbare Lösung des Entwicklungsrätsels nicht verschwiegen hätte, daß nämlich allen Individuen, nicht nur allen menschlichen Persönlichkeiten, sondern allen andern Einzelwesen eine durchgehende Kausalität, ein individueller Kern zu Grunde liegt, der seiner Ur-Natur wie auch seiner Bestimmung nach dem göttlichen Urwesen aller Dinge noch weit näher steht als das, was sich im Menschenwesen uns als die Persönlichkeit darstellt. Ist diese als das „Selbst" des Menschen zu bezeichnen, so kann man die Individualität, die der Persönlichkeit zu Grunde liegt, als deren „höheres Selbst" kennzeichnen und im Gegensatz dazu die Gottheit als das „höchste Selbst".

R. v. K.

Wahrheit.

Wahrheit will erstritten sein,
Wahrheit will erlitten sein.

Otto v. Leixner.

---

[1]) Anfang und Ende der menschlichen Persönlichkeit. Leipzig 1892 bei Max Spohr (42 Seiten, 80 Pf.). — Bei einer Neuausgabe dürfte es sich empfehlen den Mißbrauch des Wortes „resp." zu beschränken.

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden in München und Franz Evers in Berlin S. W. 68.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

XV, 82. Dezember 1892.

Präludium.

Von

Franz Evers.

Harz, Weihnacht 1891.

Einsamkeit umschließt mich, schweigende Einsamkeit. Vom Gipfel hoher Harzberge schau' ich in tiefdunkelblaue, sterndurchzitterte Nacht. Weite Winterstille hält den Flüchtling umfangen: und des Schimmerschnees glitzernde Weiße, die hier oben, auf der tannenlosen Berghöhe, wie ein breites silberbesticktes Laken liegt. Drunten aber an den Hängen, matt aus den Thalnebeln hervortauchend, breiten die dunkelgrünen Fichten und Föhren ihre schneebeschwerten Aeste aus und ragen auf wie ernste ehrwürdige Wächter der Einsamkeit.

Tiefe Ruhe umwogt mich, staunende Stille.

Und meine beengte Brust atmet weit aus; mein Herz schlägt schneller. Märchenhaft hängt über mir die mondlose Nacht und schaut mich an mit ihren blitzenden Sternenblicken. Und die Stimmen der Thäler, der tiefen Thäler unter mir schlagen an mein Herz und berücken den Sinn mir mit unendlicher Sehnsucht. Die Vergangenheit da unten, mit ihrer Ruhe und friedlichen Rast, will mich locken mit leisen, berückenden Stimmen . . leise, ganz leise . . . Aber mein Ohr lechzt nach anderem Laut — und meine Augen dürsten nach anderem Licht, als nach den grauen Nebeln der Vergangenheit.

Ich halte Umschau in mir und um mich — und meine suchende Seele scheint zu wachsen. Ich ahne mein Uebermir — und lausche mit gespannten Sinnen — und fühle ein leises, keimendes Empfindungsgeheimnis — und lausche, lausche lange in die sich hellende Nacht . . .

Die Sterne löschen langsam. Fern im Ost perlt es auf in leichten mattfarbenen Tönen und schwimmt bleich über die Harzhöhen. Wie vom Wind getragene gelbseidene Atlasschleier weht es heran. Der Frühe leuchtendes Licht will erwachen, goldquellend, — in weichem Rosarot . . . Mein ahnendes Auge sucht, und meine Seele trinkt . . . Und rings um mich in ragender Runde, Gipfel an Gipfel unter mir, soweit meine trunkenen Blicke schauen, flammt es von hohen Lichtgestalten. Auf jedem Hügel, auf jedem Bergeshaupte strahlt's wie der Schein von langen

weißen Gewändern in die weichende Nacht. Es glitzt und glimmert heller als Firnenschnee durch die fallenden Dämmer, und hebt sich von den Höhen, lichtschimmernd, leuchtend, wie Engelgestalten, wie Traumgebilde der Einsamkeit. — Und ein Singen scheint emporzudringen von den Gipfeln rings in der Runde, sanft erklingend und wundersam. Wie ein seliges Halleluja, aus weiter, weiter Ferne trifft es mein Ohr, ein Halleluja, gesungen von aberhundert Stimmen, ein Halleluja der Seelenlust und Seligkeit. Und ich lausche — und lausche . . . Näher und näher schwillt es — und mich überkommt der Weihnacht Kunde und weckt in mir geheimnisvollen Widerhall . . . Du Weihnacht meiner Geburt, du meines Wachstums herrliches Wunder, o du Weihnacht meiner Schöpferkraft und meiner siegenden Sicherheit! — Der Einsamkeit fröhliche Freiheit füllt mir die Seele, — und ich wandre zu Thal in den kommenden Morgen, der ich auf den Bergen gestanden zwischen Nacht und Tag . . . Worte, die ich gewähnt, liegen mir auf den Lippen . . . „Halleluja!" um mich, mächtiger und mächtiger; „Halleluja!" mit mir; „Halleluja! Halleluja!" von allen Höhen aus tausend preisenden Munden — die Weihnacht ein einziges, brausendes, strömendes „Halleluja!" . . .

Und in die Ewigkeit schlug sich das Wurzelwerk meines Werdens.



Am 23. Dezember.

Von

Walter von Appenborn.

Die Kinder schlafen, — „der heilige Christ"
Soll morgen kommen; wie stille es ist,
Wie friedvoll! sie schlummern wohlgeborgen,
Die träumende Lippe flüstert: „morgen".

Wann einst zum Schlummer der Todes-Ruh
Für uns gekommen die Stunde, gieb du,
Oh „heiliger Christ", daß ohn' Angst und Sorgen,
Auch unsere Lippe flüstere: „morgen".

Weihnacht.

Von

Julius Hart.

Leuchtend fließt die Nacht
Ueber Stadt und Feld,
Silberwellen träufeln
Nieder auf die Welt.

Weißer Schnee umhüllt
Dicht den tiefen Grund,
Kühl und frostig atmet
Sein erstarrter Mund.

In die Luft empor
Blau und zauberrein
Aus der Wintererde
Wellt ein Lichtesschein.

Und vom Himmel fließt
Milder Traumesglanz,
Flammenblüten gleiten
Aus der Sterne Kranz.

Wie die Zauberstadt
In der Silberflut,
In dem lichten Meere
Weit und sichtbar ruht:

Liegt im kühlen Licht
Dieser blanken Nacht
Weit die Welt in endlos-
Heller Wunderpracht.

Stille nun, mein Herz,
So voll Qual und Drang,
Hell in deine Stürme
Tönt der Glocken Klang.

Durch die Lüfte jauchzt,
Durch die Lüfte zieht,
Durch die Lüfte jubelt
Laut ihr Weihnachtslied:

Tönt ihr Weihnachtsruf
Ueber Stadt und Feld
Wie aus Engelmunden:
„Frieden aller Welt!"

Ruhig liegt die Stadt
Wie gebannt im Traum,
Und durch alle Fenster
Glüht der Weihnachtsbaum.

O du stille Nacht,
O du heilige Nacht,
Einsam träumend hab ich
Still mit dir gewacht.

Ueber Wald und Fluß
Führt mich hin mein Traum,
Wo die Fichten düstern
An der Heide Saum....

Frost- und schneeerstarrt
Liegt das stille Haus,
Bunte Kerzen glühen
In die Nacht hinaus.

Frisch der Tisch gedeckt,
Blütenweiß das Tuch,
Aufgeschlagen liegt der
Psalmen goldnes Buch.

Doch des Vaters Haupt
Sorgenschwer geneigt,
Wie der düstren Weide
Haupt ins Wasser zweigt.

Arbeit Tag um Tag,
Sorge Nacht um Nacht,
Sechzig Jahr im Kummer
Angstvoll hingebracht.

Um der Kinder Glück
Bang und schwer an Mut,
Denen er geopfert
Seines Herzens Blut.

Ohne Rast und Ruh,
Leise aus und ein,
Tag und Nacht geschäftig
Trippelt Mütterlein.

Lächelnd immerdar
Nickt sie jedem zu,
Gießt in alle Herzen
Ihres Geistes Ruh.

Nur die müde Hand
Zittert ungesehn;
Ueber ihre Seele
Fliegt der Herbstnacht Wehn.

Wendet schmerzerstarrt
Plötzlich stumm sich ab,
Trocknet eine Thräne
Von den Augen ab.

Vor dem Thore weit,
Wo, von Schnee bedeckt,
Sich in langen Reihen
Grab an Grab erstreckt —

Sucht ein Auge sie
Tief im kühlen Grund,
Jugendfrische Wangen,
Müdgeschloßnen Mund....

O du stille Nacht,
O du heilige Nacht,
Wo geschwundnes Leben
Einmal noch erwacht.

Da auf Haupt und Sinn
Asche niederfällt,
Leid und Not und Jammer
Jeden Trunk vergällt.

In der Wüste Glut,
Glut in jedem Sinn,
Felsenangeschmiedet
Siechen wir dahin.

Aus zerrißner Höh,
Ueber uns es gellt,
Ueber Welt und Wolken:
„Haß auf alle Welt!"

O du heilige Nacht!
O du Nacht des Lugs!
O du Nacht der Weihe,
O du Nacht des Fluchs! —

Einsam und verträumt
Hab ich so gewacht,
Sieh, und meine Schulter
Rührt es leis und sacht,

Wie ein Frühlingshauch
Küßts mein Angesicht,
Und das Zimmer leuchtet
Mild von zartem Licht.

Still faßts meine Hand
Lächelt leis und mild,
Und in feuchten Augen
Schwebt mein Spiegelbild.

„Armes Schwesterlein,
Veilchen jung gepflückt,
In weißseidnem Kleide,
Myrtenkranz geschmückt...

Mit stillächelndem Mund,
Wie zur Stunde, da
In bekränztem Sarge
Ich zuletzt dich sah.

Wie ein goldner Stern
Schwebst du todesschön
Nieder aus geheimnis-
Vollen Sonnenhöhn.

Soll ich mit dir ziehn,
Hand geschmiegt in Hand,
Zu dem lichtumflossnen
Heiligen Wunderland?

Liebes Schwesterlein,
Süße Schwester du,
Gieß in meine Seele
Deines Geistes Ruh..."

Leise neigt es sich
Ueber meine Stirn,
Ein bekanntes Stimmchen
Hör ich traumhaft schwirrn:

„Bin euch nimmer fern,
Habe Tag und Nacht
Still in eurer Mitte
Ueber euch gewacht.

Saß an eurem Tisch,
Brach mit euch das Brot,
Hab mit euch gelitten
Und gekämpft in Not,

Euer Weinen fiel
Dunkel in mein Herz,
Eure Thränen trug ich
Betend himmelwärts:

In der Schale Gold
Schwammen sie wie Blut,
Wie ein Opferfeuer
Brannte ihre Glut.

Seid getrost und still,
Laßt vom Weinen ab,
Helle Rosen blühen
Euch aus meinem Grab.

In die Sonnenluft
Hoch die Palme steigt —
Hab für euch im Tode
Still mein Haupt geneigt.

Gab für euch mein Sein
In die Welt hinaus,
Wie ein Stern nun glänz ich
Ueber eurem Haus.

Meine Wunden all,
Leid und Todesqual,
Stummertragne Schmerzen,
Gifte ohne Zahl —

Die mit bittrem Safte
Meinen Leib verzehrt, —
Und die Lust, die Freuden,
Die ich, ach! entbehrt:

Engel wurden sie,
Die mit heiligem Schwert
Sonnenaugig schweben
Ueber euern Herd,

Die durch dunkle Flut,
Sturm und Nebelflor,
Euch getreulich führen
Aus der Nacht empor,

Bis auf euer Haupt
Morgenfeuer fließt,
Und in eure Seelen
Freude sich ergießt...

Weicher Rosenduft
Euer Haupt umschwebt,
Wunderbares Klingen
Euer Herz durchbebt". —

Still faßts meine Hand
Küßt mein Angesicht,
Durch das Zimmer gleitets
Mild wie Sternenlicht.

Durch die dunkle Nacht
Zieht empor ein Schein,
In die blauen Wolken
Flutet es hinein.

In dem Nachtgewölk
Blitzt es golden auf,
Wie ein Stern, — und träumend
Schaut mein Geist hinauf...

Leise klingt mirs noch
Wie ein Weihnachtssang,
Hell von allen Thürmen
Tönt der Glockenklang.

Durch die Lüfte jauchzt,
Durch die Lüfte zieht,
Durch die Lüfte jubelt
Laut ihr Weihnachtslied,

Tönt ihr Weihnachtsruf
Ueber Stadt und Feld,
Wie aus Engelmunden:
„Frieden aller Welt!" —





Der verlorene Sohn.

(Lucifer.)

Von

Karl Friedr. Jordan.

Fernher über das weite Moor
blickt vom dämmernden Horizont
die rauchende Hütte.
Ich ziehe vorüber —
ferne, fern,
über Wiesen und Moor.
Am rieselnden Bach
schreit' ich dahin,
vorbei am Schilf
und entblätterten Weiden.

Kalt ist die Luft,
Oktobernebel
steigen empor
aus dem rieselnden Bach.
Ein fahler Schein
versunkenen Lichts
erfüllt noch den Westen;
im Osten aber,
finster und schweigend,
zieht unaufhaltsam
herauf die Nacht.

Da rauscht es klagend um mich auf! —
Ein Windstoß ist's, der in der Weiden
kahl ausgestreckten Ästen sich fing.
Er treibt den Nebel empor,
der langsam braute und wob,
und fegt ihn mit rascher Gewalt,
in langen, wehenden Streifen
weithin über's Moor — —

Doch was erblick' ich da im Nebel?
Was wächst draus riesenhaft hervor,
hoch in die Luft?
Welch' eine Gestalt! —
Als wäre die Erde ihr Fußgestell nur, steht sie da;
aber gebieterisch nicht,
nicht in strahlendem Glanze:
Still und ernst,
den bleichen Schimmer des Westens verdunkelnd,

Dies Gedicht bezieht sich auf Fidus' Kunstbeilage gleichen Titels im letzten Septemberhefte bei Seite 256.

scheint sie im Osten
zu grüßen die Nacht.

Ein Engel ist's,
denn Flügel schmücken den Leib;
aber sie hängen schwarz und traurig hernieder,
und dunkler Locken Fülle
umwellt das Haupt,
das auf die Brust geneigte.

Wer bist du, schweigender Bote? —
So schwermutsvoll zur Tiefe blickend,
die Arme in bitt'rer Ruh' verschränkt,
ohne Schwert und Schild
und schmetternde Posaune —
so hat der Himmel dich nicht gesandt,
so kannst du nur der ewigen Nacht,
dem Ort des Grauens
entstiegen sein.

Ein gefallener Engel,
vom Vater im Himmel
im Zorn einst verworfen,
so schwebst du im Dämmern
des herbstlichen Abends,
Lucifer, über der Erde. —

Nun krampft sich wohl dein Herz zusammen,
nun zuckt dein Mund in wildem Weh,
nun quillt in tiefer Brust
verzehrende Reue dir auf,
und nach Erlösung, nach sel'ger Erlösung
lechzt der verlorene Sohn.

Empor!

Von

Julius Panselow.

Ins Antlitz, eh du warst geboren,
Schrieb dir ein Gott das Wort: „Empor!"
Aus jedem Laut dringt dir zu Ohren,
Aus allem Sein der Ruf: „Empor!"

Zum Adler hoch in blauen Lüften
Dein Auge schweift, dein Ich empor,
Und mit dem Schlingkraut in den Klüften
Strebt es empor, zum Licht empor.

Die Seele vom zerbrochnen Wagen —
Dem Körper — frei, sie steigt empor;
Und all die flücht'gen Stunden tragen
Zu Gott empor, zu Gott empor!

Spiritismus und Okkultismus,

und ihr Verhältnis zur Theosophie und Mystik.

Von

Hübbe-Schleiden.

Wenn einer eine Reise thut,
Dann kann er was erzählen!
Matthias Claudius.

Seit 25 Jahren habe ich in den Ländern Europas und selbst in den Urwäldern Aequatorial-Afrikas so zahlreich und unzweifelhaft echt alle Phasen der Mediumschaft bethätigt gesehen, daß ich an dem „übersinnlichen" Ursprunge solcher Thatsachen nicht zweifeln kann. Mehr noch! Es liegen mir so zahlreiche Beweise vor von der Identität der sich durch Medien geltend machenden fremden „Intelligenzen" mit den Persönlichkeiten Verstorbener, daß ich auch an der Stichhaltigkeit dieser sogenannten „spiritistischen" Erfahrung niemals zweifeln kann [1]). Ich kann auch nicht den (objektiven) Wert verkennen, den es für uns, namentlich uns in der materialistischen Kultur der europäischen Rasse Lebenden, hat, wenn wir handgreifliche Beweise von dem Fortleben des persönlichen Bewußtseins der Individualität nach dem leiblichen Tode des Individuums erhalten und sie andern geben können. Noch viel bedeutsamer jedoch ist der (subjektiv) regenerierende Einfluß, der im weiteren daraus für die tiefere (metaphysische) Erkenntnis und für die (ethische) Lebensführung und sogar für die (ästhetische) Lebensgestaltung des Einzelnen erwachsen kann.

Ebenso aber liegt die kulturelle Bedeutung des „modernen Spiritismus", gegenüber dem in allen Zeiten der Geschichte Dagewesenen, auf der Hand. Die am 31. März 1848 in der Umgegend von New-York begonnene Bewegung hat keine neuen Thatsachen ans Licht gebracht. Einen Verkehr mit den Verstorbenen haben nicht allein zu allen früheren Zeiten bei allen Völkern aller Rassen die Kundigen gekannt und manche auch gepflegt, sondern sogar bei uns zu jeder Zeit; man denke für die

---

[1]) Gegenüber dieser tief einschneidenden Erfahrung und Erkenntnis fällt zunächst der Umstand wenig ins Gewicht, daß die sich in den mediumistischen Mitteilungen geltend machenden Persönlichkeiten von Verstorbenen durchaus nicht immer — wie die Spiritisten irrtümlich annehmen — deren „Geister", sondern oft nur deren „Seelen" sind.

neuere Geschichte beispielsweise nur an Swedenborg, Jung-Stilling und Justinus Kerner. Die einzige Veränderung, die jene Bewegung brachte, war, daß solcher Verkehr fortan auch den Unkundigen und den weder historisch noch psychisch gebildeten Massen erschlossen wurde. Sollte unsre Zeit in ihrer geistigen Entwickelung vorangehen, so war dies offenbar nothwendig:

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten mehr und mehr Philosophie und Wissenschaft die geistträge Scholastik und den Glaubenszwang siegreich bekämpft. Die französische Revolution und das Aufblühen der Naturwissenschaften halfen schnell auf dieser Siegesbahn voran. Den eigentlichen Sieg unsrer Befreiung aus den Banden der Theologie verdanken wir jedoch erst — horribile dictu! — dem Eindringen materialistischer Anschauungen in weiteste Volkskreise. Diese Befreiung war notwendig; aber es war nur das kleinere Uebel, der Materialismus, an die Stelle des größeren, der geisttötenden Herrschaft der Theologie getreten. Nun galt es auch noch das kleinere Uebel möglichst schnell zu überwinden. Dazu war der „Spiritismus" nötig: dazu mußte die Kenntnis des „übersinnlichen" Verkehrs denselben breiten Volksschichten preisgegeben werden, welche nur durch Hülfe des Materialismus [1]) aus den Banden der Theologie gelöst waren. Weil diese Volkskreise und die Materialisten überhaupt zu allem selbständigen abstrakten Denken noch unfähig sind und sich jetzt mehr als je allein auf ihre äußern Sinne verlassen wollen, so blieb nichts übrig, um sie von der offenbaren Unzulänglichkeit des Materialismus zu überzeugen, als die übersinnlichen Thatsachen Jedermann, der sich etwas darum bemüht, zugänglich und handgreiflich zu machen.

Die Pionier-Aufgabe des Spiritismus scheint mir nun eine dreifache zu sein:

1. die Ueberwindung des Materialismus,
2. die sittlich-geistige Hebung derjenigen anzubahnen, die der Kirche jetzt entfremdet sind, und
3. auf das höchste Ziel des Strebens hinzuweisen und vorzubereiten.

I. Die erste Aufgabe scheint objektiv bereits erfüllt zu sein. Was dazu an physikalischen Manifestationen der Magie nötig und wünschenswert war, ist von tonangebenden Gelehrten aller Länder exakt untersucht und berichtet worden. Wiederholungen dieser Erfahrungen sind kaum notwendig, da sie lediglich den Zweck hatten, die westliche Welt überhaupt auf „übersinnliche" Thatsachen wieder aufmerksam zu machen. Das, worauf es für die Ueberwindung des Materialismus ankommt, den Beweis der Fortdauer eines Wesenskerns im Menschen nach dem Tode, den liefern diese Thatsachen durchaus nicht. Für den Nachweis der Identität der mediumistisch sich äußernden Intelligenzen mit verstorbenen Persönlichkeiten sind alle Materialisationen und physikalischen Hexereien völlig

[1]) Nicht durch selbständiges Denken, denn der Materialismus ist ja die Negation alles tieferen Nachdenkens, ist bloßer Thatsachenkultus.

wertlos; dazu dient allein die sorgfältige Untersuchung des Inhaltes der mediumistischen Mitteilungen, wie dieses in meinen Verhandlungen hierüber mit Eduard von Hartmann wohl ein- für allemal festgestellt worden ist [1]). Dazu aber reicht schon einfache Schreibmediumschaft oder seherische Inspiration aus. Hierdurch nun persönlich möglichst viele maßgebende Männer zu überzeugen, das allein kann fernerhin noch zur weiteren Ueberwindung des Materialismus dienen. Und diese Aufgabe wird der Spiritismus in demselben Maße besser erfüllen, wie er sich vergeistigt und, von allen „Phänomenen" absehend, nur auf den Inhalt der Mitteilungen eingeht. Nur so wird er auch das gewöhnliche Urteil niederleben, daß er sich bloß mit wertlosen Alltäglichkeiten befasse, selbst den einfachsten philosophischen Anforderungen nicht genüge, eine Unmasse von unverdauten Thatsachen seit vier Jahrzehnten aufhäufe, durch Schwindel, Halb-Betrug und Selbsttäuschung entstellt sei und nur plattsinnige Aufregung für Wunderjäger und Mediensporter biete.

Weil eben jene erste Aufgabe für's allgemeine öffentliche Leben unserer Kulturwelt erfüllt ist, werden auch in England und Amerika die glaubwürdigen physikalischen Medien immer seltener; ja, man kann wohl sagen, daß der phänomenale Spiritismus dort allmählich ausstirbt. Offenbar wirkt auch die übersinnliche Welt auf die Herausarbeitung aus demselben, auf die geistige Durchbildung der Bewegung und auf Hebung auch der niederen Spiritisten-Kreise zu höheren Stufen hin.

Freilich wird man es nie tadeln, wenn jemand eine Gelegenheit benutzt, um solchen physikalischen Mediumismus zu beobachten und sich von der Möglichkeit solcher Magie zu überzeugen. Weitertragenden, geistigen Wert hat dieses aber nicht. Bedenklich ist auch alles Trumpfen und Gewichtlegen auf diese Phänomene deshalb, weil ja anerkannter Maßen Medien nie der sie beherrschenden, übersinnlichen Kräfte Herr sind und sich niemals zu gegebener Zeit und an gegebenem Orte auf deren In-Wirkungtreten mit Sicherheit verlassen können.

Außer der notorischen Unzuverlässigkeit aller physikalischen Leistungen der Medien wird die Wirksamkeit des Spiritismus noch besonders durch die relative Seltenheit selbst guter Schreibmedien beeinträchtigt, wenigstens in Deutschland und in Oesterreich. Obwohl diese Zugangsmöglichkeit zu spiritistischen Erfahrungen verhältnismäßig leicht gegeben ist, so haben bisher bei uns doch nur sehr wenige Menschen Zugang zu denselben. Will man daher für den Spiritismus etwas thun, so sollte man solcher Gelegenheiten mehr erschließen und die Möglichkeit ihrer Benutzung einer viel größeren Anzahl von Menschen als bisher gewähren.

II. Die nächst höhere Aufgabe des Spiritismus ist die Verbreitung der sittlich-geistigen (der ethischen und metaphysischen) Folgerungen aus den Thatsachen des Daß und Wie des Fortlebens der menschlichen Persönlichkeit nach ihrem „Tode". Leider wird diese Aufgabe von vielen, von den meisten Spiritisten so verkannt, daß sie nun alle mediumistischen

[1]) Man vergl. hierzu das Juliheft 1887 der Sphinx (IV, S. 8-29).

Mitteilungen allein um dieses ihres „übersinnlichen" Ursprungs willen für wertvolle Offenbarungen halten — als ob, angenommen selbst dieselben rührten wirklich immer von Verstorbenen her, diese letzteren deshalb, weil sie nicht mehr „leben", mehr wüßten und besser urteilen könnten als wir Lebenden! Aber gerade in der Urteilslosigkeit und dem Mangel an Denkselbständigkeit der meisten Spiritisten liegt das Unheilvolle dieser Erfahrungen für sie und der große Schaden, den sie unbeabsichtigter Weise ihrer eigenen Bewegung fortwährend bereiten.

Jeder Kundige, der ein wenig nachdenkt, wenn er durch ein Medium „Schiller" oder „Goethe" schlechte Verse machen sieht, „Sokrates" den langweiligsten Unsinn als Weisheit vortragen und „Nostradamus" haarsträubende Prophezeiungen ausgeben hört, weiß gleich, daß hier entweder das hypnotisch somnambule Bewußtsein des Mediums autosuggerierte Phantasien vorträgt, oder daß irgend welche der unkontrollierbaren „Intelligenzen" der übersinnlichen Welt den thörichten Wundergläubigen schlechte Witze vormachen. Gegen die kritiklose Aufnahme solcher lügnerischen Narrheiten und alltäglichen Faseleien ist schon in Spiritistenkreisen selbst seit Swedenborg so viel geredet und geschrieben worden, daß man dies als eins der klarsten Beispiele dafür bezeichnen könnte, daß — „mit der Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen". Aber man braucht sich noch darum nicht zu grämen, daß nun etwa hier an Stelle des früheren kirchlichen Offenbarungsglaubens ein ganz wüster neuer Wunderwortglaube trete, denn dies ist die einzig mögliche Art, wie aller blöde Offenbarungsglaube und blinder Autoritätswahn überwunden werden kann, indem er nämlich sich so lächerlich macht, daß zuletzt sogar die Fibelschüler und die Bauernbuben lachen werden über solchen Glauben, nicht an eine Geistessache, an das Wesen, sondern Glauben an die Form.

Im Spiritismus ist die fördernde Einwirkung eines geistigen Einflusses auf alle, die zu einer geistig selbständigen Entwickelung herangereift oder zu solcher doch heranzubilden sind, nicht zu verkennen. Diese Wirksamkeit wird sehr erheblich beeinträchtigt und fast unmöglich gemacht durch jenes vorher schon getadelte Hängen an dem phänomenalen Spiritismus und das Jagen nach den „Wundern", die er bietet; wohl noch mehr aber wird diese Wirksamkeit behindert und gestört durch die Ausbildung des Offenbarungs-Spiritismus.

Die zunehmende Selbständigkeit des Geistes und das wachsende Selbstverantwortungsgefühl sind zweifellos nicht nur die Vorbedingung jedes Fortschritts auf der Bahn des Okkultismus und der Mystik, sondern jedes idealen Höherstrebens überhaupt. Von allen zahlreichen Bedenken gegen den naiven Spiritismus, sowohl für die Medien wie auch für seine intellektuellen Anhänger, ist daher das schwerste, aus dem sich auch alle anderen Gefahren und Nachteile herleiten, das Preisgeben des eignen Urteils und der eignen Selbstverantwortung, der Selbständigkeit jener eigenen Gottes-Offenbarung, die uns unsere eigene Vernunft und unser eigenes Gewissen giebt. Diese eigne Offenba-

rung, die ein jeder in sich selber findet, ist auch um nichts weniger wunderbar und heilig, als es irgend eine ist, die in den Evangelien oder gar durch „Medien“ gegeben werden kann.

Wir sollen Alles prüfen und nur das uns als das Beste erscheinende annehmen und behalten. Der Maßstab aber, den wir dabei anzulegen haben, giebt sich ganz von selbst: Man stelle sich im Geiste so klar und lebhaft, als man kann, sein höchstes Menschenideal, das urbildliche Wesen eines „Meisters“ vor; — für Einen mag dies ein vollendeter indischer Weiser sein, für einen Anderen ein Christus, wie er in den Evangelien gezeichnet ist. — Wo immer man im Zweifel ist, wie man sich zu entscheiden habe, richte man sich dann danach, wie man nach bestem Wissen und Gewissen, möglichst von der eigenen Persönlichkeit und ihren Interessen absehend, glaubt, daß ein solcher Meister sich entscheiden würde, was er raten, worauf er Gewicht legen und wie er reden, wie er handeln würde.

Man begnüge sich nicht mit dem Minderwertigen und richte seinen Willen und seine Gedanken immer auf das Höchste. Nur so wird man auch erreichen, daß die niederen, Wertloses redenden „Intelligenzen“, weil unbeachtet gelassen, abgestoßen werden und sich immer höhere, die den gestellten Anforderungen mehr genügen, geltend machen.

Also mißverstehe man mich nicht, als ob ich meinte, daß man niemals auf den Inhalt mediumistischer Mitteilungen Wert legen sollte; denn gerade das empfehle ich ja. Kritisch soll man sie betrachten und sie nie um ihres Ursprungs willen achten, sondern immer nur um ihres etwaigen sittlich-geistigen Inhalts willen, also nicht deshalb, weil es „Offenbarungen“ sind, nicht als Offenbarungen, sondern als Anregungen. Ich habe oft gefunden, daß man aus solchen Mitteilungen Gutes entnehmen und manches lernen kann, oftmals mehr als von lebenden Freunden, oder aus gelehrten Büchern. Nutzen aber werden Spiritisten mit den ihnen mediumistisch zugehenden Mitteilungen nur dann verbreiten können, wenn sie einsehen, daß weitaus die meisten solcher Mitteilungen auf subjektiver oder objektiver Täuschung beruhen, und daß von dem brauchbaren Reste alle Theorien nur durch ihre eigene Stichhaltigkeit Wert haben und alle mitgeteilten Thatsachen nur, insofern sie glaubwürdige Schilderungen von Erfahrungen Verstorbener nach ihrem Tode darstellen. Namentlich sind aber diese letzteren oft von so verblüffender und auch ergreifender Wirkung auf Alle, die nicht etwa schon vorher über solche Konsequenzen nachgedacht, daß es kaum heilsamere Mahnungen geben kann, als diese schlichten Schilderungen; und selbst die, welche nicht an sie glauben mögen, werden immer zugestehen: se non è vero, è ben trovato!

III. In gleicher Weise dienen auch manche der besten mediumistischen Mitteilungen als Hinweise auf das höchste Ziel des Strebens und als Anregungen, dieses Streben zu verfolgen. Diese Thatsache veranlaßte mich auch, den Spiritismus als Vorstufe zur Theosophie und Mystik zu bezeichnen. Es ist viel Theosophie in den Lehren des Spiritismus enthalten;

und wer praktisch diesen Lehren folgt, hört auf ein Spiritist zu sein; der wird dadurch ein Mystiker.

Worin der Unterschied besteht, wird leicht verständlich sein.

Denen, die noch an Persönlichkeiten hängen, an Gestalt und Namen, bringt es Trost und Freude und gewährt es auch wohl längere Befriedigung, wenn sie mit ihren verstorbenen Lieben noch in sinnlich faßbarer Weise weiter verkehren können. Aber die höchste Glückseligkeit und deren unwandelbare Befriedigung bietet dieses nicht. Dies letzte Ziel ewigen Friedens, dem Alles zustrebt, liegt weit über alle persönlichen Beziehungen hinaus. Es ist dasselbe Ziel für die Verstorbenen wie für die Lebenden; schon oft jedoch sind letztere erst von jenen, den Verstorbenen, darauf hingewiesen worden, und wo dieses mit Erfolg geschieht, bringt beiden auch der mediumistische Verkehr den rechten Segen, und führt beide dem Endziele näher, mehr als es der Okkultismus thut, der sich mit der Erkenntnis und Verwirklichung niederer Ziele aufhält.

Sehr thöricht ist dem gegenüber die fast allgemeine Art des gedankenlosen Verfahrens der gewöhnlichen Spiritisten, die ihre „verstorbenen Lieben“ vielfach nur in selbstsüchtiger Absicht in die Erdgebundenheit herabziehen, während diese sich doch aufwärts schwingen möchten und sogar die Ueberlebenden sehr oft vergeblich auf dies höhere Ziel hinweisen. Diese Spiritisten (und es ist wohl deren große Masse) haben auch kein wirklich Gutes von solchem Verkehr. Es liegt doch auch für Nachdenkende auf der Hand, daß es nicht Recht ist, diejenigen Seelen Verstorbener, die sich bereits zu höherem Streben aufgeschwungen haben oder aufschwingen wollen, in selbstischem Interesse und ohne inneren Zwang zur Erdensphäre herabzuziehen und sie dadurch länger „erdgebunden“ zu halten, als es für sie nötig wäre.

Dagegen ist eine weit edlere Form solches Verkehrs die eines Sehers, Okkultisten oder Mystikers, der nicht die schon in höherer Daseinsstufe Befindlichen zu sich herabzieht, sondern sich im eignen Geiste zu ihnen erhebt und so, wann immer es erwünscht, mit ihnen durch Inspiration oder Intuition verkehrt. Dies hat auch einen anderen Vorteil. Zu den eigentlichen „Medien“ kommen aus der Geisteswelt nur diejenigen Wesen, die zu ihnen herabsteigen können, wenn auch manchmal und zu manchen Medien in höherem Auftrage, während viele fälschlich sehr hoch herzukommen vorgeben. Die Aufgabe des Okkultisten aber (und auch unter Umständen des Mystikers) ist es, sich selber in die höheren Bereiche der Geisteswelt zu erheben. So kann er mit jedem andern Wesen umgehen, mit dem ihn seelische Verwandtschaft oder geistige Gemeinschaft verbindet.

Der Okkultist hat vor dem Spiritisten das voraus — wenn man es als Vorzug betrachten will [1]) — daß er sich nicht allein auf die Beobachtung der mediumistischen Leistungen und auf die Aufnahme der durch

[1]) Da ich selbst weder Spiritist, noch Okkultist bin, so erscheint es mir persönlich eher als ein Vorzug eines Spiritisten, daß ihm noch die Möglichkeit gegeben ist, sich für den Weg der Mystik zu entscheiden, während sich der Okkultist schon für den

Medien gegebenen Lehren beschränkt, sondern zum Zwecke seiner eigenen praktischen Entwickelung sich wissenschaftlich und auch philosophisch eingehend mit der Erforschung und der Selbstausbildung dieses Wissens und Könnens befaßt, wogegen der Mystiker in seiner praktischen Entwicklung weder auf das eine, noch das andere irgend ein Gewicht legt. Hierüber gleich weiter unten Näheres.

Zunächst ist hier noch ein sehr oft gefundenes Mißverständnis aufzuklären. Viele glauben, weil sich in den „Medien" (spiritistischen, hypnotischen oder mesmerischen Medien) eine praktische Entwicklung zeige, diese seien Okkultisten oder seien auf dem Wege zum Okkultismus. — Keineswegs! — Sie sind das gerade Gegenteil von Okkultisten und sind von dem Wege zum Okkultismus weiter entfernt als der „phänomenal befangene" Mensch.

Der entscheidende Punkt ist hier die Willenlosigkeit; und der Unterschied ist leicht zu fassen:

Freilich sind höher ausgebildete Okkultisten in unserer Kulturwelt nicht bekannt, obwohl es solche giebt; doch kennt ein jeder unsre Anfänger im Okkultismus, die Hypnotiseure und die Mesmeristen. Alles das, was solche Menschen leisten, ist Ausfluß ihres bewußten Willens, wie denn überhaupt Magie im Wesentlichen Willensleistung ist. Die „Medien" nun, deren sich diese Männer zu ihren Versuchen und Vorstellungen bedienen, müssen gerade das Gegenteil von diesen sein, sie müssen willensschwach sein und sich denselben willenlos hingeben oder doch durch deren Willen und stärkere Seelen-Kräfte überwunden werden. — Ebenso ist ein spiritistisches „Medium" ein Wesen, das sich willenlos fremden persönlichen Einwirkungen hingiebt; nur hier noch mit dem erschwerenden Umstande, daß es die übersinnliche Person oder Personen, die es „kontrollieren", nicht mit Sicherheit erkennt und keinen Schutz gegen sie hätte, falls es dessen bedürfte, wie gegen die Hypnotiseure und die Mesmeristen, die unter der bürgerlichen Rechtsordnung stehen.

Bei den spiritistischen Medien also sind es unverantwortliche, übersinnliche Persönlichkeiten, welche die Magie des Spiritismus ausführen, entsprechend den Leistungen der Hypnotiseure und darüber weit hinaus. Ein ausgebildeter Okkultist (Magier) könnte sich freilich in der gleichen Weise, wie es im Spiritismus geschieht, anderer beliebiger Personen als „Medien" bedienen, indem er sie seinem Willen unterwirft (was dann fast immer „schwarze Magie" sein würde); er braucht dies aber nicht zu thun, weil er dieselben Fähigkeiten, wie die spiritistischen Medien sie zeigen, in sich selber ausgebildet hat, und durch sich selber mit seinem bewußten Willen ganz dieselben Phänomene ausführen kann.

Ein „Medium" nun gelangt zu solcher Selbstentwicklung um so schwerer, eben weil es das, was es dazu am nötigsten bedarf, seinen bewußten Willen, preisgegeben und geschwächt hat. Jeder unbe-

Weg des praktischen Phänomenalismus entschieden hat, und dadurch für den Weg zur inneren Vollendung fast verloren ist. Hierüber noch im Text einiges Weitere.

fangene, natürliche, gesunde Mensch (Normalmensch) kann viel leichter auf dem Wege des Okkultismus vorankommen als ein Medium. Wenn ich oben schon betonte, daß geistige Selbstständigkeit und das Selbstverantwortungsgefühl die notwendige Grundlage des Aufwärtsstrebens sind, was beides doch die „Medien" als solche vernachlässigen, so kommt hier als ein weiterer grundlegender Gesichtspunkt der bewußte Wille hinzu, der noch um soviel wichtiger ist, als er für das Selbstverantwortungsgefühl und für die geistige Selbständigkeit des Menschen die unerläßige Voraussetzung ist.

Seine Willensverfügung über die Körper- und Seelenkräfte seiner Persönlichkeit preiszugeben, ist eine Selbstprostitution; dazu aber noch sein Bewußtsein preiszugeben, das ist eine Selbstaufopferung seiner Menschenwürde und seines göttlichen Wesens, die nur in dem Dienste höchster göttlicher Aufgaben gerechtfertigt sein kann. Die Verwendung eines „Mediums" also, sei es von seiten eines Hypnotiseurs, sei es im Dienst des Spiritismus, ist vollkommen analog einer Vivisektion; es ist die seelische Vivisektion eines Menschen. Diejenigen aber, welche, wie Hypnotiseure und die meisten Spiritisten, mit dem Gebrauche von „Medien" Sport treiben oder sie gewinnsüchtig ausbeuten, sind tausendmal schärfer zu tadeln als die gedanken- und herzlosen Professoren, die in nutzloser Roheit unzählige harmlose Thiere unter den scheußlichsten Folterqualen langsam zu Tode martern. Man vergesse also nie, daß jede physikalische Trance-Mediumschaft ein schweres Selbstopfer ist, das nur im Dienste eines höheren Strebens geleistet und gefordert werden sollte.

Viel nähere Verwandtschaft als mit dem Okkultismus hat die Mediumschaft mit der paktischen Mystik. Doch ist auch hier ein scharfer Gegensatz nicht zu übersehen.

Wohl sind in der Mystik die Gedankenstille und die Willensstille diejenigen Hebelpunkte, auf die sich die ganze praktische Entwicklung stützt; doch sind sie keineswegs zu fassen als Gedankenlosigkeit und Willenlosigkeit.

Gedankenstille ist mit Nichten ein Preisgeben seines eigenen Bewußtseins, sondern nur das Schweigen der auf alle sinnliche und übersinnliche Vorstellung gerichteten Gedanken, ein Vertiefen seines eigenen Bewußtseins und zuletzt dessen Erheben in das All-Bewußtsein. — Ebenso ist Willensstille nicht das Preisgeben des eigenen selbstverantwortlichen Willens und Gewissens an irgend eine andere Persönlichkeit, sei es nun eine lebende, sei es eine verstorbene.

Gerade dies wird oftmals das Verderben der hypnotischen wie spiritistischen Medien, selbst dann, wenn sie nicht einmal ihr Bewußtsein preisgeben, in der Hypnose und im Trance. Selbstverständlich wird durch letzteres das Uebel für sie noch verzehnfacht. Aber auch schon ohne dieses wird fast jedes Medium durch alle möglichen mesmerischen und suggestiven Einflüsse fremder, lebender oder nicht mehr lebender Persönlichkeiten, gegen die es sich nicht positiv zu machen weiß, beeinträchtigt. Die meisten phy-

sikalischen Medien gehen sogar körperlich, sittlich und geistig zu Grunde, und zwar dies um so mehr, je echter und je treuer sie als „Medien", als willenlose Vermittler sich selbst aufopfern.

Andrerseits ist jedoch nicht zu verschweigen, daß mediumistische Veranlagung bei rechter Schulung die geeignetste Grundlage zur praktischen Mystik werden kann. Sie wird zum Segen aber immer nur dann, wenn der oder die so „medial" Veranlagte ihre Begabung nie preisgiebt ohne voll-bewußte Rechenschaft und Selbstverantwortung ihrer Vernunft und ihres Gewissens. Auch können sie, sogut wie von lebenden Weisen, auch durch ihren übersinnlichen Verkehr Belehrung und Förderung erhalten; aber nur, wenn sie keine geringeren Mitteilungen annehmen als die, welche ihre schärfsten Anforderungen befriedigen, die höchsten, ihnen faßbaren Ideale darstellen und ihren feinsten ethischen Regungen entsprechen. Unterliegt ein Medium — wie es oft der Fall — den ihm von seinen übersinnlichen „Kontrollen" gemachten Schmeicheleien, so gereicht ihm solcher Verkehr nur zum Verderben. Widersteht es aber all solchen Versuchungen und Irreführungen und hat es seine Aufgabe erkannt, die eigne innere Gottesnatur in sich zur Reife und zur Vollendung zu bringen, dann kann ihm in diesem Streben die mediale Veranlagung zum besonderen Vorteil werden. Aber eben jenes wird gerade durch diese Veranlagung erschwert; es wird den Medien schwerer, als den phänomenal Befangenen, sich ganz auf ihre eigene Individualität, auf das innerste göttliche Wesen ihrer Natur zu beschränken und sich gegen fremde, sie nach außen ablenkende oder gar ihr eignes Wesen unterdrückende Einflüsse abzuschließen. Nicht genug kann man sie davor warnen, sich zu psycho-physikalischen Experimenten herzugeben, seien es nun hypnotistische, seien es spiritistische.

Soviel über die Medien. Zu erörtern bleibt hier noch der wesentliche Unterschied zwischen dem Okkultismus und dem Spiritismus einerseits und der praktischen Mystik andererseits.

Gemeinsam haben alle drei nur das, daß ihnen in verschiedenen Graden der Erkenntnis die Theosophie zu Grunde liegt, dieselbe Weisheit, die auch alle großen Kulturreligionen mit einander gemein haben. Beide ersteren, der Okkultismus und der Spiritismus, haben es in erster Linie mit dem übersinnlichen Phänomenalismus zu thun, und zwar der Spiritismus theoretisch, wogegen der Okkultismus sich vor Allem mit der Praxis in der Selbst-Entwicklung dieses phänomenalistischen Könnens befaßt. Dem Mystiker jedoch erscheint all solcher Phänomenalismus nur als teilweis notwendiges Uebel. Der Okkultist dringt in das Reich des Uebersinnlichen um des damit verbundenen Könnens willen vor; der Mystiker nimmt dieses Können, wo er muß, als unerwünschte Last auf sich. Der Weg des Okkultisten ist ein vorzugsweise objektiver, der des Mystikers ein völlig subjektiver.

Wie schon erwähnt, schließt sich der Spiritismus in der Theorie als Vorstufe unmittelbar sowohl an die Theosophie und an die Mystik an, wie an den Okkultismus. Man könnte aber sagen, daß er ungezwungener

zur Mystik hinführt als zum Okkultismus, denn er hat viel mehr von dem religiösen Element der Liebe in sich als von dem ehrgeizigen des Mehr-Wissens und -Könnens als die andern Menschen, das den Okkultismus kennzeichnet.

Geht nun der Spiritist zur Praxis seiner Selbst-Entwicklung über, so hat er sich zu entscheiden, welchen dieser ihm gebotenen Wege er sich wählen will, den bunten, magischen des Okkultismus oder den bescheidenen und stillen der religiösen Mystik. Hat er aber einmal für den Okkultismus sich entschieden und ist diesen Weg mit einigem Erfolg vorangegangen, so ist für ihn ein Hinüberspringen auf den Weg der Mystik fast unmöglich, wenigstens in seinem gegenwärtigen Leben; denn er müßte dazu umkehren, und das ist ihm versagt. Die in ihm objektiv erschlossenen innern Sinne kann er nicht wieder verschließen, und nichts ist so hinderlich für das Voranschreiten zum Ziel der Mystik, wie das Offensein der innern Sinne für die unbeherrschten Einflüsse der übersinnlichen Welt nichts ist so sinnbethörend, so gefährlich (irrsinndrohend) und so ins endlose Weite umherführend wie der Okkultismus. In dieser Hinsicht (für das Ziel der inneren Vollendung) ist der seherisch entwickelte Okkultist kaum besser dran, als das spiritistische Medium.

Der Okkultist versucht es sehenden Auges seinen Weg sich durch die übersinnliche (astrale) Welt hindurch zu bahnen, und bedarf dazu des sicheren Führers noch notwendiger als der Mystiker. Dieser dagegen wird an seines Führers Hand durch die astrale Welt blindlings hindurchgeführt, und erst vom jenseitigen Ufer überschaut er das Gebiet, durch das er sich mehr fühlend und tappend hindurchgearbeitet und das er dann auch ganz beherrscht. Er drängen auf den Okkultisten alle möglichen Erfahrungen und Wahrnehmungen ein, die ihn nichts angehen und mit denen er auch Niemandem nutzen kann; der Mystiker dagegen nimmt auf seinem Wege, auf dem alle seine innern Sinne sich, jedoch nur subjektiv, erschließen, nur diejenigen Zeichen und Vorgänge wahr, welche ihn selbst betreffen und die ihm und seinem Führer anzeigen, wo er sich jeden Augenblick befindet, welche Fortschritte er schon gemacht und welche Stufe er erreicht hat. Vor allem andern bleibt er ganz bewahrt.

Wie gefährlich und bedrohlich das Vordringen auf dem Wege des Okkultismus ist, das hat bekanntlich Bulwer meisterhaft in dem Roman „Zanoni" dargestellt. Die Schreckgestalten der astralen Welt, die sich beständig ins Bewußtsein des angehenden Okkultisten eindrängen, ihn schrecken und verwirren bis zum Wahnsinn, hat der Dichter veranschaulicht als „Hüter der Schwelle" der astralen Welt, oder als „Hüterin", als ein Gespenst, das unaufhörlich den jungen, vorschnellen Okkultisten Glyndon verfolgt und ihm alle Lebensfreude raubt.

Mancher, der mit dem Okkultismus liebäugelt, mag sich vielleicht hier trösten wollen, solcher Glyndon sei nur eine Ausnahme und habe sich unberufen in die übersinnliche Welt eingedrängt. Wer aber ist dazu berufen?

Eben nur Derjenige, der sich vorerst von seinen persönlichen Begierden und selbstischen Bedürfnissen befreit hat und der deshalb auch für sich persönlich nichts mehr fürchtet, dessen Herz selbstloser Liebe voll ist und der in der Weisheit vielgeübt ist. Ganz recht! Dies aber ist gerade, was der Mystiker erstrebt. Und will man einen Okkultisten nur denjenigen nennen, welcher die „verborgenen“ Kräfte beherrscht, dann ist eben nur der vollendete Mystiker ein Okkultist. Wer immer aber den Besitz „verborgener“ Kräfte um deren Besitzes und Beherrschung willen erstrebt, der ist stets der Gefahr des wahnsinnigen Schreckens ausgesetzt und er kann fast gewiß sein, daß er ihr zum Opfer fallen wird, wie jener Glyndon. Gelingt ihm aber auch, sich seinen Weg mühsam voranzubahnen, niemals wird ihn dieser Weg zum Ziel der Mystik führen. Solange ihn nicht völlige Selbstlosigkeit und Hingabe im Dienste der Gottheit leitet und beherrscht, wird innerer Unfriede und Unglückseligkeit sein Loos sein; und sein Wirken wird das sein, was man im Mittelalter als „schwarze Magie“ bezeichnete.

Doch möge jeder für sich selbst entscheiden, seinem freien bewußten Willen folgend. Objektiv indessen ist dabei der allgemeine Unterschied der beiden Strebensrichtungen maßgebend: Okkultismus und Magie sind das Bereich des Mehr-Wissens und -Könnens als die Anderen; Theosophie und Mystik aber sind das Reich selbstloser Liebe!

Eine Stunde mit den Todten.*)

Von

Lord Alfred Tennyson.

Wie rein von Herz, gesund an Sinn,
von Gottesstreben kühn muß der sein,
der eine Stunde der Gemeinschaft
mit den Verstorbnen halten will.

Vergeblich aber rufst du sie,
die Geister aus dem goldnen Tag,
wenn du, wie sie, nicht sagen kannst:
mit Allem ist mein Geist in Frieden.

Sie wohnen in der stillen Brust,
wenn deine Seele tief und klar,
Erinnrung wolkenloser Tag,
Gewissen windstill wie das Meer.

Doch ist dein Herz voll Weltgetos
und lauert Zweifel vor dem Thor,
dann horchen sie am Eingang nur
und hören, wie es drinnen ächzt.

*) Wir ziehen es vor, dieses tief empfundene Gedicht hier nur in ungereimter Uebertragung wiederzugeben, um lieber den Sinn als die meisterhafte Form genau zum Ausdrucke zu bringen. (Der Herausgeber.)

Noch einmal der zukünftige Glaube.

Von

Hellenbach.

Unser Organismus hat ein transscendentales, d. h. unseren Sinnen unwahrnehmbares Subjekt und aller Wahrscheinlichkeit nach einen aus unwahrnehmbarer Materie projizierten Organismus zur Unterlage. (Die Gleichartigkeit des morphologischen Aufbaues durch die Zellen macht irgend einen Zwang notwendig.) Dadurch ist das biologische Rätsel der zweckmäßigen Anlage durch einzellige Wesen gelöst. Dieses Subjekt bildet auch die Unterlage für das „Ich" unseres Bewußtseins, — die Lösung des psychologischen Rätsels. Die Individualität dieses Subjektes ragt über Geburt und Tod hinaus, und besitzt ein Wahrnehmungsvermögen, welches dem menschlichen nach vielen Richtungen überlegen ist, wodurch sich das Rätselhafte der unbewußten Thätigkeiten erklärt. Dieses Subjekt tritt in die menschliche Erscheinungsform im Interesse seiner Entwickelung, und wiederholt diesen Eintritt, so oft ein ethisches Bedürfnis vorliegt. Dadurch wird die Mannigfaltigkeit unserer Schicksale und der ansonst unbegreifliche Drang ins Leben durchsichtig.

Diese Sätze werden gewonnen nach den Prinzipien des Satzes vom zureichenden Grunde, kraft welchem keine Wirkung ohne Ursache denkbar und möglich ist; sie stützen sich auf die anerkanntesten Naturgesetze, kraft welcher eine Kraft weder entstehen, noch in Verlust geraten, sondern sich nur umsetzen kann; sie stehen mit gar keiner Art von Erfahrung im Widerspruche, sie werfen ein helles Licht auf die Rätsel der Entwickelung und Funktion des menschlichen Organismus, auf den Zweck unseres Daseins und unserer Leiden. Die gegenteiligen Anschauungen leisten dies nicht nur nicht, sondern stehen in flagrantem Widerspruche mit unserem Causalitätsbedürfnisse, mit den fundamentalsten Gesetzen der Naturwissenschaft, mit den Anforderungen der Vernunft und mit Thatsachen der Erfahrung. Wenn aber von vier denkbar möglichen Fällen drei unmöglich, unbefriedigend und unvernünftig sind, während der vierte nach allen Richtungen entspricht, — so können wir mit Beruhigung behaupten, daß

wir ehrlich gehalten, was wir versprochen; eine Antwort, die Gewißheit mit sich führt, ist gegeben:

Das menschliche Leben ist ein im Interesse unserer Entwickelung sich gestaltender, zumeist böser Traum — vom transscendentalen Standpunkt aus betrachtet. Er ist dies um so mehr, als das Zeitmaß für beide Anschauungsformen nicht das gleiche ist. Zeit und Raum sind Realitäten, aber das Zeit- und Raummaß sind relativer Natur. Derjenige nun, der in diesem scheinbar langen Traume schwer aufseufzt, möge zu seinem Troste beherzigen, daß die schönsten Krystalle zur Zeit der höchsten Temperatur und des höchsten Druckes erzeugt wurden. Er möge an den Kohlenstoff denken, der unser Ausgangspunkt war, und daher auch den Schluß bilden mag; der Kohlenstoff wird unter hohem Drucke — ein Diamant!

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Leser die Frage aufwirft, ob es Mittel und Wege giebt, Licht in den Zustand der Seele zwischen Tod und Wiedergeburt zu bringen, wenigstens in einem genügenden Maße, um den Wert der bestehenden Ansichten beurteilen zu können. Wir nehmen keinen Anstand, diese Frage dahin zu beantworten, daß mindestens alle bekannteren Ansichten unrichtig sind und unrichtig sein müssen, weil sie einen falschen Ausgangspunkt haben. Das indische Nirwana, das ewige Anschauen Gottes und die 50000jährige Ehe mit einer ewigen Jungfrau bilden die Himmel der drei großen Religionen; man kann nicht sagen, daß die Erfinder dieser auf die Dauer denn doch langweiligen Himmel eine glückliche Wahl getroffen haben[1]). Die zahlreichen kleineren Propheten, wie sie in jedem Stadtviertel aufzutreiben sind, harmonieren eben so wenig unter sich, wie mit den gegebenen Thatsachen. Dieses Chaos wird so lange dauern, als man von einer Welt in eine andere zu gehen im objektiven Sinne glauben wird; wir wechseln die Anschauungsformen und sehen dann allerdings eine andere Welt. Unsere Häuser verschwinden nicht, sie sehen aber anders aus, es mag daher eine Somnambule immerhin von den Wohnungen einer andern Welt sprechen.

Sowie man von dem richtigen Standpunkt ausgeht, so ergiebt sich schon a priori, daß wir einiges verneinen oder bejahen, uns aber nie ein Bild von den Zuständen jenseits des Grabes machen können. Mit dem Untergange des Körpers gehen unsere Sinne verloren, folglich auch alles, was durch den Körper bedingt ist, und es wird so manches dann und dort erreicht werden können, was der Körper jetzt und hier verhindert. Raum, Zeit, Farbe, Ton, Schwere u. s. w. — das wird alles anders. Auf diese Weise erklärt sich bei einzelnen Individuen das Fernsehen und Fernwirken in kataleptischen Schlafzuständen, aber auch die Unmöglichkeit unseres Vorstellens einer vermeintlich anderen Welt. Wer kann einem Blinden die Vorstellung des Regenbogens, oder einem Tauben

---

[1]) Hellenbach redet hier unverständig von verschiedenen Sinnbildern, die er eben nicht verstand. Ueberdies wirft er hier gänzlich ungleichwertige Begriffe durcheinander. (Der Herausgeber.)

die eines Tonstückes beibringen? Ist der Taube ein Physiker, und trifft er mit einem solchen zusammen, so kann er allerdings erfahren, daß Schwingungen Empfindungen erzeugen und daß irrationale Schwingungsziffern unangenehme Empfindungen hervorrufen, daß durch verschiedene Instrumente auch eine Aenderung der Schwingungen und dadurch andere Klänge verursacht werden u. s. w., — eine Vorstellung von Musik hat er doch nicht.

Es ist also klar, daß selbst ein möglicher Verkehr mit Wesen anderer Anschauungsformen uns keine Aufklärung bringen könnte, weil — um bei dem Gleichnisse zu bleiben — die Ansichten und Kenntnisse unter den Hörenden über Musik sehr verschieden sind, und unter den Tauben auch nicht immer ein Physiker zu finden sein wird. Das Zusammentreffen dieser geeigneten Ausnahmen wäre daher immer ein seltenes und das Resultat ein sehr bescheidenes. Alle Religionen sind ja solche vermeintliche Offenbarungen; stimmen sie überein? Haben sie der Welt nicht mehr Jammer, als Segen gebracht? Wenn der Bewohner eines anderen Planeten dieselben Fragen an einen Thibetaner, einen Deutschen und einen Neger stellte, würden die Antworten übereinstimmend und richtig sein?

Steht man auf dem Standpunkte, daß der Tod nur ein Wechsel der Anschauungsform ist, so kann man allerdings bei behutsamer Beobachtung und Beurteilung aller jener Thatsachen, welche der tieferen, in uns liegenden Anschauungsform zukommen, einige Urteile über die Fähigkeiten der letzteren schöpfen; man wird also von den jenseitigen Zuständen — wie wir eingangs bemerkten — einiges verneinen, einiges bejahen, nie aber eine auch nur annähernd richtige Vorstellung sich verschaffen können, in so lange sich unsere Anschauungsformen und unser Bewußtsein nicht ändern. Eines ist aber gewiß, daß, was die Erfahrung immer bieten sollte, nur Bestätigungen für die hier verfochtene Ansicht zu erwarten sind.

Im innigen Zusammenhange mit der Existenzbeschaffenheit zwischen Tod und Geburt stehen noch zwei mögliche Hypothesen, welche die Wiederkehr des Menschen betreffen, und hier in Kürze ihre Erledigung finden sollen. Schopenhauer war in der ersten Periode seines Lebens der Ansicht, daß der Mensch so lange wiederkehrt, als er des Lebens nicht überdrüssig wird, um dann in das Nichts überzugehen; er war also Pessimist im phänomenalen und transscendentalen Sinne. Diese Ansicht scheitert an zwei Klippen. Fürs erste ist der „Wille“ Schopenhauers als Welterbauer offenbar eine Art Gottheit, welche nicht notwendig hätte, diese Erfahrung erst zu machen, sondern frei im transscendentalen Zustande verbleiben könnte; zweitens kann dieses selige Ende nie erreicht werden, weil ein gleichzeitiger Entschluß der Lebensverneinung für alle Organisationsstufen auf allen Gestirnen doch nicht denkbar ist. Die zweite mögliche Hypothese ist die des phänomenalen Optimismus, vertreten durch Ch. Fourier, nach dessen Ansicht das Erdenleben bei höherer Kultur und gesteigertem Naturwissen seine Schrecken verlieren und zum Paradiese werden wird. Man kann dies allerdings nicht als unmöglich widerlegen, doch ist es

wahrscheinlicher, daß der Optimismus im transscendentalen Gebiete im Sinne Christi seine Berechtigung habe, zumal die Lebensdauer eines Planeten, als für uns bewohnbaren Körpers, eine beschränkte ist; sie bildet nur einen Bruchteil seiner Existenz, von seiner Abschleuderung bis zur Zerklüftung oder dem Einsturze in die Sonne gerechnet. Um ein bestimmtes Urteil sich zu bilden, müßte man Vergleiche anstellen können, also ein Verständnis der jenseitigen Zustände haben, was unmöglich ist; das, was wir davon bis jetzt erschließen könnten, spricht dagegen![1]) — —

Ich glaube hiemit mein im Beginne gegebenes Versprechen eingelöst und eine durchsichtige und befriedigende Lebens- und Weltanschauung geliefert zu haben, welche mit keinerlei Erfahrung im Widerspruche steht, die Rätsel unseres Daseins löst und uns mit diesen aussöhnt. Sollten dem Leser aber in einem oder dem anderen Punkte noch Zweifel geblieben sein, so möge er der Sache nur nachgehen und seine Zweifel werden schwinden! Die Erfahrung allein wird sie verscheuchen, wenn er die Erlebnisse durch das Glas dieser Weltanschauung beurteilt. Er wird immer mehr zur Ueberzeugung gelangen, daß die Kapitalisierung unserer Empfindungen und Arbeitsleistungen, also die Entwickelung unseres intelligiblen Charakters den Zweck unseres Daseins bildet, und daß wir so oft und so lange in dieses Leben wiederkehren, als der vorgesteckte Zweck es erfordert. Wohl dem, dessen Maß gefüllt, dessen Erziehung vollendet ist, um das Tier für immer abzustreifen! Man könnte auch im Geiste Christi sagen: um die „Finsternis“ mit dem „ewigen Licht“ zu vertauschen!

Die Fortschritte der Naturwissenschaft und noch mehr eine Fülle von Thatsachen werden diese Ansichten der nächsten Generation aufdrängen; diese wird an die Wiederkehr, oder richtiger an den Wechsel der Anschauungsform glauben, weil die Wiederkehr, wenn auch das Los der meisten Menschen, doch nicht eine für alle zwingende sein muß. Wenn ich die Behauptung aufstellte, daß dieser Glaube schon im nächsten Jahrhunderte ein allgemeiner sein werde, so erleidet dies allerdings die Einschränkung, daß es nur für den gebildeteren Teil in erster Linie Geltung habe, welcher fähig ist, ein Buch zu verstehen und das Gewicht von Thatsachen zu beurteilen; daß aber dieser Teil der Menschheit von allen Zweifeln befreit sein werde, dafür bürgen: 1. Eine Summe von bestätigenden Thatsachen, welche den vorübergehenden teilweisen Wechsel der Anschauungsform mitunter schon in diesem Leben nachweisen. (Man sehe darüber: „Geburt und Tod.“) 2. Der Umstand, daß sich der Schleier der Mystik zu lüften beginnt, und diese immer mehr auf das Gebiet exakter Forschung gezogen wird. Diesbezüglich ist ein Aufsatz in der „Sphinx“ erschienen, welchen ich seinem wesentlichen Inhalte nach im folgenden Kapitel wiedergebe.

---

[1]) Was sich über die Identität und Verschiedenheit beider Anschauungsformen bis jetzt mit Begründung sagen ließe, findet der Leser im III Bande der „Vorurteile der Menschheit“.

Was den ersten Punkt, nämlich die bestätigenden Thatsachen betrifft, so erfreut sich ein Teil derselben, nämlich der Somnambulismus oder Hypnotismus, wie man ihn jetzt zu taufen beliebt, einer allgemeineren Würdigung, doch sind sie begreiflicher Weise noch kein Gemeingut. Erst in neuester Zeit haben Tagesblätter Aufsätze über derlei Versuche gebracht, welche aber, wenn sie auch mit Interesse gelesen werden, doch mit Mißtrauen zu kämpfen haben, wie alles neue.

Man erinnere sich, mit welcher Hartnäckigkeit die Funde von Menschenknochen in tertiären Schichten geleugnet wurden, bloß weil Autoritäten ihre vorgefaßte Meinung nicht ändern wollten. Sind aber einmal die intelligenteren Klassen von Zweifeln befreit, so werden die Massen durch das Beispiel ihrer Vorbilder bald den Banden des Aberglaubens entrissen sein.

Der Glaube des nächsten Jahrhunderts wird also in folgenden Sätzen gipfeln:

1. Geburt und Tod des Menschen sind nichts anderes, als ein Wechsel der Anschauungsform.
2. Das Motiv für diese Metamorphose liegt im Interesse der Entwickelung unseres Charakters und unserer Fähigkeiten.
3. Diese Entwickelung hat ein entsprechendes Maß von Leiden, Arbeiten und Erfahrungen notwendig, welches schneller und langsamer gefüllt werden kann.
4. Es giebt dem zufolge keine Ungerechtigkeit in der Welt, weil Leiden und Arbeit sich in ein transscendentales Kapital umsetzen, und jeder das wird, zu was er sich gemacht.
5. Das Leben des Menschen ist im gewissen Sinne vorherbestimmt, weil dieser mit einer bestimmten Absicht im Interesse der eigenen oder fremden Erziehung in die Welt tritt, und daher im Sinne dieser Absicht instinktiv handelt.
6. Der Mensch hat das lebhafteste Interesse, für die eigene und fremde, ethische, intellektuelle und physische Entwickelung alles aufzubieten.
7. Keine That, kein Gedanke geht verloren. Thun und Lassen jedes einzelnen sind entscheidend für den eigenen ethischen und intellektuellen Wert und durchsichtig für alle Zeiten.

Qui vivra, verra!

Der Grund, warum ich mit solcher Bestimmtheit den baldigen Umschwung behaupte, liegt in der progressiven Anhäufung bestätigender Thatsachen und in dem immer weiter greifenden Bestreben ihrer Erklärung. Mein nächstfolgender Aufsatz ist der Versuch einer solchen, das nächste Jahrhundert wird über ihren Wert entscheiden.

Durch die oben angeführten Sätze ist der Phantasie allerdings noch immer ein großer Spielraum gewährt. Die Uranfänge und das Ende der Menschheit bleiben im Dunkeln, wie nicht minder die Existenzbedingungen und Zustände in den verschiedenen möglichen Darstellungs-

formen, welche dem menschlichen Leben vorangehen oder nachfolgen mögen. Es genügt aber, daß der Materialismus und Pessimismus der Gegenwart werden überwunden werden.

Glaube und Aufklärung, so wie sie derzeit in Europa neben einander bestehen und sich bekämpfen, sind beide unhaltbar und unbefriedigend geworden, sie haben beide mehr versprochen, als sie zu halten vermögen; die Reaktion in dem hier vertretenen Sinne wird einen zwar bescheideneren, aber begründeten Glauben ins Leben rufen — wahrlich nicht zum Schaden der Menschheit!



„Kunstrichter“.

Von

Hans von Mosch.

Siehst du dort die klugen Esel?
Wie sie stolz die Köpfe recken!
Graue Väter, junge Gecken,
Hinz und Kunz und Fips und Pösel,
Keiner will sich da verstecken,
Jeder „jeder Zoll ein Esel!“

Eben sind sie einig worden,
Der verdiene nur den Orden,
Der wie sie versteh' zu schaffen; —
Darum könn' von allen Tieren
Keinem diese Gunst gebühren —
Allerhöchstens noch — dem Affen. —



Eine naturalistische Unsterblichkeitslehre.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

Wenn Selbsterkenntnis das Ziel aller Weisheit ist, so ist die Psychologie die Führerin zu diesem Ziele, und sie müßte die Menschen um so mehr beschäftigen, als dem Menschen zu seinem Schaden nichts unbekannter zu sein pflegt, als er selbst".

Viel unnütze Mühe und Enttäuschung würde sich die Philosophie erspart haben, wenn sie dieser alten Wahrheit stets eingedenk geblieben wäre. Unser metaphysisches Bedürfnis treibt uns zur Erkenntnis Gottes und der Welt. Indessen dürfen wir hoffen, je das Letzte und Entfernteste zu erkennen, solange das Erste und Nächste uns unbekannt ist? Was ist aber dem Menschen näher als er *selbst*, sein eigenes Ich, und zwar das Ich nicht seiner äußeren, sondern seiner inneren Beschaffenheit nach: als geistiges, seelisches Wesen. Dieses ist der Träger all unserer Empfindungen, Wahrnehmungen, Gedanken, Begierden 2c., demnach der Träger und gewissermaßen Schöpfer der Welt, in der wir leben; das erste und einzige uns *unmittelbar* Gegebene, *zweifellos Wirkliche*, von dem allein wir auch bei unserer Erforschung des Mittelbaren, d. h. alles Objektiven, außer uns Liegenden ausgehen müssen und können.

Die Wissenschaft, die zu ihrem Gegenstand jenes — „Seele" genannte — Prinzip hat, vermöge dessen wir ein lebendes, wollendes, vorstellendes und denkendes Wesen sind, heißt *Psychologie*, der „innerste Kern" und das „lebensvollste Gebiet" der Philosophie. Daß der Seelenkunde im weitesten Sinne dieses Wortes eine *centrale* Stellung unter den philosophischen Wissenschaften zukommt, bedarf nach alledem keiner weiteren Erklärung.

Jede der drei großen Epochen der Geschichte der Philosophie — die sokratische, die kartesianische und die kantische — beginnt damit, daß sie das γνῶθι σαυτόν zu ihrem Wahlspruch macht und einen erneuerten Anlauf zur Lösung des Menschenrätsels nimmt. Auch die moderne Philosophie hat die Unfruchtbarkeit der apriorischen Spekulationen über das All nachgerade einsehen gelernt und in den Psychologismus eingelenkt, geleitet von der Ueberzeugung, daß das Weltproblem, insofern es ja eine Erweiterung des richtig gestellten Seelenproblems ist, erst *nach* der Lösung *dieses* enträtselt werden kann.

Die Methode der neueren Psychologie ist, der modernen Auffassung dieser Wissenschaft und dem Geiste der modernen Philosophie überhaupt entsprechend, die objektiv-empirische. Sie geht, im Gegensatz zu den älteren Methoden, der dogmatischen und subjektiv-empirischen, von keinerlei Voraussetzung aus und erforscht das Seelische überall, wo sie es erfahrungsmäßig vorfindet, d. h. sie betrachtet es, erstlich, stets in Verbindung mit dem körperlichen, und zweitens, bei allen lebenden Wesen aller Entwicklungsstufen. Man sieht, daß die objektiv-empirische Psychologie eine vergleichende ist.

Nur einzelne Grundsteine zu dieser interessanten, umfassenden und schwierigen Wissenschaft waren bis jetzt gelegt. Professor Fritz Schultze in Dresden ist der erste, der den Mut gehabt hat, die Ausführung des ganzen Baues nach einem groß angelegten Plan zu unternehmen. Ein bedeutendes Stück der Arbeit — die 1. Abteilung des 1. Bandes*) — liegt uns bereits vollendet vor und ist so hervorragend in jeder Beziehung, daß es das Gelingen des Uebrigen verbürgt.

Ausgearbeitet ist erst die „physiologische Psychologie", der eine in ihren Hauptgedanken eben mitgeteilte Einleitung (S. 1—15) über die Aufgabe, die Stellung und die Methode der vergleichenden Seelenkunde vorangeht. Diesem, ein abgeschlossenes Ganzes bildenden Teile sollen in kürzester Zeit folgen: die Psychologie der Pflanzen und Tiere, der Naturvölker, des Kindes und des erwachsenen Kulturmenschen, endlich die Psychopathologie.

Nach einer ausführlichen und klaren Darlegung der Thatsachen der Nervenphysiologie und einer Kritik der Phrenologie (S. 96—106) geht Schultze (im 5. Kap.) zu der Frage über: was denn eigentlich die „Seele" sei und wie sie sich zum Körper verhalte?

Wie hatte die bisherige Psychologie diese Frage beantwortet? Entweder im Sinne des Hylozoismus, oder des Dualismus, oder des dogmatischen Monismus, welcher letztere in drei verschiedenen Formen auftritt: als Materialismus, als Spiritualismus und als Identitätslehre. Während der Hylozoismus oder die „unkritische Einheitslehre" — der Standpunkt der Naturvölker und der ersten griechischen Naturphilosophen — den thatsächlich bestehenden Gegensatz von Stoff und Geist, von Körper und Seele, noch gar nicht kennt, überspannt der Dualismus diesen Gegensatz so schroff, daß darüber die andere psychologische Thatsache, nämlich die Verbindung und Wechselwirkung beider Prinzipien unbegreiflich bleibt oder geleugnet werden muß. Die Identitätslehre sucht den Widerspruch des Dualismus dadurch zu lösen, daß sie Geist und Stoff für Erscheinungsformen einer und derselben Grundsubstanz erklärt. Da nun aber diese Formen, trotz der Einheitlichkeit ihres Ursprungs, in Wahrheit dennoch verschieden und entgegengesetzt sind und als solche betrachtet werden, so ist die Schwierigkeit nur scheinbar überwunden: die Identitätslehre ist, bei Lichte gesehen, ein verkappter Dualismus und muß, gleich allen

*) Vergleichende Seelenkunde, Leipzig (bei Ernst Günther) 1892. 207 Seiten. 8°.

dualistischen Theorien, auf eine logische und natürliche, d. h. philosophische und wissenschaftliche Deutung der psychologischen Vorgänge verzichten.

Rein und entschieden sind, unter jenen fünf Standpunkten der älteren Psychologie, nur der Materialismus und sein Gegenteil, der Spiritualismus. Gegen diese allein wendet sich Schultzes Kritik (Kap. 6). Ihr Ergebnis lautet: beide reichen zur Erklärung der seelischen Phänomene nicht aus.

„Nicht süßliche Gefühls-, sondern herbe Verstandesgründe, sagt Schultze (S. 135), führen uns über den Materialismus hinaus und zu einer idealistischen Auffassung des Geistigen hin; gleichwohl bleiben wir von jedem dogmatischen Spiritualismus, wie ihn etwa ein Platon, Descartes oder eine konfessionelle Dogmatik bekennt, weit entfernt. Der Spiritualismus hat insofern recht, als er dem Geistigen seine Selbständigkeit einräumt. In seiner alten metaphysisch-dogmatischen Form aber hat er entschieden unrecht. Einem solchen Spiritualismus gegenüber müssen wir uns ebenso ablehnend wie gegen den Materialismus verhalten".

Die philosophische Grundlage der modernen wissenschaftlichen Psychologie bezeichnet Schultze als „kritisch-empirische Einheitslehre". Sie ist insofern eine Synthese des Materialismus und Spiritualismus, als sie, mit jenem, die Verbindung und Verwandtschaft des Seelischen mit dem Körperlichen lehrt und die Seele als eine natürliche Kraft betrachtet, und, mit dem Spiritualismus, die Selbständigkeit dieser Kraft und ihre Unableitbarkeit aus dem Stofflichen behauptet (S. 152). Obgleich auch die Seele zu den Naturkräften gehört — denn giebt es ein Un-, Ueber- und Außernatürliches? — hat sie doch ihre spezifischen Eigenschaften, wodurch sie von allem Uebrigen in der Welt unterschieden ist: sie ist die einzige Kraft, die erstlich „von sich selbst und von anderen weiß", und zweitens von uns unmittelbar empfunden wird.

„Hebe die empfindende Seele auf — die Welt an sich mag bleiben, aber für dich existiert sie nicht mehr. . . . Allein durch die seelische Kraft erfahren wir von dem Dasein aller übrigen Kräfte . . . Ja sogar der Begriff ‚Kraft' ist nicht von einer äußeren Naturkraft gewonnen, vielmehr aus unserer inneren Fähigkeit zu wollen" und aus dieser „auf alle anderen Erscheinungen übertragen" (S. 154).

Das wunderbarste Kennzeichen der seelischen Kraft aber ist, „daß sie uns immer nur in einer ganz bestimmten Form und nur in dieser, nämlich nur in der Form der Individualität erscheint. Diese Bestimmung ist von allerhöchster Wichtigkeit. Denn sie kommt keiner der blinden Naturkräfte zu". Die völlig unableitbare, sich in Physiognomie, Mimik, Sprache und in jeder Thätigkeit der Seele äußernde Individualität ist „eine Urthatsache, vor welcher auch der Darwinismus als vor einem unlösbaren Rätsel stehen bleibt". Um die nicht blos „unbegriffene", sondern auch „unbegreifliche Thatsache" der Individualität begreifen zu können, „müßten wir uns selbst geschaffen haben und uns selbst schaffen können; wir müßten Schöpfer, nicht Gewordenes sein". „Hier ist erst recht wieder der Materialismus mit seinen Prahlereien zu Ende. Jetzt heißt es nicht mehr blos: Mische den Stoff, daß ein Lebendiges entsteht! — Vielmehr: Mische den Stoff, daß eine Individualität entsteht! — Auch dieser Forderung gegenüber muß er sein non possumus bekennen".

„Die Individualität ist ferner von allerhöchstem Wert. Gäbe es in der Lebewelt keine verschiedenen Individuen, alles wäre gleichförmig und langweilig, flach und eben, grau in grau . . . Daher höchste Achtung vor der Individualität! Ihr gebührt die sorgfältigste Pflege. Kirchen, Schulen und Staaten, welche die freie Entwicklung der Individualität zu unterdrücken streben, sind Feinde des Weltwesens und müssen an dem Weltgesetz der ewig zu Recht bestehenden Individualität zu Grunde gehen". (S. 155 ff.)

Wie das Individuum überhaupt, so ist auch seine „bleibende Einheitlichkeit im Wechsel der äußeren und inneren Veränderungen, wie auch das Bewußtsein davon, d. h. seine Persönlichkeit, die unableitbare Thatsache, welche nur dem Seelischen zukommt und es scharf von allem Stofflichen trennt."

Es ist klar, daß eine vergleichende Psychologie, in dem oben angegebenen Sinne, das Persönlichkeitsbewußtsein auch allen untermenschlichen lebenden Wesen, den Tieren und Pflanzen, zuschreiben muß. Selbst einem Moner darf, so glaubt Schultze mit Recht, das Gefühl, daß es im Wechsel seiner Empfindungen immer dasselbe bleibt, nicht abgesprochen werden (S. 158). Und was ist dieses Selbstgefühl anderes, als nur der niederste Grad des Selbstbewußtseins?

Ein Wechsel, also eine Vielheit und Mannigfaltigkeit der Empfindungen könnte nicht stattfinden, wenn die Seele, der Träger derselben, eine einfache Substanz wäre, wie es die dogmatische Psychologie seit Plato lehrt. Auch die Bezeichnung ‚Substanz' sollte man vermeiden, weil mit diesem Worte die „Nebenbedeutung eines stofflichen Trägers sich unwillkürlich einschleicht" und die Seele materialisiert und räumlich begrenzt wird. Vielmehr ist sie vielfach, wohl aber „einheitlich zusammengefaßt", und keine Substanz, sondern eine Kraft, die als solche keine Gestalt hat.

„Diese merkwürdige Kraft, sagt Schultze (S. 160), kann zwar nicht mit Augen gesehen, noch mit Händen gegriffen werden, und doch ist sie so gewiß, wie irgend eine Naturkraft, und wie diese, beweist auch sie ihr Dasein durch ihre Wirkungen, sowohl in unserem inneren Leben . . . als auch nach außen hin . . . Ohne Seele gäbe es keine Geschichte. Als Inhalt des durch die seelische Kraft bewirkten Geschehens ist sie Ausfluß dieser seelischen Kraft". Unter Geschichte ist hier nicht blos die geschriebene der Politik, der Religion, Kunst &c. zu verstehen, sondern auch „die noch viel umfangreichere, ungeschriebene Geschichte des täglichen und stündlichen Thuns und Treibens aller organischen Wesen". Der organische Körper bildet also den „vermittelnden Uebergang zwischen dem inneren Seelenleben und dem äußeren Geschehen". Er steht zwar unter der Oberherrschaft des Nervensystems, dieses selbst aber ist „das Werkzeug der (zweckmäßig thätigen) Seele". „Somit ist es klar, daß alle Vorgänge im Körper gar nicht blos rein mechanischer und physischer Natur sein können, sondern daß sie in letzter Instanz durch psychischen Einfluß zustande kommen". „Die Seele richtet den ganzen Mechanismus des Körpers ein"; sie „bildet den Körper" und daher der Parallelismus zwischen geistiger und körperlicher Organisation. (S. 161 f.)

Die Seele wirkt „überall da, wo Nervenzellen und Nervenfasern sich finden", oder, allgemeiner gesagt, wo die Grundvoraussetzung der Nervenbestandteile, d. h. das Protoplasma, vorhanden ist. Daher ist es durchaus falsch, mit der älteren Psychologie von einem besonderen, an einen bestimmten Punkt des Körpers gebundenen „Sitz der Seele" zu sprechen (S. 164). Das frühere Problem: wie wirkt die Seele auf den Körper? muß demnach jetzt auf das neue „der Wechselwirkung zwischen einer bestimmten Seelenthätigkeit und einer einzelnen Nervenzelle oder einer bestimmten Protoplasmamasse" zurückgeführt werden: „Wie kommt in der Nervenzelle der Erregungsvorgang zustande, den wir in der Richtung nach innen eine Empfindung, in der Richtung nach außen einen Willensakt nennen? Darauf aber hat die Wissenschaft auch heute

noch keine Antwort", ebensowenig wie auf die zweite psychologische „Sphinxfrage": Woher jene wunderbare Einheit, zu der die Milliarden verschiedener kleiner Organismen, die wir Nervenzellen nennen, zusammengefaßt sind? Aus der Vielheit läßt sie sich nicht ableiten. Dies hatte Leibniz bewogen, im Monadenkomplex jedes organischen Körpers eine herrschende und dem Leben vorstehende „Central-" oder Seelenmonade anzunehmen, welcher alle übrigen untergeordnet sind. Das „individuelle Seelenwesen", das bei Schultze jene „Centralmonade" vertritt, mit dieser jedoch nicht verwechselt werden darf, ist die „Psychade" oder der Seelenkeim (S. 166).

Die Psychadentheorie und die auf ihr beruhende oder vielmehr aus ihr unmittelbar sich ergebende Unsterblichkeitslehre Schultzes (Kap. 10) ist eine sehr glückliche philosophische Hypothese. Der Verfasser nennt sie sehr bescheiden eine metaphysische „Phantasie". Diese Phantasie ist aber so einfach und vernunftgemäß, zugleich entspricht sie unseres Erachtens so vollkommen allen ethischen und religiösen Forderungen, daß schwerlich etwas von Belang gegen sie sich einwenden läßt.

Da es bis jetzt nicht gelungen ist und wohl auch nie gelingen wird, das Beseelt-Organische aus dem Stofflich-Unorganischen, oder umgekehrt, abzuleiten; so ist die Psychologie — wenn sie die seelischen Vorgänge auf deren letzte Gründe zurückführen, d. h. sie metaphysisch erklären will — genötigt, Urwesen anzunehmen, welche selbständig neben denen der unorganischen Welt (den Atomen), von diesen verschieden und ihnen doch verwandt sind. Solche im relativen Gegensatz zu den Atomen stehende psychische Urwesen sind eben die „Psychaden".

Es wäre falsch, diese Anschauung eine dualistische zu nennen, denn Schultze lehrt eine, auf dem Standpunkt des Dualismus undenkbare Wechselwirkung zwischen Psychaden und Atomen; ferner faßt er die Psychaden nicht als etwas Uebernatürliches, und läßt endlich die gesamten „schöpferischen Elemente" in dem all-einen „Urgrund aller Dinge, in Gott" begründet sein. Die Psychadentheorie hat zu ihrer metaphysischen Folie den Monismus, aber einen kritischen, der — wie z. B. auch die Hartmannsche Philosophie — einen immanenten Dualismus nicht aus-, sondern notwendig einschließt.

Die Zahl der Psychaden ist, wie die der Atome, eine zwar ungeheuere und unbestimmbare, immerhin aber begrenzte. Auf der Verbindung und Trennung der Atome beruhen alle unorganischen Vorgänge; verbindet sich jedoch „eine einzelne" Psychade mit einem Atomenkomplex, und macht sich diesen ihren Zwecken dienstbar, so entsteht ein organisches Individuum, „in welchem die Gesetze der stofflichen Welt nicht aufgehoben, wohl aber unter die höhere, zweckmäßige Leitung der Psychaden gestellt sind" (S. 196). Erst in ihrer Vereinigung mit dem Körper wird die Psychade zur Seele, die nach ihrer Loslösung vom Körper wieder zur Psychade herabsinkt (S. 188).

Von einer Vernichtung der Psychade kann ebensowenig die Rede

sein, wie von der Vernichtung eines Atoms: sie muß als selbständige Kraft fortdauern. Aber noch mehr. Die Psychade ist eine (sich) bewußte, individuelle, triebbegabte und entwicklungsfähige Kraft. Der „Trieb" den man ihr zuschreiben muß, kann kein anderer sein, als der Trieb, „den ganzen, keimförmig angelegten Inhalt ihres Wesens zu verwirklichen" (S. 197). Und was ihr Selbstbewußtsein betrifft, so darf der Grad desselben offenbar nur als ein sehr geringer gedacht werden, da ein hoher erfahrungsgemäß ein Nervensystem, ein Gehirn, also einen Organismus voraussetzt. Ein Wesen, das auf der tiefsten Stufe des Bewußtseins steht, dessen Bewußtsein noch schlummert, erst potentia, nicht actu, vorhanden ist, nennen wir ein unbewußtes.

Was folgt aus alledem für die vom Körper getrennte Seele? Wie ist ihr Zustand nach dem Tode zu denken? Er muß erstens ein unbewußter, zweitens ein individueller, drittens ein vorübergehender sein — ein vorübergehender, weil die triebkräftige Psychade stets nach Leben, nach Verbindung mit Atomen strebt und über kurz oder lang eine solche auch wieder eingeht, d. h. sich wieder verkörpert, wie sie es schon unzählige Male gethan hat.

„Denn die Unsterblichkeit der Psychade bedeutet nicht etwa nur ihre Fortdauer nach dem Tode, sondern auch schon ihr Dasein vor dem Leben. Wie die Atome, so sind auch die Psychaden ewig. Sie entstehen nicht und vergehen nicht. Soll die Psychade nach dem Tode ewig weiterleben, so muß sie auch schon vor dem Leben existirt haben. Es ist nicht folgerichtig, einer erstandenen und erschaffenen Seele Unsterblichkeit zuzuschreiben" (S. 197 f.).

Nach der Psychadentheorie ist der Tod ein Schlaf im buchstäblichen Sinne dieses Wortes: ein alles Gedächtnis und alle Erinnerung ausschließender, schmerz- und wonneloser Zustand der Unbewußtheit, in welchem die entkörperte Seele „von ihrem lebendigen Wirken ausruht, um neue Kräfte zu sammeln". „Das Leben ist das (Wieder-) Erwachen der Psychade zur Seele im Organismus" (S. 191).

Da, wie wir wissen, jedes lebende Wesen ein individuelles, selbstbewußtes, also beseeltes ist, so muß die Psychadenhypothese ebenso gut auf Tiere und Pflanzen bezogen werden. Und da kein Individuum dem anderen gleicht und alle Organismen die verschiedensten Grade von Beseelung aufweisen, so müssen auch alle Psychaden dem Grade des Unbewußtseins und der Triebkraft nach ungleich sein. Von der Psychade eines Moners bis zu der eines Menschen bestehen zahllose verschiedene Stärkegrade.

„Auch ist nicht gesagt, daß die Stufenleiter der Psychaden im Menschen ihr Ende und ihren Abschluß fände; es kann Psychaden und Organismen höherer Art geben, von denen wir keine Vorstellung besitzen". Ebenso wenig ist ein Grund, das Leben auf unserer Erde zu beschränken: „warum sollen nicht auch auf anderen Himmelskörpern organische Wesen existieren, in Formen, von denen wir keine Ahnung haben? Nichts spricht dagegen, vieles dafür" (S. 199).

Es wäre demnach „thöricht und vermessen", der (auf dem Gesetze der Erhaltung der Kraft beruhenden) Höherentwicklung der Psychade und der ganzen organischen Welt ein letztes Ende setzen zu wollen, oder zu

bestreiten, daß sie „ins Unabsehbare" reichen, zu Zielen führen könnte, die weit über unsere Vorstellung hinausliegen.

„Unser Planetensystem könnte zusammenbrechen, die Entwicklung der ewigen und unsterblichen Psychaden hörte damit nicht auf; sie könnte sich auf einem neuen Gestirne in anderen Körperformen ungestört fortsetzen" (S. 204).

Der ethische Wert der eben skizzierten naturalistischen Unsterblichkeitslehre, und die trostreichen, uns mit dem Leben und der Weltordnung versöhnenden Aussichten, die sie eröffnet, liegen, glauben wir, auf der Hand.

Was unter den Voraussetzungen der Psychadentheorie sich vor allem auf eine ungezwungene Weise lösen läßt, ist jener im Leben eines einzelnen Menschen selten oder nie zur Ausgleichung kommende Widerspruch zwischen Tugend und Glückseligkeit. Man weiß, daß Kant diesen Widerspruch als eine Bürgschaft für unsere Unsterblichkeit ansah: in einer von einem gerechten Gotte begründeten moralischen Weltordnung gebühre dem Guten Glückseligkeit; in diesem Leben wird sie ihm nicht zu Teil; also — schloß Kant — müsse man ein zukünftiges annehmen. Ueberzeugen kann ein solcher Beweis offenbar niemand. Denn — von der petitio principii einer moralischen Weltordnung überhaupt ganz abgesehen — solange ich die objektive Möglichkeit einer Sache (der Unsterblichkeit) nicht begreife, bin ich nicht im stande, an sie als an eine Thatsache zu glauben, so wünschenswert dieser Glaube mir auch erscheinen möge.

Einen ganz anderen Weg schlägt Schultze ein. Er beweist zuerst, mit Hülfe seiner metaphysisch und wissenschaftlich wohl begründeten, daher sehr wahrscheinlichen Psychadentheorie, die Unsterblichkeit, und zieht dann aus ihr all die Folgerungen, welche unser religiöses und moralisches Bewußtsein fordert: weil wir — urteilt er — im erklärten Sinne unsterblich sind, muß jener Widerspruch zwischen Tugend und Glück einst für jeden Menschen gelöst werden; ja es muß — kraft des Weltgesetzes der Entwicklung — eine Zeit kommen, da die Menschheit hienieden alles dessen teilhaftig wird, was der kirchliche Glaube in einem erträumten Jenseits zu erlangen hofft. Dies ist die moralische Seite der Psychaden- und der Wiederverkörperungslehre.

„In ihr, sagt Schultze (S. 205), liegt eine ungeheuere sittliche Kraft, weil sie der Trostlosigkeit des Pessimismus das Heft aus der Hand nimmt und dem am konfessionellen Dogmatismus verzweifelnden Menschen neuen Mut einflößt, den Kampf ums Dasein nicht aufzugeben, sondern ihn mit vernünftiger Absicht um höherer und erreichbarer Ziele willen zu Ende zu führen". „Das Wichtigste aber ist, daß aus der Psychadenlehre dem einzelnen Menschen eine rechte und echte Freudigkeit am Leben entspringen muß, weil erst durch sie jedem Individuum ein wahrhaft befriedigender Daseinszweck erwächst, den der Tod nicht zerstören, ja nicht einmal verhindern kann, vielmehr befördert. Was hätte unser Leben mit all' seiner angestrengten Thätigkeit überhaupt für einen Zweck, wenn es im Tode mit dem Individuum aus wäre! Das Dasein wäre dann nicht daseinswert . . . . . Nur dann kann das Leben des Individuums ein wahrhaft befriedigendes Ziel haben, wenn jedes Individuum als solches unsterblich ist; wenn ihm in einer späteren Daseinsform die Früchte seines Fleißes zu teil werden, welche ihm in der früheren durch die Ungunst der Umstände versagt blieben. Diese Befriedigung gewährt aber nicht eine Unsterblichkeitshoffnung, welche . . . jede weitere Entwicklung ausschließt und in Wahrheit die unerträgliche Langweile

für das strebende Individuum oder die Vernichtung aller strebenden Individualität überhaupt zur Folge hätte; sondern nur die Lehre von den unsterblichen und entwickelungsfähigen Psychaden, welche in immer neuen Verkörperungen, deren Mannigfaltigkeit sich vorzustellen unsere, an die irdischen Gestaltungen gebundene Phantasie erlahmen muß, immer neue Stufen der Vervollkommnung ins Unabsehbare erringen und erreichen. Erst durch sie löst sich uns das Rätsel des Daseins; erst durch sie gewinnt das Leben seinen Zweck und Wert und verliert der Tod seine Schrecken; erst durch sie weiß ich, warum ich lebe und wozu ich sterbe".

Ist dies nicht aus dem Herzen unserer Mystiker gesprochen?

Weihnacht, die Geburt des Geistes.

Das was ist, gestaltet sich nach seiner Vorstellung von sich selbst in seiner Weltumgebung. Alles gestaltete Dasein ist solche Selbstvorstellung des göttlichen Seins in allen Einzelwesen. Der Indier nennt sie Maja, was man nur irrtümlicher Weise als Selbsttäuschung übersetzt hat. Die für uns höchste Form dieser Selbstvorstellung, ist die Menschenseele. Sie ist das, was die in der äußeren Sinnenwelt sich vorstellenden Menschen als ihr „Selbst" bezeichnen. Das ideale Bild der Maja oder, was dasselbe ist, Maria, ist die reine Menschenseele, wie sie sich im schönen Menschenkörper darstellt.

In ihr kann und soll nun schließlich sich die innere Gotteswesenheit auch ihres Einzelselbsts bewußt werden. Dieses Bewußtsein und die aus ihr entspringende Gotteskraft ist das „höhere Selbst" des Menschen, der Geistmensch, der Christus, der „Gesalbte" Gottes. Die Geburt dieses göttlichen Geistes in und aus der Menschenseele, das ist „Weihnacht" in der innern, mystischen Bedeutung. Das ist auch der esoterische Sinn des „Geboren von der Jungfrau Maria" in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse. Dies ist ja nicht erst von der christlichen Kirche zu ihrem Sinnbilde erhoben worden. Ganz dasselbe findet sich schon im Brahmanismus sowie in der Sage der Geburt des Buddha von dessen Mutter Maja, ebenso in allen andern Religionen; so bereits im ältesten Aegypten, wo auch wie in Indien die Lotosblume das Symbol des Aufblühens der Göttlichkeit im Menschen versinnbildlichte.

Keiner darstellenden Kunst aber ist es so, wie der alt-ägyptischen, geglückt, das ewige göttliche Sein, das „höchste Selbst" des Alls und jedes Einzelwesens, sinnreich zu veranschaulichen. Dies geschah durch die geflügelte Sonnenscheibe, von der alles Licht und Leben unserer Erdenwelt ausgeht. Zwar ist das Sinnbild des „Vaters im Himmel" in den Evangelien für unsere kindliche christliche Kulturwelt viel geeigneter und mehr gemütsanregend. Aber wer mit vernünftiger Erkenntnis diesem Quell des Daseins näher tritt, der ahnt, je höher er die geistige Himmelsleiter emporklimmt, desto klarer, was mit diesem „Vater" gemeint ist. Um im Weihnachtsbilde dieses Heftes auch das alte Ur-Symbol des Werdens in der Eigestalt des Ganzen zum Ausdruck zu bringen, hat Fidus von der künstlerischen Freiheit Gebrauch gemacht, die Sonnenflügel, welche die Aegypter wagerecht ausgestreckt darstellten, auf den Vorgang der Geburt herabzusenken, diesen gleichsam zu beschatten. Zwischen der Geburt des Geistes aber und der Vollendung in der Gottheit schwebt das Kreuz in seiner ursprünglichen Gestalt des T. Es giebt und es gab niemals einen andern Weg und es wird keinen andern geben vom Menschen zum Gott als durch das Kreuz. Was aber das bedeutet, das ist Sache des Erlebnisses; keine Legenden und Erzählungen vermögen dies Geheimnis zu enthüllen.

H. S.



Weihnacht.

Die Orakel des Zoroaster.

Von

Carl Kiesewetter.

Seit dem Bestehen der „Sphinx“ wurde in ihr von Zeit zu Zeit auf die kleine Schrift „Licht auf den Weg“ hingewiesen, und auch Erläuterungen zu derselben gelangten zum Abdruck[1]). Die genannte kleine Schrift enthält bekanntlich Anweisungen zur praktischen Mystik und ist, wenn auch dem Wesen nach uralt, der Form und Fassung nach doch zweifellos modernen Ursprungs, sei sie nun inspirirt, von wem sie wolle[2]). Den Lesern dieses kleinen Buches wird es nun gewiß von Interesse sein, eine geistesverwandte Schrift kennen zu lernen, deren Ursprung sich nach Inhalt und Form im grauen Altertum verliert[3]). Es sind Aphorismen, welche dem Stifter der parsischen Religion, Zoroaster (Sarathustra), zugeschrieben werden und von deren Herausgeber — von demselben werden wir sofort sprechen — mit dem Namen „Oracula magica Zoroastris“ bezeichnet wurden.

Läßt sich ja nun auch ein wirklicher Zusammenhang dieser Schrift mit der Person des halbmythischen Zoroaster nirgends nachweisen, so vertritt sie doch entschieden zoroastrische Ideen, von denen sehr viele mit dem esoterischen Buddhismus übereinstimmen. Uralt ist sie gewiß; und wenn der um 220 gestorbene Kirchenvater Clemens von Alexandria in seinen „Stromata“ sagt: „Pythagoras machte zuerst auf den berühmten persischen Magier Zoroaster aufmerksam, dessen Geheimschriften die Anhänger des Prodicus zu besitzen vorgaben“, so haben wir in dem den

---

1) Vgl. Sphinx V. 329 und 401 sowie VI. 60 und 121. —

2) Vgl. hierzu auch das letzte Juliheft der Sphinx XIV, 90.

3) Für Mystiker hat hierbei freilich nur dasjenige Werth, was auf Grundlage eigener innerer Erfahrungen und Erlebnisse mitgeteilt wird. Manche unsrer Leser aber werfen auch wohl gerne einmal einen Blick zurück auf das, was im Verlaufe unserer Kulturgeschichte Andere über solche Lehren gedacht und gesagt haben. (Der Herausgeber).

„magischen Orakeln Zoroasters" zu Grund liegenden Original vielleicht eine solche Geheimschrift zu sehen, welche — von alten Pythagoräern wollen wir ganz absehen — zweifelsohne den Neupythagoräern und Neuplatonikern bekannt war. Dafür spricht außer dem sachlichen Inhalt auch der Umstand, daß sie von dem gelehrten Byzantiner Michael Psellos († 1106) kommentiert wurde, von demselben Psellos, welcher so viele neuplatonische 2c. Schriften dem Untergang entriß und mit Kommentaren versah. Auch ist sie den von Marsilius Ficinus mitgeteilten „Symbolen des Pythagoras" sehr ähnlich.

Ich habe von dem den „magischen Orakeln" zu Grund liegenden Original gesprochen und zwar mit Recht, denn die uns heute unter diesem Namen vorliegenden Aphorismen sind ganz offenbar nicht das Original, sondern Fragmente, welche sich in drei verschiedenen Fassungen und von drei Kommentatoren erklärt erhalten haben. Der eine dieser Kommentatoren ist der eben genannte Psellos, der zweite ist der als Rat des Manuel und Theodor Paläologos und berühmter Philosoph der Renaissance bekannte, wahrscheinlich 1452 gestorbene Georgios Gemistios Plethon, der dritte, aber der hier beobachteten Reihenfolge nach der erste, ist ungenannt. Ich vermute in diesem unbekannten Kommentator einen gewissen Johannes Opsopoeus, welcher diese mystischen Fragmente mit den Kommentaren des Psellos und Plethon unter dem Titel herausgab: „Oracula magica Zoroastris cum scholiis Plethonis et Pselli nunc primum edita, e bibliotheca regia stud. Joh. Opsopoei. Graec. et lat. Paris, 1607. 8°. — Beigebunden sind noch die sogenannten metrischen Orakel des Jupiter, Apollo, Serapis und der Hekate sowie die von Joseph Scaliger besorgte Ausgabe der Oneirokritica des Astrampsychos.

Opsopoeus schickt seiner Zusammenstellung der drei verschiedenen Redaktionen der zoroastrischen Fragmente eine Sammlung von Stellen aus Platos „Alcibiades", aus Plutarchs „Isis und Osiris" und „Ueber den Verfall der Orakel", aus Plinius' „Naturgeschichte", aus Suidas, Ammianus Marcellinus, Clemens von Alexandria und Eusebius über die Person 2c. Zoroasters voraus, welche wir hier übergehen können. Darauf läßt er die erste Fassung der „Orakel" mit dem Kommentar des Ungenannten, alsdann die Fassung und den Kommentar des Psellos folgen. An denselben sich anschließend giebt er eine kurze Erläuterung der chaldäischen Religionslehren durch Psellos, aus welcher ich nur herausheben will, daß Psellos sagt: „Die Chaldäer nehmen sieben Welten an, eine feurige, drei ätherische und drei materielle, deren letzte die unter dem Mond befindliche irdische ist". Der Parallelismus dieser Welten mit den sieben Welten und menschlichen Grundbestandteilen der esoterischen Lehre ist wohl unverkennbar. Weiterhin sagt Psellos noch, daß nach chaldäischer Lehre die Seelen sich nach dem Tode nach Maßgabe ihres Läuterungsbedürfnisses zerstreuten und sich in teilbare und unteilbare Naturen absonderten. Nach meinem Dafürhalten kann bei der Niederschrift dieses

Satzes Psellos nur ein Zerfallen der menschlichen Person nach dem Tode in ihre Grundteile im Sinne der esoterischen Lehre haben andeuten wollen. — Das Uebrige dieses Abschnittes über die chaldäische Lehre enthält bekannte exoterische Aeußerlichkeiten. — Den Schluß des Buches von Opsopoeus bilden die zoroastrischen Orakel in der Fassung, wie sie Plethon kannte, mit dem Kommentar desselben. — Am meisten gleichen sich die erste Fassung der „Orakel" und die des Plethon; die Fassung des Psellos weicht erheblich ab.

Ich gebe nun eine vergleichende Zusammenstellung der Orakel sowohl als der Kommentare.

Der erste Aphorismus der ersten Fassung lautet:

„Erforsche den Weg der Seele, woher sie komme und weshalb sie dem Leib dienen müsse. Trachte dahin, daß du sie an den Ort zurückbringst, von dem sie ausgegangen ist".

Dieser Aphorismus fehlt bei Psellos und lautet in der Fassung des Plethon:

„Erforsche die Reihenstufe, auf welcher deine Seele steht, welchen Gang sie vor ihrer Verbindung eingenommen; mittelst magischer Worte und Gebräuche wirst du sie zu ihrer früheren Würde wieder aufrichten".

Der anonyme Kommentator bemerkt hierzu, daß nach Annahme der Magier die Seele unsterblich vom Himmel herabkomme, um sich auf der Erde mit dem Körper analog dem Verhältnis des Mannes zur Frau zu verbinden und ihn dereinst wieder behufs ihrer Wiederkehr in den Himmel zu verlassen. Ob sie aber thatsächlich in den Himmel zurückkehre, komme auf ihr Verhalten während des irdischen Lebens an, ob sie sich nämlich mehr den Prinzipien des Lichtes oder der Finsternis zugeneigt habe 2c. „Darauf deutet nun ermahnend der Spruch hin, daß wir über den reinen Ursprung der Seele nachdenken sollen, denn kennen wir den Weg, welchen sie aus dem Himmel genommen hat, so wird sie ihn auch zurückfinden". — Bestimmter spricht sich Plethon aus:

„Die Magier aus der Schule Zoroasters glaubten, daß die Seele wegen früherer Verschuldung mit dem Körper sich verbinde[1]), sich aber derselben in dieser Verbindung nicht mehr entsinnen könne. Nur wenn die Seele während ihres irdischen Aufenthaltes einen tugendhaften Wandel geführt habe, stehe ihr die Rückkehr in ihre himmlische Heimat frei. Weil aber mannigfache Wohnungen der Seelen[2]) bereitet sind, so ist es natürlich und begreiflich, daß der Aufenthalt der einen ein lichtumflossener, der der andern ein undurchdringliches Dunkel sein muß. Der Zug der Seele führt sie dahin, wo ihr die während der Verbindung mit dem Leibe begangenen Handlungen eine Stelle anweisen. Das Orakel ermahnt uns daher, daß wir über den Ursprung der Seele und über ihre Handlungen auf Erden nachdenken und darauf durch Gebet und gottgefällige Ceremonien ihre Erhebung in den Himmel wieder zu bewirken trachten".

Unter diesen Ceremonien sind die sogenannten „theurgischen Hülfen" zu verstehen, welche nach Philo und den Neuplatonikern, ja den Mystikern

[1]) Hier haben wir das Gesetz des Karma, nur dualistisch, statt monistisch aufgefaßt.

[2]) Man vergleiche die verschiedenen Zustände des Jenseits nach der Lehre des esoterischen Buddhismus: Dewachan, Kama Loka, Rupa Loka, Arupa Loka, Avitschi 2c.

aller Zeiten in der Zurückgezogenheit von der Welt, Einsamkeit und Stille, in der Enthaltsamkeit von überflüssiger Nahrung, Fleischspeisen, alkoholischen Getränken und physischer Liebe, in der Zurücksetzung der weltlichen Geschäfte, Meditation und Betrachtung gewisser Worte und Symbole bestehen. Von diesen sagt Proklos:[1])

„Die Vollbringung geheimer, über alle Vernunft gehender, den Göttern wohlgefälliger Handlungen und die Kraft der von den Göttern allein erkannten unaussprechlichen Symbole gewährt nur die theurgische Vereinigung. Daher wird sie nicht durch das Denken bewirkt, und wir bringen sie nicht durch die Thätigkeit der Vernunft in uns hervor. Die göttlichen Charaktere oder Symbole (συμβολα oder συνθηματα) bringen vielmehr, ohne daß wir denken, die theurgische Vereinigung (θεουργικην ἑνωσιν, bei Porphyrius συνουσια) hervor, also daß die verborgene Kraft der Götter worauf sich jene beziehen, durch sich selbst ihre eigentümlichen Bilder erkennt[2])".

Der zweite sich dem Sinn nach völlig an den ersten anschließende Aphorismus lautet in der ersten Fassung:

„Wende dich nicht rückwärts! Das Verderben ist auf der Erde, und sieben Wege sind es, welche dich vom Bessern abziehen und dem Schicksal unterwerfen".

Dieser Aphorismus fehlt bei Psellos und lautet in der Fassung Plethons:

„Damit du nicht zum Abgrund hinneigst und abermals dem Schicksal verfällst".

Der erste anonyme Kommentator versteht unter dem „Verderben" das Laster, die sittliche Verdorbenheit und das sittliche Elend; unter „Erde" den irdischen Leib, die sinnliche Natur, wie unter „Feuer" das Göttliche im Menschen. Die sieben den Menschen dem Schicksal unterwerfenden Wege sind die sieben — nach alter Anschauung von den Planeten abhängigen — Kardinalfehler, die Todsünden der katholischen Kirche. Nach diesem Kommentator erhebt sich der Mensch durch die Anwendung seiner sittlichen Kraft über das Fatum oder die vorherbestimmte Versuchung, indem er der unsittlichen Neigung, welche sich, je nach dem in ihm herrschenden Temperamente, seiner Seele am meisten zu bemächtigen droht, den kräftigsten Widerstand entgegensetzt.

Plethon versteht unter dem „Abgrund" die Erde als Gegensatz zur Lichtwelt und giebt folgenden Sinn des Aphorismus: „Lebe so, daß du vor der Wiederverkörperung behütet werdest, denn solltest du zu einem abermaligen Wandeln auf der Erde verurteilt werden, so befindest du dich wieder unter der Herrschaft der Notwendigkeit", also des Karma.

Der dritte Aphorismus lautet in der ersten Fassung und bei Plethon übereinstimmend:

„Dein Gefäß werden die Tiere der Erde bewohnen";

und beide Kommentatoren verstehen einstimmig unter dem „Gefäß der Seele" den Leib, und unter seinen „Bewohnern" die Würmer. Psellos dagegen, in dessen Fassung dieser Aphorismus der Reihenfolge nach der neunzehnte ist, versteht unter dem „Gefäß" das Temperament des aus

[1]) Proklos: Theologia Platonis II. Kap. 29.

[2]) Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß von diesen Anschauungen der ganze Gebrauch der Formeln, Beschwörungen und Charaktere in der Theurgie abhängt.

allen Elementen zusammengesetzten Leibes und unter den Bewohnern des Gefäßes die sich eines jeden Menschen, der seine Leidenschaften nicht beherrschen kann, nach dem Grundsatz, daß Gleiches von Gleichem angezogen wird, bemächtigenden Dämonen.

Der vierte Aphorismus lautet in der ersten Fassung

„Strebe nicht dein Schicksal zu erweitern, denn die Vorsehung giebt allen Dingen ihr bestimmtes Maß, und ihre Handlungen sind nicht unvollkommen".

Bei Plethon und Psellos (bei Letzterem Aph. 29):

„Erweitere nicht dein Schicksal!"

Der anonyme Kommentator erklärt diesen Aphorismus allgemein moralisierend und sagt, daß diese Mahnung diejenigen angehe, welche mit der ihnen im Leben angewiesenen Stellung unzufrieden seien und wähnen, daß sie selber ihr Schicksal machen und die Beschlüsse der Gottheit verbessern könnten. Psellos und Plethon fassen das „Schicksal" (fatum, εἱμαρμένη, des Grundtextes) in dem landläufigen Sinn auf und sagen, es sei thöricht, durch Wünsche und Gebete die unabwendbaren Beschlüsse der Gottheit abändern zu wollen. — Ich selbst möchte den Spruch einfach folgendermaßen deuten: Schaffe dir nicht neues Karma!

Die zweite Hälfte des vierten Aphorismus der ersten Fassung bildet in der Reihenfolge Plethons den fünften und lautet hier:

„Denn es geht nichts Unvollkommenes vom Vater der Seelen aus".

Der Kommentar dazu sagt:

„Du bist nicht im Stande, dein Erdenlos zu verbessern, denn alle Ereignisse geschehen nach naturgemäßem Laufe, und es ist eines die Folge des andern bis zum Zeitpunkt der Schöpfung zurück; alle Begebenheiten greifen harmonisch in einander, nirgends nimmt man einen Zufall wahr. Wo ist also Unvollkommenheit?"

Es wird also auch hier im wesentlichen die Gesetzmäßigkeit des Karma angedeutet. Dieser wie der fünfte Aphorismus der ersten oder sechste der Plethonischen Fassung fehlt bei Psellos. Bei dem fünften (sechsten) Aphorismus zeigt sich jedoch recht deutlich, daß die auf uns gekommenen Fassungen Varianten eines alten, verloren gegangenen Originals sind. Derselbe lautet in der ersten Fassung:

„Der Seelen Vater gestattet nicht solche Ausschweifungen des Eigenwillens;"

bei Plethon:

„Er kann nicht auf deine Wünsche achten, so lange die Binde der Vergessenheit deinen Blick umschleiert, bis endlich diese fallen wird, und das heilige Zeichen des Vaters sich deinem Gedächtnis einprägt".

Was bei Plethon Text ist, wird in der ersten Fassung ähnlich im Kommentar gesagt, denn daselbst heißt es:

„Erst dann wird unsere Seele sich freier bewegen, wenn sie die Binde der Vergessenheit ihrer himmlischen Heimat zugleich mit den Banden des sie umnachtenden Leibes abgestreift haben wird. Dann besitzt sie wieder das Vermögen, in die tiefste Vergangenheit und in die ernste Zukunft zu blicken. Aber es kann dieses Vermögen auch schon bei Lebzeiten des Leibes zum Teil erreicht werden, wenn man sich eines heiligen Wandels befleißigt und gewisse magische Sprüche erlernt hat, welche dem Reinen die Pforten der Geisterwelt öffnen". (Die Seherschaft ist also eine Begleiterscheinung der höheren mystischen Entwickelung).

Plethon kommentiert:

„Die Vergessenheit der früheren Zustände (Inkarnationen) ist eine Folge der Verbindung der Seele mit dem Leibe. Erst nach der Auflösung des letzteren wird ihr Blick wieder freier, und sie begreift nun auch, indem sie sich ihres früheren Seins wieder bewußt wird, daß ihr Schicksal auf der Erde nur die notwendige Folge ihrer Handlungen und deshalb unabänderlich war. Die frei gewordene Seele ist dann wieder gottähnlich und allwissend; das ist das Zeichen des Vaters, welches ihr Gedächtnis auffrischt".

Der sechste Aphorismus der ersten Fassung ist bei Psellos der sechszehnte und bei Plethon der siebente. Sein Wortlaut in den drei Redaktionen ist der Reihenfolge nach:

1. „Eile, daß du zum Urlicht zurückkehrst, zum Glanze deines himmlischen Erzeugers, von dem deine Seele ausgeflossen ist".
2. „Das Göttliche erfülle deine Seele!
   Den Blick zum Himmel stets gewendet!"[1])
3. „Eile zum Lichte des Vaters, von welchem du ausgeflossen bist".

Der Anonymus und Plethon deuten diesen Spruch übereinstimmend dahin, daß die Gottheit das höchste Licht, und in diese Lichtheimat zurückzukehren die Aufgabe und das einzige Verlangen der Seele auf Erden sein müsse. Psellos dagegen sagt etwas abweichend:

„Die Seele entwickelt drei Kräfte: Verstand, Gedächtnis und Urteilskraft; diese Potenzen vereinige, um über das Wesen der Gottheit nachzudenken und sich mit dieser zu vereinigen".

Bis hierher haben wir in der Aufeinanderfolge der Aphorismen einen gewissen Zusammenhang beobachten können. Jetzt aber folgt ein dem Sinn nach den vorigen gar nicht verwandter Spruch, was auf einen verloren gegangenen Teil des den drei Bearbeitungen zu Grund liegenden Originals deutet. Dieser in der ersten Fassung als siebenter folgende Aphorismus ist bei Psellos der achtundzwanzigste und bei Plethon der achte. Sein Wortlaut ist der Reihenfolge nach:

1. „Jene beweint die Erde samt ihren Kindern".
2. „Die Erde klagt fortwährend über sie und ihre Kinder".
3. „Sie beweint die Erde, und mit ihnen zugleich ihre Kinder".

Plethon kommentiert diesen Spruch folgendermaßen:

„Diejenigen, welche dieser Mahnung nicht folgen, werden von der Erde beklagt. Unter Erde ist aber hier die irdische Natur verstanden, welche eine Folge der Unvollkommenheit ist, denn das irdische Leben[2]) ist eine Strafe. Darum beweint die Erde auch die Kinder der Unvollkommenheit, denn die Eltern pflanzen ihre sündhaften Begierden auf die Kinder fort, die Tugendhaften befleißigen sich eines keuschen Wandels". —

Während also Plethon diesen Spruch mit Bezugnahme auf das Karma und auf die Vererbungstheorie deutet, so kommentieren ihn der Anonymus und Psellos in Hinsicht auf die Wiederverkörperung; wir können aber ihre Aussprüche hier übergehen.

Der nächste Aphorismus, ebenfalls ohne Zusammenhang mit den übrigen, findet sich nur in der ersten Fassung und lautet:

---

[1]) Die Orakel sind bei Psellos meist in gebundener Rede abgefaßt.

[2]) Also die Wiederverkörperung.

„Die Ausklopfer der Seele, welche ihr aufzuatmen möglich machen, sind auflösender Art".

Der Kommentar sagt:

„Unter ‚Ausklopfern der Seele', welche hier unter dem Bilde eines Kleides eingeführt ist, werden die Vernunftgründe verstanden, welche, wenn sie Eingang in die Seele finden, den Staub der Leidenschaften und alle bösen Neigungen aus ihr heraustreiben. Ihre auflösende Art besteht darin, daß sie von den Schlacken reinigen, welche die Seele von ihrer Hülle, der unreinen Materie, an sich zieht".

Ich bemerke hierzu, daß auch die Kabbala das Bild von den „Ausklopfern der Seele" kennt, welche der Seele im Moment des Todes den letzten, schweren „Grabschlag" (Chibbut Hakkeber) erteilen. Da die Kabbala zum großen Teil im Zoroastrismus wurzelt, so ist diese Parallele ein Beweis für das hohe Alter unserer Aphorismen.

Der neunte auch zusammenhangslose Aphorismus, bei Psellos der zwölfte und bei Plethon ebenfalls der neunte, lautet bei

1. „Auf der linken Seite des Leibes ist der Sitz der tugendhaften Begierden;"
2. „Der Tugend Quell ist auf der linken Seite der Hekate. Jungfräulichkeit bewahre!"
3. „Auf der linken Seite ist der Tugend Quell, bewahre die Jungfräulichkeit!"

Alle drei Kommentatoren betrachten diesen Spruch als Keuschheitsgebot und sagen, daß die linke Seite als Sitz der Tugend betrachtet werde, weil auf ihr das Herz liege; die rechte Seite sei wegen Anwesenheit der Leber der Sitz der Begierden.

Der zehnte Aphorismus der ersten Fassung findet sich in allen drei Bearbeitungen, er ist bei Psellos der fünfzehnte Teil, bei Plethon ebenfalls der zehnte und hat der Reihe nach folgenden Wortlaut:

1. „Die Seele strebe danach, sich mit dem Göttlichen zu verbinden. Hat sie sich dadurch von den Einflüssen der Materie frei gemacht, so wird sie von Gott durchdrungen sein".
2. „Die Seele trachte gottberauscht zu sein,
Was irdisch und gebrechlich von sich thuend!"
3. „Die Seele des Menschen strebe, das Göttliche in sich zu behalten".

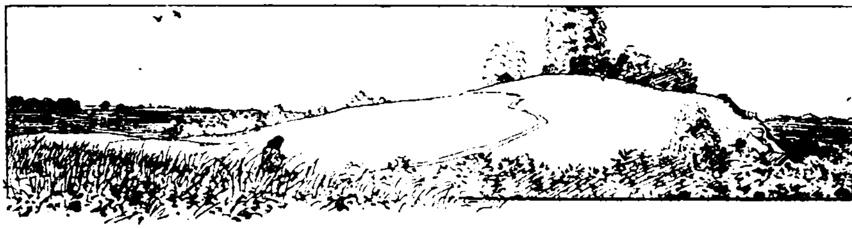
Der erste Kommentar sagt sehr dürftig, die Seele könne des Göttlichen nicht voll sein, ohne zuvor die irdischen Gelüste abgelegt zu haben. Psellos bemerkt:

„Die Seele heilige sich zu einem Gefäße, in welchem die Gottheit ihre Wohnung nehme. Dies geschieht, wenn sie erleuchtet ist, in einem Zustand also, dem ein heiliger Wandel, eine Verachtung alles Irdischen vorhergehen muß".

Plethon endlich sagt:

„Obgleich die Seele mit dem Leib verbunden ist, so vergesse sie doch ihren himmlischen Ursprung nicht, beklage sich aber auch nicht, daß ihr der schmutzige Leib zur Hölle gegeben wurde, ebensowenig als sie auf die himmlischen Güter und göttlichen Eigenschaften stolz sein darf, mit welchen sie der Vater so reichlich bedachte".

(Schluß folgt.)



Augenblicke aus dem Leben eines Pfadfinders.

Von

A. Engel.

Er war ein junger Mann, den die Menschen einen Weisen nannten. Aber dieser Name that ihm weh. Denn er wußte, daß er nichts wußte. Mit dieser Erkenntnis hatte er zwar die erste Stufe der Weisheit erstiegen. Aber über ihm lag Nebel. Er wußte, daß die Leiter, auf deren erster Sprosse er stand, mit ihrer Spitze in den Himmel reichte. Aber sie war ihm in Wolken gehüllt, und er wußte nicht, ob er sie durchdringen könne, ob sein Leben lang genug sein würde, um sich durch dieselben nur soweit durchzukämpfen, daß auch nur noch ein einziger Lichtstrahl auf sein im Tode brechendes Auge falle. Um sich herum hörte er rufen: Komm hierher! hierher! Versuche hier den Aufstieg. Hier ist er leichter, hier ist er sicherer. — Er fühlte, daß man ihn von der Stufe herabzerren wollte, auf der er stand. Er sah um sich, blieb stehen. Er blickte nach oben, lichtdürstend. Aber sein Fuß tastete unsicher nach einem weiteren Halt. Er klammerte sich an den, den er hatte, um nicht diesen auch noch zu verlieren. Aber weiter kam er nicht.

Der junge Mann hatte alle Schulen oer Weisheit besucht, hatte alle Lehrer gehört, welche meinten der Welt die Wahrheit verkünden zu können. Aber gerade weil er sie alle gehört hatte, erfuhr er, daß jeder eine eigene Wahrheit besaß. Hätte er nur *eine* Schule besucht, *einen* Lehrer gehört, so würde er vielleicht gemeint haben, was er gelernt habe, sei das allein Wahre. — In wie viel Formen war ihm Weisheit geboten worden! In so vielen, daß ihm klar war, *eine* konnte nur die einzig wahr sein, und da alle es sein wollten, so meinte er, es könne wohl möglich sein, daß keine von allen diese einzig wahre sei. Diese Erkenntnis machte ihn mutlos. — Führte er ein anderes Dasein als sein Schatten, der sich an seine Fersen heftete? Der seine Gestalt trug und doch nichts Greifbares war, auf den jeder Fuß treten konnte, ohne daß er es auch nur empfand, und der sich im Dunkel der Nacht verlor, als sei er nie dagewesen, so wie sein eigenes Wesen sich verlor in dem Dunkel einer unerkannten Welt?

Der junge Weise saß unter einer Linde. Er war vertieft in einen Folianten und forschte der Wahrheit nach, wie er es immer that. Er hatte hohe Ziele. Er wollte die Welt erlösen von der Knechtschaft der Lüge, aus der alles Elend kommt, alle Qual, alle Not der Erde.

In der Natur herrschte Sonntagsfriede. Aber trotzdem ihn nichts störte, mußte der junge Weise doch manchmal den Blick von den schwarzen moderduftigen Blättern abwenden, weil das warme, lichte Leben ihn anhauchte, und ihn in seine Welt zog, die, von des Himmels Goldfluten durchströmt, die verklärteste Orgie feierte, welche auf unserem staubtragenden Sterne gefeiert werden kann.

Die flimmernde Luft zitterte unter der Uebermacht der tausendfältigen Daseinsfreude, welche sich in ihr regte, und aus dem Himmelsblau brach Strahl auf Strahl auf die sommermorgensonnentrunkene Erde, wie die echte Mitfreude aus den Augen der Seligen. An den Gräsern hingen die Tautropfen und boten dem Himmelsglanze ihren Spiegel, damit kein Lichtatom verloren ging. Denn in diesem Spiegel sahen Millionen Wesen die Himmelsseligkeit, zu der ihr kleines Erdenauge noch nicht empor blicken konnte. Und wenn sie das Tröpfchen auftranken, in dem das Lichtatom lag, kostbarer als einst der Edelstein einer Kaiserin in funkelndem Wein, dann waren sie erfüllt mit einer Strahlenbotschaft aus der Höhe, und waren trunken und taumelten schwirrend und surrend zwischen den Halmen hin, leidvergessend, lustberauscht. Aus den wogenden Gräsern winkten unschuldige Blumenaugen den sich haschenden Faltern zu. Diese hielten einen Augenblick inne in ihrem tändelnden Spiel, rasteten auf den schwankenden Kelchen, um hastend auch ihr Teil Wonne zu trinken und stürzten dann mit flatterndem Flügelschlage in das blaue goldwellige Höhenmeer zurück. Hier und da blieb auch wohl einer an dem schlanken Blumenleib hängen und sog und sog sich in die zitternden Kelchlippen hinein, als wolle er die ganze duftende Blumenseele in seine eigene hineintrinken. Brummende Bienen naschten behaglich ihre süße Mahlzeit. Mückenschwärme hielten ihren schwindelnden Reigen und ließen sich von der Luft auf und niedertragen, oder verharrten wie kleine lebendige Wölkchen, als seien sie der süßen Müdigkeit hingegeben, welche aus der weichen Sommerluft einen goldigen Traum für die Welt wob.

Dieser Traum legte sich auch dem jungen Weisen beruhigend auf die denkende Stirn. Die Lindenblüten umzogen ihn mit Duft und eines Vögleins Lied durchklang ihn. Das Buch lag ungelesen auf den Knien. Die Hand hatte eine neue Seite umgewandt. Aber der Blick war noch nicht darauf gefallen. Der trank die Daseinsfreude von Millionen Wesen und die Seele fühlte sich millionenfach erweitert. Sie war so weit geworden, daß er meinte, die Welt in ihr zu fassen; und was er an Wonne empfand, das empfand er zugleich als Geschenk jener kleinen Geschöpfe, deren unschuldige Freude kaum einen Ton laut werden ließ und die doch in ihm solch jubelndes Echo erweckte.

Als jene Vogelstimme einen Augenblick schwieg, nahm er sein Buch

wieder auf. Er fand den Gedankenfaden nicht gleich. Die Sommerluft war ihm durch den Sinn gefahren, und die geheimnisvollen Stimmen des Naturzaubers hatten die schweren ernsten Worte der schwarzen Buchstaben allmählich in ein Vogellied verwandelt. Er blätterte zurück. Ein jäher Griff an seine Seele geschah. Kaum eine Sekunde menschlicher Zeitrechnung war es gewesen, und doch hing das Gewicht langer erfahrungsreicher Jahre, wie ewige Erkenntnis, daran.

Zwischen den Blättern lag eine zerdrückte Mücke. Was ist den meisten Menschen ein Insekt! So wenig, daß sie einen einzigen Blutstropfen von sich selbst mehr wert halten als das Leben eines solchen, und dies Leben für einen Blutstropfen fordern. Der junge Weise sah mit traurigem Blick auf das tote Geschöpf. So schwach — so schwach. — Eine Welt erlösen wollen und nicht ein winziges Insekt vor dem Tod bewahren zu können. Er dachte, wie kurz die Lust dieser Wesen, wie unschuldig die Freude, wie himmelsverklärt die kurze Spanne Zeit ihres Erdenaufenthaltes sei. Und seine ungeschickte Hand hatte diesen kurzen lichten Faden zerrissen. — Er sah die Daseinsfreude weiter im warmen Sonnenstrahle gaukeln, und ihm that das Aufhören dieses einen winzigen Naturkindes weh, das mit den anderen vertrauend an der Mutter wonnespendender Brust gespielt hatte. Der Wonnedrang der ganzen Schöpfung, der seine Fülle an der Erde ungezählte Wesen verteilte, war ihm zu mächtig und unwiderstehlich ans eigene Herz gedrungen, um nicht Schmerz empfinden zu lassen, daß ein Einziges von allen nun nichts mehr zu empfangen hatte. Hatte dieses Geschöpf, ein Ausfluß der Weltseele, in deren verborgenen Tiefe doch das Geheimnis der ewigen Wahrheit ruht, nicht vielleicht besser seinen Daseinszweck erfüllt, indem es sein Leben hingegeben und mit der Freude des lichterfüllten Sommertages seinen Schöpfer pries, als er, der aus Menschengedanken der Wahrheit Weltgebäude aufrichten wollte. — Er blickte traurig in das freudenbewegte Leben und dachte seines Welterlösungsplanes, der schon unter einer Mücke kläglich zusammenbrach. Das Buch, das ihn besser, weil weiser machen sollte und das doch nur töten konnte, ohne eine Lehre zu enthalten, wie man wieder lebendig macht, wie man ein schmerzzerbrochenes Dasein zu neuer Lebenslust auferstehen läßt, legte er still zur Seite. Dann ging er fort. — Die größte Lehre, welche er bisher in seinem forschungsreichen Leben empfangen hatte, verdankte er einer toten Mücke. —

*

Der junge Weise ging an einem Platz vorüber, wo ein Klausner neben einer sterbenden Katze saß. Er blieb voll Teilnahme in der Ferne stehen. — Das Tier lag still wie in einer tiefen Ohnmacht. Die Sonne schien warm auf das schöne Fell, als wolle sie diesem scheidenden Erdenkinde, dem sie so lange geleuchtet hatte, gerne noch einmal so recht aus der Fülle spenden, da es zum letztenmal geschah. — Jetzt blickte die Katze auf: Ein verständnisvoller Blick unendlicher Liebe und Dankbarkeit traf

den menschlichen Freund. Sie meinte wohl aus behaglichem Schlummer erwacht zu sein. So, gerade so war es gewiß oft, täglich gewesen. Dieser eine Augenblick war ihr noch gegönnt. Dann krampfte der Schmerz den Körper zusammen. Die langen Augenhaare zitterten. Die starren Kiefern thaten sich zu einem qualvollen Klagelaut auseinander. Noch einmal hob sie den Kopf, und nun war es ein Blick grenzenlosen Elends, durch den grenzenloses Vertrauen sich siegreich Bahn brach. — Der junge Weise sah, wie die Barthaare des verwitterten Greisengesichts zitterten. Dieser Greis, der sein Leben mit der Abtötung der Erdenregungen verbrachte, zahlte in diesem Augenblick dem Schmerz einen bitteren Tribut. Die Natur ist mächtig. Ihr Notwendigkeitsgesetz wird nie nur gewußt, es wird immer auch empfunden werden. — Dieses Tier war das einzige Band, welches den Menschen neben ihm noch an die Außenwelt knüpfte, das den Blick aus den Tiefen des Innern auf das Leben zog. Nun riß das Band. Sollte das nicht weh thun?

Der Greis legte dem Tier die zitternde Hand auf und es senkte den Kopf beruhigt zurück. Es meinte, sich nun zu erquickendem Schlummer strecken zu können und ein leiser Schnurrton wurde stockend hörbar. Aber in dieser Welt gab es für das bepelzte Erdenkind keine Ruhe mehr. Gequält hob es den Kopf. Die Hand konnte den Schmerz nicht mehr lindern. Eine verzweifelte Frage in dem stillen Blick, dann schlug der Kopf schwer zur Erde. Noch ein Suchen im Auge, noch ein Aufstrahlen schmerzbesiegenden Glaubens. Dann trat das Unbewußtsein in den sich trübenden Blick und die Seele war hinausgezogen. Wohin? —

Schauer auf Schauer flogen über den weichen Körper, und des Greises Antlitz zuckte, als träfen ihn selbst des Todes letzte Schläge.

Der junge Weise wandte sich erschüttert ab. — Also das war das letzte. Immer Vertrauen, immer Vergeltung dafür, und in letzter schwerster Stunde: Ohnmacht. Er dachte der Menschen, welche gläubig zum Himmel blicken, welche unerschütterlich ihrer Vorsehung vertrauen, welche die ganze Inbrunst einer starken reinen Seele in ihr Gebet legen. Werden sie alle erhört? Viele fluchen der Vorsehung, welche sie anbeteten, von der sie sich getäuscht wähnen, weil sie sie in schmerzlicher Stunde scheinbar verließ. Vielleicht weint auch sie manchmal über ihre Schutzbefohlenen wie der Klausner über seiner Katze, wenn sie nicht helfen darf, weil sie weiser ist als jene.

Könnte der Tod diesen letzten Strahl aus dem Auge des Tieres in jedes Menschenauge legen, dachte der junge Weise. Dann wäre er großartig, wie wir ihn auch uns vorstellen möchten. Und wie leicht ist es, uns diesen Strahl als die goldene Himmelsbrücke zu denken, auf welcher die Seele aufwärts zum ewigen Heimatslichte eilt, aus dem solche Strahlen geboren sind.

*

Der junge Weise saß bei dem Scheine einer Kerze sinnend, als ein junger Mensch zu ihm hereintrat, sich mißmutig auf einen Sitz niederfallen

ließ und, finster in das flackernde Licht der Kerze blickend, sagte: „Was mühst Du Dich, so ohne Ende einem Wesen nachzuforschen, das sich doch nur um uns zu bekümmern scheint, wenn es uns von jedem Glück, das wir anstreben, zurückstoßen kann. Wie habe ich mich immer wieder bemüht, nicht mutlos zu werden, wenn mir nur im Leben genommen wurde, statt daß ich empfing. Mit der Geduld eines Weisen habe ich mir immer eine neue Kerze angezündet, die mir auf meinem Lebensweg voranleuchten sollte, der ich vertrauend nacheilen konnte. Wenn ich gerade meinte, mich dem ersehnten Lichte zu nähern, wenn schon der Glanz mich umfloß, wenn schon die Wärme des ersehnten Glückes mich durchdrang, dann wurde mir das Licht verlöscht, und ich war aufs neue im Dunkeln. Nennst Du die Macht gütig, die das that? Meinst Du wirklich, ihr Angesicht sei so schön, daß Du niemals rastest es zu suchen?"

In diesem Augenblick flog eine Motte gegen die Kerze. In immer engeren Kreisen flatterte sie um dieselbe herum, bis sie mit gewaltigem Ansturm des kleinen zitternden grauen Körpers an das flammende Herz stürzte. — Der junge Weise beugte sich vor und blies die Kerze aus. Sie waren plötzlich im Dunkeln.

„Was glaubst Du", fragte er den Unzufriedenen, „was dieses Insekt von der überlegenen Macht hält, die es aus dem lichttrunkenen Entzücken plötzlich in die Finsternis versetzte. Es hatte sich aufgerungen aus Moder und Dunkelheit. Muß es nicht den Menschen, der eben seine Vorsehung war, grausam nennen. Es weiß nicht, daß das Licht, das ihm das glanzerfüllte Centrum der Erdenglückseligkeit bedeutete, sein Verderben war, und wird es in diesem Leben nie erfahren". — Der Andere schwieg. „Du darfst nicht vergessen", fuhr der Sprecher fort, „daß die selber entzündete Kerze auch vom Hauch der Erde verlöschen kann. Suche Dir einen Sonnenstrahl zu greifen. Der fließt aus dem Lichtmeer der Höhe, das nie versiegt. Wenn morgen früh der Tag anbricht, dann wird die arme kleine Motte sich auch an einem Licht erfreuen, das kein Mensch ihr ausblasen kann, das sie aber nur erfreut, ohne sie zu verderben".

Als der Andere fortgegangen war, blieb der junge Weise noch lange sinnend im Dunkeln sitzen. Er entbehrte das Kerzenlicht nicht. In der Antwort, die er dem Andern gegeben hatte, war ihm plötzlich selbst die Lösung der Frage aufgegangen, die ihn oft mit ihrem Zweifel gequält, und er empfand tiefes Mitgefühl auch für die kleine Motte, die im Dunkeln sich dem Lichte zusehnte, das doch nur ihr Verderben war, und er harrte für sie des jungen vom Himmel gesandten Tages.

*

Der junge Weise ging durch den frühlingsgrünen Wald. Die Vöglein trugen alle seine Gedanken auf ihren Liedern durch das zarte schimmernde Blätterdach zum Himmel empor. Die Natur ist ein Buch, in dem die Buchstaben leicht zu magischen Zeichen werden, über deren Zauber der Blick hingleitet, ohne sie deutlich zu lesen.

Man fühlt die Seele sich weiten. Vogelsang und Himmelsblau und Blumenduft ziehen ein mit Ahnen und Sehnen und sattem Glücksgefühl. Man nimmt alles auf, so wie man einem Traume still hält. Man ruht, und das bedeutet des Menschen Feierstunde. Später, wenn es kein Frühlingstag mehr ist, vielleicht dunkle Nacht, dann wacht auf, was einst still einzog. Das Ahnen reift zum Wissen. Die Knospen brechen auf. Dem einstigen Fühlen entsteigt der reife Gedanke, wie der Blüte die Frucht, und das Vogellied durchklingt, was da ist, mit seinem Tone aus dem Paradiese, verkündet, daß in ihm ein Ewiges ist.

Eine einzige Vogelstimme übertönte den Chor der anderen, und der junge Weise blieb unter dem Baume stehen, aus dessen Zweigen sie kam. Was sang in ihr? — Wie winzig war die Brust, die unter dem zarten Gefieder zu springen drohte von der Macht des eigenen Liedes! Das Lied war mächtig, daß es den Wald mit Wohllaut erfüllte, daß es hoch zum Himmel auftönte. Der Inhalt des Liedes aber war wohl noch mächtiger, vielleicht reich genug, ein Weltall zu füllen. Denn es war eine Seele. Das Vöglein sang um Liebe, und nun wuchs die ganze Seele aus der kleinen Brust hervor. Es sang sie hinaus, um zu zeigen, daß sie der Liebe wert sei, und schwang sich auf ihren Tönen hinauf zu den Höhen, wo Licht und Klarheit herrscht.

Der junge Weise wußte jetzt, welch eine Welt das kleine Federkleid deckte. Denn diese Welt sang sich ja auch in sein Herz hinein, und die Vogelstimme trug ihn durch alles, was Erdenwesen empfinden können. Nun hoben sich die Flügel, den Tönen zu folgen, die sich zur blauen Höhe empor schwangen. Ein Siegessang schwoll zum Himmel auf, — dann brach er jäh ab, und der kleine beschwingte Sänger flatterte verstummt zur Erde. Mit ihm zugleich fiel ein Pfeil nieder, der die liedererfüllte Greife daher nicht mutwillig in das Wirken der Natur ein!“

Ein wilder Knabe brach ungestüm durch das Gezweige der niederen Büsche, welche sich rings an die hohen Stämme anlehnten. Er wollte nach dem zuckenden Opfer greifen. Aber der junge Weise donnerte ihm ein empörtes Halt! entgegen. Er hob den Vogel auf, dessen Köpfchen schlaff zur Seite sich neigte, und blickte voll Weh auf die gebrochenen Augen. „Du bleibst der Welt das Ende des Liedes dieses Sängers schuldig“, rief er dem Frevler entgegen. „Es wird einst ein Kläger auftreten und es von dir fordern. Wirst du es dann geben können? — Greife daher nicht mutwillig in das Wirken der Natur ein!“

Der Mörder zog sich scheu zurück. Der junge Weise bemerkte es kaum. Er hatte den Blick auf den kleinen leblosen Körper gesenkt. Er dachte daran, was hier alles gestorben war. Wie hatte das Auge geglänzt, wie war die Brust geschwellt! Wo war die Seligkeit, die er sich ersungen hatte? Sollte ein gedankenloser, grausamer Knabe fähig sein, die Reichtümer, welche eine ewige Macht auf ihr Geschöpf gehäuft, in ein grundloses Meer des Vergessens, des Nichtdaseins zu stürzen? Und das Lied?

Des jungen Weisen Seele zitterte noch unter dem Nachhall der Töne. Das Lied hatte kein Ende gehabt, das Leben war nicht aus. Der Flügel hatte aufwärts gestrebt. Nun war er zerbrochen. Aber von einem Menschen, nicht von der Hand, die ihn schuf. Schallte dies Lied nicht voran in der Höhe, ehe der Flügel noch nachdringen konnte. — Das Lied hatte kein Ende gehabt. Der junge Weise war überzeugt, der kleine Vogel sang es jetzt an dem Aufenthalt, den die Menschen das Paradies nennen, weiter — weiter bis in alle Ewigkeit. Und während er den kleinen stillen Körper in blumigem Mose barg, meinte er aus der lichten Höhe über den Wolken die letzten Töne des süßen Siegesgesanges einer beschwingten Seele zu hören, welche die Erde, den Frühling und die Liebe grüßte.

*

Der junge Weise sah einen Wurm über den sonnenstrahlbeschienenen Weg kriechen. Ein Wanderer kam daher. „Gieb Acht!" rief jener ihm zu, „daß Du den Wurm nicht zertrittst". Aber der hob den Fuß, setzte ihn ruhig auf den Wurm und zertrat ihn. „Was thut es", sagte er hochmütig. „Ist es doch nur ein Wurm. Soll ich seinetwegen auf die Erde sehen. Erstaunt Dich das, weil Du mich so sonderbar anblickst".

„Ich dachte nur", entgegnete der junge Weise, „daß ich für uns hoffen will, die Macht, welche uns gewaltiger gegenüber steht, als wir dem Wurm, möge nicht Deinen Sinn haben, möge uns barmherziger sein, als Du dem Wurm. Wenn sie nur gerecht ist, dann wird Sie dich zertreten, wie Du diesen Wurm zertratest. Ich lasse den Blick durch das Weltall schweifen, und sage mir, daß unter den Sternen, die wir nur als lichte Punkte sehen, größere sind als der, auf dem wir wohnen, und den wir stolz die Welt nennen, daß unsere Welt ein Pünktchen unter den Punkten ist. Ich halte den schwindelnden Blick auf unsere Erde gebannt und sehe, daß sie mir unendlich erscheinen würde, wenn ich nicht wüßte, daß sie nicht unendlich ist. Ich sehe mächtige Tiere dahin schreiten, gegen die wir ein Volk von Zwergen sind, und ich sehe auch mit Beschämung, daß die Größe, wie sie unmittelbar aus des Schöpfers Hand hervorgeht, gepaart ist mit Großmut und Güte, und ich möchte den Elefanten zum Lehrmeister meines Menschensinns machen. — Ich blicke an diesem Baume empor. Für mein kurzsichtiges Auge stößt sein Wipfel fast an die Wolken. Er hat mehr gesehen als ich. Denn sein Alter rechnet nach Jahrhunderten, meines nur nach Jahrzehnten; und er wird noch vielmehr sehen. — Ich blicke auf die Erde und sage mir: ich bin nicht mehr als ein Körnchen der Sandes im Weltraume, selbst nicht auf dem eigenen Wohnsitz, unserer Erde. Der Wurm ist im Verhältnis zu mir größer als ich im Verhältnis zu diesem allen, und er ist mir verbrüdert, denn in ihm lebt das Leben, das in mir lebt, und dieser Sonnenstrahl fiel auf uns beide. Wird die Macht, die größer ist als wir alle, der wir vertraun, wie der Wurm im Sonnenschein der Macht vertraute, die über ihn hinwegschritt, wird sie auch sagen: es ist nur ein Mensch. Soll ich

seinetwegen auf die Erde sehen?" Der junge Weise wandte sich ab, und überließ es dem Wanderer, sich selbst die Frage zu beantworten, und den Begriff des Geistes der Höhe abzumessen nach dem Geist, der in ihm selber wohnte.

*

Der junge Weise wurde auf seinem Wege von einem Menschengewühl aufgehalten. Der Kaiser ließ eine öffentliche Almosenspende verteilen. Pauken und Trompeten schallten vor dem her, der das Becken trug, in das er hineingriff, um die Münzen unter die Leute zu streuen. Von allen Seiten drängte das Volk herbei, um etwas zu erhaschen. Während dessen saß der Kaiser an reicher Tafel und ließ sich das Mahl würzen mit den Lobpreisungen seiner Freigiebigkeit, mit den Berichten über die Heilswünsche, welche die Beschenkten über ihn ausgerufen hatten.

Als der junge Weise aus der Stadt herauskam, sah er einen armen Krüppel am Wege sitzen. Seine kranken Füße hatten ihn nicht bis zu den lockenden Gaben verheißenden Trompetentönen getragen, und die Freigebigkeit suchte nicht die am Wege verlassenen Einsamen auf. Während der junge Mann noch forschend zu dem Armen hinüberspähte, der sein Elend so gewohnt schien, daß er sich selbst keine Teilnahme dafür einflößte, sah er, wie ein abgemagerter verkommener Hund sich zu jenem heranschleppte und ihn mit seinen müden, sanften Augen flehend ansah. Der Bettler blickte jäh auf. In den starren Zügen löste sich ein großes Gefühl, das sein Herz wohl für sich selbst zu kostbar gefunden hatte, und während er auf das elende Geschöpf nieder sah, dem er hülflos gegenüberstand, rann ihm eine Thräne aus den Augen und rollte langsam über die abgezehrten Wangen hinab.

Der junge Weise trat heran, griff in seine Wandertasche und holte ein Brot hervor, das ihm als Reisezehrung dienen sollte. „Für euch beide", sagte er, es dem Bettler reichend. — Als er sich, schnell hinwegschreitend, noch einmal umwandte, sah er, wie der Bettler den ersten Bissen des gebrochenen Brotes dem Hunde hinhielt, und wie ein schwaches Lächeln über die freudenungewohnten Mienen sich schlich, als das Tier das Gereichte hastig ergriff. — Dem jungen Weisen war es, als habe er in jener menschendurchlärmten Straße und eben am einsamen Wege denselben Engel gesehen, den Engel, der das Amt hat, der Menschen wohlthätige Spenden in das Buch der Ewigkeit einzutragen. Dort hatte er regungslos dem Treiben zugesehen, wie aus der Fülle kaiserlichen Schatzes das Almosen in die Menge fiel. Hier hatte er sein Buch hervorgezogen, und mit mild freundlichem Gesicht die Mitleidsthräne eines Armen darin verzeichnet, die er einem hülfeflehenden Hunde schenkte.

*

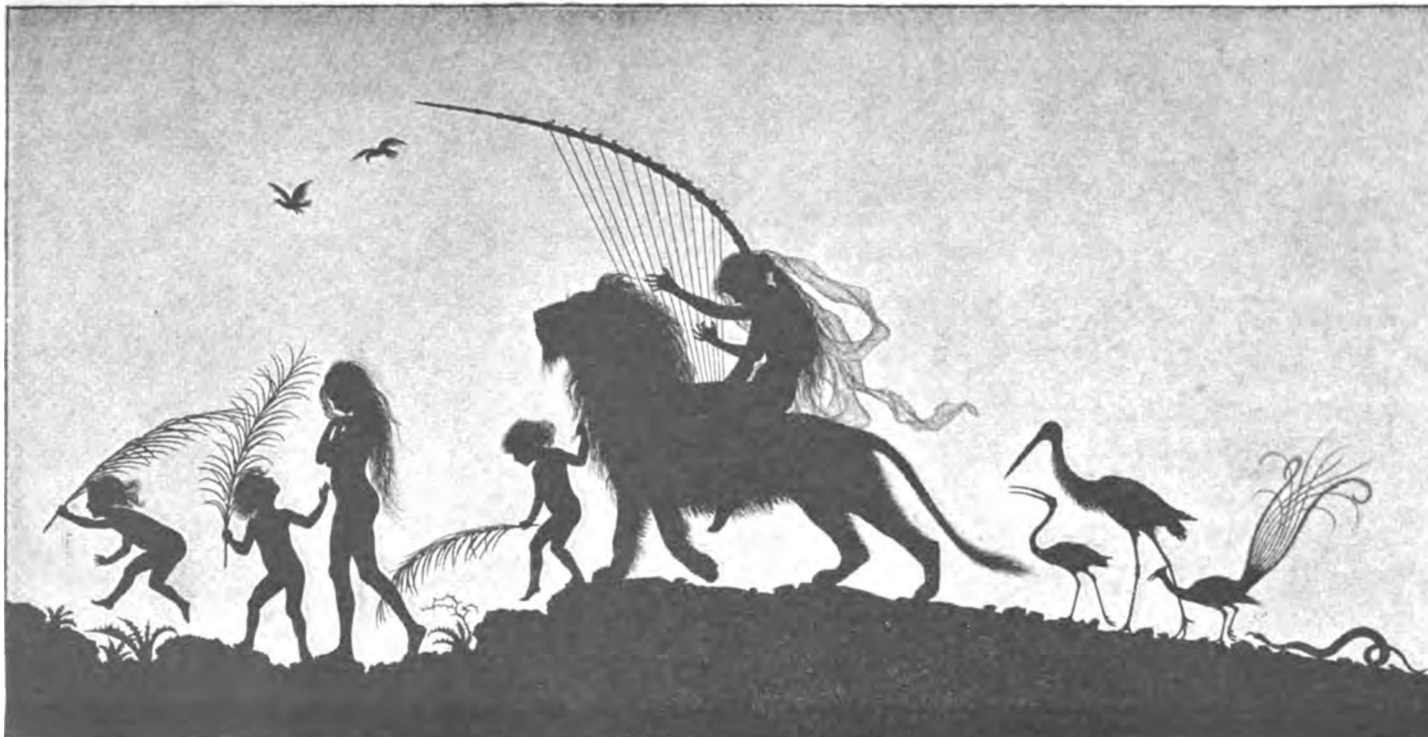
Der junge Weise dachte der Ewigkeit nach. Das ist ein würdiger Gegenstand zum Denken für den Weisen. Denn jedem Wanderer ist es wichtig, die Herberge zu kennen, welche das Ziel seines mühsamen Weges ist. — Er wußte genau, daß nichts aufhört. Jeder Freudenschein der

frühlingsfrohen Kreatur, jeder Schmerz, der nach Tröstung schreit, das unaufhörliche Weben und Walten in der Natur, durchklärt von Liebe in allen Gestalten und Formen, sagten ihm ja, daß in jedem Geschöpf etwas lebt, das von ihm ausstrahlt, das seine irdische Gestalt mit einem Lichtkreis umgiebt, das verschwindet, wenn der Tod den Körper erstarren läßt, das aber nicht anders verschwindet, als für uns auf unserer Erde die untergehende Sonne, welche darum nicht dem Weltall verloren ist, weil das Menschenauge sie nicht mehr sieht.

Aber der an den Körper gebundene Geist vermochte keine Vorstellung zu gewinnen über die Neugestaltung des von der Hülle abgelösten Wesens. Er wußte zwar, daß die Erde und ihre Bewohner von Anbeginn an Wandlungen unterworfen gewesen waren. Aber die hatten sich durch Jahrtausende hindurch vollzogen, und es war ihm kein erlösender Gedanke, wähnen zu müssen, daß das Irrsal der einzelnen Geschöpfe sich durch Aeonen hinziehen möchte, ehe sie die Rast ihrer endlichen Bestimmung erreichen würden.

Während er dieser Frage nachsann, hatte er schon lange einen kleinen Vogel beobachtet, der unermüdlich hin und her flog, auf dem Rückweg stets etwas im Schnabel trug und in dem dichten Buschwerke verschwand, aus welchem er nach kurzer Zeit, nachdem er einen munteren zufriedenen Ton ausgestoßen hatte, eilig wieder hinwegflog. Der junge Weise erhob sich endlich und trat an das Gebüsch heran, leise die Zweige auseinanderbiegend. Da indem der Blick tiefer in das Blättergewirr eindrang, glänzten ihm ein paar kleine runde Augen entgegen. Es war ein Vogelweibchen auf dem Neste. In dem Blick lag starres Entsetzen, aber ein todverachtender Mut. Die Federn sträubten sich. — Wir hören von den Kämpfen des Menschen gegen Riesen, gegen ungeheure feindliche Mächte, aber verweisen sie in das Reich der Sage und glauben nicht daran. Dies Zwerglein verteidigte die Leben, die es nur ahnte, kraft der Sehergabe der allmächtigen Liebe, die keines irdischen Blickes bedarf, gegen einen Giganten, dessen Augen schon fast so groß waren wie es selbst. Es wankte nicht, und deckte seinen ganzen Reichtum zu mit der Kraft, die es bekommen hatte. Und diese Kraft war groß. Denn sie war erfüllt mit der Bereitwilligkeit auch zu sterben für das, wofür sie lebte.

Der junge Weise zog sich still zurück. Bald sah er das Vogelmännchen wiederkommen, und dem mußte wohl die große Not und Angst der letzten Stunde geklagt sein, denn es ging nicht wieder fort. Bald wiegte es sich auf einem schwanken Zweige nahe dem stillen wunderbergendem Heim, und sang ein friedliches süßes Lied. Ja, wunderbergend. — Der junge Weise dachte der winzigen runden Wunder, welche das Nest barg. Leblose kalte Gegenstände, wärmer und wärmer werdend von dem Feuerstrom der Liebe, die aus der pochenden kleinen Brust sie durchdrang. Und diese sieghafte Liebesinbrunst sprengte die Hülle. Lebendige Geschöpfe gehen daraus hervor. Schwingen regen sich. Töne entquellen der Brust, lauter und lauter, und dann schwingt sich das ganze kleine Geschöpf auf. Die Wipfel



Aus dem Festzuge, Fries von

Diefenbach.

der Bäume nicken ihm zu. Sie zeigen höher, höher. Die Flügel spannen sich aus. Nun geht es hinauf, als wolle es gerad in den Himmel hineinfliegen, auf zur Höhe, auf zum Licht, und eine Jubelhymne durchtönt den Luftraum.

Der Abend war gekommen. Die Dämmerung deckte mit Traumschleiern alle Angst und Not zu. Ein Vöglein sang ein Schlummerlied für die Getreue und für die Wesen, welche es ahnte. Dann wurde es still. — Der junge Weise dachte an jenes geheimnisvolle Heim, in welchem Wunder schliefen. Er dachte der harten Gegenstände, welche die heiße Mutterbrust drückten. Sie fragte nicht: was kann sich daraus gestalten? Sie gab die Glut ihres Lebens und glaubte; die Ahnung machte sie glücklich. Die Erfüllung mußte sie noch glücklicher machen. Er dachte der gesprengten Hülle, aus welcher das beschwingte liederfüllte Wesen zum Himmelsglanz aufsteigen würde. Und er lächelte über die langen vergeblichen Bemühungen seines suchenden Geistes, eine Vorstellung von der Wandlung der irdischen Wesen für einen Aufenthalt im Lichte zu gewinnen.

*

Seit jenem Sommertage hatte der junge Weise kein von Menschenverstand verfaßtes Buch mehr angerührt, da er von einer toten Mücke eine Lehre empfing. Aber vor ihm lag das Buch der Schöpfung aufgeschlagen. Dessen Buchstaben waren lebendig, und was da ist, ist keine Hypothese, es ist wahr. —

In fernem Wüstensand stehen riesenhafte Steingebilde, die irdische Hände sich als Zeugen von Jahrtausenden errichteten. Sie sind bedeckt mit Zeichen einer Sprache, die mit den Menschen starb, welchen sie gehörte. Man sucht sie zu entziffern, um zu verstehen, was der Geist jener Völker seiner Zeit zu sagen hatte, wie das Wesen einer untergegangenen Menschheit sich äußerte. In der Schöpfung stehen lebendige Gebilde, die eine mächtige Schöpferhand einer Welt als Zeugen der Ewigkeit ins Dasein rief. Die geheimnisvollen Zeichen reden von dem, was da ist, was da war und was da immer sein wird. Aus ihnen spricht der Weltgeist zu allen Zeiten, die über die Erde hinstreichen. In ihnen äußert sich nicht das Wesen eines Volkes, auch nicht das der Menschheit, sondern das einer Fülle von Geschöpfen, die bis zu dem, das nur wie ein Atom erscheint, alle leben, und so ihre Wahrheitslehren kund thun. Der junge Weise hatte aus diesem Buche unendlich viel gelernt. Wenn er auch wußte, daß sein Erdenleben nicht ausreichen würde, die geheimnisvollen Zeichen alle zu ergründen, so machte ihn diese Endlichkeit seines Begreifens doch nicht mutlos. Was er erwarb, war an keinen Irrtum, keinen Zweifel gebunden, und jedes Forschen lohnte hier die Erkenntnis. Hier tönte ihm von den grünen, bunten Lehrstühlen von Blatt und Blume immer dasselbe entgegen. Nichts widersprach dem andern. Einstimmig war die Schöpfung durchtönt von dem Liede ewiger Wahrheit. Er war reich geworden — ganz natürlich. Empfing er doch, hinschreitend durch die Fülle ungezählter Wesen, von jedem, mochte es noch so winzig sein, sein Geschenk. Es war

auch natürlich, daß er alle liebte, die ihn so reich gemacht, und so wuchs auch die Liebe in ihm und schien ihm fast zu groß für ein einziges Menschenherz.

Wenn er zurücksah auf die eigene Gattung, zurücktrat in den Kreis der Menschen, die alle meinten, sie müßten ihm am nächsten stehen, da sie doch seine Gestalt trugen, so fühlte er sich plötzlich einsam. Er war ein Fremder unter ihnen, und ihre Sprache hatte nichts gemeinsam mit der seinen, als den Laut. Fest verschlossen trug er die Schätze seines Innern. Alles, was er davon ausgegeben hätte, würde, wenn nicht gar in den Sumpf, so doch in den Sand gefallen sein, wo es achtlos unter die Füße getreten wurde. Er sah die Bündnisse, welche die Menschen mit einander schlossen. Beneidete er sie? War es etwas anderes, als ein Nebeneinanderhergehen in kleinem Kreise, wie es die ganze Menschheit im Großen thut? Er dachte nach, wie es sein müßte. Er durchlief in seinem Inneren die Tonleiter von der Tiefe bis zur Höhe, von der Höhe bis zur Tiefe. Auf jeden Ton der Nachhall des eigenen: So wäre es recht. Aber es war immer still geblieben um ihn im Menschenkreise, wenn in ihm die Saiten klangen. Nur in der Natur hatte es laut, fröhlich und heilig geantwortet, und eine große Harmonie hatte sich dem Liede seiner Seele angeschlossen und war hinausgeklungen ins Unendliche.

Er suchte einen alten Lehrer auf, den er deshalb höher schätzte als die Andern, weil er, wie er selbst, die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens genügend erkannt hatte, um nicht andern Eigenes für allgemeine, unumstößliche Wahrheit hinzustellen. Der hatte immer weiter geforscht Tag und Nacht. Aber darüber war er alt geworden. Er wird es nie erreichen, dachte der junge Weise teilnehmend, während er neben ihm saß. Die Augen sind festgebannt auf die Seiten seines Buches. Er läßt sich nicht Zeit nur einmal den Kopf zu heben. Und doch würde ein Blick nach oben ihm die Erlösung bringen.

Ihm selbst wurde die Brust beengt von der eingeschlossenen Zimmerluft. Als es dämmerte, brachte des Gelehrten Tochter die Lampe. Draußen vor den Fenstern breitete sich ein anderer Schein aus. Der Mond war langsam am Himmel heraufgewandelt. Als er das dürftige Menschenlicht im Zimmer gewahrte, lagerte er das seine um das Haus, ohne es eintreten zu lassen. Er leuchtet nur dort, wo es dunkel ist.

Der junge Weise blickte hinaus.

„Ihr habt eine schöne Tochter", sagte er zu dem Alten.

„Ja", entgegnete dieser: „Als ich jung war, dachte ich auch, ich müßte alles genießen, was Menschen Glück nennen. Aber Gefühle sind an den Augenblick gebunden, und der Augenblick hinterläßt keine lange Befriedigung. Hier nur ist bleibender Wert", er deutete auf seine Bücher, „und die Verbindung mit dem, was an keine Person geknüpft ist, ist eine des Menschengeistes würdige".

Der junge Weise sah in die zusammengeschrumpften Züge des Greises mit den unruhig forschenden Augen. Er mochte ihm den Irrtum nicht

nehmen, indem er fragte, was denn die Frucht seines Lebens sei, worin denn der Wert seiner Bücher bestände, da er von einem über das andere hinweg zum dritten hastete, ohne jemals zum Schlusse zu kommen. — Er mußte selbst schöpfen aus dem Quell, der ihm immer neues Leben zusprudelte.

Er schritt hinaus und hinein in eine freie, verklärte Welt. Des Gelehrten Haus lag auf einer Höhe und er sah nun hinunter in ein lichtflimmerndes Thal, in das der Mond seinen Glanz in vollen, weißschimmernden Strahlenströmen wie in einen Becher goß, aus dem die Nacht ihren berauschenden Begeisterungstrank schlürfte. Denn wie eine Pythia redete sie in dichterischen Lauten geheimnisvoller Bedeutung zu Allem was lebte, und Alles was lebte war wieder ein Buchstabe zu dem Jubel-Lobgesang des heiligen Nachtmysteriums. Der junge Weise bohrte die Seele tief hinein in die magische Schönheit der Natur, so daß sich seine Seele längst körperlos fühlte, losgelöst von dem Erdenplatz, da er stand, als ein Schatten vor ihm hinfiel, ähnlich gebildet wie der seine, einem Menschen gehörend. Noch traumbefangen blickte er auf in ein paar Augen, in die auch der Mond seinen Zauber gegossen hatte, und er wußte, daß er seine Lippen schweigen lassen durfte, daß er sich nicht aus dem Traum zu reißen brauchte, der ihn umfangen hielt. Denn dies Menschenwesen trat mit ihm unter den Schleier, welcher über der verstummten Erde lag. Es zerriß ihn nicht. Es war die Tochter seines Gastfreundes. Aber sie standen mit einander in einem Tempel. Da gebot des Ortes Weihe Schweigen. Des Menschen künstliches Gebäude von Höflichkeit und Rücksicht lag tief drunten, tiefer als das Thal zu ihren Füßen, tiefer als der Ort, wo der letzte Strahl des Mondes sich in Dämmerung verlor. Hier gebot der Natur Gesetz der Seele, die ihr angehörte, sich ihr anzuschmiegen, und sie ging ein in das große erhabene Schweigen.

Der junge Weise dachte der Worte des Alten. So ist es nicht, sagte er sich selbst, sie an des Himmels Leuchte haltend. Es giebt Gefühle, welche die Ewigkeit siegend dem Augenblick entreißt. Auch wohl das, welches sich dem Geschöpf verbindet. Denn das Geschöpf ist ja auch nicht vergänglich, und an ihm bleibt das Gefühl haften, das wir daran hängen. Nur alles was lebt hat Wert, und was da lebt fühlt. In dem was lebt äußert sich der Geist, und der Geist ist Wahrheit. Diese arme Fledermaus, die hier über meinem Haupte durch die lichtdurchflutete Dämmerung schwirrt, schöpft das Leben besser aus, als der Greis im luftberaubten Studierzimmer.

Das Mädchen neben ihm machte eine Bewegung und er blickte noch einmal zu ihr hin, in ihre Augen, und sie in die seinen. Und es war nicht anders, als wenn sie beide in das geheimnisvolle Lichtmeer sich versenkten, das sie schimmernd umwogte. „Es scheint, Ihr seid in jungen Jahren weiter gekommen, als mein armer Vater“, sagte sie. „Mir kommt es vor, als wenn einer, der hinter Kerkermauern sitzt, wähnt, ein Reich einnehmen zu können. Er sieht ja nicht, wie weit der Welt Grenzen

sind, denn er ist umschlossen von seinen engen Wänden. Er sieht nicht, wie hoch der Himmel ist. Denn über ihm hängt der kleinen Menschenwohnung niedriges Dach. Niemals kann der Himmel sein: es werde Licht! zu seiner Seele sprechen. Denn er richtet den Blick nicht empor, um den zündenden Strahl zu empfangen. Sein Geist kann nicht frei im Weltall umherschweifen, denn die toten Buchstaben halten ihn durch das Auge gefesselt. Meine Wissenschaft ist immer einfacher gewesen, ich habe stets zu den Sternen aufgesehen, und sie haben mich nicht ohne Antwort gelassen. Ihr Licht war immer das gleiche. War der Himmel einmal dunkel, so wußte ich, es waren Wolken, die darüber hinzogen. Aber über den Wolken war ein Ort, wo das Licht nie versiegt, wo die Sterne strahlen wie von Anbeginn der Welt, wenn sie von der Erde aus auch nicht zu sehen waren. Es war mir ein tröstlicher, lieber, erhebender Gedanke, eine Klarheit zu kennen, die niemals getrübt wird. Und was feststeht wie die Sterne, seit mehr Tausenden von Jahren, als wir zählen können, in ewigem Wechsel und Wandel, das muß wahr sein. Denn an Allem, was Menschengedanken auch bauten, rüttelt die Zeit, und es wurde vieles in den Jahrhunderten begraben, wie der Menschen Leiber begraben wurden. Wenn ich Geschöpfe leiden sah, und ich begriff nicht warum, dann sagte ich mir: die Sterne, die ihnen in diesem Leben geschienen haben, deren Licht wird auch für sie ewig sein, wie für uns alle". —

Sie hielt inne. Aus den Augen des jungen Weisen brach ein Aufjauchzen seiner Seele: „Ich habe es nicht für möglich gehalten", rief er endlich, „in einem Menschen noch einmal die Saite klingen zu hören, auf welche die ganze Schöpfung gestimmt ist, die auch meinem Leben Harmonie gab". Und er begann ihr zu erzählen, wie die Schrift der Natur ihm Wunder auf Wunder enthüllt, wie sie ihn reich und wissend gemacht habe, ein Wissen, wie es durch Versenkung des Gemüts in alles, was lebt, erworben wird. Er sprach vieles, und während dessen hatte er ihre Hand gefunden, und nun blickte sie in langem Schweigen hinaus in die zaubervolle Welt. Durch den lichtüberschimmerten Himmel brach mit den zitternden Strahlen der Sterne flimmerndes Heer. Der Mond füllte mit immer volleren Glanzfluten den Thalbecher. Auf dem Boden glühten Leuchtkäfer wie freundliche Abbilder der strahlenden Sterne. Es war, als ob Himmel und Erde sich zur Feier eines heiligen Sommernachtstraumes vereint hätten. Lichtströme durchwogten das All und einten alle Welten.

Der junge Weise atmete tief auf und blickte noch einmal in die Augen neben sich, die sich ihm nun langsam zuwandten. Er sah auch jetzt nichts Fremdes darin, nichts als den Geist dieser Stunde. „Hast Du es auch empfunden, daß unsere Seelen sich umfaßt hielten, wie hier unsere Hände?" fragte er.

„Ja, das habe ich", antwortete sie.

„Ich weiß jetzt", sagte er nach einer Pause, „was Menschenbündnis ist, aus dem die Glücksblume blüht, die ihre Wurzeln in der Ewigkeit hat. Es hat Philosophen gegeben, welche meinten, daß die Sterne singen

könnten. Was so mächtig durch die Schöpfung tönt, dem Ohre Schweigen, der Seele brausende Melodie, sollten da nicht auch die Sterne mitklingen. Uns haben sie das Hochzeitslied gesungen, Dir, auf deren Stirn ein Schimmer von ihrem Licht und ihrem Frieden liegt. Und wie wir verbunden sind mit allen Geschöpfen, eins mit ihrem Wesen, so dürfen wir nun glauben, daß im Reiche aller Lebendigen eine große Mitfreude darüber herrscht, daß unsere Seelen ineinanderflossen zu einem Akkorde für die Ewigkeit".

Als beide bei dem Alten eintraten, aus einer anderen Welt in eine enge staubige Erdenwirklichkeit, sprach der junge Weise: „Unsere Bestimmung hat Deine Tochter und mich zusammengeführt. Wir glauben beide, daß das Gefühl nicht an den Augenblick gebunden, sondern ein Quell des Lebens ist. Wenn mein Geist mit einem verwandten Geiste sich berührt, so klingt es, wenn nicht, so bleibt es stumm in mir. Ich kann mich deshalb nicht irren, wenn ich Dir sage: Diese Seele gehört zu mir wie die meine zu ihr gehört. Ich lernte, was Liebe ist und was Leid ist, beides und Alles im Mitgefühl für die des All belebenden Wesen. Beides und Alles will ich mit dieser hier teilen, denn sie fehlte mir in der Harmonie meines Daseins. Sie der Spiegel meines Ichs, der Spiegel der ganzen Welt, ich der ihre. Wir beide bleiben, was wir sind, nur ein Doppelwesen von dem, was wir waren, noch einmal so reich, noch einmal so gut und verhundertfacht glücklich". —

Ueber Beiden mußte wohl noch ein Schimmer des magischen Lichtes der wundererfüllten Welt draußen liegen. Denn als der alte Gelehrte nun die Augen von seinem Buch aufhob, da glitt ein heller Widerschein über seine verdüsterten Züge. —





Die Gekreuzigte.

Von

Iven Kruse.

Ich stand auf einem weiten, ungeheueren Blachfeld. — Die scharfe, weiße, glasklare und glaskalte Helle, die dem Sonnenaufgang vorausgeht, umgab mich; ein eisiger trockner Wind peitschte unablässig, höhnisch, ohne Erbarmen mein Gesicht. — Es war die Stunde der Hinrichtungen. — Vor mir lag eine große Stadt: Jerusalem. — Doch nein, nicht die Davidstadt ist es, ich bemerke hohe Kirchtürme, ich höre Wagengerassel, helles, ohrenbetäubendes Glockengeläute, das schmetternde Getöse der ihre Arbeit aufnehmenden Fabriken, das schneidende Pfeifen der Lokomotiven, das donnerähnliche Geräusch, mit dem die Züge in die Bahnhofshallen hineinkeuchen und dieselben nach kurzem Aufenthalt wieder verlassen, den weiten Gottesluftraum mit dem aus den Schloten quellenden mißfarbigen, graugelblichen Dunst erfüllend.

Also: Berlin, Paris, London!

Wie herrsüchtig, kalt verschlossen die Millionenstadt in dieser fahlen Morgenluft aussieht. Mir erbebt das Herz. . . . . . .

Und was ist das für ein Auflauf?

Immer dichter wird er, immer gedrängter. Fabrikarbeiter mit bleichen Gesichtern und wüsten, gleichgiltigen Augen; Männer und Weiber mit schlumpigen Kleidern; vornehme „feine" Damen und Herren in äußerst eleganter Kleidung — als hätte ein Sturmwind sie hier in tyrannischer Laune auf dem weiten Platz zusammengefegt. — —

Sie schauen sich nicht an; aller Augen sind voll beklommener Neugier auf einen wüsten Hügel gerichtet, den Flaschenscherben, Butterbrotpapier, faules Stroh, Lumpen und blaßgelbliches, ungesundes Unkrautgewirr bedecken.

Ist es Golgatha?

„Wie schön ist es hier draußen!" sagt ein bleiches Mädchen mit rührend großen, wie verdursteten Augen zu ihrem Begleiter, ihrem Geliebten — bleich wie sie, mit cynischem Lächeln um die breiten Lippen.

Er antwortet nicht, nimmt die Kalkpfeife aus dem Munde und spuckt aus. . . . . .

Jetzt reckt alles die Hälse. . . . . . . Einige Männer besteigen den Hügel — keine Henkersknechte im Blutmantel, keine römischen Kriegsknechte im blitzenden Küraß — moderne Herren im Frack, einer mit einem Pincenez auf der Nase.

Sie richten ein Kreuz auf, ein hohes schwarzes Kreuz. . . . . Ein dumpfes Geschrei entringt sich der unzähligen Menschenmenge und zitternde Fäuste schwenken Hüte und Taschentücher; roh bestialisch klingt es: „Kreuzige, kreuzige!"

Und das schwarze Kreuz, sich scharf abzeichnend in der hellen Luft, scheint begierig seine noch leeren Arme nach einem Opfer auszustrecken. . . . . In schrecklicher Spannung starren die tausende von Augen zu ihm hinauf. . . . . . .

Irgendwoher, unendlich süß und leise, als ob die Lüfte es schluchzten, klangen die Worte mir in's Ohr: „Kein Herz, keine Liebe mehr auf weiter Welt! . . . . ."

Auch ich sah tieferregt auf das Kreuz. Hastig und doch schwerfällig klopfte mir das Herz . . . . . Eine Minute lang schloß ich die Augen — mir war, als müßt' ich blind werden. Denn etwas Entsetzliches sah ich . . .

Mit rauhen Stricken, die sich tief in die zarte, weiße Haut einschnitten, ziehen schwarzbehandschuhte Hände die Göttin der Liebe an das Kreuz empor — die Glücks-, die Lebensspenderin: bethörend, überwältigend schön. . . . .

Berauscht von der göttlichen Pracht, vergeß ich einen Augenblick das Entsetzliche; meine Augen ruhen beseligt, wunschlos befriedigt auf dem Wunder des enthüllten Leibes der Reinen . . . . Das Gesicht, die Brust, die Arme, die zartweiße Haut, unter welcher das rote Lebensblut pulst, die kleinen Hände, die schön sind wie ein Traum, und die schlanken Füße . . . . . . aber o, o — und ich erwache aus meinem Entzückungsrausch — sie bluten; bis zu den Knöcheln hinauf sind sie mit Wunden bedeckt, mit Wunden, die ihr die schnöden Flintsteine ritzten, als sie unbeschuht von ihren Peinigern durch das Blachfeld bis hierher geschleppt wurde, gefesselt von rauhen, engen Schlingen! Schluchzen befällt mich.

Jetzt ist sie emporgezogen. Eine Leiter wird an das Kreuz gelegt. Die göttlichen Arme werden straff an den Querbalken entlang gezerrt, die kleinen Fäuste auseinander gequält und dann rostige Nägel in sie hineingeklopft. . . . . Widerlich kreischend gleitet der Hammer an dem Nagelkopf ab und trifft die arme zuckende Hand. . . . .

Nun ist es vollbracht. Rohe Hände reißen auch die letzten Schleier von der göttlichen Gestalt; erbarmungslos ist die weiße, blühende Götterpracht dem kalten, unfrommen Tageslicht, den Millionen gieriger, schamloser Augen preisgegeben. — Widerliches Hohngeschrei. . . . .

In bebender Scham läßt die hehre Göttin ihr leidend-schönes Haupt auf die Brust sinken; mitunter zucken die festgeschmiedeten Hände, als bestrebten sie sich, die Blöße zu verbergen und können nicht, und können nicht. . . . . Und Hohngeschrei. — — —

Bläßer, bläßer wird der Leib dort am Kreuze, spärlicher tropft das Blut der durchbohrten Hände und Füße. . . . . Noch einmal öffnet die Gekreuzigte ihre wundervollen Augen, ein unbeschreiblicher Blick, seltsam gemischt aus gemißhandelter Liebe und qualvollem Mitleid streift die Menschenmasse.

Ihr wißt nicht was ihr thut: o wenn ihr's wüßtet! . . . . sagt dieser Blick der sterbenden Götteraugen.

Dann senken sich matt, qualvoll langsam die weißen Augenlider. . . .

Widerlich tosendes Geschrei, Gelächter, auch Angstrufe. . . . .

Ein General der Heilsarmee umtanzt wie trunken das Kreuz und ruft! „So recht, so recht! Es steht geschrieben! Kreuzigt Eure Lüste und Begierden!“

Jemand stößt ihn an — sich überkugelnd rollt er am Erdboden hin. Und Lachen, schauriges, — blödsinnig lallendes Lachen ringsum. — — —

Und die Sonne rötet den Himmelsrand und läßt die tote Göttin durch den ihr vorausfliegenden Schimmer noch einmal mit Lebensfarben überrieseln. Ein Zucken läuft durch ihre zarten Glieder, ihre Augen öffnen sich nicht wieder.

Und dann steigt die Sonne empor.

Aber wie in ungeheurem Entsetzen über den namenlosen Greuel, den sie erschaut, verschwindet sie wieder.

Von einem dämmrigen, blaßgrauen Himmel hebt sich das Kreuz ab — nur ein dünner, mattgelber Glanzstreifen am Himmelsrand quert den Kreuzesstamm, gerade da, wo die blutüberströmten Füße der Gekreuzigten festgenagelt sind.

Tosendes Lachen und Hohngeschrei: „Geh' schlafen, alte Sonne, geh' schlafen, wir brauchen dich nicht mehr, wir machen uns unser Licht schon selber. . . . .“

Und es ward dunkel . . . . dunkel. . . . .



Im Lande der stillen Augen.

Von

Otto v. Leixner.

Es ist seltsam, wie mich ein Bild verfolgt, die Erinnerung an eine Reise. Ich sehe deutlich das Land vor mir, das merkwürdig genug war, denn es vereinte in sich Merkmale aller Länder. Ich zog durch liebliche Gelände vorbei an rauschenden Strömen, die von Hügelreihen begleitet waren. Dann wieder durch weite Ebenen, wo Weizenfelder wogten, so weit das Auge reichte; durch Steppen mit Riedgras und silbern schimmerndem Waisenmädchenhaar. Und dann stieg ich, auf hohen Bergen, hinauf, vorbei an Sennhütten und kleinen Dörfern, und mein Blick konnte Schneefelder und Gletscher erkennen. Und nicht weit davon dehnten sich Orangenhaine aus, überragt von Palmen, und weithin glänzte, am Himmelsrande im Ferndurft verschimmernd, das Meer. So klar steht jede der Landschaften vor mir, daß ich sie zeichnen könnte; ich atme dabei die herbe Luft der Alpen, dann wieder die warme und doch erfrischende des Meeres, als stünde ich leibhaftig dort. Ja, dort — aber wo? Wo ist dieses Land, das auf kleinem Raum alles umschließt? Umsonst suche ich es auf den Karten — und doch, doch bin ich einmal dort gewesen. Auch weiß ich nicht wann. Ich vermag mein Leben vor mir langsam aufzurollen, daß Jahr um Jahr erscheint, aber nirgendwo zeigt sich mir jenes, in dem ich dort war, in jenem seltsamen Lande. Ein Traum aber kann es nicht gewesen sein, denn noch heute begegne ich zuweilen hier und dort, mitten im Gewühl der Weltstadt oder in kleinen Orten oder plötzlich in der Einsamkeit eines Waldes, einem Bewohner jenes Landes. Und ein Land, das Bewohner in sich hat, kann doch unmöglich nur erträumt sein.

Aus der „Deutschen Roman-Zeitung“ mit Bewilligung des Verfassers entnommen.

Diese merkwürdigen Menschen sind es, die mir jenes Land unvergeßlich machen. So verschieden sie geartet waren an Gestalt und Aussehen, so verschieden, in Bildung und Besitz — ganz so wie es bei uns der Fall ist — sie trugen alle ein gemeinsames Kennzeichen an sich. Nicht etwa eine bunte Schleife an der Brust oder gleichmäßige Hüte; ihre Augen stimmten im Ausdruck überein. Wenn ich durch die Menge schreite, liebe ich es, jedem Vorübergehenden in die Augen zu blicken und da im Nu herauszulesen, was sie erzählen, oder verschweigen. Scheinbar ist der Inhalt dieser Geschichten sehr verschieden. Aber im Kerne sind sie alle, alle gleich, denn alle sprechen von Wünschen, Hoffen und Begehren und von Dingen, die damit zusammenhängen: von der Unruhe beim Besitz, von widerwilligem Entsagen. Und darum sind die Augen unrastig; ihr Strahl geht nach außen, er glitzert, blitzt, flimmert und flackert, aber ihm fehlt ganz das, was ich bei den Menschen jenes Landes gefunden habe: das ruhige Leuchten, in dem sich so seltsam tiefer Ernst und innige Heiterkeit verbinden.

Als ich damals zu jener unbestimmbaren Zeit das Weichbild jenes Reiches überschritt, da hatte ich auch Augen wie die andern, suchende Augen, die sich begehrlich festsogen an der Welt — ohne daß die Seele jemals Befriedigung gefunden hätte. Wie herrlich schien alles Unerreichte, und wie zerfiel es zu Zunder, wenn meine zitternden Hände es endlich festhielten.

Als mich nun zum ersten Male ein solches leuchtendes Augenpaar ansah, da ward es mir wunderbar zu Mute. Das stets vom Sturm des Verlangens aufgewühlte Gemüt schien langsam zu ebben; mählich beruhigte sich des Herzens fiebernder Schlag, und es verschwand die Glut im Haupte. Der das bewirkt hatte mit seinem Blick, war ein einfacher Arbeitsmann, der hinter dem Pfluge herging. Auf abschüssiger Halde lag sein Feld, der Boden war schlecht und mühsam, schwer rang er ihm ab, was er und die Seinigen an Nahrung bedurften. Aermlich war die strohbedeckte Hütte, aber die kleinen Fenster blinkten, und in dem kleinen Garten blühten einfache Blumen, die wir Stadtmenschen gar nicht mehr kennen, da sie längst aus der Mode sind, und dort standen einige wohlgepflegte Obstbäume. Und als ich den Mann und dann sein Weib fragte, wie sie es denn aushalten könnten in dieser Beschränktheit und ob sie denn nicht sich hinaussehnten, da schüttelten beide lächelnd den Kopf: „Bei uns sehnt man sich nicht". Ein Klang für mich, wie die Sprache einer andern Welt. „Bei Euch?" erwiderte ich. „Was heißt das?" „Bei uns, das ist im Lande der stillen Augen". Niemals noch hatte ich davon gehört — oder doch. Denn aus meiner Kinderzeit klang auch ein Märchen davon herüber, aber ich wußte den Sinn nicht mehr, und Augen mit ähnlichem Leuchten hatten einst auf mich niedergeblickt. Längst versunkene Sterne!

Und ich lernte auf meiner Wanderung noch andere Bewohner kennen, Männer und Frauen, Reiche und Arme, Menschen von großem Wissen und ganz ungelehrte Leute. So verschieden sie sein mochten, so verwandt

waren alle. Die Oberen kannten nicht Hochmut, die Unteren nicht Kriecherei; sie traten sich alle entgegen wie brüderliche Genossen. Und als solche halfen sie einander, wenn Not, Krankheit und Alter es forderten. Und es schien mir, als ob die Gebenden glücklich wären, geben zu können aus der Fülle des Herzens. Und es geschah ohne Prunk, ohne salbungsvolle Worte. Und die Empfänger nahmen mit stillem Dank; ohne Neid, ohne Verbissenheit, wie man von einem geliebten Bruder nimmt, der mehr besitzt.

Und ich sah die Menschen, wenn sie arbeiteten, der eine mit den Armen, der andere mit dem Kopf; aber ich sah kein Mißvergnügen, denn innere Freudigkeit schien alle zu erfüllen, mochten sie im Sonnenbrande Lasten tragen, unter der Erde Erze loshämmern, oder in der Arbeitsstube sitzend sich mühen um geistige Erkenntnis.

Und ich sah diese Menschen bei ihren Festen. Wie waren sie glücklich im Genuß der Rast! Nirgendwo artete die Freude in Roheit aus, nie in wilde Genußsucht. Da beobachtete ich die Augen besonders genau. An das Meer mußte ich denken, wenn es friedlich da liegt im Morgensonnenschein. Da springen tausend fröhliche Funken umher, gekleidet in verschiedenen Farben — und der Himmel spiegelt sich darin: alles so köstlich, so sorgenlos. Aber dabei so seltsam still, so friedevoll. So schienen mir die Augen in der Freude.

Und ich sah die Menschen wieder in Leid und in Schmerz. Selten blieb einer dann allein, denn fast immer fand er einen Bruder, der ihm Hilfe oder Trost brachte nach seiner Kraft. Aber mochte das Weh auch groß sein, und die Augen verschleiern, dennoch brach aus den Tiefen immer und immer wieder jener stille, geheimnisvolle Blick. Und ich mußte des Himmels denken, den Sturmwolken bedecken, zu dichten Schwaden gesammelt — aber an einer kleinen Stelle bricht ein Sonnenstrahl durch, ein Lächeln des Lichts: es fürchtet sich nicht vor Sturm und Wolken; all der Lärm spielt sich ab ferne vor ihm und kann sein Wesen nicht ändern. So wurden die Augen in wildem Leid zwar verdunkelt, nimmer erstarb aber ganz jenes Aufleuchten ruhiger, sieghafter Heiterkeit.

Edles Selbstgefühl sprach sich im Wesen aller Bewohner aus, ein Bewußtsein innerer Freiheit. Da sie nicht mit fiebernden Begehren nach äußeren Gütern trachteten, nicht nach Sinnengenuß gierten, so war jeder wie ein Fürst von Geburt und jeder achtete in jedem die hohe Abkunft, den Gottesadel.

Anfangs dachte ich, das Geheimnis bestände darin, daß jeder zufrieden sei. Aber da entsann ich mich aus der anderen Welt vieler, die zufrieden waren, aber in ganz anderer Art: zufrieden im gesättigten Ich. In den Augen solcher lag ein gebundener Strahl, der sich im Ich selbstgefällig spiegelte, sie hatten alles und begehrten darum nichts, als daß die anderen sie beneideten. Solcher Art war die Zufriedenheit hier nicht; so mußte sie wohl auch aus anderer Quelle stammen.

Und ich fragte einen nach ihr. Er sah mich an, und hieß mich ihm folgen. Und wir betraten zusammen eine Art von Kirche, wo die Ge-

meinde schon versammelt war. Der Anblick ergriff meine Seele, denn ein Blick zeigte mir, daß hier wahrhaftig Brüder versammelt waren, verbunden im Geiste der gleichen Liebe und des gleichen Glaubens: Frieden auf den Stirnen, doppelt leuchtend den geheimnisvollen Strahl der Augen. Und nachdem ein schlichter, aber herzerhebender Gesang verklungen war, betrat ein älterer Herr die Kanzel. Ich lauschte gespannt seinen Worten. Und er sprach Altes, das wunderbas neu war; mir fremd und dennoch vertraut; mir war's, als klängen die Worte aus des eigenen Herzens Tiefen hervor, als Offenbarung, lang geahnt, aber nie noch verstanden. Und er sprach vom Vater, der nicht einmal die Welt geschaffen habe, sondern der stets schaffe, verborgen in jeder Erscheinung; vom Vater, der in steter Gegenwart lebe. Wie ein Funke seines Geistes des Menschen Selbst sei, unzerstörbar, auch teilhaftig jener steten Gegenwart, die nur vor den Sinnen als Vergangenheit und Zukunft erscheint, so sei der Vater das Selbst des Alls; eine Einheit, trotz der tausendfältigen Formenentfaltung. Er sprach von der suchenden Seele, die zuerst hinausflute in die äußere Welt, dort das Glück zu suchen; wie sie aber im Wirbel des äußeren Werdens Gefahr laufe sich selber aufzulösen. Müde kehre sie endlich zu sich und wende sich nun suchend nach innen. Und da fände sie ihr Selbst, und immer tiefer hinein versinkend, fände sie im tiefsten Selbst den Vater und werde zum Kinde dessen, den Menschensprache Gott nennt. Und da springe aus der gefühlten Berührung von Gott und Menschen der heilige Geist der Liebe hervor. Und diesen Weg sei einst vor vielen Hunderten von Jahren der Christ gegangen und darum habe er so reiche Offenbarung empfangen, wie kein anderes Kind Gottes vor ihm, und so durfte er sprechen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben". — So ward er ein Erlöster und so kann er Erlöser sein, wenn wir seinen Weg gehen. Aber wie der Christ nicht lebensfeindlich war, so auch nicht seine Lehre, die, richtig erfaßt, eine lebensfreudige sei, da sie aus dem Wesen alle Erscheinung verkläre; nicht Christi Tod, Christi Leben im Vater sei das stets Erlösende, wenn es sich erneuere in der Menschenseele. Und weil der Erdengang des Einzelnen nicht seines Wesens Dauer beschließe, sondern nur einen Teil von ihr, so dürfe er auch im Erdensein nichts Bleibendes suchen, nicht glauben, daß irgend etwas von seinem Besitze, Stand, Reichtum, Wissen usw. an sich Wertvolles darstelle. Bleibend sei nur Eins: jene Verbindung mit dem Vater; diese zu erstreben, darum das Ziel des Lebens. Aus ihr gehe hervor die Liebe zu den Brüdern, die sich freudig bethätige, und die Kinder Gottes einige, die danach streben erkanntes Unrecht zu beseitigen, auszulöschen den Neid und den Haß; allen Brüdern nach Maßgabe ihrer Kräfte zu erleichtern die Teilnahme am Licht, an der Wahrheit, an der Freude. Diese Liebe zum Vater sei schon Ueberwindung des Weltleides und damit Quelle stiller, tiefer Heiterkeit, die da noch leuchte über Schmerzen, wie blauer Himmel über dem sturmbewegten Meere.

Und als ich mit feuchten Augen auf die Gemeinde sah, strömte mir

von überallher das wunderbare Leuchten entgegen: Bruderliebe aus tausend Blicken und in allen lebendig der Geist des Vaters. Da war nicht Reich und Arm, nicht Gelehrt und Unwissend: nur Gotteskinder und Christi Brüder waren Alle, verbunden im Geiste der gleichen Liebe und des gleichen Glaubens. Und ich beugte Herz und Haupt vor dem Atem Gottes, der über alle hinwehte, und ich fühlte, daß er segnend auf mich niedersank. Und Frieden und Freude kam über mich. — —

Und ich bin nicht mehr in jenem Lande. Aber überall finde ich einen, der von dort herstammt und meine Blicke und mein Herz grüßen ihn, und ich freue mich in tiefstem Gemüte, denn ich weiß dann wieder, woran ich zuweilen in bösen Stunden zweifeln könnte: nicht Traum und nicht ein Märchen ist das Land der stillen Augen.



Engelgesang.

Von*)

Edwin Arnold.

*

Frieden, du flutest daher
tief wie das schlummernde Meer,
wenn in dem blauen, dunkeln
strahlende Sterne funkeln.

Allen, die wandeln auf Gottes Erden —
zwischen dem ersten und zweiten „Werden“ —
allen Herzen bescheert, den müden,
sei des Himmels leuchtender Frieden.

Liebe, des Friedens Sonnenlicht,
wachse und wirf deinen Schimmer dicht
durch die Zeiten in Nacht und Not,
bis geschwunden Sorge und Tod!

„Friede auf Erden und Wohlgefallen!“
Stille Seelen, hört ihr es hallen:
erste Musik gottheiliger Zeit,
Klänge froher Glückseligkeit!

*) Uebertragen aus Sir E. Arnold „Light of the world“.

Allerhand Sonderbares.

Von

Fritz Lemmermayer.

Aus meinem eigenen Leben seien einige Vorfälle mitgeteilt, welche wohl dem Gebiete der Mystik angehören. Sie sind sehr einfacher, vielleicht sogar gewöhnlicher Art und leicht ist's möglich, daß andere Personen Interessanteres und Merkwürdigeres in dieser Beziehung zu erzählen wissen. Indessen dürften auch meine Erlebnisse einige Steinchen bilden zu dem ungeheueren Baue der Mystik; gewiß aber beweisen sie die inneren, seelischen, wenn man will übersinnlichen Zusammenhänge zwischen den Geschöpfen.

Vor einigen Jahren wohnte ich in einem alten Hause, einem ehemaligen Kloster, in der sogenannten inneren Stadt zu Wien. Mein Zimmer war ziemlich dunkel und hatte die Aussicht in einen kleinen Hof. Es war an einem Nachmittag. Ein dämmerhaftes Zwitterlicht herrschte, ich war müde und lag auf einem Divan, jedoch nicht schlafend, sondern in vollkommen wachem Zustande. Plötzlich vernahm ich aus dem Hofe herauf zwei mir wohlbekannte Stimmen, beide hell und deutlich. Die eine rührte von einem guten Bekannten her, die andere von einem mir sehr lieben Freunde, mit dessen Schicksal ich mich damals lebhaft beschäftigte. „Grüß Gott", sagte der Eine; „ah, Servus", der Andere. Ich glaubte nichts anderes, als daß die beiden jungen Männer im Begriffe waren, mich zu besuchen, und sich im Hofe zufällig getroffen hatten. Sogleich erhob ich mich von meinem Lager, um ihnen entgegen zu gehen und sie zu begrüßen. Wie groß aber war mein Erstaunen, als Minute um Minute verging und sie noch immer bei mir nicht eintraten. Ich sah zum Fenster in den Hof hinab — vergebens; von den Beiden war nichts zu sehen und zu hören. Sollte ich geträumt haben, fragte ich mich. Unmöglich; ich war wach, das wußte ich genau. Vielleicht war es eine Gehörshallucination; damit beschwichtigte ich mich, ein wenig ärgerlich, daß ich um den erwünschten, aber an jenem Tage nicht erwarteten Besuch gekommen war, ging an die Arbeit und dachte über den Vorfall nicht

weiter nach. — Eine halbe Stunde etwa mochte vergangen sein, als es draußen klingelte. Ich öffnete die Thüre und vor mir standen die Beiden, deren Stimmen ich vernommen hatte. Auf mein Befragen, wo sie so lange geblieben waren, da ich schon vor einer halben Stunde unten im Hofe ihre Begrüßung gehört, erwiderten sie, daß sie sich eben vor einer halben Stunde zufällig auf der Straße begegnet, sich mit den Worten, die ich ihnen nannte, begrüßt und beschlossen hatten, mich gemeinsam zu besuchen. Aus einer halbstündigen Entfernung also waren die Worte zu mir gedrungen. Die unsichtbaren Telegraphendrähte, die von Mensch zu Mensch gehen, besonders zu sensibel veranlagten, haben sie an mein Ohr getragen, und das Ganze ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein geringes Beispiel von Telepathie.

In das weite und reiche Gebiet der Mystik fallen auch die folgenden Geschichten, welche mir von meiner guten Mutter, einer intelligenten und gemütvollen Frau, die weder zu den Pfaffen des Unglaubens noch zu den Pfaffen des Aberglaubens gehörte, wiederholt erzählt wurden und einen unauslöschlichen Eindruck auf mich ausgeübt haben, als ich noch ein Knabe war.

Meine Mutter lebte als Mädchen gemeinsam mit Vater und Mutter, meinen Großeltern. Ein Freund des Hauses nun wurde schwer krank und lag in Todesnöten. Mein Großvater ging Tag für Tag zu ihm, und als sein Zustand schlimmer wurde, beschloß jener, auch in der Nacht an dem Lager des Freundes zu wachen. Am andern Morgen, früh um sechs Uhr läutete plötzlich die Hausglocke zur Wohnung meiner Mutter. Alles im Hause schlief noch, nur die Mutter war wach. Sie trat hinaus, um zu öffnen, nichts andres denkend, als der Kranke sei gestorben und der Vater kehre heim. Sie öffnete die Thüre, aber niemand stand davor, niemand war weit und breit sichtbar, tiefe Morgenruhe herrschte allenthalben. Ein paar Stunden nachher kehrte mein Großvater nach Hause zurück mit der Botschaft, daß der Freund um 6 Uhr morgens verschieden sei. „Der Tote hatte sich angemeldet“, so sagt das Volk in seiner anschaulichen und entschiedenen Sprache zu ähnlichen Vorfällen. Es mag Telepathie gewesen sein zwischen dem Sterbenden und meiner Mutter.

Ebenfalls aus ihren Mädchenjahren erzählte sie mir wiederholt einen seltsamen Traum. Ihr Vater war Professor der französischen und italienischen Sprache. Als solcher gab er unter anderem auch in einer Familie Unterricht, über welche er sich mit den Seinen daheim des Oefteren unterhielt. Eines Tages ging mein Großvater mit seiner Tochter spazieren. Mit einemmale sagte diese: „Vater, dort kommt Deine Schülerin mit ihrer Mutter“ und wies dabei auf eine ältere und jüngere Dame. Mein Großvater war höchst erstaunt. „Das sind sie“, so bemerkte er; „aber woher kennst Du sie denn? Du hast sie doch niemals gesehen, weder im Bilde, noch in Wirklichkeit“. „Mir hat heut Nacht von ihnen geträumt“, entgegnete meine Mutter; „in leibhaftiger Gestalt sind sie mir erschienen und gerade so, wie ich sie jetzt vor mir erblicke“. Also ein Traumgesicht, das in Erfüllung ging, ein sogenannter Wahrtraum.

Warnungsträume, richtiger gesagt vorbedeutende Träume, kenne ich aus eigener Erfahrung. Ich habe von Kindesbeinen an eine unüberwindliche Abneigung gegen Schlangen, diese kalten, feuchten, auf dem Bauche kriechenden Tiere. Wenn ich von Schlangen träume, was übrigens zum Glück nur selten der Fall ist, so bedeutet das in der Regel für mich irgend ein Unheil. Einmal träumte mir, ich sähe meine arme Mutter auf einem freien Platze liegen, umzingelt von einer großen, dicken, gelben, widerwärtigen Schlange. Das Bild war sehr lebendig und mein Erwachen war grauenhaft. Am andern Tage aber zeigten sich bei der Mutter die ersten, ganz unvermuteten und erschreckenden Symptome eines schweren Herzleidens, an welchem sie auch in wenigen Monaten darauf gestorben ist.

Ich teile diese Vorfälle ohne metaphysische Erörterungen mit. Sie haben bloß den Vorzug der lauteren Wahrheit und den Wert wie jedes Thatsachenmaterial zur Begründung und Bekräftigung einer spiritualistischen Weltanschauung, welche zugleich eine Weltanschauung ist, bei der das Gemüt und dessen feinste, innerlichste Regung und Aeußerung eine entscheidendere und edlere Rolle spielt als in der öden Weltanschauung des Materalismus, mit dem es — Gott sei Dank! — abwärts geht von Tag zu Tag.

Morgendämmerung.

Von

J. Winter.

Schlafloser Nächte vielgestalt'ge Qualen,
sie weichen scheu von mir beim Morgengrauen,
aus Furcht dem Tag in's helle Aug' zu schauen,
darin sich Mut und frohes Leben malen.

Die Geister fliehn, die mir vom Lager stahlen
Erquickung, Kraft, gefestigt' Selbstvertrauen. —
Nun siegt der Tag und sendet, aufzubauen
die Trümmer meines Ichs, mir Sonnenstrahlen.

O, möchten sie in meine Seele leuchten,
ein göttlich Feuer, tilgend Leid und Schrecken
wie nächtig Dunkel, das vom Thal sie scheuchten!

O möcht' der Tag mit seinem Schild mich decken!
mit kühlem Tau der Seele Wunden feuchten,
dem Geiste Kraft zu frischer That erwecken! —

Ein Traum.

Erzählung

von

Ferdinand Kubesch.

Goldig beschienen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wipfel der alten, mächtigen Bäume des Parkes meiner Villa. Ein säuselnder Wind rauschte durch die Blätter; es war ein lauer, herrlicher Abend.

Ich war gerade aus der naheliegenden Großstadt B., wo ich in einem größeren Laboratorium die Stelle eines Direktors inne hatte, zuhause angelangt, als eben meine Frau das Abendessen in der von wildem Weine umrankten, niedlichen Laube auftrug. In dieser Laube brachten wir zumeist die Abende zu, und so ließen wir uns auch heute dort das Nachtessen schmecken.

Ein belangloses Gespräch entspann sich zwischen uns, bei dem ich mich sehr zerstreut zeigte. Wir hatten nämlich heute im Laboratorium außergewöhnlich viel zu thun, und nun gingen in meinem Kopf die verschiedenen Symbole, Bezeichnungen, spec. Gewichte der einzelnen Grundstoffe bunt durch einander herum. Ich gab auf die Fragen meiner Frau oft ganz verkehrte und entgegengesetzte Antworten. Endlich sagte sie zu mir:

„Aber was ist Dir denn heute passirt? Du bist ja ganz zerstreut?"

„Beängstige Dich nicht, liebes Kind, mir fehlt gar nichts. Die Berechnungen und die chemischen Prozesse von heute kehren alle in mein Gedächtnis zurück. Das ist der Grund für meine Zerstreutheit. Doch ich will nun nicht mehr daran denken".

Adele kannte meinen Fehler, daß mich niemand aus meinem Versunkensein, aus meinen Gedankenträumen herauszureißen vermochte; sie wünschte mir deshalb gute Nacht und verließ den Park, um schlafen zu gehen.

Ich sah nach meiner Uhr; es war halb Zehn. Eine duftende Havanna war bald in Brand gesteckt, und nun lehnte ich mich in meinem

Lehnsessel zurück und war bald in tiefes Sinnen versunken. Müde und abgespannt, wie ich war, umwob der Schlaf bald meine Sinne, und ich begann in leichtem Schlummer zu träumen:

Mir schien, als schwebte ich weit, weit über der Erde einem verklärten Geiste gegenüber, dessen Ansehen mich mit etwas viel Höherem als Erfurcht erfüllte. So oft sich unsere Blicke kreuzten, durchdrang mich ein unwiderstehliches Gefühl von Bewunderung und Verehrung. Ich war eben in Begriffe, ihm diese übermächtigen Empfindungen zu bezeugen, als er mich mit einer unbeschreiblich sanften Stimme ansprach:

„Du liebst die Untersuchung der Gebilde der Natur, nicht wahr, mein lieber Erdensohn? — Nun hier sollst Du etwas sehen, das Dir nützlich sein kann“.

Während er dies zu mir gesprochen, überreichte er mir eine bläulichschwarze, hie und da ins Graue spielende Kugel, die er mit seinen Fingern hielt.

„Nimm dieses Mineral,“ fuhr er in seiner sanften Weise fort, „prüfe und untersuche seinen Inhalt und berichte mir dann, was Du gefunden. — Alles, was Du zu Deiner chemichen Analyse dieses Minerals nötig hast, ist hier in reichlichster Fülle und höchster Vollkommenheit vorhanden. Sieh Dich um! Zur rechten Zeit will ich wieder kommen, um mir das Ergebnis Deiner Untersuchung anzusehen. Jetzt untersuche!“

Ich hatte mir die Kugel, die etwa eineinhalb bis zwei Centimeter im Durchmesser war, angesehen und wollte den Spender um Rat fragen; doch als ich aufblickte, war er schon verschwunden. Nun kehrte ich mich seiner Weisung gemäß um und blickte in einen großen, schönen und hohen Saal mit Werkzeugen und Präparaten aller Art, der mir in meinem Traume nicht so fremd vorkam, als es nachher beim Erwachen der Fall war. Es schien mir, als wäre ich schon öfter dagewesen und hätte schon mehr als einmal meine Untersuchungen in diesem Raume angestellt.

Alles, was ich zu der chemischen Auseinandersetzung dieser Kugel nötig hatte, fand ich hier mit solcher Leichtigkeit, als hätte ich es selbst vorher hingelegt. — Ich besah, befühlte, beroch die Kugel; schüttelte sie, behorchte sie, ob sich nichts in ihr bewegte. Nichts ließ sich hören. Ich brachte sie an die Zunge, ich wischte den Staub, einen allerdings kaum merklichen Beschlag, mit dem Taschentuche ab, erwärmte sie, erprobte ihren Elektricitätsgehalt; ihren Magnetismus. Ich bestimmte ihr specifisches Gewicht, das ich, wenn ich mich noch genau erinnere, zwischen 6 und 7 fand. Doch aus all den Proben ersah ich, daß dieses Mineral in meinen Händen von nicht besonderer Art sein mußte. Dazu kam mir aus meiner Jugendzeit in Erinnerung, daß ich damals eben solche Kugeln von derselben Größe und Masse, fünf um drei Pfennige erhalten hatte.

Nun schritt ich, dem Geheiße jenes übersinnlichen Wesens folgend, zu der chemischen Analyse. Auch hier ergab sich nichts Besonderes. Ich fand etwas Thonerde, ungefähr ebensoviel Kalkerde, aber ungleich mehr Kieselerde. Endlich fand ich noch etwas Kochsalz, Eisen und Kohle vor.

Ich mußte sehr genau bei meinen Berechnungen verfahren sein, denn als ich Alles zusammen addierte, was ich gefunden und berechnet hatte, machte es gerade Hundert aus.

Plötzlich stand wieder der Geist vor mir. Er nahm das Papier, worauf das Ergebnis meiner Berechnungen stand, und las es durch. Hierauf wandte er sich mir zu und fragte in freundlichem Tone.

„Hast Du wohl eine Ahnung, Sterblicher, was das wohl ist, das Du hier prüfest?"

„Nein, nicht die geringste", erwiderte ich treuherzig.

„Nun so wisse denn", entgegnete er, den Zettel nochmals besehend, „es war in einem sehr verjüngten Maßstabe nichts Geringeres als — die ganze Erde!" —

Ich war erschrocken. „Die Erde!" rief ich — doch faßte ich mich bald und frug ungläubig: „Ja aber wo ist denn das Weltmeer und dessen Bewohner?"

„Dort in Deinem Taschentuche befinden sich Beide; Du hast sie ja fortgewischt!"

Rasch ergriff ich mein Taschentuch, und thatsächlich fand ich dasselbe mit einem Tropfen Wasser getränkt. „Ach und das Luftmeer und die Herrlichkeiten des festen Landes", frug ich wißbegierig weiter.

„Das Luftmeer", erwiderte er auf meine Frage, „befindet sich in dem Gefäße, welches Du mit dem destillierten Wasser anfülltest, und das feste Land? das ist ganz unfühlbarer Staub!"

„Weder eine Spur von Silber noch von Gold fand ich in dieser Kugel", wagte ich nochmals einzuwenden.

„Mit dieser Ausführung stellst Du Dir kein besonders gutes Zeugnis aus. Ich sehe schon, man muß Dir helfen. Mit deinem Messer, womit Du einen Teil dieser Kugel abgehauen, hast Du die ganze Schweiz, Italien, Sicilien, das Mittelmeer und einen großen Teil von Afrika mit der Wüste Sahara völlig ruiniert und umgewendet. Siehst Du dort — o — es fiel durch deine Ungeschicklichkeit zu Boden, das war das Himâlayagebirge". —

Ich hatte ihn verstanden und schwieg. Zehn Jahre meines Lebens hätte ich gerne hingegeben, wenn ich meine chemisch zerstörte Erde wieder ganz gehabt hätte. Ihn um eine zweite Erde zu bitten, das konnte ich nicht thun. Und dann dachte ich mir, daß ich von der Gabe dieses Unsterblichen nicht den besten Gebrauch gemacht hätte. Aber eine Bitte vergiebt Dir wohl dieser sanftmütige Geist, schoß es durch mein Gehirn.

„Großes unsterbliches Wesen", rief ich aus, demütig mich vor ihm verbeugend, „wer Du auch immer sein magst, ich weiß, Du kannst es; vergrößere mir ein Sandkorn bis zu der Größe der ganzen Erde und erlaube mir dann, seine Natur zu untersuchen!" —

„Was würde das helfen? — Ich will Dich nochmals, aber mit etwas Anderem, auf die Probe stellen.

Mit diesen Worten überreichte er mir ein Packet und fuhr dann

fort: „Jetzt werde ich wieder gehen, lasse Dir jedoch mehr Zeit als vorhin. Verstehe mich gut, mein Erdenkind. Chemisch den Inhalt dieses Packets zu prüfen ist Deine Aufgabe.“ —

Welche freudigen Gefühle durchzogen mein Gemüt, als ich wieder etwas in Händen hatte, das ich untersuchen sollte. Ich dachte mir: Mit dem Inhalt dieses Packets willst du dich besser in Acht nehmen, als bei der Untersuchung der Erde. Höchstwahrscheinlich wird dieses Packet die Sonne oder den Mond oder irgend ein anderes Gestirn verbergen.

Rasch riß ich nun die Hülle weg, doch blieb mir zu meinem Erstaunen wieder ein Packet in der Hand zurück.

Nachdem ich vielleicht einige zwanzig solcher Umhüllungen entfernt hatte, fand ich, ganz wider Erwarten, — ein Buch, daß sehr alt sein mußte und vergilbte Blätter mit einigen mir unleserlichen Schriftzügen zeigte. Ich kann nicht läugnen, ich fühlte mich betroffen in meinem weitläufigen Laboratorium, ich wußte mir keinen Rat.

„Wie“, sprach ich zu mir, „ich soll den Inhalt eines Buches chemisch prüfen? — Der Inhalt eines Buches ist ja sein Sinn und chemische Analyse wäre hier von Papierlumpen und Druckerschwärze anzustellen? Was sollte dies bedeuten?“

Ich dachte einige Augenblicke nach. — Mit einem Male war das Dunkel in meinem Kopfe gewichen.

„O, unsterbliches Wesen, vergieb, verzeihe mir! ich verstehe — verstehe Dich“, rief ich laut aus. „Jetzt erst fasse ich Deinen gütigen Verweis! Verzeih!“ —

Ich war unbeschreiblich bewegt und erwachte darüber. — —

Während meines leichten Schlummers war meine Frau leise wieder in die Laube eingetreten und hatte den Schluß, den ich laut geträumt, mitangehört.

Ich sah mich erstaunt um, denn ich glaubte mich noch immer in diesem himmlischen Laboratorium zu befinden. Erst der Anblick meiner Frau, die gekommen war um nach mir zu sehen, da die Lampe noch immer brannte und die nächststehenden Bäume und Gebüsche magisch beleuchtete, gab mich der Wirklichkeit wieder.

„Du hast einmal wieder bei Licht geträumt?“ frug sie mich lächelnd, und als ich diese Frage bejahte, fuhr sie in demselben Tone fort: „Du bist ein Träumer, Du verträumst Dein ganzes Leben — doch jetzt laß uns zu Bette gehen“.

Wir gingen nun in das Wohnhaus. Mit einem herzlichen „gute Nacht“ suchte Adele ihr Schlafgemach auf. Auch ich begab mich in mein Zimmer. Bald war ich aufs neue, noch in der Rückerinnerung an meinen eben erlebten Traum, in die weichen, sanften Arme des Schlummers gesunken.





Eine Erinnerung an Vacano.

Mitgeteilt von

Paul Andow.

Donnerstag, den 10. Juni 1892, brachten die Zeitungen die Nachricht von dem „gestern" erfolgten Tode Emil Mario Vacano's. „Geboren zu Schönberg in Mähren, ein vielgelesener Autor" 2c. 2c., wie so die Schablone der Nekrologie schnörkelt und nachpinselt. Meine Aufgabe hier ist es aber nicht, einen litterarhistorischen Nachruf des Verblichenen hinzustellen; ich habe nur das Jugendbild des Dichters vom Standpunkt des Uebersinnlichen aus zu skizzieren und zwar nach den Mitteilungen einer Schriftstellerin, welche merkwürdige Dinge durch diesen damals blutjungen Dichter erlebt hat.

Lassen wir die Dame selbst sprechen und zwar mittels ihrer vertrauenden Mitteilungen an mich, an denen ich formell wenig zu ändern oder auszulassen hatte, und die ich, getreu nach dem Originalmanuscripte, hier wiedergebe.

„Ich lernte Emil Mario Vacano kennen, ehe ich ihn kannte. Dieser Ausspruch möchte, einem Dichter gegenüber angewendet, nicht so unmöglich klingen, aber mit meinem Bekanntwerden mit dem seelenguten „Miltschi" hatte es eine andere, eigenartige Bewandtnis. Ich war ja damals eine einfache, vielgeplagte Hausfrau, Gattin und Mutter. Wo hätte ich wohl von dem jungen, nur erst in gewissen Kreisen bekannten Dichter gehört, wie wäre eines seiner ersten in Berlin gedruckten Bücher nach Mähren in meine laute, sonnige Kinderstube gedrungen?

Wohl aber geschah etwas anderes, alltägliches — Modernes. Mein Eheglück begann zu wanken, mein Lebensschifflein wurde leck und hatte Wasser gefaßt — es war im Sinken.

Es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie ich litt, sondern, welche Folgen der Zusammenbruch meines Glückes auf meinen seelischen Organismus ausgeübt hat, und wie dieser mir auf dem Wege des Unbewußten die Individualität Vacano's vorausgemeldet hat. Ich wurde von teilweisem Autosomnambulismus befallen, als was ich meine Seelenvorkommnisse und Zustände später erkennen mußte.

Es war im zeitigen Frühling 1865 zu Olmütz in Mähren, wo ich, nachdem ich meine Kinder zur Ruhe gebracht hatte, mich allabendlich dem ausschweifendsten Schmerze hingab. Tags über dem kleinen Hauswesen mit peinlichster Sorgfalt vorstehend, schluckte ich meine Thränen hinunter, um ihnen, sobald die Kinder schliefen, die Hausmagd sich zur Ruhe legte und ich im Hause allein war, den freiesten Lauf zu lassen. Ich bekam jeden Abend Schluchzkrämpfe, so daß ich Krämpfe in den Armen fühlte und meine Daumen sich in die unwillkürlich festgeballten Fäuste hineinzogen. Ich wäre sicherlich mit der Zeit in Starrkrampf verfallen, wenn nicht die herrliche Naturgewalt des Somnambulismus heilsam über meinen Organismus hereingebrochen wäre.

Eines Abends, anstatt Armkrämpfe zu bekommen, erblicke ich das ganze Zimmer, in welchem ich mich befand, blut- und glutrot, wie ein loderndes Feuer, vielmehr erfüllte ein Meer, ein Nebel, ein Fluidum, flammend das Zimmer, derart, daß ich weder die brennende Lampe, noch die Einrichtung, noch meine Hand, Kleider und Füße sehen konnte — kurz, daß ich außer dem leuchtenden Rot um, über und unter mir, nichts sah.

Wie ich so um mich blicke, mit meinen Augen die undurchblickbare rote Luft zu durchschauen trachte, erhebt sich in der Höhe vor mir, etwa in Manneshöhe, mir gegenüber eine schwarze, eigentümlich geformte Schrift in deutschen Lettern, in Versreihen, in einer fremden, deutlichen und charakteristischen Handschrift. — Unwillkürlich las ich — und fand Gedichte, Gedichte, welche mein eigen Empfundenes und Erlebtes in ungereimter und auch in gereimter Form brachten. Das erste war:

Erinnerung.

Könnt' ich in meinem Schmerz
Einmal vergessen Dich!
Ich seh' in hellem Licht
Dein Bild vor mir erscheinen.
Du liebst, Du liebtest mich.
Du konntest mir entsagen. —
O teilte ich Dein Los!
Ich wollte Dich besitzen
Um jeden Preis auf ewig —
Das Schicksal griff in's Rad —
Es hat mich auch zermalmt.

Ich war freudig erstaunt über das seltsame Phänomen und wunderte mich sehr darüber, meine poetisch verdolmetschte Herzensgeschichte vorgezeigt bekommen zu haben, aber — ich konnte die Vision nicht wegbekommen. Ich sah nichts als die undurchdringliche Röte um mich herum und das Gedicht in seiner zierlich kräftigen deutlichen Schrift rührte sich nicht von der Stelle. Was thun, um wieder zu sehen? Das zu sehen, was wirklich ist, das Zimmer, die Kinder, das Licht, mich selbst?

Da kam mir ein Gedanke. Den Bleistift suchen, nieder- und abschreiben, was da oben steht. Ein tappender Griff nach dem Schreib-

tische, Papier, Bleistift, und ich begann, so gut es ging, ohne Hand, Papier und Schrift zu sehen, das über und vor mir in der Luft stehende Gedicht abzuschreiben.

Und in dem Maße, als ich die Buchstaben, Worte und Zeilen abschrieb, verschwanden diese in der roten Luft, und mit dem letzten Schriftzug des Gedichts war auch der rote Nebel fort, das Zimmer war wieder da, die schlafenden Kinder, ich selbst, und hätte ich nun auch denken wollen, alles sei nur ein Traum gewesen — das Gedicht lag vor mir — ein Zeuge aus dem Jenseits, aus der vierten Dimension, aus dem Eden dieser Welt, in welches uns nur so außerordentlich selten zu blicken erlaubt ist.

So kamen allabendlich die Schluchzkrämpfe wieder, denn der heftige Schmerz um das verlorene Lebensglück war selbst durch dieses Wunder nicht sogleich getilgt, durch das Wunder, welches allabendlich wiederkehrte und jedesmal so lange währte, bis das in der Luft stehende Gedicht abgeschrieben war. Wenn ich die Abschrift des täglich erscheinenden Gedichtes, welches immer ein anderes, aber auf meine Leidensgeschichte bezügliches war, vollendet hatte, verschwand es jedesmal samt der roten, das Zimmer erfüllenden Luft und ich war wieder normal, beruhigt, wohlauf. Ich pflegte dann zu speisen und zu Bette zu gehen.

So gings durch zehn Tage. Alle Tage ein Gedicht unter denselben Umständen erschienen und verschwunden.

Ich hielt meine übersinnlichen Erlebnisse damals und lange Zeit darnach geheim, in dem richtigen Instinkte, daß mich niemand verstehen würde.

Aeußerlich hatte sich manches in meiner Ehe gebessert, ich besuchte wieder Gesellschaften, die mir, der von Seelenwundern erfüllten, entsetzlich langweilig, schal und nichtig dünkten.

Da kam plötzlich unsere Uebersiedelung nach Brünn in Mähren und mein Gemahl kam in den ersten Tagen unseres Aufenthalts alldort einmal sehr heiter nach Hause, und schilderte mir seine sehr angenehme Begegnung mit Emil Vacano.

„Und denke Dir, Laura, schloß er seine Rede, dieser vortreffliche junge Mann ist noch dazu ein entfernter, angeheirateter Verwandter von mir, eine Art Cousin. Er freut sich sehr, auch Dich kennen zu lernen, hat mir hier ein Billet an Dich mitgegeben, er wird sich Dir morgen vorstellen". Sprach's und reichte mir ein Briefchen, dessen Adresse schon mir das Herzblut vor Schrecken stocken machte. Es war dieselbe Schrift, in welcher jene seltsam geheimnisvoll in roter Luft vor mir erschienenen Gedichte geschrieben waren!

Es ist mir heute, bei meinem kritischen und so sensitiven Forschertalent, kaum verständlich, wie ich damals über diese wichtige, übersinnliche Thatsache hinweggekommen bin, ohne was ich dachte und empfand auszusprechen. Viel mag wohl die Furcht dazu beigetragen haben, von meiner Umgebung oder von meinen Freunden, denen ich mich etwa hätte anvertrauen können, für verrückt gehalten zu werden, daß ich im Stande

war, über das Erlebte zu schweigen. Ich schwieg also, aber der gute, ahnungslose Miltschi, den die oft so gnädige Natur mir in meinem Trance zu Olmütz voraus angekündigt hatte, wurde wirklich mein Arzt, wider sein Wissen und ohne seinen Willen. Er wurde mein Arzt, wenn auch auf ganz unbewußte Weise und auf großen Umwegen, denn er war der erste Mann von der Feder, mit dem ich gesellschaftlich und familiär verkehrte, und er behauptete, daß in mir poetisches Talent stecke.

Tief verwundet, in's Mark getroffen durch mein erschüttertes Lebensglück, — was wäre aus mir, dem blutjungen, leidenschaftlichen, phantasiereichen Weibe geworden, wenn in mir nicht der Gedanke an die Poesie lebendig geworden wäre? Ich hätte gewiß bald sterben oder elend verderben müssen.

So aber schickte Gott einen seiner Boten auf Erden, einen Dichter zu mir. Miltschi, mit dem ich bei uns und in seinem Familienkreise nun öfters und bald auch täglich verkehren konnte, weckte durch seinen reichen Geist, durch seine feine Bildung, durch seine vielen Kenntnisse, vor allem aber durch sein „liebes Herz", die magischen Kräfte meiner Phantasie. Ein Bewunderer alles Schönen, Guten, Besonderen, liebte Miltschi uns beide, meinen Mann und mich. Er liebte unsere herzigen Kinder, er hätte — oberflächlich wenigstens — unsere zerbrochene Pflichtkette wieder zusammen zu fügen vermocht, wenn er, der junge Adept, nur zu oft selbst Medium, es verstanden hätte, die geheimnisvollen Gewalten, welche nun um uns alle aufstiegen, zu bannen, zu bewältigen und auszunützen. Nur ein Fachmann kann es verstehen, welche Gefahren für uns alle hier erwuchsen.

Mein Schmerz wandelte sich zuerst in Verklärung und — waren die Gedichte in der roten Lichtflut zu Olmütz der erste, elementare, vollkommen unbewußte Ausbruch meines poetischen Talents, welches mir auf Emils Anregung später zum Bewußtsein kommen sollte — begeistert durch Miltschi's schriftstellerische Arbeiten, begann ich nun, poetische Versuche in Prosa zu entwerfen. Aber unreif, wie mein Wesen noch war, beeinflußt durch die dunkle Phantastik, wie sie durch Emil's erste Arbeiten geht, vermochte ich meiner seelischen Schaffenskraft nicht zu gebieten und anstatt in Kunstform auf dem Papiere zu schaffen, artete die poetische Gewalt in mir in's Visionäre, in's Hallucinative aus.

Zur gesteigerten Aufregung meines sensitiven Nervensystems und meiner überreichen Phantasie trug dazu damals der Umstand bei, daß der von ihm sehr geliebte Bruder meines Gemahls in unserem Hause hilflos hinsterbend dalag.

Nach seinem Tode sah ich denselben als Doppelgänger unter den Fenstern vorübergehen.

Als die schrecklichen Sterbegedanken nach dem Tode meines Schwagers ein wenig vorüber waren, heiterte sich meine Seele im täglichen Beisammensein mit Emil's Mutter und mit ihm zu einer oft an's Unheimliche grenzenden Freude und Heiterkeit aus. Seine Mutter, eine wunderschöne, blonde Matrone, weißrosig im Gesichte wie ein Mädchen, mit

jenen großen, grünen Sonnenaugen, welche des Dichters Emilien und Marien so oft in seinen ersten Romanen haben und die er auch selbst, der das leibhafte Abbild seiner Mutter war, besaß, hatte mich sehr gerne, und ich betete sie mit meinem nach durchgeistigter Liebe verschmachtenden Herzen geradezu an.

Morgens um 9 Uhr war ich immer schon in der Fröhlichergasse, wo Vacano's wohnten. Da saßen wir drei um den Sophatisch und dachten. Emil und ich, wir konnten oft vor Gefühlsüberschwang und Gedankenandrang nicht sprechen. Alles wurde zum Symbol, zur Idee, zum Gedicht. Wir schrieben, die Zettelchen flogen nur über den glatten Tisch hin und her, wir lasen, jubelten, lachten, berichtigten, scherzten und knabberten an den Leckerbissen, welche uns Mama brachte.

Mittags war ich wieder zu Hause, Nachmittags gab's Partien in's Freie, bei trübem Wetter saßen wir daheim, bei uns oder bei Vacano's. Noch denke ich des Abends, wo ich neben meinem Gemahl auf dem Sopha saß, Emil vor uns auf einem Schemelchen uns bewundernd. Auf einmal sprang er auf und rief, im Zimmer hin und herlaufend, händeringend: „Ich werde verrückt, ich werde verrückt!"

Auf unsere halb erschrockenen, halb scherzhaften Fragen, warum, antwortete er: „Weil ich nicht weiß, wen von Euch zweien ich lieber habe; ich habe Euch beide so lieb, so lieb! Ich möchte mit Euch zusammen sein, ewig! —

Und er hatte auch den heißen Wunsch, uns beisammen zu erhalten, aber es ging nicht. Ich war kein sanftes, duldsames Weib, konnte es damals, hin und hergerissen von Leidenschaftlichkeit und gefährlichem Phantasiereichtum, nicht sein ohne hypnotische Hilfe. Damals kannte man keinen Hypnotismus, man nannte das magische Seelenphänomen zwischen zwei Menschen „Magnetisieren" und hatte mit voller Berechtigung eine große Furcht davor. So auch E. M. Vacano damals, im Jahre 1865.

Ich aber wurde immer heiterer, geistreicher, gesünder; ich ging nicht mehr, ich flog, ich berührte die Erde kaum (kann mir demnach das Aufschweben Somnambuler vorstellen); ich, sonst Stümperin auf dem Klaviere, spielte sehr gut und mit leidenschaftlichem Vortrag; ich entwarf Prosa und Poesie, freilich letzteres nicht in druckreifer Form — ich hatte ja weder die Vorbildung zur Schriftstellerei, noch je, außer einigen Briefen, Uebung im Schreiben gehabt.

Meine guten Eltern, die damals noch lebten, waren durch mein potenziertes Temperament, durch meinen fast erschreckenden Geistreichtum beängstigt, fürchteten Auffälligkeiten und baten Mama Vacano, mit mir nach Lettowitz in Mähren, wo sich eine entfernte Verwandtschaft vorfand, zum andauernden Aufenthalt in frischer, guter Landluft zu fahren.

Mit Jubel nahm ich diesen Vorschlag an, und schon der Abendzug brachte uns nach dem hübschen Flecken Lettowitz, wo wir in einer sehr poetisch anmutenden Mühle aufgenommen wurden. Ich war so aufgeregt von den landschaftlichen Eindrücken, von der Freude, mit Mama Vacano

allein zu sein, von der Hoffnung, Emil in diesem Paradiese, als was mir dieses Stück Erde damals erschien, bald zu sehen, daß ich nicht schlafen konnte.

Ich lag die ganze Nacht halbwachend, traumwachend. In einer lichten, sehr fein polierten Chiffoniere meines Schlafzimmers sah ich beim Vollmondschein deutlich und hell ein Totenbett, Miltschi als Leichnam darauf liegen. Ich wußte, er sei tot, hatte aber das bestimmte Gefühl, daß er noch lebe. Ich erzählte der guten Mama auf ihre Frage, warum ich nicht schlafe, von dieser nicht wegzubringenden Vision und bat sie, selbst hinzusehen, ob sie das schreckliche Bild sähe. Sie sah aber nichts und gläubig, wie sie, war, betete sie, und wir beteten zusammen.

So sah ich dieses Bild durch einige Nächte und endlich, wohl erst auf die Nachricht hin, daß Emil nach Kettowitz kommen werde, verschwand der Leichnam, aber nur, um einem schwarzen Grabobelisk mit goldenen Verzierungen Platz zu machen. Dieser Obelisk blieb stereotyp jetzt als Visionsbild im Spiegel der polierten Chiffonieretbür, so oft ich mich schlafen legte und im Mondschein hinsah.

Der Tag der Ankunft meines Adepten brach an. Ein herrlicher Junimorgen. Die Glockentöne vom Dorfkirchlein her, Sonnenlicht, Vogeljubellieder, das zitternde, elektrisierende und doch wieder so einschläfernde Geklapper von allerlei Mühlrädern. Dazu der lichte Mehlstaub auf den Gesichtern der Arbeiter, der jeder Physiognomie einen Hauch des feineren, zarteren gab. Der frische, herbe Mehlgeruch, die vielen blühenden Blumen im Garten und auf den Wiesen, die festlich hergerichteten Sträuße auf dem Kaffeetisch, die Koch-, Back- und Bratarbeit in der Küche, für den lieben, zu erwartenden Gast!

Ich war im Trance vor Vergnügen, vor Freude, vor Glück. Was uns heute die Wiener Mode so sehr anpreist, daß wir uns auf dem Lande in Bauernkostüme kleiden sollen — ich that es im Ueberschwang meiner Lebenslust. Ich litt keinen Widerspruch Mama's, noch der jungen, herzensguten Müllerin, und wählte aus ihrer bäuerlichen Garderobe Rock, Mieder, Schürze und stellte mir ein Kostüm zusammen. Seltsamer Weise kam blau und lila vorherrschend bei diesem Anzug vor, und ich höre noch heute Emils Ausspruch dieser damals unmodernen Farbenzusammenstellung gegenüber: „Auf Dir erfindet sich die Harmonie der Farben". Ich trug Rosen im Haar, welches ich mit spanischen Goldkämmchen zu beiden Seiten hinaufgesteckt trug und welches über dem Scheitel in zwei Lockentürmchen hinaufstieg, die wir humoristisch Hörnchen nannten. Und — als die Glocke der Uhr schlug -- ihm entgegen.

Wie heute, seh' ich's noch. Ich war immer kurzsichtig, bin es noch, damals aber sah ich sonnenhell und klar. Gegenüber der Mühle, recht weit, war der Bahnhof, Wiesen, Bäche und viel weidendes Vieh dazwischen. Ich hatte meine Freude, Emil zu necken, denn die Wege vom Bahnhof zur Mühle gingen rechts und links in weitem Bogen und er wußte nicht, welchen er einschlagen solle. Mit einer Schar weißer Tauben

zugleich war er im Portale erschienen. Ich lief bald links eine Strecke, bald rechts eine Strecke, so daß auch er, immer von den Tauben über seinem Haupte begleitet, bald nach rechts, bald nach links lief, ohne mir näher zu kommen. Endlich blieb er im Laufe nach links, die Tauben flogen zum Bahnhof zurück und er gelangte seitlings zur Mühle.

Da war er nun, der liebe, goldene Miltschi, mit seinem rotgoldigen Lockenkopf und seinen nixengrünen Engelsaugen, die unter den dunklen Augenbrauen und den langen dichten Wimpern so fascinierend schauen konnten.

Eine jubeltolle Mahlzeit ohne Wein und Bier; aber necktarrauschig waren wir beide. Kein Blumenkorso bietet solchen Blumenregen wie wir ihn für einander hatten. Wir tanzten, hüpften, jauchzten, wie vor Freude halbbesessene Kinder.

Der klugen, besonnenen Mama war aber dieser schrankenlose Jubel unheimlich, vielleicht nicht mit Unrecht. Ungeregelter Somnambulismus kann ja leicht zum Ueberschnappen führen. Sie zog Emil fort, in eine Ecke des Zimmers, und beredete ihn zur Abreise. Da sah ich, was eine Mutter über ihren Sohn vermag. Er wurde ernst, kehrte in sich zurück und kam auf mich zu — um wieder abzureisen. Ich schrie auf und wollte ihn nicht fortlassen.

Da -- er hatte öfters vorher und nur völlig objektiv vom Magnetisieren gesprochen, wer von übersinnlicher Anlage ist, denkt, liest darüber und beschäftigt sich ja mit derlei — da spreizte er seine zehn Finger gegen mich aus und hielt sie einige Sekunden über meiner Brust.

Ich erstarrte, er ging, und ich sank auf's nahe stehende Sofa.

Von diesem Augenblick war eine sonderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Ich fühlte eine Schwere in meinen Gliedern, ich war wie mit Blei gefüllt. Meine Heiterkeit war verschwunden und hatte einer ernsten, philosophierenden, religiösweihevollen Stimmung Platz gemacht. Mein Schritt war langsam und schwer, ich konnte keine Stunde auf sein, ohne dazwischen von einer Schläfrigkeit befallen zu werden, die mich wo ich ging oder stand und saß, hinsinken und tief und überaus fest einschlafen hieß. Wenn ich erwachte, hatte ich das Gefühl, aus einer anderen Welt gekommen zu sein und endlose Zeiträume fortgewesen zu sein. Auf meine jedesmalige Frage, wie lang ich geschlafen habe, nannte man mir immer nur Minuten.

So schleppte ich mich dahin, durch 9 Tage, mied nach Möglichkeit Speise und Trank, kränzte mich täglich mit frischen Rosen, dachte und träumte die Lösung des Welträtsels, religiöse Gedanken erfüllten meine Phantasie. Emil mußte, von seiner frommgläubigen Mutter beeinflußt, mir ähnliche Gedanken suggerirt haben, welche dann mit meinem in mir schlummernden dichterischen Talente zugleich in lebhaftester Weise meine Phantasie zu beschäftigen begannen.

Alles, was ich von Kindheit auf aus der Bibel und aus dem Katechismus gelernt hatte, wucherte poetisch als Vision in und außer mir auf.

Die Welt war mir zum Paradiese geworden — der herrliche Sonnenschein und die blendende Junipracht der Landschaft trugen das ihre dazu bei. Ich sah die Menschen, verwunschenene Geister, um mich herumwandeln; ich hatte damals die eigentümliche Sehergabe, auf jedem Antlitz zu erkennen, ob es eine lichte, seraphische, oder eine dunkle, dämonische Seele verberge. Manchen sah ich es an, daß sie öfters wiedergeboren nur mehr eine Läuterungsinkarnation durchzumachen, oder irgend eine Mission hienieden zu erfüllen hatten. So die alte, stattliche, ungebildete und doch wunderbar verständnisinnige religiöse Müllerin, die ein Jahr darauf mit dem Mute und der Kraft einer Seligen starb; mancher schien mir noch viele Tierseelen im Leibe zu tragen, oder gar erst der Tierinkarnation selbst entsprungen zu sein. Manchem blickte geradezu Satan aus den Augen — mit Grauen wich ich solchen aus, oder sprach einer zu mir, redete ich ihn mit heiligen Legenden und Worten der Schrift an.

Dieses priesterhafte Reden und Gleichnis predigen ergriff die Hausgenossen und alle Landleute, die mir begegneten. Wenn ich durch Felder und Wiesen ging, immer mit der braven Frau Caroline, der alten Müllerin, da knieten die Landleute am Wege vor mir nieder, oder sie warfen Rechen und Sichel weg beim Heu machen, bekreuzten sich und riefen: „Svata ide, svata ide!“ [1])

Ich, in meiner stereotypen, poetisch-ekstatischen Krise, nahm diese naive Huldigung des wundergläubigen Landvolks nicht übel. War mir doch letzterer Zeit namentlich Emil's Wesen so christusartig erschienen, daß ich sogar den schief von der Achsel bis zur Hüfte gehenden Staubstreifen an Emil's Alltagsröckchen, welches er im Kleiderkasten vergessen hatte, für ein Zeichen der Gnade nahm. Hat nicht Christus auf dem Kalvarienberge sein Kreuz hinaufgetragen? War Emil nicht vielleicht das erwählte Medium, in welches er sich mir, seiner niedersten Magd, jetzt manifestiert hatte?

Es war jenes Moment über mich gekommen, welches über alle echten Somnambulen kommt: Die religiöse Ekstase. Ich lebte in Seelenwundern und erwartete immer neue Wunder. Nachts im Windeswehen hörte ich die Riesenschritte Gabriels des Meilenlangen in den Wolken, ich erwartete Aufträge und Botschaften zur Beseitigung aller Uebel der Welt, zur wirklichen Erlösung der Menschen vom Tode.

Im katholischen Glauben als Kind erzogen, kehrte mir alles, was mir in der Kindheit heiliges Gesetz war, jetzt durch den gläubig katholischen Miltschi wieder. Aber der Dichterin in mir, der damals noch embryonisch in mir schlummernden, aber doch von lebenskräftig pulsendem Forschergeist beseelten, behagte schon damals nicht der Mythos von dem formlosen, bloß gedachten „Himmel“. Mein tiefinnen gesunder Lebensdrang zwang meiner Phantasie die Hypothese von der Seelenwiederkehr auf.

---

[1]) Die Heilige geht, die Heilige geht!

Mama Vacano war fortgezogen, mich der Frau Caroline überlassend, sie war zu Emil nach Brünn zurückgekehrt, und da sie sowie meine Eltern (vielleicht auch Emil selbst), ihn für die Ursache meiner Krankheit hielten, so erhielt ich keine Nachricht von ihm oder über ihn, ich wußte nicht, ob er gesund ist oder auch nur lebt. So begann der Gedanke an den Tod, den ich damals licht und klar nur als ein Moment des Lebens, auch des individuellen, erblickte, meinen Geist zu beschäftigen. Namentlich begeisterte mich der Gedanke an die Wiederverkörperung auf das gläubigste, und da Emil in einem Roman einst die Geschichte einer Seele erzählt hatte, beschäftigte ich mich lebhaft mit dieser Unsterblichkeitshypothese.

Merkwürdig war es, daß mich damals Menschen und Tiere auffallend liebten. Vielleicht weil ich sanft und gut war. Blaß war ich wie eine Theerose, und neun Tage lang war meine linke Hand, namentlich wenn ich Rosenzweige in ihr fest hielt, so daß die Stacheln in's Fleisch drangen, eiskalt und totenweiß. Die Stacheln fühlte ich nicht, es floß auch kein Blut. Ich glaube demnach gerne, daß Somnambule gestochen und geschnitten werden können, ohne es zu spüren.

Die Hunde liefen mir nach, Geflügel kam mir zu und vor allem gesellte sich mir ein kleiner schwarzer Bock zu, der große, grüne Augen hatte, mit denen er mich immerfort ansah, während er unaufhörlich bemüht war, meine Hände und wo möglich mein Gesicht zu lecken.

Da kam mir's lebhaft vor, daß eine Seelenwanderung kein Unsinn sei. Woher hat so ein Tier die Zuneigung zum Menschen in so hohem Grade? Das war doch nicht Fraß- und Schnappzweck des Tiers, ich hatte einen Widerwillen gegen Speisen, fütterte also auch das Tier nicht. Die Liebe dieses Vierfüßlers war demnach uneigennützig! Wenn ich auf der Weide Kühe sah, konnte ich mich an den ungeschickten plumpen Gesichtern nicht sattsehen, deren jedes mir eine Strafinkarnation vorzuzeigen schien.

Meine schönste süßeste Freude waren die Blumen. Da fand ich in jeder eine Sage, eine Legende, ein Symbol. Ich war immer umringt von einer ländlichen Zuhörerschaft und zerpflückte manche Blume, wie die Kornrade, deren jedes Fäserchen ich als ein Modell eines Werkzeuges zur Kreuzigung Christi erklärte; der Kelch der Blume selbst erschien mir in seinen zwei Farben als der weingefüllte Kelch des letzten Abendmahls. Die Kornblumen (Cyanen) mit ihren blauen, in der Sonne fast durchsichtigen Strahlen waren mir ein Bild der Aureole um's sterbende Christushaupt.

So gingen meine Phantasien und Spaziergänge fort, Tag um Tag. Die Landärzte, Ordenspriester im nahen Klosterspitale, erklärten meinen Zustand für hochgradige Hysterie, aber für ungefährlich. Ich aber verlangte plötzlich nach Bad Engelsruh geführt zu werden, und behauptete, daß ich dort genesen werde. Schon der Name des Badeörtchens that mir wohl und übte eine wohlthätige Wirkung auf mich aus. Man wollte

mich aber nicht vom Hause fortlassen, man fürchtete die Anstrengung des Gehens für mich (und fahren wollte ich nicht), denn ich hatte volle drei Tage gar nichts gegessen, nur etwas Wasser getrunken; als ich aber versprach, nach dem Bade zu essen, ließ man mich ziehen.

Verklärt und voll seligen Behagens, wandelte ich mit meinem süßen kleinen Söhnchen durch die welligen Kornfelder, über Raine und Wiesen, durch Dornrosenlauben und schattige Baumgruppen. Engelsruh liegt mitten im Walde, damals verwildert, halb verfallen, aber reizend.

Mein Bübchen hüpfte immer um mich her, und damals erkannte ich das erste Mal deutlich die Gewalt des Gedankenlesens. Was ich just dachte, davon begann das Kind zu plaudern. Ich dachte, um ein Beispiel zu geben, an die blaue Schleife, die ich Emil zum Abschied gegeben hatte, sogleich fragte das Kind: „Mutter, wohin führt der Weg? Nach Schleife?“ Und es war nie die Rede gewesen von einem Ort, der etwa Schleife geheißen hätte, noch gab es ein „Schleife“.

Ich nahm in Engelsruh ein Wannenbad, lau und von einer ganzen Rosenseife durchtränkt, welche ich in meinen Händen zerrieben hatte. Dreimal tauchte ich meinen Kopf unter das Wasser und, siehe da — wie mit einem stummen Knall, mit einem Ruck, war alles in meinem Kopfe anders.

Nicht mehr Paradies und ewiges Leben, nicht mehr Wiedergeburt und Unsterblichkeit, kein gelöstes Welträtsel mehr, Emil nicht Christus, ich keine Auserwählte, um den Menschen Erlösung zu bringen durch Verkündigung der individuellen Unsterblichkeit, sondern der nüchtern erbarmenlose Alltag, ich eine verzweifelnde, alles Hoffens, alles Glückes beraubte Frau, lächerlich durch ihre Ekstase, vielleicht blamiert durch alles Geschehene, dem Gerede der Welt ausgesetzt. O, nur fort, nach Hause, um allein, in tiefster Einsamkeit den schrecklichen, seelischen Katzenjammer auszuschluchzen, der mich jetzt befiel. . . . . .

Da saß ich nun wieder mit meinem Bübchen, welches mein einziger Trost war. Mein Gemahl war in ein Nest nach Mähren versetzt worden und schrieb verzweifelte Briefe der Vereinsamung. Er bat mich um sein Kind, das ja das meine war. Ich hätte mit meinem Knaben zu meinem Gemahl eilen sollen, aber ich vermochte mich nicht zu opfern. Er hatte mir das Ideal der Ehe verletzt und — es ist vielleicht eine Sünde gewesen, aber es war eine germanische Sünde — ich konnte in einem ideallosen Leben kein Leben mehr finden. So verweigerte ich ihm das Kind, und — Emil, der mich bisher nicht einmal brieflich aufgesucht hatte, schickte einmal um den Knaben, den er wiederzusehen wünschte. Ahnungslos schickte ich ihm das Kind — es war ja so herzig und geistreich, daß es sehr oft von Bekannten zu Besuch ausgebeten wurde — und er fuhr mit dem Jungen nach Mähren.

Diese Handlungsweise illustriert Emil's damaligen Ausruf: „Ich werde verrückt, denn ich weiß nicht, wen von Euch beiden ich mehr liebe, Dich oder Deinen Mann“. Wie konnte er mir, dem unglücklichen Weibe,

welches den heißgeliebten Gatten verloren hat, auch noch das Kind rauben helfen? Emil Vacano hat nicht umsonst Vampyre gedichtet, denn er hatte zwei Seelen in sich, eine männliche und eine weibliche, daher sein Eingriff in mein Mutterrecht, dem Freund zu Liebe.

Ich setzte mich auf und fuhr zu meinem Mann, fand ihn nicht zu Hause und entführte ihm meinen Knaben, indem ich ihm die Nachricht davon zurückließ, was ich gethan hatte.

Da hatte ich aber gesehen, wie inzwischen der übersinnliche Rapport Emil's mit mir auch bei ihm seine Wirkung gethan hatte. In Lettowitz hatte ich Dein Gesicht in jedem glänzenden Gegenstand, groß oder klein, in Fläschen, Gläsern, auf Porzellantassen, Tellern und Vasen, sogar auf Knöpfen, licht und hell und in Farben, wie lebend und stets nach mir blickend, gesehen; einmal nachmittags saß er sogar plötzlich in Lebensgröße als Doppelgänger neben mir auf dem Sessel und blickte mich unsagbar lieb und eindringlich an, worauf ich ihm mit der Hand durch den Aetherleib fuhr und leise bat: „Verschwinde, Du bist mir unheimlich, Du bist's ja ohnedies nicht, Du sonniges Gespenst —“ worauf das herrliche, wie aus Regenbogenlicht gewobene Bild zerfloß.

Hier in Emil's Stube, wo er mit meinem Gemahl hauste, prangte überall mein Bild, von seiner Künstlerhand gezeichnet und gemalt, in der weißgetünchten Bauernstube. Auf jeder Wand, in jedem Papierkästchen, auf den Fensterrahmen, auf Schachteln und Kassetten, auf jedem Papierschnitzel, sogar auf Wäschesorten und Manschetten, in Heften und Büchern. Und dennoch hatte er mir mein Kind rauben können!

Seitdem waren zwei Jahre verflossen. Mein Knabe war jetzt von Rechtswegen bei meinem Manne, dem ich nicht mehr zu folgen vermochte, und ich war wieder einmal dort, um das Kind zu sehen. Kam und erblickte auf seinem Schreibtische einen Brief von Emil, der ihn bittet, in meine Ehescheidung zu willigen. Er freite bei meinem Manne um mich. Als die Sache zur Sprache kam, hielt sich mein Mann vor Lachen die Seiten. Er meinte: Emil sei kein Mann, um ein Weib zu beglücken.

Mir war's gleichgiltig, denn ich war vollkommen ruhig und nüchtern geworden. Als Emil mich ein halbes Jahr darauf besuchte, erschien er mir so ganz anders, so fremd, so wirkungslos in übersinnlicher Beziehung auf mich, daß von einer Seelenregung oder gar Aufregung bei mir keine Rede war.

Seither sind viele Jahre verflossen. Wir haben einander nicht mehr wiedergesehen, wohl aber von Zeit zu Zeit, und dann manchmal oft, Briefe gewechselt. Wo einmal ein so starker magischer Rapport geherrscht hat, kann niemals die geistige Sympathie ganz vergehen. So erwachte immer wieder das Erinnern, das gegenseitige Wohlwollen, ein Sichverstehen, wie es eben nur unter höheren Menschen vorkommen kann.

Als Emil's Vater starb — ich glaube es war in den 70er Jahren — hatte ich, noch dazu im Beisein zweier meiner Kinder und einer fremden Dame, eine auffallende Anmeldung. Als seine Mutter starb, nichts mehr,

und als er starb nur in derselbigen Nacht den grauenvollen Traum, daß ein Toter auf einer Bahre, mit dunklem Wachstuch bedeckt, an mir vorübergetragen ward.

Als ich den 10. Juni im Abendblatt des Wiener Fremdenblattes von seinem Tode las, mußte ich erschüttert ausrufen: „Emil, Emil, also auch Du hast es getroffen, das Ungeheuere, Unbegreifliche, Unabwendbare!" Und es drang in mich und es zwang mich, diese meine Erinnerungen an E. M. Vacano niederzuschreiben.

Mag die Welt ihn beurteilen, wie es ihr beliebt: Emil Mario Vacano war eine edle, reine, stark zum Uebersinnlichen veranlagte Natur. Irrtümer mochte er begangen haben, wie jeder Sterbliche, aber das Gemeine war ihm fremd und er dürstete nach Gott und dem ewigen Licht.

Möchte man auf seinen Grabstein sein tiefempfundenes Wort setzen: „Das Gottähnlichste am Menschen ist die Treue!"

Scheiden.

Von

Rudolf Geering.

Hingeschwunden
Sind die Stunden,
Sanft betaut von Glück,
Und mit Leiden
Naht das Scheiden. —
Bleibt uns nichts zurück?

Sieh, dort ferne
Leuchten Sterne:
Was hier trennt die Pflicht
Wird sich finden
Und verbinden
Dort im Sternenlicht!

Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht **durch** die Schulwissenschaft, sondern **trotz** ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Die Berliner Sibylle.

Im „Berliner Tageblatt" Nro. 474 hat der bekannte Dichter Sacher-Masoch eine kleine Episode aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. erzählt. Wir wollen sie hier unsern Lesern in Erinnerung bringen, weil sie interessante Prophezeiungen einer Somnambule enthält, welche diese dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen gemacht haben soll, und die sich alle wörtlich erfüllt haben.

Auf Veranlassung der Prinzessin Elise Radziwill, der schönen Jugendgeliebten des Prinzen Wilhelm, suchte dieser eines Tages jene bekannte Somnambule Klara Dankwart auf. Schon vorher war er durch die Baronin Wolginden, eine Russin, auf sie aufmerksam gemacht worden, konnte sich aber erst auf die Bitten der Geliebten entschließen, zu ihr zu gehen und die Wahrheit ihrer Weissagungen zu prüfen.

Die Baronin Wolginden hatte ihm unter anderem ein paar Fälle erzählt, die seine Neugierde wohl reizten, aber seine Zweifel nicht vollends zerstreuen konnten, bis er sich selbst von den wunderbaren Prophezeiungen der Somnambulen überzeugte. —

Klara Dankwart hatte, als sie krank war, sich selbst behandelt. Sie schrieb sich die Rezepte im somnambulen Zustande selbst, ohne vorher je ein Wort Lateinisch verstanden zu haben. Und diese Rezepte, die ein Arzt prüfte und für durchaus richtig erklärte, hatten den auffallenden Erfolg, daß die nach ihnen angefertigte Medizin in kürzester Zeit die vollständige Heilung der Kranken bewirkte. — Ein ander Mal hatte sie einem unbegüterten jungen Offizier aus Hannover eine glänzende Erbschaft prophezeit. Der Offizier, welcher durchaus keine Aussichten auf eine Erbschaft hatte, glaubte natürlich der für ihn höchst unwahrscheinlichen Weissagung nicht. Wie überrascht war er daher, als er eines Tages die Nachricht von dem Tode eines entfernten Verwandten erhielt, von dessen Aufenthalt weder er noch seine Familie eine Ahnung hatten, und mit der Todesnachricht zugleich die Mitteilung, daß er als der alleinige Erbe des bedeutenden Vermögens von dem Verstorbenen eingesetzt worden sei. — Den dritten Fall hatte die Baronin Wolginden selbst erlebt. Eines Tages waren ihr

rund fünfhundert Thaler in Scheinen abhanden gekommen. Trotz eifrigen Suchens waren sie nicht wiederzufinden, und auch die Beobachtungen des Dienstpersonals erwiesen sich als erfolglos. Nun faßte die Baronin den Entschluß, bei Klara Dankwart über den Verbleib des Geldes nachzuforschen. Die Somnambule sagte ihr sofort, das Geld befinde sich an derselben Stelle, wo sie, die Baronin, es hingesteckt habe. Als diese dann zuhause unter ihren Kleidungsstücken auch ihren Pelz genau durchsuchte, fand sie die Thalerscheine im Unterfutter desselben vor; und danach erinnerte sie sich, daß sie die Scheine in der Tasche hatte stecken lassen. Dieselben waren dann durch einen Riß zwischen Unterfutter und Ueberzeug hinausgeglitten. —

Als nun Prinz Wilhelm, nachdem er sich ganz einfach gekleidet und auch sonst vollständig unkenntlich gemacht hatte, bei der Somnambule eintrat, sagte sie in ruhigem Tone zu ihm: „Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben“. Dann fuhr sie fort zu berichten, daß er dem Königshause sehr nahe stehe, daß er ein schönes, vornehmes Mädchen liebe, dessen Herz ihm vollständig angehöre, daß er aber trotzdem dem Besitz dieser edlen Geliebten entsagen müsse und eine Andere zum Altare führen werde, die auch schön, vornehm und klug sei. Seine Sache sei es nicht, zu lieben und zu träumen; sein Stern strahle mächtig auf und rufe zu höheren Aufgaben. Dann ließ die Somnambule, die bisher mit vor das Gesicht gepreßten Händen scheu in dem magischen Helldunkel ihm gegenüber in der Ecke des Sophas gesessen hatte, die Hände sinken, starrte den Prinzen mit den weitgeöffneten Augen, die in tiefem Seelenfeuer loderten, an und erhob sich langsam mit ausgebreiteten Armen. „Du wirst Siege erfechten, wie sie kein anderer deines Hauses vor dir erfochten; und dir ist es vom Himmel aufbewahrt, das alte Reich neu zu gründen. Ich sehe dich als König und Kaiser, umringt von Vielen, welche dich grüßen und die Schwerter schwingen!“ Das war der Sinn ihrer feierlich gesprochenen Worte. Dann hatte sie sich ganz erhoben, war vor dem Prinzen in die Knie gesunken und darauf langsam zur Erde geglitten. Die Hände hingen schlaff und ihr Kopf war wie erschöpft auf die Brust geneigt. Mit Hilfe ihrer alten Wärterin, die ins Zimmer trat, wurde die Somnambule sanft auf das Sopha gelegt und fiel in ruhigen Schlummer. —

Immer stand Kaiser Wihelm unter dem Banne dieses Erlebnisses und die sich erfüllenden Prophezeiungen übten auf ihn zunehmend einen erhebenden Einfluß aus.

Visionäre Wahrnehmungen.

Durch einen der Redaktion bekannten evangelischen Geistlichen, der den Referenten kennt und für dessen Glaubwürdigkeit eintritt, haben wir das folgende Referat erhalten. Solche telepathische Visionen sind sehr häufig, aber selten sind sie, wie im ersten Falle hier, mit Spuk verbunden.

„Infolge Aufforderung teilt der Unterzeichnete, Tischler, geboren in Egeln bei Magdeburg, 27 Jahre alt, wahrheitsgetreu folgendes mit:

1. Im Jahre 1886 war ich Hausgenosse des Tischlers Heydolf in Lichtenau bei Kassel. Anfang Januar s. J. lag dessen neunjähriger Sohn Fritz im Parterre des Hauses an Diphtheritis krank. In einer Nacht, nachdem ich zwei Stunden geschlafen hatte, wurde ich um 11 Uhr von einem sonderbaren Geräusch aufgeweckt. Von unten hörte ich Schritte die Treppe zum ersten Stock heraufgekommen und auf dem Flur vor meiner Stube eine zeitlang auf- und abgehen. Dann entstand draußen ein klirrendes Geräusch wie von umfallenden und zerbrechenden Gegenständen. Kurze Zeit darauf tappte es die Treppe zum Hausboden im zweiten Stockwerk hinauf, wo keine Zimmer waren. Dann wurde es ganz still.

Am nächsten Morgen fand man verschiedene Gegenstände auf dem Flur umgeworfen und zerbrochen umherliegen, ohne eine Erklärung dafür zu haben.

Als man darüber sprach, meinte die Großmutter des kranken Kindes: „Jetzt muß ich etwas erzählen, worüber ich sonst geschwiegen hätte. Gestern stand ich in später Abendstunde in der Hausthür, als ich zwei Gestalten vor mir erblickte, eine schwarze und eine weiße. Die machten sich beide den Eintritt in das Haus streitig, bis schließlich die schwarze Gestalt die weiße zurückdrängte und eintrat". Drei Tage nach jener Nacht starb der kranke Knabe.

2. Im Jahre 1888 war ich in Mühlhausen, Reg.-Bez. Erfurt. Am 4. März s. J., 11 Uhr, begab ich mich mit meinem Stubengenossen Karl ohne vorhergehende Aufregung in froher Stimmung zur Ruhe. Schon um 12 Uhr erwachte ich wieder. Die Thür mir gegenüber öffnete sich ohne Geräusch. Eine schwarze und eine weiße Gestalt traten ein. Die weiße blieb zurück; die schwarze trat näher. Ich richtete mich auf, konnte aber nicht aufstehen. Als ich meinen Kameraden rief, verschwand die Gestalt. Wir beide schliefen wieder ein. Bereits um 1 Uhr erwachte ich abermals. Jetzt sah ich nur die schwarze Gestalt; sie kam von der Thür aus auf mich zu und faßte mich etwa drei Minuten lang an den Schultern. Sie verschwand, als ich rief: „Karl, steh auf! es ist etwas Fremdes in der Stube." Nur aufrichten konnte ich mich, es fehlte mir die Kraft zum Aufstehen. Karl stand auf, untersuchte alles und fand nichts.

Am nächsten Tage erhielt ich einen Brief mit der Nachricht: am Tage vor jener Nacht sei mein Vater, Zimmerer Wilhelm Meise in Egeln, nach nur fünftägiger Krankheit, etwa 60 Jahre alt, an Lungenentzündung gestorben. Von seiner Krankheit war mir nichts zu Ohren gekommen. Er war vorher meines Wissens nie krank gewesen.

Anderes Derartiges von Bedeutung habe ich nicht erlebt."

Gustav Meise, Tischler.

Was war es?

Telenergie einer Sterbenden.

Ich war seinerzeit ehrsamer Meßner (Küster). Da ereignete es sich gar oft, daß ich zur Nachtzeit aufstehen mußte, wenn ein Priester zu einem Schwerkranken gerufen wurde, demselben die letzten Tröstungen zu bringen, oder wenn ich für einen Scheidenden das Zügenglöcklein zu läuten hatte. — Im betreffenden Orte geschah dies auch zur Nachtzeit.

Einmal wieder nachts, es war im Winter, in der Adventzeit, da klopfte es an meinem Fenster. Ich stand auf und fragte hinaus, was es gäbe. Da wurde mir der Bescheid, ich solle für eine Sterbende, welche sich in der nächsten Nachbarschaft befand, das Zügenglöcklein läuten. Ich zog mich warm an, denn ein eisiger Wind pfiff über die Dächer, und Schnee rieselte ganz fein und leicht vom Himmel. Als ich den Turm erstiegen hatte, schlug es gerade 3 Uhr morgens. Eine halbe Stunde läutete ich das Sterbeglöcklein. Dabei stellte ich mich ans Fenster, über die Häuser des Ortes Ausschau haltend, soweit es bei dem zweifelhaften Lichte, das vom Schnee und halbbedeckten Monde gebildet wurde, möglich war. Ganz deutlich sah ich dabei das Haus, in welchem die Sterbende sich befand, und ebenso deutlich erblickte ich durch die Fenster des Zimmers die Leute, welche sich bei der Sterbenden zu schaffen machten. Furcht oder dergl. empfand ich nicht im geringsten. Nach Beendigung des Läutens ging ich noch in die Sakristei, um daselbst einiges für den Frühgottesdienst vorzubereiten.

Das Schneetreiben hatte inzwischen aufgehört, und der Mond schien freundlich. Es mochte so etwa 3/4 4 Uhr gewesen sein, als ich in mein Zimmer kam und das Bett wieder aufsuchte. Bei solcher Durchkältung konnte von einem schnellen Einschlafen nicht die Rede sein.

Ich mochte etwa 5 Minuten im Bette gelegen haber, da ging meine Zimmerthür, die ich nicht abgeschlossen hatte, langsam auf. Anfangs glaubte ich, ein Windzug bewirke es. Die Thür öffnete sich soweit, bis sie an dem hinter derselben stehenden Pianino anstieß. Dann wurde sie ebenso gleichmäßig langsam wieder zugezogen. Weiter hörte und sah ich nichts. Nun vermeinte ich, es habe sich jemand einen Spaß gemacht, um mich zu erschrecken. Schnell sprang ich aus dem Bette und lief hinaus. Die Hausthür, welche ich auch nicht abgeschlossen gehabt hatte, riß ich auf. Aber keine Spur eines Flüchtigen. Ich suchte im Schnee nach fremden Fußspuren, sah aber nur meine eigenen, welche ich beim Nachhausegehen eingedrückt hatte. Nun schloß ich die Hausthür sorgfältig ab, und morgens, als ich die Magd fragte, ob die Hausthür offen gewesen sei, versicherte mir dieselbe, sie wäre versperrt gewesen.

Ich frage: Was war es? —

St. G., im November 1891. **B. I. K.**

Anregungen und Antworten.

Konflikt der Pflichten.

Was soll man dabei thun?

In der Erwiderung, welche meine im Julihefte der Sphinx abgedruckte Einsendung über den Konflikt der Pflichten im Septemberhefte erfahren hat, wird mir der Vorwurf gemacht, als letztes Wort der moralischen Weltordnung den „armseligen, nüchternen Zweckbegriff“, und zwar in der einseitigen Auffassung als Aufrechterhaltung der Rechtsordnung hingestellt zu haben. — Im Gegensatz zu diesem soll die echte Moral des Mitleids den Höhepunkt des sittlichen Bewußtseins bilden.

Ich habe hierauf zu entgegnen, daß ich zwar (nach Hartmann) das Moralprinzip des Zweckes als höchstes anerkannt, nicht aber die Erhaltung der Rechtsordnung, sondern die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung als den für uns auf Erden zu erstrebenden universellen Endzweck bezeichnet habe, auf dem Wege zu dessen Erreichung das Moralprinzip des Zweckes als Leitstern dienen soll.

Dies besagt also nur, daß zwischen kollidierenden Pflichten diejenige zu erfüllen ist, welche im gegebenen Falle als die zweckmäßigste im Hinblick auf das Ideal der sittlichen Weltordnung erscheint. Kein einziges Prinzip, weder der Gefühls- noch der Vernunft-Moral, wird hierdurch ausgeschlossen; im Gegenteil umfaßt das Moralprinzip des Zweckes alle übrigen, auch das des Mitleids, dessen große Bedeutung als sittliche Triebfeder ich keineswegs unterschätze. Daß es aber nicht ausschließlich als Regulativ sittlichen Handelns dienen kann, hat Eduard von Hartmann unwiderleglich in seiner „Phaen. d. sittl. Bewußtseins“ klargelegt. Weit entfernt ist er jedoch, eine Verleugnung der Gefühlsmoral gutzuheißen, sondern er zeigt nur, daß diese einer Kontrolle durch die Vernunftmoral, wie auch umgekehrt, bedürfe.

In dem Beispiele, das im Septemberhefte S. 276 angeführt ward, handelte die Frau, welche aus Mitleid eine verfolgte Diebin deren Verfolgern entzieht, sicherlich uneigennützig und von ihrem Standpunkte aus moralisch, da sie von der Schuld des bis dahin unbescholtenen Mädchens nicht überzeugt zu sein brauchte. —

Man nehme aber einmal an, die verfolgte Person sei nicht dieses Mädchen, sondern ein berüchtigter, der betreffenden Frau als solcher bekannter Raubmörder: würde dann die Beihülfe zur Flucht desselben eine moralische That genannt werden, oder würde die Hülfeleistende nicht vielmehr die Mitschuld an allen, von jenem in Zukunft begangenen Verbrechen auf sich laden, indem sie seine Unschädlichmachung verhindert?

Wäre das Mitleid höchstes Moralprinzip, so müßte auch letztere That moralisch genannt werden. — Daß eine solche Verwirrrung im Rechtsbewußtsein bald sehr verhängnisvolle Folgen für die Sittlichkeit nach sich ziehen würde, ist wohl ohne Weiteres klar. — Andererseits wird jedoch ein edler Richter die Unglücklichen, welche er verurteilen muß, sicher von Herzen bedauern, selbst wenn sie nicht allein rechtlich, sondern auch moralisch gefehlt haben. Ja, gerade den schlimmsten Verbrechern wird er das tiefste Mitleid entgegenbringen, da er diese noch so weit vom rechten Wege entfernt weiß. —

Wie das Mitleid, so ist auch das Prinzip der Rechtlichkeit nur eine unter den vielen moralischen Triebfedern, welches ja nach seiner Bedeutung für den konkreten Fall entweder vor einem andern Moralprinzip den Vorzug verdient oder zurücktreten muß. — Wenn z. B. ein Familienvater seine Frau und Kinder dem Hungertode nahe sieht, wenn ihm alle Mittel abgeschnitten sind, auf ehrliche Weise Nahrung zu beschaffen und er in seiner Not einen Diebstahl begeht, so hat er allerdings unehrlich,

aber deswegen noch nicht unmoralisch gehandelt; denn die Pflicht, seine Familie vor dem Hungertode zu bewahren, ist für ihn näher und dringender, als die Pflicht der Rechtlichkeit einem Dritten gegenüber. — Nur die äusserste Not jedoch kann diesen Bruch der Rechtsordnung rechtfertigen, und die That wird auch nur dann ihres unmoralischen Charakters entkleidet, wenn er freiwillig den Makel der Unehrlichkeit auf sich nimmt, sich bestrebt, daß dem Bestohlenen zugefügte Unrecht zu sühnen und durch Büßung seiner Schuld der verletzten Rechtsordnung Genüge leistet, sobald seine Familie aus der Not befreit ist.

Bei den im März- und April-Hefte angeführten Fällen treffen obige Voraussetzungen aber nicht zu. Es fehlt an jedem Anzeichen, daß die Diebstähle durch Rücksichten auf höhere Zwecke geboten waren. Im Gegenteil lag die Möglichkeit recht nahe, den beabsichtigten Zweck auf ehrliche Weise zu erreichen.

In dem von mir oben gewählten Beispiele wird durch den betr. Familienvater das Prinzip der Rechtlichkeit allerdings auch zu Gunsten desjenigen der Liebe und des Mitleids verletzt. — Dies darf dort aber geschehen, weil andernfalls durch Vernichtung einer Anzahl von Menschen diesen die Erfüllung ihrer Arbeitspflicht im Interesse der Kulturentwicklung unmöglich gemacht würde. Es steht also das Interesse der Kulturenwicklung höher als dasjenige am Bestande der Rechtsordnung, da letztere sich zur ersteren wie Mittel zum Zweck verhält.

Geopfert dürfen Menschenleben bloß dann werden, wenn das Kulturinteresse dies gebieterisch verlangt, welcher Fall meist nur da eintreten wird, wo es gilt vitale Interessen des Staats oder der Gesellschaft zu schützen, bezw. zur Geltung zu bringen.

Als letztes erkennbares Ziel der sittlichen Triebfedern habe ich die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung bezeichnet, welche Eduard von Hartmann als denjenigen Teil des teleologischen Weltplanes definirt, welcher zu individuellen Trägern seiner Ausführung selbstbewußte und sittlich zurechnungsfähige Wesen hat.

Der Grund nun, weshalb wir uns unter Aufopferung aller egoistischen Triebe in den Dienst dieses Ideals stellen, ist:

1) Die Ueberzeugung von der Identität des Wesens des Menschen mit dem absoluten Wesen und hierdurch von der Wesenseinheit der Menschen untereinander.

2) Die Ueberzeugung, daß die sittliche Weltordnung einem absoluten vernünftigen Zwecke dient, welcher vom absoluten Wesen (das auch unser eigenes ist) gesetzt ist, und daß dieser Zweck durch seine Erhabenheit und Größe auch alle die unsäglichen Opfer und Kämpfe lohnt, denen die Menschheit um seinetwillen sich unterzogen hat und unterzieht.

Wer sich darüber unterrichten will, durch welche Betrachtungen und Untersuchungen man diese Ueberzeugung gewinnen kann, dem möchte ich nur empfehlen, Hartmann's „Phänomonologie des sittl. Bewußtseins“ von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Er wird finden, daß, selbst wenn man mit dem negativen Resultat der Hartmann'schen Metaphysik nicht einverstanden ist, kein Grund vorliegt, über diese Anschauungen ein dreifaches „Wehe“ auszurufen, wie dies von dem Einsender im Septemberheft geschehen ist.

Goerlitz, den 29. September 1892. **Gustav Schultze.**

Unverständiges Mitleid.

Im Septemberheft der „Sphinx“ befindet sich unter der Frage: „Was soll man dabei thun?“ eine von Ferdinand von Feldegg ausgesprochene Meinung, die mich sehr sympathisch berührte. Dem, was er darin über das betreffende Thema äußert, stimme ich vollkommen bei; seine Ueberzeugung ist ganz die meine. Doch möchte ich hier bemerken, daß in Hinsicht des Schlußsatzes die dort ausgesprochenen Gedanken von den meinigen abweichen.

Ich habe seiner Zeit ebenfalls die in Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ enthaltene Mitteilung über Dante und Virgil in der Unterwelt gelesen, und die Stelle erregte damals auch meine besondere Aufmerksamkeit; ich wußte anfangs

nicht, was daraus zu machen, bis ich mir schließlich jene Warnung des Virgil, die Thräne des „Gequälten“ nicht zu entfernen, folgendermaßen erklärte:

Erstens herrschen nach meinem Dafürhalten in dem Leben nach dem irdischen Tode gewisse Gesetze, die wir in unserm jetzigen Zustande noch nicht hinreichend zu erfassen und zu begreifen vermögen. Demzufolge war vielleicht jener „Gequälte“ auf Erden ein sehr boshafter, tiefgesunkener Sünder gewesen, dem als natürliche Buße diese, als aus seinem lasterhaften Leben entsprungene Thräne gegeben worden, damit er durch ihre Qualen gereinigt werde und gewissermaßen zu einer bestimmten Selbsterkenntnis gelange, die ihn bessern und auf den rechten Weg, also zum Glücke, führen mußte. Von diesem Standpunkt aus genommen war jene bittere, qualvolle Thräne immerhin nur eine Wohlthat für den Sünder, ob er selbst das auch nicht zu erkennen vermochte; und wenn Virgil die naturgemäße, notwendige Buße nicht abgekürzt oder vernichtet sehen wollte, so geschah das zweifellos, weil er wußte, daß alsdann das Ergebnis eben der Buße für das Seelenheil des Gesunkenen ein verlorenes sein würde, — sie mußte den naturgemäßen Verlauf ungestört verfolgen. Denn büßen müssen wir nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen alle unsere Sünde; und wer uns davon aus Gutmütigkeit befreien möchte, erspart sie uns durchaus nicht, er schiebt sie nur hinaus. Dem Natur-Gesetz vermag sich niemand zu entziehen. Somit hatte Virgil nur das Allerbeste im Auge, die von falschem Mitleid unangefochtene Gerechtigkeit, und doch auch liebevolle Vorsicht für den „Gequälten“, dem vielleicht durch die momentane Erleichterung das, was er bereits erlitten und somit abgebüßt hatte, verloren gewesen wäre. - So hoch ich auch Schopenhauer verehre, er war ein Mensch und folglich dem Irrtum unterworfen; jene Glosse war meines Erachtens nicht am Platze. **B. Riedel-Ahrens.**

Eigener Geist oder fremde Geister?

An den Herausgeber. -- Wenn ich mich einigermaßen berufen glaube, zur Beantwortung obiger von Herrn Riesner im Maiheft dieses Jahres gestellten Frage einen kleinen Beitrag zu geben, so möchte ich vor allem darauf aufmerksam machen, daß wie Herr Riesner, so auch ich in meinen Berichten über selbst Erfahrenes auf diesem Gebiete[1]) den Hauptnachdruck auf die Thatsache gelegt habe, daß in den spiritischen Sitzungen stets sog. Verstorbene zu uns reden, und daß auch ich die Annahme einer derartigen Maskierung der eigenen „übersinnlichen“ Persönlichkeit des Mediums unbegreiflich und unlogisch finde.

Selbstverständlich habe ich nicht versäumt in meiner etwa 20jährigen Praxis auf diesem Felde (in Privatkreisen) den kritischen Maßstab an alles zu legen, was mir begegnet ist. Ehe ich die einschlägige Litteratur kannte, nahm ich herkömmlicherweise durchweg Geistereinwirkungen an und verfiel auch in den landläufigen Fehler die schriftlichen Aeußerungen der „Intelligenzen“ durch die automatisch schreibende Hand der Medien als eine Art von wertvollen „Offenbarungen“ zu betrachten. Von der letzteren Annahme bin ich ohne irgend welchen fremden Einfluß sehr bald abgekommen, auf Grund des Beirates meines gesunden Menschenverstandes. Es leuchtete mir bald ein, daß entkörperte Menschen, welche vielfach geistig und moralisch tiefer standen als die jemaligen Zirkelsitzer, wohl schwerlich auf einmal Weise oder Cherubim geworden sein werden. Es scheint mir dies dem Gedanken eines vernünftigen Fortschrittes zu widersprechen.

Die mehrfach aufgestellte Annahme in der einschlägigen Litteratur, daß wir alle diese seltsamen Geschehnisse und Aeußerungen auf den eigenen Geist des Mediums oder anderer anwesender Personen zurückzuführen haben, machte mich anfänglich stutzig. Ich vertiefte mich gründlich in die Beweisführungen und die darangehängten Theorien und verglich damit meine daneben hergehenden praktischen Erfahrungen.

Ueber die sog. Betrugstheorie verliere ich hier kein unnötiges Wort; sie erscheint jedem Einsichtigen und Erfahrenen, besonders auch den tausendfach erhärteten gleichwer-

[1]) Am Schlusse von „den Fuß im Bügel“ im Novemberhefte 1891 der „Sphinx“ XII, S. 288.

tigen Erfahrungen Anderer in unanfechtbaren Privatzirkeln gegenüber, derart abgeschmackt, daß sie nicht einmal lächerlich ist, da ihr auch jegliche humoristische Seite abgeht.

Von öffentlich auftretenden Medien mit einem „Impressario" und dergleichen Zubehör sehe ich hier freilich ab. Bei solchen mag „Kunst, Natur und Wissenschaft" auch auf diesem Gebiete sich zuweilen recht ineinander verfilzen, so daß ein derartiger sinnlich-übersinnlicher „Rattenkönig kaum auseinanderzubringen sein wird. Vertrauenswert in vollem Umfange sind nur die Privatzirkel, gebildet aus intelligenten und moralisch über jeden Gedanken an Betrug erhabenen Personen.

Aber andere zweifelsüchtige Behauptungen und Theorien machten mich stutzig — wenn auch nicht sehr lange. Einzelnes mag sich mit diesem wohl halbwegs erklären lassen, doch nur Weniges. Auch wird dabei der „übersinnlichen Persönlichkeit" des Menschen — also seinem Geiste, der noch „im Fleische wandelt" — teilweise derart Wunderliches und Unbegreifliches zugeschrieben, daß man wie vor den Kopf geschlagen dasteht und den eigenen jahrelangen Erfahrungen gegenüber sich fragen muß: „So sonderbar und so verzwickt in die Nachtmützen Verstorbener vermummt, die du vielfach gar nicht gekannt hast und die dich garnichts angehen, sollte dein eigener Geist mit seinem niedergeknebelten „tagwachen" Halbbruder reden, der, anscheinend doch bei gesundem Verstande, sich so etwas vormachen lassen muß, das entkörperten Menschen zugeschrieben, — als die sie sich ausdrücklich erklären und legitimieren — ganz vernünftig erscheint, aber dem eigenen Geiste in die Schuhe geschoben, zum blanksten Unsinn wird?"

Nein, wenn es einmal „klappt" — ich weiß keinen passenderen und volkstümlicheren Ausdruck — dann müssen wir die Quellen dieser Aeußerungen außer uns suchen und zwar nirgends anders als da, von wo sie selbst herzustammen behaupten. Und ist das etwas Widersinniges? Ich mag mich drehen und wenden, wie ich will mein (anscheinend) gesunder Menschenverstand, die Fülle der Erfahrungen, die Vereinbarkeit des von seiten dieser Intelligenzen Vorgebrachten mit einer vernünftigen Annahme der Fortexistenz nach dem sogenannten Tode, und so vieles andere noch, lassen es als das Einfachste und Natürlichste erscheinen, das so einfach und natürlich Gegebene und Behauptete gerade so zu nehmen.

Und merkwürdigerweise stimmt so ziemlich all' das, was im „Volke" seit unvordenklichen Zeiten über „Geister" und „Gespenster" usw. geredet und behauptet wird — und zwar wohlverstanden ohne irgend ein modernes „spiritnelles Wissen" — so auffallend mit den Geschehnissen und bei spiritistischen Sitzungen, daß man fast sagen möchte, die längst geahnte oder geschaute Natur spiegle sich in der wieder neu aufgekommenen „Kunst".

Es gäbe selbstverständlich für diese meine Ansicht — welche übrigens von lebenden Geistern erster Größe, die wir Alle kennen, geteilt wird — noch eine Reihe von unterstützenden Gründen, aber hier ist leider nicht der Raum dazu. Nur eine Bemerkung sei mir noch gestattet über denjenigen Punkt, der uns am meisten Schwierigkeiten bei der Annahme von „Geistern" bereitet:

Wo sollen wir diese eigentlich suchen? — Was diese „Intelligenzen" selbst darüber kundgeben, ist ziemlich vager Natur; immerhin herrscht aber bei ihnen — soweit nämlich meine eigenen Erfahrungen reichen — doch eine gewisse Einhelligkeit. In hunderten von Fällen heißt es z. B.: „Wir sind um euch" — „wir sind überall" — „wir sind auf der Erde", „im Luftraume" u. s. w. Und der Refrain bei allem bleibt: „Ihr versteht das jetzt noch nicht genügend und werdet es erst recht begreifen, wenn Ihr seid, was wir sind".

So angestrengt ich nun über all dies nachgedacht, ich muß diesen „Geistern" recht geben, wenn sie immer wieder sagen: „Ihr habt noch nicht den rechten Begriff von dem, was ihr Raum nennt". Wenn Einer diesem für uns noch vielfach so rätselvollen Begriff näher gekommen ist, als andere Sterbliche, so ist es Zöllner gewesen. Er hat wenigstens mit seiner sog. „vierten Dimension" eine Formel aufgestellt, bei der sich etwas denken läßt. Mir ist es die einzige, mit welcher ich die Angaben der „Jenseitigen" einigermaßen zu reimen vermag.

August Butscher.

Verhalten gegenüber dem Mediumismus.

An den Herausgeber. — Seit 5 Monaten habe ich mit meinen zwei Kindern, Mädchen von 11 und 13 Jahren, allwöchentlich 2 bis 3 mediumistische Sitzungen gehalten, so daß die Zahl derselben sich bis jetzt auf ungefähr 40 beläuft, muß aber aufrichtig gestehen, daß ich mit dem Ergebnisse derselben durchaus nicht zufrieden bin.

Ich glaube zwar, ich darf mit Gewißheit sagen, daß das Sich-Heben des Tisches nicht durch mich selbst oder die Kinder etwa unbewußt hervorgebracht wird; ich bin überzeugt, daß nicht der Wille, das Verlangen oder der Wunsch dieses thut etwa durch den Magnetismus des Körpers. Ob man aber in Folge dessen berechtigt ist, dieses Bewegen spiritistisch zu erklären, scheint mir doch sehr fraglich. Jedenfalls sind die Antworten, welche auf unsere Fragen durch die Bewegungen des Tisches herausbuchstabiert werden, meistens unwahr, und ergeben oft nur Worte oder Sätze ohne jeglichen Sinn.

Nach den Mitteilungen aber, die wir schon auf diese Weise erhalten haben, soll eines der Kinder zum Medium und zwar zum Schreibmedium veranlagt sein. Obwohl wir jedoch nun 40 Mal zum Zwecke der Entwickelung gesessen haben, hat das Kind doch keine merklichen Fortschritte in dieser Richtung gemacht. Die einzige Veränderung, die ich verspüre, ist die, daß der Tisch sich seit den letzten Sitzungen schon nach einer Viertelstunde zu bewegen anfängt, während es früher drei Viertel bis zu einer ganzen Stunde dauerte; auch bemerke ich, daß bei klarem, ruhigem Wetter meine Hände, fest auf den Tisch gelegt, in der Richtung, in der dieser sich bewegt, zu zittern und zu treiben beginnen, ohne daß ich imstande bin, dies zu verhindern.

Da ich nun glaube, daß es auch in den Bereich Ihrer Monatsschrift gehört, über solche Vorgänge Aufschluß zu geben, so würde ich Ihnen dankbar sein, wenn es möglich wäre, daß Sie mir in Ihren „Anregungen und Antworten" über diesen Gegenstand Aufklärung geben.

Somerset Strand, Süd-Afrika, 16. August 1892. **F. Behrens.**

Wir erhalten so viele auf eben diesen Gegenstand gerichtete Zuschriften, daß ich gerne die vorstehende benutze, um meine Ansicht über das beste Verhalten in solchen Fällen auszusprechen. Dabei muß ich mich in der Hauptsache auf das beziehen, was ich in dem Leitartikel dieses Heftes ausgeführt habe.

Ich nehme an, daß es sich hier darum handelt, sich durch die Beschaffung von Thatsachen-Beweisen vom Fortleben der Verstorbenen in einem andern Daseins- und Bewußtseinszustande zu überzeugen. Dazu haben jene primitiven physikalischen Experimente deshalb wenig oder selten Wert, weil dadurch fast niemals so inhaltreiche Mitteilungen gewonnen werden können, daß sie mit zwingender Sicherheit auf eine Identität der sich geltend machenden Intelligenz mit einer bestimmten verstorbenen Persönlichkeit schließen lassen und die Möglichkeit ausschließen, daß die Mitteilungen dem „unbewußten" Geiste des Mediums oder des Mitwirkenden entspringen könnte.

Indessen haben solche Tisch-Versuche immerhin den Wert einleitender Schritte. Die überzeugenden Beweise aber ergiebt am ehestens die Schreib-Mediumschaft; und diese ist zugleich von allen Phasen die am wenigsten gefährliche und die verhältnismäßig unbedenklichste. Durchaus nicht jeder ist dazu veranlagt; aber manche sind es doch, und ihrer sind viel mehr, als man es glaubt. Allerdings müssen die meisten sehr lange Geduld haben, ehe sich bei ihnen die ersten Zeichen einer fremden Handführung bemerkbar machen.

In unsern früheren Heften war öfter hiervon die Rede, so besonders in Graf Spretis Bericht über „das automatische Schreiben" im Februarheft 1891 und in Dr. du Prels Aufsatz über denselben Gegenstand auch in den Februar- bis April-Heften 1891. — Allerdings gehört hierzu nicht nur Geduld, Ausdauer und Gelassenheit, sondern auch das, was Tennyson so meisterhaft in dem auf S. 111 wiedergegebenen Gedichte fordert. **H. S.**

Bemerkungen und Besprechungen.

Brutalität der europäischen Kultur.

Der Distanzritt.

In unserm Zeitalter der Kriege und Vivisektion können uns die Scheußlichkeiten des Distanzrittes Wien-Berlin nicht Wunder nehmen. Wäre die Hinmarterung von 60 edlen Pferden für einen guten Zweck nötig gewesen, so hätte man dies Opfer ja sogar wie jedes andere Opfer hinnehmen können; es war aber nicht nötig und hätte vielmehr leicht vermieden werden können. Die Art, wie diese Sache betrieben worden ist, erinnert lebhaft an jenen Professor, der seinen Hund in einem Bratofen erhitzte, um zu sehen, ob das gequälte Tier daran verendete. Daß viele Pferde von europäischen Sportsleuten, wie diese nun einmal sind, zu Tode geritten werden würden, wenn man ihnen keine zweckentsprechenden Beschränkungen auferlegte, das konnte man sich sagen; und es konnte doch nicht darauf ankommen, festzustellen, wie schnell man edle Pferde ganz zu Schanden reiten kann, sondern wie groß die Leistungsfähigkeit solcher Tiere bei vernünftiger Behandlung ist. Für irgendwelche Uebertreibung dieses Experimentes war in unserer Zeit der Eisenbahnen und der Fahrräder (Velocipede) doch offenbar kein Grund. Diese Tierquälerei hätte sich aber wohl vermeiden lassen, wenn man die Anforderungen hinsichtlich der Behandlung der Pferde strenger gestellt hätte, wenn man zur Bedingung gemacht hätte, daß die Pferde vollkommen gesund das Ziel erreichen müßten und wenn auf brutale Ueberanstrengung der Tiere Strafen gesetzt worden wären. Was ein Pferd bei nobler menschenwürdiger Behandlung leisten kann, das hat vielleicht am meisten noch Hauptmann von Förster bewiesen. Hoffentlich nimmt man sich künftighin dessen Verfahren zum Muster. **H. S.**

Die ethische Gesellschaft.

Die sogenannte „Ethische Bewegung", welche sich seit einigen Jahren in Amerika gebildet hat, ist von uns schon im Oktoberhefte des 5. Jahrganges (1890, X 233) besprochen worden. Am 19. Oktober d. J. nun ward in Berlin auch eine Gesellschaft dieser Art für Deutschland gegründet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Begründer dabei guten Willen und die besten Absichten gehabt haben, und deshalb wünschen wir ihnen den besten Erfolg. Dennoch haben wir die Aufforderung uns an dieser Begründung zu beteiligen abgelehnt — aus folgenden Gründen:

Zunächst kommt hierbei ganz derselbe Gesichtspunkt in Betracht, weswegen wir uns auch z. B. nicht den „freireligiösen Gemeinden" anschließen können. Religion ohne Religiösität scheint uns ein ebensolches Unding wie die moderne Psychologie ohne Psyche. Ebenso erscheint uns eine Ethik ohne individuelles Strebensziel als eine Maschine ohne Triebkraft. Schon das abschreckend nüchterne Programm ohne jede

Anregung der Phantasie wird unsere germanische Kulturwelt sicherlich niemals begeistern. Was für ältere, abgelebte Rassen, z. B. die Chinesen, gut sein mag, das ist es nicht für uns; und unklar ist dieses Programm noch ohnedies. Man will nach „Menschlichkeit und gegenseitiger Achtung" streben. Was aber wird dabei dann als das Ideal der „Menschlichkeit" betrachtet? Etwa der Berliner Kulturmensch mit Frack, Lackstiefeln und Glaceehandschuhen, gut dinierend, trinkend, rauchend, für Vivisektion und andere Schulwissenschaft schwärmend? Diese sogen. „Kultur", die, aller Verinnerlichung abgewendet, nur auf Luxus abzielt, auf die Steigerung aller Begierden und Bedürfnisse, auf die Förderung des theoretischen und praktischen Materialismus sowie aller anderen Brutalitäten, — diese würden **wir** in erster Linie für das halten, dessen **Ueberwindung** das praktische Ziel der allerersten einfachsten Anforderungen jeder Ethik sein müßte. Davon ist aber in diesem Programm nicht die Rede, und es liegt auch offenbar gar nicht solch' eine Absicht vor.

Wenn wir dagegen ein **Ideal** aufstellen sollten von dem, was uns als „Menschlichkeit" erscheint, so würde uns keines **näher** liegen, als das Bild des Christus, wie er in den Evangelien gezeichnet ist. Und ferner würden **wir** als Forderung nicht bloß **gegenseitige** Achtung der Mitglieder irgend einer Gesellschaft aufstellen — das sieht so nach gegenseitiger Beräucherung aus —; ein **wahrhaft ethisches** Verhalten scheint uns vielmehr nur die **allseitige** Achtung **aller** Menschen, ja nicht bloß der Menschen, auch ein liebevolles Sorgen für die Tiere und die anderen Geschöpfe.

Der Grund von all dieser Schiefheit und Unklarheit des Programms der „ethischen Gesellschaft" ist offenbar ihr Mangel einer prinzipiellen Grundlage ihres Strebens. Ethik ohne alle und jede Metaphysik ist sinnwidrig. Die einzige Metaphysik aber, die überhaupt ein ethisches Verhalten begründet, ist die Erkenntnis der Geistesgemeinschaft aller Wesen in der Welt, der göttlichen Natur in Allem, was da ist. Doch mehr noch, auch ein **individuelles** Strebensziel scheint uns zu diesem Streben unerläßlich; und ein individuelles Streben nach Vollendung ist **bewußtermaßen unmöglich** ohne das Bewußtsein eigener Unsterblichkeit, denn wenn das Dasein der Individualität auf dieses Erdenleben beschränkt ist, wäre alles Streben nach individueller Vollendung aussichtslos und zwecklos. Daher ist eben das Bewußtsein der Unsterblichkeit auch der wichtigste Grundgedanke der **Theosophie**. **H. S.**

Diefenbachs Kunstbeilagen.

Die „Sphinx" bringt ihren Lesern im gegenwärtigen Bande einige Proben von Diefenbachs künstlerischen Arbeiten. Die Eigenartigkeit seiner Schöpfungen und deren Grundgedanken und andererseits die Absonderlichkeit seines persönlichen Auftretens wirken so verblüffend, daß den verbreiteten Mißverständnissen und Vorurteilen gegenüber einige erklärende Worte hier wohl am Platze sind.

Diefenbach unterscheidet sich von fast allen lebenden und geschichtlichen Künstlern durch sein „Aposteltum". Er gehört nicht zu den Berufssklaven, denen die „Kunst" lediglich Broterwerbsmittel ist. Er weiß auch nichts von dem Ameisenwillen, der die Aufgabe hat, schwarmweise eine neue Technik zu suchen, regelrecht zu **versuchen** und durchzudrücken. Er ist kein „Impressionist", der in der gewagtesten Wiedergabe der seltsamsten Naturempfindungen und Fantasien seine seelischen Stimmungen wiedergiebt — er ist nicht zu den eigentlichen Künstlern zu zählen, die in dunklem Drange, unbewußt, rein zu ihrer Freude an der geborenen Schönheit, geistige Offenbarungen anschaulich gestalten helfen — nein, er ist ein Mensch, der seinen eigenen Willen selbstbewußt zu verwirklichen bestrebt ist, er ist der Träger einer eigenen Idee.

Diese Idee ist **eine Welt der Liebe und des Friedens**! Solches Ideal haben nun zwar sehr viele Menschen im Herzen oder im Kopfe; aber selten in einer so alle Gebiete des praktischen Lebens umfassenden Ausgestaltung und übersichtlichen Klarheit der Gründe, noch viel weniger aber einen so ungestümen, fast kindlichen Willen, diesen Gedanken mit allen seinen Folgerungen bis in die Gestaltung der äußeren Lebens-

formen an sich und seiner Umgebung zur Wirklichkeit zu machen. Sein Wunsch ist, recht bald die ganze Menschheit in dem Genusse dieser Glückseligkeit zu sehen und er hat den Glauben, daß dieser Zustand von der Menschheit in nicht allzuferner Zeit erreicht werden könne. In seinem Denken und initiativen Wollen hat er vieles mit Tolstoi gemein. Doch giebt sich der Unterschied beider schon äußerlich dadurch zu erkennen, daß dieser mehr der nüchternen Zweckmäßigkeit vor dem Verstande Gehör giebt, während Diefenbach als geborner Künstler sich von seinem Schönheitsgefühl als dem innerlichen Bewußtsein einer tieferen Zweckmäßigkeit der schöpferischen Gesetzmäßigkeit in der Natur leiten läßt.

Dieser Geist bewegt denn auch alle seine Schöpfungen als Maler, die leider zum größten Teile erst im Entwurfe zu ahnen sind. Alle seine Gestalten atmen Leben und die Anmut der Natürlichkeit. Sie haben nichts von einer schulgemäß formalen Schönheitslinie und stehen nicht der Erscheinung halber da. Nein, diese letztere ist nur der notwendige, ja notdürftige Ausdruck ihres inneren Wesens, eines wollenden Lebens — eines Lebens aber, das auf Erden äußerlich noch nicht gespürt ward, das noch in den Herzen Einzelner schlummerte oder sich verbarg. Es ist das Leben liebender Wesen in einer Natur, deren Herren sie geworden sind; da ist nichts mehr von Haß und Zorn, Gier und Furcht, Verstandsmühen und Sehnsuchtsqualen. Und wo Diefenbach solche Leidenschaften schildert, dienen sie zur Hebung der Hauptfigur als Träger der Liebe.

Diefenbach malt nicht um der technischen Kunstleistung willen und um mit Naturstudium zu prahlen. Im Gegenteile ist sein Grundsatz: mit den bescheidensten, einfachsten Mitteln eine lebendige Idee zum Ausdrucke zu bringen und die malerische Ausführung nur auf das Wesentliche zu beschränken. Dies macht sich freilich oft bei ihm als technische Dürftigkeit fühlbar. Er will aber auch nicht als Maler, sondern als Mensch beurteilt werden.

Und wahrlich, wer seinen Lebensgang kennt und weiß, wie sein künstlerisches Studium durch überaus schwere Lebensschicksale unterbrochen, ja abgebrochen wurde, der muß staunen ob seiner inneren Kraft, die ihm erlaubte, so viel aus dem Schatze seiner Fantasie und seines Gefühles zu entnehmen. Daß ihm sein, nicht nur für ihn, verhängnisvolles Schicksal viel Mißverständnis und Anfeindung eingetragen hat, ist natürlich. Der vorurteilslose Leser der „Sphinx" aber wird sich dadurch nicht stören lassen in dem Genusse und in sachlicher Beurteilung der Proben Diefenbachischer Arbeiten, welche wahrhaft dem Gedanken des „Ideal-Naturalismus" entsprangen. **Fidus.**

Dr. von Lind gegen Dr. du Prel.

Der Kernpunkt aller Philosophie ist die Ethik. Wenn aber die moderne Mystik (im Sinne Dr. du Prels) durch Geisterphotographie und Aberglauben aller Ethik Hohn spricht, so ist damit für gesund Denkende und Empfindende auch der Stab über die Mystik gebrochen.

Da im übrigen der Herr Verfasser der „Nachschrift" zu der Besprechung meiner Schrift über „Kants mystischer Weltanschauung" (im Septemberhefte S. 286) nicht eine einzige Widerlegung der aufgedeckten logischen Fehler und zahlreichen Irrtümer gebracht hat, so bleibt selbstverständlich Kants mystische Weltanschauung als ein Wahn der modernen Mystik (im Sinne Dr. du Prels) unangetastet bestehen. Um Kant zu würdigen, muß man sich ja nicht allein auf die „Träume" und die garnicht einmal direkt von Kant herrührenden „Vorlesungen über die Metaphysik" (1788) berufen. Wenn man wissen will, wie Kant 1788 dachte, so muß man vor allem seine „Metaphysik der Sitten" und seine „Praktische Vernunft" ferner die zahlreichen, auch von mir angeführten Schriften von 1788 bis 1798 berücksichtigen; ohne dies muß man logischer Weise Unzureichendes oder Verkehrtes von Kant behaupten.

Wie übrigens der Herr Verfasser der „Nachschrift" dazu kommt zu sagen, ich hätte „vor einem Jahre begonnen Kant zu studieren", dies ist mir ebenso unfaßlich, wie es Jedem sein wird, welcher Kant und meine Arbeit kennt. Im übrigen konnte der Herr

Verf. der „Nachschrift" mir wohl kaum ein größeres Lob spenden. Denn ich habe meiner Kantarbeit ungefähr 20 Werke Kants zu Grunde gelegt, von welchen ein einziges, nämlich die Vernunftkritik, allein schon ein jahrelanges Studium beansprucht. Es galt also nicht nur, diese 20 Werke gelesen zu haben, sondern sie gründlich zu kennen, so daß ich fortwährend das Material überschauen, hier und dort entnehmen und zum Zweck meiner Arbeit verwenden konnte. Derjenige, welcher ähnliche Arbeiten gemacht hat, wird ja wissen, welch außerordentliches Studium eine solche Arbeit voraussetzt. Wenn nun der Herr Verfasser der „Nachschrift" meine Kantarbeit auf Grund eines einjährigen Studiums Kants entstanden wähnt, so stempelt er mich zu einem Genie. So gern ich dieses schmeichelhafte Lob annehmen würde, so kann ich dies nicht ohne die Wahrheit zu verletzen, und ich muß gestehen, daß meiner Arbeit neun volle Jahre Kantstudium zu Grunde liegen, während die Arbeit selbst in $^3/_4$ Jahren entstand. Wirkliche Kantkenner wird diese Berichtigung nicht überraschen.

Die im denkbar reichlichsten Maße von Männern der Wissenschaft mir für meine Kantarbeit zu Teil gewordenen Anerkennungen[1]) gestatten mir übrigens zu gegnerischen Aeußerungen zu schweigen, welche nicht allein den Stempel des pro domo deutlich an der Stirne tragen, sondern statt sachlich-wissenschaftlicher Untersuchung, sich damit begnügen, persönlich zu werden, Waffen, welche genügsam das hier vorhandene Unvermögen des Gegners kennzeichnen. **Dr. Paul von Lind.**

Den Kernpunkt der hier in Betracht kommenden Frage scheint Herr Dr. v. Lind zu verkennen, abgesehen davon, daß Freiherr Dr. du Prel natürlich ihm kein Kompliment machte, sondern seine Schrift vielmehr als ungenügend kennzeichnen wollte.

Kant war offenbar kein Anhänger des modernen übersinnlichen Phänomenalismus; fraglich aber ist, ob er nicht doch den Mut seiner Ueberzeugung haben würde, so wie Schopenhauer, heute es zu sein und es auch zu bekennen. Freilich würden diese Männer wohl, wie wir, die übersinnlichen Thatsachen vollauf anerkennen ohne doch an dem Befassen mit denselben sonderlich Geschmack zu finden. Wenn nun aber Dr. v. Lind die Geisterphotographie und den Aberglauben in dem Sinne einer Gleichbedeutung zusammenstellt, so zeugt dies nur von Unkenntniß der Thatsachen.

Wenn aber dieses Alles nun auch garnicht nach unserem eigenen Geschmack ist, so ist uns doch völlig unverständlich, wieso es der Ethik Hohn sprechen soll.

Hübbe-Schleiden.

Wahrsagekünste.

Daß das Wahrsagen, oder die Zukunft vorauszuschauen möglich ist, darüber braucht in unserer Zeitschrift wohl nicht viel geredet zu werden; daß aber die bedenkliche „Gabe" des Hellsehens bei den Europäern selten ist, das ist wohl auch allgemein bekannt, obwohl alle natürlichen Menschen mehr oder weniger dazu veranlagt sind. Auch diejenigen, in denen diese Anlage unterdrückt ist, können bekanntlich durch allerhand Mittelchen das „unbewußte" Wissende in ihnen soweit in Thätigkeit setzen, daß es ihnen die Zukunft enthüllt[2]). Einige dieser Mittel machen es der „Seele" ganz besonders leicht sich zu bethätigen; und wann immer ich solche Mittel habe in Bewegung setzen sehen (etwa ein halbes Dutzend Mal in meinem Leben), trafen die Voraussagungen ein. Wenn dieses Manchen gar nicht glückt, so liegt das offenbar nur daran, daß ihre „Seele" so fest in die Aeußersinnlichkeit gebannt ist, daß es ihr unmöglich ist, je unbewußt das Richtige zu treffen. Ein thörichter Einwand ist dagegen, daß es sich

[1]) Hier sei nur die Besprechung des Herrn Prof. Dr. Hallier in Nr. 217 der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" erwähnt; anderer nicht zu gedenken.

[2]) Von diesen zum größeren Teil ganz albernen Methoden hat kürzlich Gustav Geßmann 56 zusammengestellt und dabei hauptsächlich die Geomantie behandelt in seinem „Katechismus der Wahrsagekünste", Berlin, 1892 bei Karl Siegismund.

hierbei durchweg um „Zufall“ handle; abgesehen davon, daß damit nicht anderes gesagt ist, als das man die Ursächlichkeit des Vorganges nicht durchschaut, so ist dies letztere sogar in manchen Fällen garnicht einmal schwer.

Mehr Wichtigkeit als die Frage, ob das Wahrsagen möglich ist, hat für uns wohl die: ob das Wahrsagen einen guten Zweck haben kann?

Man könnte diese Frage leicht von vorherein verneinen, und vor allem wird dies jeder Hellseher zu thun geneigt sein; denn bei dem Wahrsagen ist das Vorher-Verkündigen auch der unangenehmen Ereignisse der Zukunft unvermeidlich, wenn es ein wirkliches „Wahr“sagen sein soll, und das Unangenehme erfährt man noch früh genug, wenn es in Wirklichkeit eintritt. Ein wahrer Menschenfreund kann aber, wie fast jede andere Gelegenheit, auch die eines von ihm geforderten Wahrsagens benutzen, um seinen Mitmenschen Liebe zu erweisen. Selbstverständlich würde er dies nicht dadurch thun, daß er die Wahrheit fälscht oder verschweigt[1]), wohl aber dadurch, daß er die Betreffenden mit Mut und Hoffnung auch den schwersten Hindernissen gegenüber erfüllt und sie vor allem selbstischen Begehren warnt. **H. S.**

Spiritistische Thatsachen.

Offener Brief.

Das Septemberheft 1892 der „Sphinx“ brachte eine Besprechung meines Werkes: „Drei psycho-physiologische Studien,“ welche sich auf einer offenbaren Unrichtigkeit gründet und so nicht wenig zur Entstellung des Sachverhaltes beiträgt. Ich bitte Sie daher freundlichst, schon im alleinigen Interesse der Wahrheit, durch baldige Veröffentlichung dieses Briefes in Ihrer geschätzten Zeitschrift den Irrtum zu redressieren, so weit sich dies eben unter solchen Umständen thun läßt.

Am Ende der Besprechung lautet es: „Also Herr Dr. Dreher hat sicherlich nicht einmal einen Blick auf die umfassende Litteratur des Spiritismus geworfen, denn sonst würde er wissen, daß die bedeutendsten exakten Forscher Europas ihn anerkennen, und daß noch kein solcher Gelehrter sich aufrichtig und eingehend mit den Vorgängen des Spiritismus befaßt hat, ohne von dessen übersinnlicher Thatsächlichkeit überzeugt zu werden“.

Ganz abgesehen davon, daß der angeführte Schluß gewiß nicht beweiskräftig ist, lehren meine schon 1880 erschienenen: „Beiträge zu einer exakten Psycho-Physiologie“ (Halle a. S. bei C. E. M. Pfeffer) das direkte Gegenteil von dem, was Sie behaupten. Denn in einem dieser Beiträge: „Die vierte Dimension des Raumes“, erkläre ich mich nicht nur ausdrücklich gegen den von Zöllner vertretenen Spiritualismus, sondern unterwerfe dessen spritistischen Ansichten und dessen spiritistischen Experimente einer eingehenden Kritik.

Um nur Eines herauszugreifen, heißt es daselbst auf Seite 40: „Herr Slade soll das Problem mit Hinzuziehung der vierten Dimension des Raumes gelöst haben. — Spiritistische Zeitungen nennen diesen Versuch „the great experiment of Leipzig“ und feiern darin das Aufblühen einer ganz neuen, bisher unerhörten Wissenschaft, einer Wissenschaft, von der Professor Zöllner meint, daß sie allen Pessimismus eines Schopenhauer und eines Hartmann aus der Welt schaffen wird“.

Weiterhin lautet es: „Ich hebe jedoch hervor, daß diese Art, Experimente zu entwerfen, geradezu das Gegenteil von dem ist, was Bacon von Verulam und Hegel vom Experimente verlangen, das Gegenteil von den Experimenten, durch welche unsere moderne Naturwissenschaft ihre so maßgebende Stellung im Kulturleben gewonnen hat“.

Das Angeführte genügt zu zeigen, daß mir die spiritualistische Hypothese keines-

[1]) Dem englischen Begriffe des Wahrsagens liegt freilich wohl dieser Gedanke doch zu Grunde, denn „fortune telling“ heißt genau nicht Wahrsagen, sondern nur „Glück sagen“.

wegs fremd ist. Wenn ich mich trotzdem gegen sie ablehnend verhalte und sie, wo es sich thun läßt, gar nicht berühre, so liegt dies mit in dem Umstande, daß die spiritualistischen Hypothesen und Versuche mich mehr abstoßen als anziehen, um es hier offen zu bekennen.

Die Gründe aber, die mich zu einem ausgesprochenen Gegner des Spiritualismus stempeln, habe ich zum guten Teil in dem vorhergenannten Worte: „Beiträge zu einer exakten Psycho-Physiologie" erörtert. —

Berlin W., 28. September 1892. **Dr. Eugen Dreher.**

Dieser Erwiderung gebe ich hier Raum, weil sie gerade bezeichnend ist für das, was ich tadeln wollte. Gewiß mag Einer sich vom Spiritismus abgestoßen fühlen, und das, was Herr Dr. Dreher so nennt, die physikalischen Manifestationen, stoßen auch mich ab. Aber dadurch sich zu einem abfälligen Urteil über die Wahrheit, Stichhaltigkeit und Tragweite der spiritistischen Thatsachen verleiten zu lassen, das scheint mir nicht nur unwissenschaftlich, sondern unverständig. — Ueberdies aber bestätigt hier Herr Dr. Dreher die Richtigkeit meiner Vermutung: er hat „keinen Blick auf die umfassende Litteratur des Spiritismus geworfen", denn er hat nur Zöllner's Berichte über seine Sitzungen mit Slade gelesen, die mit der tausende von Werken zählenden spiritistischen Litteratur nur in sehr losem Zusammenhange stehen; und er hat selbst keine eigene Erfahrung von echtem Mediumismus, die allein entscheidend ist, und die alle wirklich exakten Forscher in dieser Richtung gesucht und gefunden haben. Hätte Dr. Dreher das gleiche gethan, er hätte wahrscheinlich ebenso wie Zöllner und alle anderen Forscher sich von der Wahrheit, nicht der Theorien, sondern der Thatsachen überzeugt, der Thatsachen nämlich von dem individuellen Fortleben des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode. Wer sich davon nicht überzeugen will, mag es bleiben lassen. Verständig aber scheint es mir, dann über das, was man nicht untersuchen will, ganz zu schweigen. **Hübbe-Schleiden.**

Neue Bücher.

Von nachfolgenden neuerschienenen Büchern behalten wir uns nach Auswahl eingehendere Berücksichtigung vor, sofern sie in das Gebiet unserer Monatsschrift hineinpassen.

Hans Arnold: Hygienisch-diätetischer Tugendspiegel für den modernen Kulturmenschen. Zeitgemäße Betrachtungen über allerlei gesundheitsschädliche Vorurteile und Verkehrtheiten. (Leipzig, Max Spohr.)

Hans Arnold: Die Heilkräfte des Hypnotismus, der Statuvolence und des Magnetismus. Nutzbringend verwertet in der Hand des Laien. (Leipzig, Max Spohr.)

Hans Arnold: Schulmedizin und Wunderkuren. Allen Freunden der Aufklärung und des Fortschritts, insbesondere allen Aerzten gewidmet. (Leipzig, Max Spohr.)

Hans Arnold: Der Adept oder Unterrichtsstunden eines Zauberlehrlings. Eine vollständige Anleitung zur Erlangung der höchsten Glückseligkeit und Weisheit, sowie übersinnlicher magischer Kräfte, welche befähigen zur selbsteigenen Ausführung phänomenalster Wunder. (Leipzig 1892, Max Spohr)

Subhadra Bhikshu: Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. III. Aufl. (Braunschweig 1892, C. A. Schwetschke und Sohn.)

C. A. Bodisko: Psychische Untersuchungen 1888—1892, den Ungläubigen und Egoisten gewidmet. Lichtstrahlen. Experimenteller Spiritismus auf wissenschaftlicher Grundlage. Material zum Nachdenken. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Charles Buttgerald: Von Herz zu Herz. Gedichte. (Leipzig 1892, Fr. Richter.)

Hugo Grothe: Welt und Seele. Dichtungen. (Dresden 1892, E. Piersons Verlag.)

Dr. **Eugen Dreher:** Der Materialismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung. (Berlin W. 1892, S. Gerstmann's Verlag.)

Dr. **Eugen Dreher:** Grundzüge einer Gedächtnislehre. (Bielefeld bei A. Helmich, Hugo Anders.)

E. Jahrow: Haidekraut. Gedichte und Gedanken. (Dresd. 1893, Verl. d. Wochenblätter.)

F. E. Günßel: Was lehrt die Natur über das Schicksal unserer Seele? Reflexionen auf biologischer Grundlage. (Leipzig 1892, Max Spohr.)

—„— Das Geheimnis der Phantasie und des Gemüts. (Leipzig 1892, Max Spohr.)

Gustav Hauffe: Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern und zu verschönern. (Wiesbaden 1892, H. Sadowsky.)

Adolf Jäger: Die sociale Frage. Ein Schlüssel zur Prophetie des Neuen wie des Alten Testamentes. 2 Bände. (Neu-Ruppin 1891, Rud. Petrenz.)

Kraft: Ueber die Grundlagen des sog. thier. Magnetismus. Sonderabzug aus der „Deutschen Medizin-Wochenschrift" 1892, Nr. 34.

Prof. **Friedrich Körner:** Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund philologischer Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete dargestellt. VI. Auflage. (Leipzig 1890, H. Hartung und Sohn.)

Eduard Löwenthal: Internationales Säcular-Album. (Berlin 1882, Karl Siegismund.)

Raphael Löwenfeld: Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung I. Teil. (Berlin 1892, Richard Wilhelmi.)

Raphael Löwenfeld: Gespräche über und mit Tolstoj. (Berlin 1892, Richard Wilhelmi.)

Leo N. Tolstoj: Warum die Menschen sich betäuben. Uebertragen von R. Löwenfeld. 3. verm. Aufl. (Berlin 1891, Richard Wilhelmi.)

E. Lamairesse: L'Inde après le Bouddha. (Paris 1892, Georg Carré.)

Otto von Leixner: Aus vier Dimensionen. Humoresken. (Berlin, Otto Janke.)

Sir John Lubbock: Die Freuden des Lebens. III. Aufl. (Berlin W. 1891, Friedrich Pfeilstücker).

S. Polonié: Ueber die Entstehung der Denkformen. „Naturwissenschaftl. Wochenschrift" (Berlin S. W. Nr. 15 vom 12. April 1891).

Dr. med. **Eduard Reich:** Athenaeum der Gegenwart. Monatsschrift für Anthropologie, Hygieine und sociale Wissenschaften. I. Heft. April-Mai 1892. (München, Carl Mehrlich.)

Adolf Friedrich Graf von Schack: Sirius. Ein Mysterium. (Stuttgart 1892, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.)

Ludwig Ganghofer: Fliegender Sommer. (Berlin 1892, Verein der Bücherfreunde.)

Paul Scheerbart: „Ja . . was . . möchten wir nicht Alles!" Ein Wunderfabelbuch. I. Heft. (Berlin SW. 1893, Verlag deutscher Phantasten.)

Peter Philipp: Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. (Leipzig 1892, Litterarische Anstalt; August Schulze.)

Dr. **Adolf Stern:** Katechismus der allgemeinen Litteraturgeschichte. 3. Aufl. (Leipzig 1892, J. J. Weber.)

Leo Berg: Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. (München 1892, Handelsdruckerei M. Poeßl.)

Peter Philipp: Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung. (Leipzig 1892, Aug. Schulze.)

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!
Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XV, 83. Januar 1893.

Die Theosophische Vereinigung.

Lebe deinem höchsten Ideal gemäß!

Von
Hübbe-Schleiden.

Am 7. Dezember 1892 ward zunächst in kleinem Kreise zu (Steglitz bei) Berlin der Grundstein zu der lange schon geplanten „theosophischen Vereinigung" gelegt. Sinn und Zweck dieser Organisation unserer Bewegung sind in dem nachfolgenden Programme und den Satzungen ausgesprochen. Wir rufen alle unsere Leser auf, sich der Vereinigung anzuschließen und nach Kräften für sie einzutreten und zu wirken.

Programm.

Theosophie ist die gemeinsame Lehre der Weisen aller Völker aller Zeiten, daß dem Menschenwesen ein individueller Geisteskern zu Grunde liegt, der göttlicher Natur ist und der göttlicher Vollendung fähig, und daß es die Aufgabe der Menschen ist, diese Vollendung seines Wesens selbstthätig mit allen seinen Kräften zu erringen.

Die Kirchenlehre und die Wissenschaft geben nur sehr unbefriedigende Antwort auf die Fragen nach dem Sinn des Weltdaseins und nach dem Zweck des Menschenlebens. Die Theosophie zeigt nun den Weg zur Lösung dieser Fragen, und setzt den Menschen in den Stand, die Wesens-Wahrheit nicht nur theoretisch zu erkennen, sondern praktisch in sich selbst zu verwirklichen.

Der Grundgedanke unserer Vereinigung kennzeichnet sich durch die Begriffsbestimmung der Theosophie als das lebendige Aufwärtsstreben innerer Entwicklung.

Wir wollen möglichst jeden zum Selbstdenken anregen. Was einer jetzt als Wahrheit erkennt und bekennt, mag erheblich abweichen von dem, was er früher als solche erkannte, und von dem, was er später noch erkennen wird; denn die geistige Erkenntnis wächst wie die Körperkraft des

Kindes und des Jünglings. Der Weg aber, auf dem wir alle wandeln, bleibt unwandelbar derselbe — der Verwirklichung der Wahrheit entgegen.

Wir binden also niemanden an irgendwelche Glaubenslehren und setzen dem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit keinerlei Schranken. Nur jenes Bewußtsein der individuellen Unsterblichkeit in irgend einer Weise ist die unerläßliche Voraussetzung für das vernunftgemäße Streben nach Vollendung. Da diese in einem Erdenleben offenbar nicht zu erreichen ist, so ist auch ein bewußtes Streben nach der eigenen Vollendung nicht wohl möglich ohne Bewußtsein von der eigenen Unsterblichkeit.

In diesem Sinne ist unsere Vereinigung eine Verbindung aller theosophisch Denkenden und Strebenden, frei von den einengenden Schranken der Lehren und Bestrebungen Anderer. Zugleich aber dient sie der gegenseitigen Förderung der Gleichgesinnten.

Die Organisation unserer Vereinigung ermöglicht ihren Mitgliedern, mit unseren Gesinnungsgenossen in persönlichen Gedankenaustausch zu treten. Insbesondere bietet auch der Wohnsitz des Vorstandes, in dem alle Fäden der Vereinigung zusammenlaufen, den Mitgliedern einen gemeinsamen Mittelpunkt.[1])

In unserer Vereinigung bringen wir das in uns lebende Bewußtsein von der Geisteseinheit des gesamten Menschengeschlechtes zum Ausdruck. Und wie die Wahrheit des Daseins nur eine einzige ist, die sich in zahllosen Erscheinungsformen unterschiedlich darstellt, so verbindet uns die brüderliche Liebe mit einander und mit allen Menschen trotz aller äußeren Unterschiede. Mehr noch: uns erfüllt Liebe zu allen Wesen!

Viele andere unzulängliche Bestrebungen in Deutschland wie in allen andern Ländern der Kulturwelt zeigen, daß Verinnerlichung ein geheimer Zug unserer Zeit ist; Verinnerlichung ist der Sinn unserer Bewegung. Was wir erstreben ist nicht rein verstandesmäßige Erkenntnis, sondern deren lebendige Verwirklichung in jedem Einzelnen. In unserer Vereinigung gewähren hierzu die Mitglieder einander die mögliche Förderung; denn es ist das Gesetz der Liebe in der Geisteswelt, daß jeder das, was er empfangen hat, für seine Mitbrüder verwertet; und andererseits entspricht diesem Gesetz die Thatsache, daß jeder, der in seinem Streben nach Vollendung hinreichend herangereift ist, um den ihn weiter aufwärts leitenden Weg zu betreten, seinen Führer auf ihn wartend findet.

Der bleibende Maßstab aber für die steigende Entwicklung bis zu den höchsten Stufen der Vollendung und Glückseligkeit ist die zunehmende innere Freiheit. Diese wächst mit der Entwöhnung von allen sich auf das persönliche Selbst richtenden Leidenschaften und mit der Sammlung

[1]) Bisher sind dem Herausgeber der Sphinx nicht einmal die Namen der Abonnenten seiner Monatsschrift bekannt, soweit diese durch Vermittlung von (Sortiments-) Buchhandlungen bezogen wird.

aller Kräfte in dem einen höchsten Mittelpunkt des Göttlich-Geistigen im eigenen Innersten.

Im gleichen Maße wie göttliche Liebe den Menschen erfüllt, wird er frei. Frei ist nur derjenige, der sich seinem inneren Wesen nach vernunftgemäß entwickelt und auslebt mit liebevollem Verständnis für die Gleichberechtigung jeder anderen Individualität. Doch wahrhaft frei ist nur, wer frei von aller Selbstsucht, allem Stolz und aller Eitelkeit, vollständig unverletzbar ist, der sich auf nichts mehr etwas einbildet, sei es auf seine Anlagen oder Leistungen, Kraft oder Schönheit, Reichtum oder Stand, Erfahrung oder Tugend, Wissen oder Können. In solchem Geistesmenschen wächst mit seiner Freiheit nicht allein die Liebe und die Weisheit, sondern auch die Hoheit und die Kraft des in ihm sich bewußt werdenden Gottes!

Satzungen.

Lebe deinem höchsten Ideal gemäß!

I. Zweck.

§ 1.

Der Zweck der Vereinigung ist: in jedem Einzelnen das Bewußtsein der Unsterblichkeit und das Streben nach Vollkommenheit zu wecken und zu heben. — Die idealen Ziele der Mitglieder sind die folgenden:

1. Wahrheit! Die Förderung der Erkenntnis jener höchsten Weisheit, welche allen großen Religionen und Philosophien seit den ältesten Anfängen unserer Kultur (in der alt-indischen Urform der Mystik so gut wie in den Schriften der christlichen Ueberlieferung) zu Grunde liegt und die Lösung des Daseinsrätsels erschließt. — (Kein Gesetz über der Wahrheit!)

2. Liebe! Die Begründung eines Mittelpunkts für das Bewußtsein der Geistesgemeinschaft aller Menschen ohne Unterschied der Lebensstellung, des Religionsbekenntnisses und des Geschlechtes. — (Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung!)

3. Freiheit! Die Belebung und die Förderung des Strebens aller Einzelnen nach ihrer eigenen Vollendung. — (Ihr sollt vollkommen sein!)

§ 2.

Die Vereinigung bildet und vertritt keine kirchliche oder politische Partei und macht daher auch keiner solchen irgendwie Opposition. Alle von den Mitgliedern ausgesprochenen Ansichten sind von diesen unter ihrer eigenen Verantwortung zu vertreten und binden die Vereinigung nicht. Deren Wesen ist die brüderliche Liebe im weitesten Maße.

§ 3.

Zur Erreichung des Zweckes der Vereinigung dienen:

1. Der Verkehr der Mitglieder unter einander und mit dem Vorstande, persönlich, durch Rundschreiben und durch das Vereinsorgan, die „Sphinx".

2. Die Verbreitung des Vereinsorgans und anderer theosophischer Schriften zu ermäßigten Preisen (§ 14) und unentgeltliche Verteilung von Flugblättern.

3. Die Veranstaltung von Vorträgen und Besprechungen sowohl unter den Mitgliedern wie auch in weiteren Kreisen an allen Orten, wo sich Teilnahme an der theosophischen Bewegung findet.

II. Mitgliedschaft.

§ 4.

Durch Anmeldung seines Namens, Standes und Wohnortes bei dem Leiter der Vereinigung kann jeder, der ihrem Streben zustimmt, Mitglied werden, ohne Rücksicht auf Religionsbekenntnis, Lebensstellung und Geschlecht.

§ 5.

Niemand ist verpflichtet „Mitgliedsbeiträge" zu bezahlen oder das Bestreben der Vereinigung durch Geld zu unterstützen; nur innerliche Teilnahme an ihrer Geistesrichtung wird von allen Mitgliedern erwartet, sowie äußere Bethätigung dadurch, daß sie nach Kräften die Bewegung fördern und verbreiten helfen.

§ 6.

Die Mitgliedschaft erlischt durch Abmeldung beim Schriftführer der Vereinigung.

§ 7.

Jedes Mitglied hat das Recht, sich auszubedingen, daß sein Name in etwa veröffentlichten Beitragslisten der Mitglieder nicht mit aufgeführt werde.

III. Vorstand.

§ 8.

Der Vorstand der Vereinigung besteht aus einem Leiter, einem Vertreter und einem Schriftführer, vorbehaltlich weiterer Ernennungen.

§ 9.

Der erste Leiter der Vereinigung ist deren Begründer, Dr. Hübbe-Schleiden. Dieser ernennt die übrigen Vorstandmitglieder nach Bedürfnis, sowie gleichfalls seinen Nachfolger für den Fall, daß er sein Amt niederlegt oder durch den Tod desselben enthoben wird. Im Notfalle gilt der von ihm ernannte Vertreter als sein Nachfolger.

§ 10.

Der Hauptsitz des Vorstandes der Vereinigung ist Steglitz bei **Berlin**.

IV. Rechnungswesen.

§ 11.

Der für die Zwecke der Vereinigung erforderliche Kostenaufwand wird ausschließlich durch freiwillige Beiträge gedeckt, deren Einsendung an den Leiter der Vereinigung — auch in den kleinsten Beträgen — jederzeit erwünscht ist.

§ 12.

Die Empfangsbestätigung aller Gaben findet im Vereinsorgan, der „Sphinx", statt. Ebendort wird nach Schluß jedes Kalenderjahres Abrechnung über die Verwendung der erhaltenen Beiträge erstattet.

§ 13.

Die Einnahmen (§ 11) der Vereinigung sollen verwendet werden:

1. für die Herausgabe von Schriftwerken und Flugblättern im Sinne der Vereinigung,

2. zur Deckung der Reisekosten für die unentgeltliche Abhaltung von Vorträgen und anderer daraus erwachsender Unkosten,

3. für die Bureaukosten des Vorstandes und event. nötige Anstellung von Hilfskräften desselben,

4. für die Einrichtung und Vermehrung der Bibliothek am Hauptsitz der Vereinigung,

5. für andere Zwecke im Sinne der Vereinigung, welche sich unvorhergesehen ergeben könnten.

§ 14.

Das Vereinsorgan, die „Sphinx", wird den Mitgliedern zu dem vierteljährlichen Abonnementspreise (statt Mk. 4,80 für direkte Bestellung) gegen Bezahlung von Mk. 3,75 an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig monatlich portofrei zugesandt. Ganzjährige Vorausbezahlung wird im Juli jeden Jahres bis zum Juni des nächstfolgenden entgegen genommen. Wenn mehrere Mitglieder (2 bis 4 Kollektiv-Abonnenten) zusammen ein Exemplar der „Sphinx" beziehen, so werden jedem derselben im Juni die Kunstbeilagen des ganzen Jahrganges, vom Juli des vorhergehenden Jahres an, in einer Mappe unentgeltlich nachgeliefert. — Andere theosophische Schriften, deren Verzeichnis später den Mitgliedern zugesandt wird, sollen gleichfalls mit entsprechender Preisermäßigung geliefert werden.

Uebergangsbestimmung: Die vierteljährliche Berechnung der Abonnements für die Mitglieder der T. V. beginnt am 1. Januar 1893. Die bisherigen Abonnenten der Sphinx, welche den mit dem Februarheft endenden XV Band bereits durch Buchhandlungen beziehen, erhalten das Märzheft für 1 Mark geliefert, wenn sie diesen Betrag zusammen mit der Vorausbestellung des zweiten Quartales 1893 (Mk. 3,75) an die genannte Verlagshandlung einsenden.

Der Weg zum Glück.

Von

Hans von Mosch.

Willst du dem Taumel des Lebens entfliehen,
der nur den Thoren, den armen, erfüllt:
laß die Gedanken die Schöpfung durchziehen,
laß sie im emsigen Forschen sich mühen,
folge dem Drange, der nimmer sich stillt.

Eile im Fluge von Sternen zu Sternen,
folge des Werdens sich steigerndem Lauf,
dringe hinaus in die endlosen Fernen,
suche den Ursprung in Zellen und Kernen,
folge der Schöpfung — hinein und hinauf! —

Findest du aber auch dort kein Genügen,
wirst du vom Zauber des Rätsels gebannt,
suchst du die Tiefen, die nimmer dich trügen,
willst du noch über das Sternenmeer fliegen,
suchst du der Schöpfung tief innerstes Band: —

Senke den suchenden Blick in die Seele!
werde des eigenen Kernes bewußt!
fühle des Schöpfers allheiliges Wehen!
lerne durch dich den All-Einen verstehen!
fühle die Welt in der eigenen Brust! —
fasse des Daseins unendliche Lust! — —



Psalmen.

Von

Franz Evers.

Der zweite Psalm.

Bleibt mir auf den Bergen, ihr Propheten der Frühe und des neuen Tages und wartet der Weltstunde, die da kommen soll!

Wenn die Sturmglocken der Thäler erklingen und Erlösung läuten, und ein Brausen daherflattert mit rauschendem Flügelschlag —

dann steigt hinunter in der Menschenwogen Gewühl und seid mir Felsen in der brüllenden Brandung.

Faßt die Starken mit feurigen Händen und reißt sie empor aus dem Wirrwarr und der fressenden Flut.

Seid mir Hochhalter und Männer der That in der Zeit der Entscheidung! bis die Posaunen des großen Sonntages erdröhnen und Frieden künden. —

Ich weiß, ihr Bewußten und Wollenden: die Scham vor der Menschen Kleinlichkeit hat manchen Mund geschlossen;

und manch einer der großen Einsamen könnte Löwenorakel künden und glühende Seelen sammeln!

Aber er denkt allzusehr der Dämmrung und der flammenden Frühe und vergaß die nebligen Gründe, die unter ihm liegen.

Bleibt mir nur noch auf den Bergen, ihr Propheten; aber seid mir Rufer von oben und Herolde des Lichtes!

Gebt eure Gebote hinaus in die wartende Welt, denn es sind viele Ohren gierig zu hören und manch einer ist ein Bergkletterer geworden.

Seid mir Höhenprediger, ihr Auserwählten, Höhenprediger und Gipfelpropheten!

Der dritte Psalm.

Siehe, ich habe erkannt, es ist eine Stimme in mir, eine Stimme des Sieges, die mir Stolz und Stärke gab.

Sie erwachte in mir in der Nacht, als ich gelegen in Not und Angst und böse, beißende Träume mich quälten.

Als meine Feinde mein Lager umschlichen wie Tiger, und ihre funkelnden Augen gleich giftigen Dolchen mich umlauerten.

Und sie trachteten nach meines Herzens Innerstem und meiner Seele Tiefstem, und ihre kralligen Pranken hätten mich gern zerfleischt. —

Schon wähnten sie mich in ihrer Gewalt und in Nacht und Vernichtung,

da fuhr ich auf und reckte mich empor hoch über sie, und erhob meine drohende Rechte und sprach:

Weichet von mir, ihr Würger, ihr Versucher meiner Seele, ihr Widersacher mit den tückischen Blicken, und laßt mir meine Liebe und Lust!

Weichet von mir, daß nicht meine Hand sich erhebe und euch zu Boden schlage und zerschmettere!

Wahrlich, sie will lieber segnen und Seelen suchen, als sich verunreinigen an dem Unrat meiner Feinde — und sie will lieber eine heilende Hand sein.

Weichet von mir, ihr Wühler, ihr argen Eifrer, denn in meinem Innern klingt ein Klang und eine starke Stimme:

„Ihr Schöpfer und Zerschneider, Nährer und Vernichter, Tröster und Verflucher, macht euch auf den Weg und wartet nicht länger!

„Die Zeit ist da, die Zeit des Zornes und der großen Güte —

„Werbt um die Zukunft mit Herz und Schwertesschneide, denn sie hängt an euren Augen und eurer ahnenden Seele und harrt des letzten, leuchtenden Sieges!"

Siehe, es ist eine Stimme in mir, die mich treibt zu hadern und zu heilen, die mich erweckte, als meine Feinde mich würgen wollten, und mir Stärke und Stolz verlieh.

Sie ist mir Trost und Stachel, und sie giebt mir sonnige Sicherheit und die Verheißung des Sieges!

Es ist eine Stimme in mir, die da spricht: „Harre und harre! es kommt der Tag der neuen Taufe, der Lichttaufe der Erfüllung!"

Plastik der Seele.

Ich bin das, was ich denke. Was ich denke, werde ich!

Die Seele ist nie unthätig. Wenn sie nichts Gutes thut, dann thut sie Böses. Hüte deine Gedanken! **W. D.**

Die Furcht.

Fürchte nicht den Spott und den Hohn der Unwissenden. Traue auf dich selbst. Lasse die Gottheit in dir reden. Durch die Furcht verlierst du jede günstige Gelegenheit des Aufschwungs zur Gottheit; denn sie lähmt die Flügel deiner Seele. **W. D.**

Gottweisheit.

Wer genippt hat von dem Becher der Weisheit, wird Gott abtrünnig. Wer aber den Becher leert, der wird zurückgeführt zu Gott!

Bacon von Verulam.

Hoffnung.

Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben!

Rig-veda.



Das Fernsehen

als Funktion des transscendentalen Subjekts.

Von

Carl du Prel,
Dr. phil.

Wir haben nunmehr eine genügende Anzahl von Thatsachen kennen gelernt, um zu versuchen, das über die Theorie des Fernsehens Gesagte zu ergänzen. Der Leser muß übrigens in seinen Anforderungen sehr bescheiden sein. Das Problem des Fernsehens liegt so tief, und das Wesen des Geistes liegt darin mit dem Wesen der Dinge so innig verschmolzen, daß wer das Problem des Fernsehens lösen könnte, Menschen- und Welträtsel zugleich gelöst hätte. Dessen wird sich kein Verständiger rühmen wollen, sondern lieber mit Aristoteles sagen, das Fernsehen sei eine Thatsache, die Erklärung aber nicht möglich.[1] Dies möge der Leser bedenken, aber auch, daß bei der Darstellung einer so großen Dunkelheit einige Dunkelheit in der Darstellung nicht wohl zu vermeiden ist.

Ueber das Problem selbst sind wir heute nicht viel klarer, als die Alten es waren; in Bezug auf Anerkennung des Problems aber stehen wir weit gegen die Alten zurück. Den griechischen Philosophen, Xenophanes ausgenommen, galt das Fernsehen als Thatsache, und der allgemeine Volksglaube daran ist schon durch die Existenz der Orakel bewiesen. Unsere Gelehrten dagegen sehen in der Leugnung der Thatsache eben einen Beweis ihrer Gelehrsamkeit. Nun ist es zwar richtig, daß bei den Alten die Inspirationstheorie vorwiegt, z. B. eben bei den Orakeln; aber es fehlt nicht an Stimmen, die im Fernsehen eine natürliche Eigenschaft der Seele erkannten. Pythagoros und Platon sind darin einig, daß die Seele selbst, weil sie göttlichen Ursprungs sei, prophetische Kraft habe, vermöge welcher sie die Dinge nicht nur in ihrem zeitlichen Nacheinander, sondern in ihrem ewigen Ineinander zu erkennen vermöge. Diese prophetische Kraft sei durch Verbindung der Seele mit dem Leibe nicht verloren gegangen, sondern nur latent geworden, könne aber wieder erweckt werden durch höhere Macht (Inspiration) oder wenn aus irgend einem Grunde das leibliche Leben depotenziert sei, wie im Traum, in der

---

[1] Aristoteles: de div. per somnum 1. Vgl. Problem. 30, 14.

Ekstase oder in der Nähe des Todes.[1]) Plutarch anerkennt zwei Arten von Weissagung, die durch Inspiration höherer Wesen und die durch die höhere Natur des menschlichen Geistes selbst. Es sei nicht wahrscheinlich, sagt er, daß wir diese Fähigkeit erst nach dem Tode erwerben, sie müsse schon während der Verbindung der Seele mit dem Körper vorhanden sein. „Denn so wie die Sonne nicht erst dann, wenn sie aus den Wolken tritt, glänzend werde, sondern es beständig ist, und nur wegen der Dünste uns finster und unscheinbar vorkommt; so erhält auch die Seele nicht erst dann, wenn sie aus dem Körper wie aus einer Wolke heraustritt, das Vermögen, in die Zukunft zu schauen, sondern besitzt es schon jetzt, wird aber durch die Vereinigung mit dem Körper geblendet".[2])

Dies ist auch die Meinung des Porphyrius. Er meint, daß das Fernsehen in der Seele selbst liege und daß aus diesem Grunde einige Menschen durch Dämpfe und Räucherungen, andere durch Gebete und Weihungen zum Fernsehen befähigt werden.[3]) Im Mittelalter sprachen Agrippa und Paracelsus dem Menschen diese Fähigkeit zu. Letzterer giebt dem Menschen außer dem „elementischen" Leibe noch einen „siderischen". „Dem Elementischen Leib wird nichts geben, allein in den Syderischen, in den gehn alle dona. Als im Schlaff, so der Elementische Leib ruhet, so ist der Syderische Leib in seiner Operation, derselbig hatt kein Ruhe noch Schlaff, allein der Elementisch Leib prädominirt und überwindt, als dann so ruhet der Syderisch. So aber der Elementisch ruhet, als dann kommen die Träum".[4])

Der Mensch hat also zwei Wahrnehmungsweisen, die sinnliche, auf die Gegenwart gerichtete, und die übersinnliche, auf räumliche und zeitliche Entfernung sich beziehende. Der ersteren sind wir uns bewußt, die letztere gehört zum Unbewußten. Es ist dies nur ein weiterer Grund zu vielen anderen, die uns nötigen, zwischen dem transscendentalen Subjekt, der Seele, und dem irdischen Bewußtsein zu unterscheiden. Darauf, daß diese zwei Personen unseres Subjekts zu einer Einheit verbunden sind, beruht die Möglichkeit, daß Ferngesichte, aus dem transscendentalen Bewußtsein auftauchend, zu Gehirnvorstellungen werden und uns bewußt werden können, was nicht leicht möglich ist, so lange das Gehirn von den stärkeren sinnlichen Eindrücken in Anspruch genommen ist, wie auch die Sterne vor dem Sonnenlicht verschwinden. Aber wie diese optisch wieder auftauchen, wenn die Sonne untergeht, so werden wir uns auch transscendentaler Einflüsse bewußt, wenn die sinnlichen unterdrückt sind. Darauf beruht die relative Häufigkeit der Ferngesichte im Schlaf und zwar proportional der Schlaftiefe. Das Fernsehen ist ohne Zweifel nicht beschränkt auf die seltenen Fälle, in denen es uns bewußt wird, nur bleibt es latent. Auf die Frage an den somnambulen Knaben Richard, wie es

---

[1]) Pythagoras bei Diod. XVIII, 1. XXVII, 20. Platon: Phaedr. 32, 13. Phaedon 22, 23. Cicero de devin. I, 30, 64.

[2]) Plutarch: Verfall der Orakel. — [3]) Poryphyrius: Brief an Anebo.

[4]) Paracelsus: phil. sagasc. I. c. 9.

komme, daß die übrigen Menschen nicht wissen, was er fernsehend erkenne, antwortet dieser sehr richtig: „Ihr wißt es eigentlich auch; ihr wißt aber nicht, daß ihr es wißt".[1]) Wenn Ferngesichte für den Seher von großem Interesse sind, so läßt sich annehmen, daß sie aus diesem Grunde einen stärkeren Eindruck auf das Gehirn ausübend die Empfindungsschwelle überschreiten, besonders wenn die Gehirnthätigkeit ausgeschaltet ist. Diese Ausschaltung ist am größten im tiefen Schlaf, und weil der somnambule Schlaf von erinnerungslosem Erwachen begleitet ist, verschwinden damit auch die Ferngesichte aus der Erinnerung des Sehers; aber wenn sie tiefe Gemütserregungen zur Folge hatten, kann dieser ihr Gefühlswert im Wachen erhalten bleiben, und sie nehmen die Gestalt von Ahnungen an.

Die Zugehörigkeit des Fernsehens zur transscendentalen Substanz des Menschen zeigt sich auch an seiner Verwandtschaft mit der Poesie, soweit dieselbe aus dem Unbewußten quillt. Steinbeck hat ein umfangreiches Buch geschrieben, worin er nachweist: 1. Die Aehnlichkeit im Wesen der Poesie und des Fernsehens. 2. Die Aehnlichkeit der äußeren Anreizungsmittel zum Dichten und Fernsehen. 3. Die Aehnlichkeit der körperlichen Zustände des Dichters und des Sehers. 4. Die Aehnlichkeit der vom Dichter wie vom Seher geschauten und gedachten Gegenstände. 5. Die Aehnlichkeit der Sprache und des Rhythmus beim Dichter und beim Seher.[2]) Es ist also dieselbe Quelle, aus der beide fließen. Wir müssen das noch näher in Betracht ziehen:

Schopenhauer würde, wie bereits erwähnt ist, das Organ des Sehers als „zweites Gesicht" bezeichnet haben, wäre das Wort nicht bereits mit Beschlag belegt. Da nun im System Schopenhauers für ein transscendentales Subjekt kein Platz ist, zieht er sich aus der Verlegenheit, indem er das Organ des Sehers als Traumorgan bezeichnet. Dieser Ausdruck ist offenbar ein verfehlter, und könnte zu dem Mißverständnis Anlaß geben, als wäre das Gehirn, wenn auch nur die tieferen im Traum thätigen Schichten desselben, beim Fernsehen aktiv beteiligt. Aber wenn wir auch den Ausdruck Traumorgan nicht acceptieren können, so ist doch unbestreitbar, daß die transscendentalen Ferngesichte vom Gehirn in solcher Weise verarbeitet werden, daß sie mit den Bildern der Traumphantasie mancherlei Uebereinstimmung zeigen. Bei beiden spielen Allegorien und Symbole eine Stelle. Schon Artemidorus hat zweierlei Wahrträume unterschieden, die theorematischen, welche das Ereignis so anzeigen, wie es sich ereignen wird, und die symbolischen, die es nur indirekt andeuten.[3]) Synesius unterscheidet 5 Arten von Träumen: 1. Die Träumerei — ἐνύπνιος —, ein Andrang von Sorgen und Tagesbeschäftigungen. 2. Das Traumbild — φάντασμα —, ein buntes Gemisch von seltsamen Gestalten. — 3. Die Warnstimme und den Orakelspruch — χρησματισμός —, wo man durch Engelsgestalten gewarnt wird. — 4. Das Gesicht — ὄραμα —, wo der Seele ein zukünftiges Ereignis gezeigt wird. 5. Der

[1]) Görwitz: Idiosomnambulismus. 136. — [2]) Steinbeck: Der Dichter ein Seher.
[3]) Artemidorus: Oneirokritikon. IV. C. 2.

symbolische Traum — ὄνειρος —, wo man Vergangenheit und Zukunft in rätselhaften Bildern sieht.[1])

Dieses Allegorisieren und Symbolisieren ist nun gemeinschaftlich der dichterischen Phantasie, der Traumphantasie und dem Seher, und wenn ich mich nicht entschließen konnte, nach Artemidorus den Unterschied zwischen theorematischen und symbolischen Träumen als Einteilungsprinzip zu gebrauchen, so liegt es nur daran, weil es nicht ausgemacht ist, ob dieser Unterschied schon im Organ des Sehers gegeben ist, oder — was viel wahrscheinlicher ist — erst Funktion des Gehirns ist; denn schon im gewöhnlichen Traum kommt das Symbol vor. Dem Traum wie dem Fernsehen ist ferner gemeinschaftlich die Dramatisierung der zu verarbeitenden Eindrücke, dergemäß das aus unserem eigenen Unbewußten Auftauchende auf eine fremde Quelle bezogen wird, die oft anschaulich vorgestellt oder als fremde Stimme gehört wird, wodurch der Schein der Inspiration entsteht. Alle Magnetiseure machen die Erfahrung, daß die Somnambulen behaupten, von einem Schutzgeist oder einem anderen Wesen ihre Aufschlüsse zu erhalten, oder ihre Kenntnisse einer Stimme zuschreiben, die sie aus der Magengegend vernehmen.[2]) Dieses Element der Dramatisierung im Traum und beim Fernsehen könnte nun ebenfalls in der dichterischen Phantasie nachgewiesen werden, indem dem Dichter eine Grundscene vorschwebt, die er dann dramatisch herbeiführt und weiter entwickelt.

Im Ferngesicht nun, wenn der transscendentale Eindruck vom empfangenden Gehirn dramatisiert wird, bezieht sich die Täuschung nur auf die Form, indem daraus der Schein der Inspiration entsteht. Aber eine ergiebigere auf den Inhalt selbst sich beziehende Fehlerquelle entsteht für den Seher daraus, daß das Gehirn den Eindruck nach seinen eigenen Gesetzen verarbeitet, welche die gleichen auch für rein physiologische Eindrücke sind, so daß Ferngesichte und gewöhnliche Traumbilder verwechselt werden können. Jeder Traum zeigt uns, daß abstrakte Gedanken sich im Gehirn nicht zu halten vermögen, sondern zum Bild werden. Die Somnambulen, wenn man sie über die Art ihres Sehens befragt, verweisen daher auf den Traum. Der Knabe Richard sagt: „Es strömt mir das Geschehende entgegen .... Mit den Augen sehe ich gar nichts. Es ist eigentlich auch kein Sehen; ich fühle es in meiner Seele .... Erklären kann ich es nicht. Es ist, als wenn ihr träumt; da seht ihr auch mit den Augen und braucht keine Sinne. Aber ihr seht nicht die Wahrheit, und das ist der Unterschied zwischen eurem Sehen und dem meinigen“.[3]) Darum bleiben auch die Somnambulen immer der Gefahr ausgesetzt, gewöhnliche Traumbilder für Ferngesichte zu halten. Beide haben kein Unterscheidungsmerkmal, woraus der Unterschied der Quelle erkannt würde. Bei den Convulsionären von St. Médard, wo das Fernsehen sehr häufig

---

[1]) Nicephorus Schol. in Synes. de insomn.

[2]) Bertrand: Traité du somnambulisme. 233.

[3]) Görwitz: Idiosomnambulismus. 135.

vorkam, wurde doch auch diese Vermischung von Wahrem und Falschem so oft beobachtet, daß die Gegner, die Jesuiten, aus diesem Grunde die göttliche Inspiration verwarfen.[1]) Der gleichen Ansicht sind auch die Kirchenväter und andere.[2]) Von der Existenz dieser Fehlerquelle giebt jeder Somnambule Beispiele.

Eine Geneigtheit, das Organ des Sehers mit dem Traumorgan zu identificieren, kann noch aus anderen Erwägungen entstehen, die ich anführen muß, wiewohl ich persönlich die Beteiligung der Traumphantasie am Fernsehen immer nur so verstehe, daß die Traumphantasie den erhaltenen, aber nicht von ihr erzeugten Eindruck in der ihr eigentümlichen Weise verarbeitet. Zunächst nämlich fällt es auf, daß die überwiegende Anzahl von Ferngesichten in den Schlafzustand fällt, in den natürlichen, wie künstlichen, weil eben, wenn die stärkeren sinnlichen Eindrücke beseitigt sind, das Gehirn für solche von geringerer Reizstärke empfänglich wird. Paracelsus sagt: „Schlafen ist solcher Künste Wachen". Schon in der Bibel offenbart sich Gott den Propheten mit Vorliebe im Traum, wenngleich von solchen Träumen abgesehen, die Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins bei den Propheten nicht unerläßliche Bedingung des Fernsehens ist, vielmehr nur Ausnahme.[3]) „Wenn der göttliche Wahnsinn prophetischer Begeisterung über den Menschen kommen soll, sagt Philo, so muß die Sonne des Bewußtseins in ihm untergehen, das menschliche Licht muß in ihm verschwinden". Die Ekstase ist also die Form der Prophetie. Der Prophet redet nicht Eigenes, sondern während sein eigenes Denken und Bewußtsein zurücktritt, wohnt der göttliche Geist in ihm und bewegt ihn willenlos, wie die Saite eines musikalischen Instruments.[4]) Auch mythologisch ist der gleiche Gedanke ausgedrückt worden: Hermes, dessen Stab einschläfert, ist Vorsteher des Traumorakels des Trophonius; Bacchus, um zu sehen, wie es im Reich des Pluto aussieht, nimmt den Persymnus, den Schlaf, als Wegweiser. Endlich finden wir diese Ansicht auch bei Kirchenvätern. Bei Tertullian ist der prophetische Zustand eine Verbindung des Schlafes mit der Ekstase.[5])

Bei den Somnambulen ist das Fernsehen um so vollkommener, je tiefer der Schlaf, und weil sie mit zunehmender Gesundheit nicht mehr in so tiefen somnambulen Schlaf gebracht werden können, nimmt auch ihr Fernsehen ab. Die Somnambule Julie sagt: „Ich weiß jetzt nicht mehr so genau, was anderwärts vorgeht, als sonst; dies ist sehr gut, es ist ein Zeichen meiner baldigen Genesung".[6])

Wenn nun aber auch der Schlaf unbestreitbar eine günstige Bedingung ist, so folgt daraus noch nicht, daß das Traumorgan auch Organ des

[1]) Carré de Montgéron: La vérité des miracles opérés. II. Idée de l'oeuvre. 70. 71. III. 403. 536.

[2]) Isidor v. Sevilla: Sent. III. 6. 6. Gerson: de orn. spir. myst. c. 1. Picus de Mirandula: de praen. I. 2. 9. — [3]) Apostelgeschichte. 9. 4.

[4]) Zeller: Philosophie der Griechen. III. 2. 415. — [5]) Tertull. de an. c. 45.

[6]) Strombeck: Gesch. eines animalischen Magnetismus. 65.

Fernsehens sei, wie Schopenhauer meint. Die Alten waren von der prophetischen Natur des Traumes durchweg überzeugt,[2]) aber daß die Traumphantasie sich dabei nicht in gleicher Weise verhalte, wie bei den gewöhnlichen Träumen, wußten sie sehr wohl; darum hatten sie zwei Worte für den Begriff Traum, ὄναρ und ὕπαρ,[3]) somnium und insomnium, während die modernen Völker schon dadurch, daß ihre Sprachen nur Ein Wort dafür haben, zu der Ansicht verleitet werden: Träume sind Schäume. Dieses einheitliche Wort läßt den Unterschied verkennen zwischen Traumbildern der aktiven Phantasie, und jenen, die aus dem Transscendentalen kommen und von der Phantasie nur empfangen und verarbeitet werden.

Das Traumorgan ist also nicht zugleich das Organ des Sehers; die Wahl dieses Ausdrucks durch Schopenhauer sollte daher keine Nachahmung finden, weil sie nur psychologische Verwirrung anstiftet. Schopenhauer hatte eben die Individualseele gestrichen, und nun mußte er wohl für das Fernsehen nach einem falschen Träger greifen. Wer dagegen das transscendentale Subjekt anerkennt, hat an diesem den selbstverständlichen Träger der Ferngesichte. Er wird sich sagen, daß der sinnlich vermittelte Erkenntnismodus nur eine der möglichen Arten des Bewußtseins ist, daß aber das Fernsehen notwendig einer anderweitigen Bewußtseinsform angehört, die nicht an das Gehirn gebunden ist, nicht materiell bedingt ist; denn Materielles ist in zeitliche und räumliche Schranken eingeschlossen. Diese transscendentale Erkenntnisweise einmal zugegeben, so ist nur mehr die weitere Frage zu lösen, wie Vorstellungen derselben in unser sinnliches Bewußtsein übergehen können. Bei der innigen Verbindung der beiden Personen unseres Subjekts ist aber ein solcher Uebergang so sehr von selbst verständlich, daß er vermutlich weit häufiger ist, als es die Erfahrung zeigt, was sie aber zeigen würde, wenn nicht das Erwachen aus dem tiefen und somnambulen Schlafe regelmäßig ein erinnerungsloses wäre.

Die Verlegung der Empfindungsschwelle kommt individuell und biologisch einer Vermehrung unserer Beziehungen zur Außenwelt gleich, die also unbewußt bereits gegeben sein müssen und durch die Verlegung der Schwelle nicht erst geschaffen werden können. Das transscendentale Subjekt, für welches diese vermehrten Beziehungen bewußt bestehen, hat also ein anderes Verhältnis, als wir, zur Kausalität und — weil diese zeitliche und räumliche Bestimmtheiten enthält — auch zu Raum und Zeit. Aus diesem transscendalen Vorrat wird bezogen, was im biologischen Prozeß als Steigerung der Lebensformen sich zeigt, welche immer eine Vermehrung der Beziehungen zur Außenwelt bedeutet. Warum sollte nicht ein sechster Sinn, der für elektrische Vorgänge, in der biologischen Zukunft liegen, dessen transscendentalen Keim wir bereits hätten, der uns aber auch sofort in bezug auf Raum und Zeit prophetischer gestalten würde? Manche Instinkte der Tiere, in welchen die Zukunft anticipiert ist, dürften in dieser Weise zu deuten sein, vielleicht auch manche abnorme Anlage des

[1]) Plautus: cosc. I. 1. 61. Vergil. Aen. VIII. 89. Ovid. Metam. XV. 650.
[2]) Hom. Odyss. XIX. 507.

alsdann als normale Kräfte auch willkürlich ausgeübt werden können, dagegen sie derzeit unwillkürlich sind. Diesen Schluß aus dem Fernsehen auf den künftigen Zustand hat ein lateinischer Dichter mit den Worten gezogen:

In somnis ignota prius mysteria disco,
Multaque me vigilem quae latuere scio.
Quanto plus igitur scirem, si mortuus essem,
Tam bene quem docuit mortis imago loqui.[2])

Die Somnambule des Professor Beckers antwortet auf seine Frage, wie sie in die Zukunft sehen könne: „Wie? es liegt ja alles vor mir und nebeneinander. Du kannst es auch und noch besser, wenn du einmal fort d. h. ganz fort bist, nicht mehr der Erde angehörst".[3])

Gehört das Fernsehen zu den normalen Kräften der künftigen Welt, so bedeutet das selbstverständlich noch keine Allwissenheit. Das Denken gehört zu den normalen Kräften der Spezies Mensch und doch ist die Dummheit die Regel. Den Spiritisten also, welche bei den Geistern Allwissenheit voraussetzen, fehlt es nicht an Enttäuschungen und an verdienter Beschwindelung. Innerhalb der irdischen Existenz ist das Fernsehen noch erschwert durch den Zwischenprozeß, daß das Ferngesicht erst Gehirnvorstellung zu werden hat, um bewußt zu werden. Daß dieser Uebergang als Schwierigkeit empfunden wird, sehen wir darin, daß Ferngesichte, in der Wiederholung auf den gleichen Gegenstand gerichtet, immer deutlicher werden. Sie gehen vom Allgemeinen auf das Besondere. So sah z. B. eine Somnambule beim Suchen nach den ihr zuträglichen Heilmitteln zuerst ein Wasser, darin solche Erde und Salze aufgelöst seien, die sich dem Blut leicht assimilieren; dann entwickelte sich ihr allmählig das Bild einer Heilquelle und der Umgebung derselben bis zur schärfsten Charakteristik.[4])

Die Thatsache, daß beim Fernsehen Irrtümer vorkommen, ist auch von jeher anerkannt worden und innerhalb der Inspirationstheorie auf den Einfluß böser Dämonen geschoben worden. Aber diese Irrtümer gehören eben mit zum Gegenstand der Untersuchung, dispensieren uns aber nicht von der Untersuchung, denn sie beseitigen das Problem nicht. Im Altertum wenigstens hat man sich diese Besonnenheit bewahrt und hat trotz dieser Irrtümer das Fernsehen für ein so merkwürdiges Problem gehalten, daß wir uns nicht verwundern dürfen, wenn die Alten in ihrem tiefen Erstaunen darüber die Seele einen Gott im Menschen genannt haben, wie z. B. Hermes Trismegistos, oder wenn die alten Kabbalisten zu einer Dreiteilung des Menschen greifen zu müssen glaubten; Nephesch, der materielle Leib, Ruach, der Aetherleib, und Nehchamah, der Geist. Unsere Gelehrten weigern sich zwar, in solche mystische Tiefen hinabzusteigen; man könnte ihnen aber einwerfen, daß ihre physikalische Dreieinigkeit, Bewegung, Wärme, Licht, genau so mystisch ist, wie jene kabbalistische, oder wie sogar die theologische Dreieinigkeit von Vater, Sohn und hl. Geist.

[1]) Ennemoser: Gesch. der Magie. 223.

[2]) Das geistige Doppelleben. 29. — [3]) Archiv IX. 2. 284.

(Schluß folgt.)



Ausblick in die Zukunft.

Von

Hellenbach.

Wenn wir auch in der Entwicklung der Individuen und Nationen einen materiellen, intellektuellen und ethischen Fortschritt unterscheiden, so stehen diese drei Zweige doch in einem so innigen Zusammenhange, daß keiner in seinem Wachstume wesentlich zurückbleiben kann, ohne die Entwickelung der andern zu hemmen. Es wäre daher eine Unmöglichkeit, ein Bild der Zukunft zu entwerfen, wenn man auch nur eine dieser drei Richtungen, oder auch nur Eine der brennenden Fragen übergehen würde.

Die brennendste unter allen ist der rücksichtslose, mitunter bestialische Kampf ums Dasein Aller gegen Alle, und er kann nicht beseitigt, nicht gemildert werden, in so lange, als der Verschuldung des Gemeinwesens, also der Kriegsbereitschaft und den Ausschreitungen des Kapitales und Eigentums nicht gleichzeitig Einhalt gethan wird.

Wir haben zwar die hierzu geeigneten Mittel gefunden, doch ist zu ihrer Erreichung und Anwendung keine Aussicht vorhanden, in so lange Gesetzgeber und Machthaber durch die Vorteile des gegebenen Augenblickes ohne Rücksicht auf die Zukunft der eigenen und der fremden Nationen, oder gar durch ihr persönliches Interesse geleitet werden.

Wenn man die Zustände des 18. Jahrhunderts mit jenen des 19. vergleicht, so ist der Unterschied und selbst der Fortschritt nach allen Richtungen in die Augen springend; eine weitere Steigerung desselben kann nicht angezweifelt werden. Das nächste Jahrhundert wird die Menschen allerdings noch immer nicht zu Engeln machen, doch ist dies nicht notwendig, um die der Civilisation eigentümlichen Laster zu beseitigen. Der Kampf ums Dasein wird immer bleiben, aber er kann und wird den Charakter ändern. Es ist zwar immer ein Diebstahl, aber doch ein Unterschied, ob man mir einige Cigarren, oder meine ganze Barschaft nimmt oder gar zu diesem Zwecke früher ein Dorf anzündet. Es ist zwar immer ein Betrug, aber doch ein Unterschied, ob Jemand Linsenmehl für Revalenta arabica verkauft, oder ob ein Volksvertreter patriotische Reden hält

und seine Stellung für sich ausbeutet. Gefühl und Bewußtsein der Verantwortlichkeit werden mit Aenderung der jetzt herrschenden Weltansicht wesentlich zunehmen, und man wird von so manchen Dingen, welche jetzt mit kaltem Blute vollbracht werden, ebenso abgeschreckt werden, als man von Inquisition und Folter abgegangen ist. Die Verhältnisse werden ganz anders liegen, wenn die Menschen wissen und nicht nur unbestimmt glauben werden, daß ein Zusammenhang zwischen unserem Thun und Lassen in diesem Leben und den Existenzbedingungen in einem anderen bestehen; daß unscheinbare Fehler gewaltige Folgen haben können; daß die tiefsten Geheimnisse offenkundig sind; daß wir solidarische Interessen mit der Menschheit haben, weil der Tod uns weder von ihrem Schicksale, noch von Personen auf ewig abtrennt. Der naive rohe Materialismus der Gegenwart ist eben so wenig geeignet, einen wohlthätigen Einfluß zu üben, als der orthodoxe Glaube, welcher mitunter bona fide Ketzer verbrannte, um deren Seelenheil zu wahren. Die in den intelligenteren Klassen herrschende Religion des Zweifels muß ein dem schwankenden Glauben entsprechendes, eben so schwankendes Moralprinzip haben, und deren Bekenner dürfen auf keine harte Probe gestellt werden.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn das Leben nur als ein vorübergehender Zustand und die Erde nur als eine Erziehungsanstalt betrachtet werden. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob der russische Czar von der Ueberzeugung beseelt ist, er sei Kaiser von Rußland, oder er lebe als solcher. Das erstere berechtigt ihn, das zweite verpflichtet ihn zu sehr vielem.

Der Kampf gegen das Kapital und Eigentum wird wohl weiter geführt werden, hingegen kann und wird er seinen bösartigen Charakter verlieren, und auf der anderen Seite zuverlässig mehr Entgegenkommen finden. Die materialistische Weltansicht mag bei einem gebildeten Menschen in gesicherter Lebensstellung ungefährlich sein, sie wird aber gefährlich bei einem brodlosen Arbeiter, denn das menschliche Handeln resultiert aus der Abwägung der sich entgegen stehenden Motive, und es kann eine geringe Zugabe auf der einen oder anderen Seite das Zünglein der Wage in die entgegengesetzte Richtung treiben.

Erwägt man noch den gewaltigen Einfluß, welchen Sitte und Gewohnheit üben, so wird man sich nicht verhehlen, daß kleine Anfänge in ein oder zwei Generationen einen progessiv wachsenden Umschwung hervorzurufen vermögen. Auf diese Weise erklärt es sich, daß ich den Leser in meinen vorhergehenden Aufsätzen nach den verschiedensten Richtungen führen mußte, weil sie alle Einfluß auf die Gestaltung der Zukunft üben. Ich mußte nachweisen, daß das Alpha der Regeneration Europas in der Aktivität des Gemeinwesens besteht, welche aber ohne definitive Regelung der internationalen Beziehungen und Abgränzungen unmöglich ist. Ich mußte zeigen, auf welche Weise den Ausschreitungen des Kapitals und des Eigentums Schranken gezogen werden können, ohne die Freiheit des Erwerbes zu stören. Dies sind die wichtigsten und brennendsten Fragen

in materieller Beziehung, welche im nächsten Jahrhunderte auf die eine oder andere Weise zur Lösung kommen. Diese letztere ist unaufhaltbar, so verschieden auch die Wege sind, welche sie durchwandern kann. Das erschwerendste Hindernis für den glatten Verlauf der Entwickelung liegt aber in dem Egoismus der Nationen und Individuen, welcher in dem Maße schwindet oder vielmehr in die richtigen Bahnen gelangt, als das solidarische Interesse Aller offenkundig wird, welches jeden Einzelnen an das gemeinsame Schicksal knüpft. Es giebt einen Enthusiasmus, wenn es sich um nationale Interessen handelt, sollte ein solcher nie gefunden werden, wenn die Interessen der Menschheit auf dem Spiele stehen?

Wir haben nunmehr noch eine Frage zu erledigen, welche der Leser zu stellen berechtigt ist. Da ich die Ansicht ausgesprochen, daß weder eine Regierung, noch ein Parlament, und kaum ein Tagesblatt, wenn auch das Verständnis, so doch nicht den Mut haben werde, im Sinne anscheinend so radikaler Ansichten zu handeln, oder zu wirken, so scheint diese Publikation ganz zwecklos, selbst für den Verfasser, welcher längst im Grabe liegt, wenn die Erfahrung sich zu seinen Gunsten entscheiden wird.

Dieser Einwurf hätte seine volle Kraft, wenn es sich um eine Maßregel und um ein spontanes Ergreifen derselben handeln würde. Da es sich aber um eine langsame und vielseitige Entwickelung handelt, so ist es nicht unmöglich und selbst sehr wahrscheinlich, daß der Widerstand gegen die hier entwickelten Theorien sich früher d. h. zu einer Zeit bricht, wo diese noch von Nutzen sein können. Wenn man sehen wird, daß Europa thatsächlich in einer oder der anderen der hier angedeuteten Richtungen vorwärts schreitet, und daß Katastrophen in Folge des laisser faire und laisser aller eingetreten sind, so wird man sich vielleicht veranlaßt fühlen, die hemmenden Steine zu beseitigen, statt neue auf die Straße zu legen, es ist daher nicht unmöglich, daß der hier niedergelegte Gedankengang auch praktische Folgen habe.

Ich habe einen Widerwillen, meine Bücher aus einer früheren Epoche zur Hand zu nehmen, war aber doch einigemal dazu gezwungen und manchmal überrascht, Gedanken ausgesprochen zu finden, welche einige Jahre nach deren Drucklegung in mir als neue Gedanken auftauchten, ich beging ein Plagiat an mir selbst; es kann mich daher nicht überraschen, wenn ich meine Gedanken auch bei Anderen, welche meine Schriften gelesen, wieder finde. (Von diesem unbewußten Plagiate ist natürlich das des I. Bandes der „Vorurtheile„ durch „konventionelle Lügen" von Nordau wohl zu unterscheiden, welches schon schwer zu den unbewußten und unschuldigen Plagiaten gezählt werden dürfte.[1]) Die Ideen und Gedanken pflanzen sich auf diesem Wege fort, und zwar in geometrischer Prozession. Eine einzelne Rotkiefer umgiebt sich in wenigen Jahren mit einem jungen Walde, dessen Samen endlich das Gebirge bekleiden, wenn der Boden nur einigermaßen vorbereitet ist. Das letztere kann wohl in Bezug auf die so-

---

[1]) Ob Nordau Hellenbachs „Vorurteile" gekannt hat, wissen wir nicht. (D. Red.)

cialpolitischen Zustände der Gegenwart nicht bezweifelt werden; die Unzweckmäßigkeit und Zerfahrenheit ist groß, die Katastrophen stehen vor der Thüre, die Weltsysteme und Molekulartheorien wachsen deshalb auch wie die Pilze; der Kampf ums Dasein mag nun entscheiden, was in Bezug auf die Lebensdauer Schwamm und was Baum ist.

Es wäre lächerlich zu bezweifeln, daß Philosophien und Religionen den Kampf ums Dasein ebenso bestehen müssen, wie Pflanzen und Thiere; und ebenso wäre es lächerlich zu glauben, daß alle Systeme und Religionen ganz ohne einen Kern der Wahrheit ein längeres Dasein hätten fristen können; der Fortschritt wird daher gewiß nur in der Läuterung des Bestehenden zu suchen sein. So weit die Weltgeschichte reicht, hat es Schutz- und Trutzbündnisse, Monopole, Erbsteuern u. s. w. gegeben, doch waren sie nicht durch das Interesse für das Gemeinwohl ins Leben gerufen, sondern waren die Frucht egoistischer und fiskalischer Bestrebungen. Muß dies immer so bleiben? Sehen wir nicht schon jetzt die entgegengesetzte Strömung, zufolge welcher die allgemeinen Interessen über die individuellen den Sieg immer häufiger erringen?

Dem analog hat auch die Menschheit an dem Zusammenhang zwischen diesem und einem anderen Leben, selbst an eine Wiederkehr, fast immer geglaubt, wenn auch selten mit jener Kraft oder Ueberzeugung, um ein ausreichendes Moralprinzip zu schaffen. Sollte das nicht anders werden? Ist denn der Schleier der Maja, in welchen wir durch unseren Zellenorganismus gewickelt werden, so ganz undurchsichtig? Hat es nicht immer Menschen gegeben, welche an die Verkörperung oder Fleischwerdung eines Aetherleibes geglaubt hatten? Haben denn Sokrates und Plato, sowie ihre zahlreichen Nachfolger ganz umsonst gelebt?

Es giebt nichts Neues unter der Sonne, doch wird die Wahrheit seit jeher entweder ignoriert, oder unterdrückt, oder entstellt, und kommt erst nach schweren Kämpfen zur Geltung. Es liegen bereits alle Anzeichen vor, daß das nächste Jahrhundert auf die Verirrungen des jetzigen eben so mitleidig zurückblicken wird, wie wir auf den Glaubenskampf, die Tortur und Leibeigenschaft vergangener Zeiten. Die Götter Griechenlands sind verschwunden; aber griechische Weisheit und Kunst sind auf uns gekommen; eben so wird die christliche Kirche zusammenbrechen, aber der christliche Gedanke wird sie überleben; dieser ist ein friedlicher, demokratischer, menschenfreundlicher, fast an den Socialismus und Kommunismus streifender, für *dieses* Leben, und in Bezug auf ein anderes Leben spricht er die volle Verantwortlichkeit und Vergeltung klar aus. Leider ist der christliche Gedanke unter den pomphaften Formen der Kirche und durch die Anmaßung ehrgeiziger und habsüchtiger Priester untergegangen. Er wird aber wieder auferstehen und zu neuem Leben erwachen, auf daß die Nächstenliebe kein leeres Wort bleibe!

Alle ideal angelegten Naturen haben von einem goldenen Zeitalter geträumt, an ein anderes Leben geglaubt. Die Religionsstifter und Seher aller Zeiten haben Aehnliches gelehrt, und es ist letzteren nicht leicht abzu-

sprechen, daß sich in ihren Offenbarungen fast immer Spuren transscendentaler Anschauungen vorfinden; um diese zu suchen, ist man leider gezwungen, viel tolles Zeug mit in den Kauf zu nehmen, und oft ein ganzes Buch nutzlos zu lesen, und dies ist ein hoher Preis. Die zahlreichen Publikationen von Swedenborg bis auf die heutigen Schreibmedien laden dazu nicht ein; um so dankbarer muß man sein, wenn sich Jemand der Arbeit unterzieht, und Spreu von Weizen sondert. Ein solches Weizenkorn sind auch einzelne Centurien des Nostradamus, insbesondere diejenigen, welche die „Sphinx" in ihrem Februarheft 1887 herausgehoben; wir wollen von diesen Stellen einige wiedergeben, weil sie auf den hier behandelten Gegenstand Bezug haben.

Es wird der Mehrzahl der Leser kaum bekannt sein, daß Nostradamus sein Ansehen, dessen er im Leben genoß, der Voraussage verdankte, welche er zwei Jahre vor dem Tode Heinrich II machte. Sie lautet:

Ein junger Löve wird den alten überwinden
Auf der Turnierbahn in dem Kampf zu zwein,
Im Goldhelm wird er seine Augen finden,
Zwei Wunden werden Eine und diese tötlich sein.

Der Monarch wird es zu spät bereuen,
Daß er nicht den Gegner umgebracht;
Doch am Ende wird er ihm verzeihen,
Willig sinken in die Todesnacht.[1])

Bekannt ist, daß Heinrich im Turniere gegen Montgommery fiel, genau wie es hier geschildert wird. Mit Uebergehung aller auf Frankreich Bezug habenden Stellen wollen wir nur die Napoleon betreffenden hervorheben, weil sie unserer Zeit näher liegen und kaum mißzuverstehen sind:

Höllengötter Hannibals wird wecken
Einer, welcher alle Welt erschreckt,
Nimmer sah man solchen Schrecken,
Wie er von Babel (Paris) über Rom sich streckt.[2])

Vom Soldaten zur Regierung kommen,
Von dem kurzen Rock zum langen,
Preßt der Kriegesheld die Frommen,
Preßt die Priester, daß die Kirch' muß bangen.[3])

Mars wird stürmend bis zur Erde beugen
Des gewalt'gen Fischers Monarchie.[4])

Von der Vasallenstadt, am Meer gelegen (Toulon),
Holt der Geschorene die Satrapie,
Jagt die Schmutzigen, die ihm entgegen,
Vierzehn Jahr hat er die Tyrannie.[5])

Ein geschoren Haupt wird Jammer bringen
Mehr, als daß die Last zu tragen ist,

[1]) Cent. I. 35 und 36. — [2]) Cent. II. 30. — [3]) Cent. VIII. 57.
[4]) Cent. VI, 25. — [5]) Cent. VII, 13.

Wut und Grimm wird das Geschlecht verschlingen,
Bis daß Schwert und Feuer satt sich frißt.[1])

Den Brüdern giebt er Reiche, um die sie zanken,
Mit Brittaniens Namen rückt ein anderer zu Feld.[2])

Wir könnten noch die Stellen beifügen, welche auf Enghien's Ermordung, Napoleons Heirat mit Maria-Luise, den König von Rom und den russischen Feldzug Bezug haben; selbst Louis Napoleon ist zu finden in den Worten:

Ein großes Blutbad, Festnehmung des Neffen,
Der Stolze ist entronnen der Gefahr.[3])

doch genügt dieser Auszug, um zu beweisen, daß die Visionen des Nostradamus nicht ohne transscendentalen Gehalt seien. Dieser Seher beschreibt nun das Ende unseres Zeitalters:

Wird sich nun die große Sieben zeigen,
Fängt der Hekatomben Festzeit an:
Sieh' das Friedensreich, es naht heran,
Wo die Toten aus den Gräbern steigen.

Der Ersehnte kehret nimmer wieder
In die Welt; in Asien erscheint
Einer von den Hermesbundesbrüdern,
Welcher alle Menschen unter sich vereint.[4])

Ich habe den Nostradamus nicht gelesen, weil mir die Erfahrung sagte, daß dererlei Bücher die darauf verwendete Zeit in der Regel nicht lohnen. Die Urteile über Nostradamus in den verschiedenen Biographien waren überdies abfällig, weil Vieles im Laufe der Zeit ihm unterschoben wurde. Um so überraschender waren für mich diese letzten acht Verse.

Es ist begreiflich, daß ein Socialpolitiker, wenn er von der Unaufhaltsamkeit der Entwickelung überzeugt ist, und deren Gesetze aufstellt, sich unwillkürlich ein Bild von dem Verlaufe der Dinge macht, zumal wenn er seine Ideen nicht dem Familienkreise, sondern der Druckerschwärze anvertraut. Ein solcher Socialpolitiker darf wohl überrascht sein, wenn er sein Bild ganz ohne Zwang in die symbolischen Verse eines Dichterpropheten früherer Jahrhunderte zu legen vermöchte. Nun, diese Ueberraschung ist mir thatsächlich geworden. Wir sind allerdings daran gewöhnt, daß auf geschehene Ereignisse Prophezeiungen trotz ihrer Elasticität oft nur mit schwerer Mühe angepaßt werden können; hier liegt aber der Fall ganz anders. Hier sind es kommende Ereignisse, wo die Uebereinstimmung menschlichen Urteils und transscendentalen Schauens zusammen zu treffen scheint. Ich weiß nicht, ob diese Verse schon gedeutet wurden, auch will ich mich durchaus nicht bestreben, sie erst zu deuten.

Der Leser, welcher mir bisher gefolgt, muß selbst gestehen, daß das

---

[1]) Cent. V. 60. — [2]) Cent. VIII. 58. — [3]) Cent. II. 87—92.
[4]) Cent. X. 74. 75.

gelieferte Bild des XX. Jahrhunderts dem untergehenden Zeitalter des Nostradamus entspricht, wie er es schildert. Was die ersten vier Verse betrifft, so kann man annehmen, daß die „Sieben" die Föderation der Staaten und die „Hekatombenfestzeit" die hereinbrechende Morgenröte eines menschenwürdigen Daseins, also die Lösung der socialen Frage bedeute. Der „ewige Friede" ist in jener Epoche selbstverständlich, weil ihn die Föderation sicherstellt, und ohne einen solchen von „Hekatombenfesten" die Rede nicht sein könnte. Das „Auferstehen der Toten" kann auf die spiritistische Bewegung gedeutet werden.

Um den Sinn der letzten vier Verse zu deuten, muß ich aber auf das zurückgreifen, was ich in meinem „Individualismus" und der „Magie der Zahlen" als zum mindesten sehr wahrscheinlich aufgestellt hatte. Die Natur der Entwickelungsgesetze verlangt (S. „Individualismus"), daß die Kultur, welche einst von Osten nach Westen gewandert, wieder die rückläufige Bewegung nehme, was bereits der Fall ist; auch tritt klar hervor, daß die alte Welt als die bedeutendere, und in dieser Asien, als der größte Kontinent, gleichsam das Centrum bilden werde. Andererseits ist es unzweifelhaft, daß die Wahrheit einmal erkannt und anerkannt sein, und diese das ganze Menschengeschlecht in einem Glauben vereinigen werde. Daß der Hermesbundesbruder, welcher den Meinungsunterschied endgiltig beendet, nicht ein Jünger Büchner's, sondern ein Mann aus dem entgegengesetzten Lager, ein „Hermesbruder" sein wird, ist meine volle Ueberzeugung, wie auch daß nichts mehr geeignet wäre, den Ausschlag zu geben, als ein mit transscendentaler Kraft und Fähigkeit im Leben ausgerüstetes Individuum. Es braucht keine „Wunder und Zeichen" zu vollbringen, sondern nur etwa die Existenz des Aetherleibes auf noch drastischere Weise nachzuweisen, als es derzeit geschieht. Nun ist es allerdings wahrscheinlich, daß ein solcher Fakir dem indischen Blute am leichtesten zu entspringen vermag.

Es entsteht noch die Frage: Wer ist der „Ersehnte"? — Die einzige Stelle, welche von mir nicht vorgedacht wurde. Ich habe allerdings in der „Magie der Zahlen" darauf aufmerksam gemacht, daß von Moses und Zoroaster auf Christus, von diesem auf die Reformationszeit je 14- bis 1500 Jahre liegen; daß ferner zwischen beiden Epochen in die Mitte Buddha und Mohamed fallen, die Wellen religiöser Bewegung daher beiläufig 7 oder 14 Jahre zu umfassen scheinen; auch habe ich die auffallende Analogie zwischen Christus und Buddha betont. Nichts desto weniger ist es durchaus nicht sichergestellt, daß Nostradamus unter dem „Ersehnten" Christus gedacht habe; aber die Deutung ist immerhin zulässig, daß nicht Christus, sondern ein indischer Philosoph von sehr geringer phänomenaler Befangenheit, ein Hermesbruder, ein Brahmane oder Fakir die Menschheit zu einem Glauben vereinigen werde.

Wenn man sein ganzes Leben immer auf dem Boden des zureichenden Grundes, herumgekrochen, kann man sich einmal auch erlauben, der Phantasie über diese Grenze hinaus in das Gebiet des Wahrscheinlichen

freien Lauf zu lassen! Doch bezieht sich dies nur auf die Deutung des „Ersehnten“, denn der Rest ruht auf Unterlagen, welche mit der Phantasie nichts zu schaffen haben. Des symbolisch-mystischen Schmuckes entkleidet würde also die Prophezeiung des Nostradamus lauten: „Wenn das Gleichgewicht der europäischen Staaten hergestellt und eine Föderation erfolgt sein wird, so bricht der Tag eines menschenwürdigen Daseins und des ewigen Friedens an, wie nicht minder die Gewißheit eines transscendentalen Daseins und der Verkehr mit den vermeintlich Toten. Ein Erlöser braucht nicht zu erscheinen, denn ein Philosoph oder Fakir aus dem Lande, welches die Wiege alles Glaubens und Wissens war, wird die Menschheit zu einer einheitlichen Ueberzeugung führen“. Möglich, daß Nostradamus anders sah und dachte, aber hat seine Prophezeiung diesen Sinn, so wird sie von der Wahrheit nicht weit abstehen.

Es ist merkwürdig, daß in den ersten vier Versen gerade dasjenige offen bleibt, was auch für den Socialpolitiker offene Frage ist, ob nämlich das sociale Problem seine Lösung durch die Initiative von oben findet, wie ich sie — ich fürchte vergeblich — vertreten, oder durch die Revolution von unten. Der Ausdruck „Hekatomben-Festzeit“ läßt beide Deutungen zu, der Schlußsatz der „Vereinigung des Menschengeschlechtes“ ließe wohl auch drei Deutungen zu, nämlich die Unterjochung der Erde unter Einem Despoten, einen Areopag der Staaten unter Einem Haupte, oder die Vereinigung unter Einem Glauben; doch kann bei dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum, den Nostradamus dem Hereinbrechen dieses Zeitalters zuspricht, weder von einer solchen Eroberung, noch einer solchen Kultur des ganzen Planeten die Rede sein, sondern es dürfte sich wirklich nur um Weltanschauung oder Glauben handeln, wozu ein Hermesbruder allerdings der richtige Mann wäre; ein Jünger der modernen Aufklärung ist dazu wahrlich nicht geeignet!





Auf richtiger Fährte?

Von

Maria Janitschek.

Die Vorstellung des „Ibbur“ ist eine merkwürdige Lehre der Kabbala. Es soll danach auch in einem einzelnen Individuum die Seele eines oder gar mehrerer Verstorbenen einverleibt sein können.[1]) Man suchte sich wohl durch diese Vorstellung die Widersprüche der menschlichen Brust zu erklären. Griechische und christliche Philosophen lehren, daß der Mensch nur *eine* Seele besitze, und diese notwendig aus einer einfachen Substanz bestehen müsse. Letztere Anschauung entspricht wohl jedenfalls der Regel. Wohnten immer mehrere Seelen in uns, wie könnte der Wille — die Bewegung der Seele — ein einheitlicher, festgeschlossener sein? Giebt es nicht Individuen, die vom Erwachen ihrer Vernunft bis zu ihrem Tode dieselben Neigungen, Antipathien, dieselben Charakterzüge unverändert bewahren, z. B. gutherzige Menschen, die bis an ihr Lebensende gutherzig blieben, schlechte Menschen, deren Kindheit gleichsam schon der Zeiger war, der auf ihr späteres verkommenes Leben hinwies?

Der hebräische *Lehrsatz* erscheint mir demnach höchstens für seltene Ausnahmsfälle zutreffend zu sein. Allein wenn jedes Menschen Wahrheit seine Erfahrung ist, so habe ich eben eine andere Wahrheit erkannt als Andere.

Ich glaube weder an die Vielheit der Seelen in einer Brust, noch auch daran, daß die Seele immer eine beständige ist. Ich glaube vielmehr an die Verwechslung oder Vertauschung der Seele im Menschen. Zu dieser Ueberzeugung führte mich eine Reihe von Beobachtungen. Eine, vielleicht die minderwertigste, die aber am wenigsten Raum in Anspruch nehmen dürfte, sei mir gestattet, aufzuzeichnen.

Zwei junge Männer, ein Theologe und ein Schauspieler, saßen ge-

---

[1]) Die letzte der hier mitgeteilten Thatsachen ist allerdings ein Beispiel von eben *dieser* Form von Mediumschaft. Der erstere Fall ist aber doch wohl nur eine merkwürdige Seelenwandlung durch gegenseitige Beeinflussung. (*Der Herausgeber.*)

meinsam an einer Wirtstafel. So oft der Zufall es fügte, daß sie miteinander in ein Gespräch verwickelt wurden, regnete es hageldichte Bosheiten von beiden Seiten, so daß sich oft die andern Tischgenossen ins Mittel legen mußten, um die Streithähne vor ernsthaften Beleidigungen gegen einander zu bewahren.

Der Gegensatz zwischen Beiden zeigte sich ebenso wie in ernsten auch in kleinen Dingen. Wenn z. B. der Eine bei Tisch zum zweitenmal von einer Speise verlangte, konnte man den Andern über die Ungenießbarkeit der Schüssel räsonnieren hören. Fror der Eine, so sah man den Andern sich die Schweißtropfen von der Stirne wischen.

Diese beiden Menschen waren in Wahrheit Antipoden ihrer ganzen Lebens- und Anschauungsweise. Sie stritten nicht nur über den Geschmack des Fisches auf ihrem Tische, sie kämpften auch erbittert jeder um den Ruhm, den bessern Beruf erwählt zu haben.

Der Theologe war der starrste Lutheraner, unduldsam gegen Alle und Alles was nicht auf seinem eignen engen Geistesfelde stand.

Der Schauspieler prahlte mit Triumphen und behauptete, er hätte durch seine Kunst schon mehr verstockte Herzen gerührt, als der Theologe durch seine salbungsvollste Predigt je thun würde.

Der Theologe nannte das Theater einen Sumpf der Unsittlichkeit, eine Heimstatt der Gottlosigkeit, der Aufwiegelung.

Der Schauspieler fand, daß jede Kirche ein Maskensaal sei, der nur den Nachteil besäße, lauter langweilige Vermummte zu beherbergen.

Der Theologe hätte sich eher bei lebendigem Leibe rösten lassen, als daß er einen Schritt in ein Schauspielhaus gethan hätte.

Der Schauspieler behauptete, er würde ohnmächtig, wenn er nur eine Nase voll Kirchenluft atmete.

In so zärtlicher Weise verkehrten die beiden Jünglinge miteinander. Eines Tages schürten einige champagnerfrohe Freunde das Feuer des Zwistes zu hellen Flammen. Ein elektrischer Strom von giftigen Bosheiten sprang mit zündenden Funken von einem zum andern, bis zuletzt der Schauspieler seinen Teller wütend wegstieß und mit einigen kräftigen Schimpfworten auf den „Duckmäuser" zur Thüre hinaus rannte. Eine Woche später (während der Zeit war er nicht bei Tisch erschienen) gab man die „Kameliendame" und er spielte den Gaston. Das Haus war ganz gefüllt, auch jene Tischgesellschaft — meist junge Leute — war anwesend. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in der vordersten Parquetreihe den Theologen erblickten? Er sah weder rechts noch links, sondern verschlang die Bühne nur so mit den Augen. Der Margarete applaudierte er wie besessen, so daß seine Nachbarn ihn lächelnd musterten. Den nächsten Tag zur Rede gestellt, über das Unerhörte seiner That, entgegnete er lachend; „ah was, mir ist die ewige Kopfhängerei schon über; ich bin jung und will mich amüsieren."

Von nün an sah man ihn im Theater, auf allen Bällen, bei allen erlaubten und unerlaubten Belustigungen.

Eines Tages ging er zu einem Gesangslehrer und nahm Unterrichtsstunden. Er hatte der Theologie Valet gesagt, und widmete sich der Bühne. Er aß nicht mehr in jenem Gasthause, wo sein Feind, der Schauspieler, wieder verkehrte, seit er weggeblieben war. Einmal trafen sich die Beiden auf der Straße. Der Theologe wollte vorübereilen, der Schauspieler hielt ihn zurück.

„Ist das Gerücht wahr?“ fragte er den Hut lüftend und dem Andern die Hand entgegenstreckend, „man sagt, Sie gingen zur Bühne?“ Der künftige Tenor lachte.

„Ei freilich, ich bedauere, daß ich nicht schon früher auf den guten Gedanken gekommen bin“.

„Und ich“, versetzte der Andere ernst, „bedauere, daß Sie diesen Schritt thun. Sie verwerfen Ihrer Seele Zukunft für ein paar im Rausch vergeudete Lebensjahre“.

„Wie“, rief der einstige Kandidat der Theologie, „Sie, Sie sprechen so?“

„Ja, ich. Morgen läuft mein Kontrakt ab; übermorgen reise ich nach Göttingen, um dort Theologie zu studieren. Ich will Pfarrer werden“. Und nun begann der erbittertste Haß aufs neue seine Blüten zwischen ihnen zu treiben. Der fromme Schauspieler verdammte den verirrten Theologen, der schnurstracks in den Rachen der Hölle lief.

Wir aber, die Zuschauer in diesem tollen Schwank, die die ganze Wandlung mit ansahen, welche ohne jede Motivierung sich plötzlich vollzogen hatte, griffen an unsere Stirnen, um uns zu überzeugen, daß wir nicht träumten.

Solche jähe Verwandlung ist für mich nur begreifbar, wenn ich sie als Seelenvertauschung auffasse.

Die Ursache dieser wird vielleicht eine ähnliche sein, wie bei jener Neugestaltung von Erdteilen, die heute da Wasser aufweisen, wo früher Land war usw. Erdrevolutionen haben diese Veränderungen bewirkt.

Es giebt auch andere Revolutionen.

Die eine stille Seele tost plötzlich wie ein erschrecktes Meer auf, während die, die vormals die zuckende Brandung ihrer Leidenschaften kaum einzudämmen vermochte, einem unter Blumen eingeschlafnen Teich gleicht.

Ich will hier noch den Gemeinplatz anführen, daß es z. B. bei Ehen häufig vorkommt, daß der Mann weibisch, das Weib männlich wird, was ja auch zu Gunsten meiner Behauptung spräche. Ich leite auch plötzliche Bekehrungen, plötzlichen Abscheu vor einem bisher geliebten Menschen aus diesem Motiv ab. Und wie wäre es erklärbar, daß man z. B. Jemand, dem man jahrelang hindurch gleichgültig, ja vielleicht selbst mit Abneigung begegnete, urplötzlich mit ungestümer Leidenschaft liebt? Wie wäre es erklärbar, daß ein in Ehren ergrauter Mann eines Tages einen nichtswürdigen Schwindel verübt? Nur wer an eine Seelenvertauschung glaubt, kann das Phänomen begreifen.

Ich will nur noch eine kleine Episode hierhersetzen, deren Augenzeuge

ich war: In Lemberg lebte ein Geschwisterpaar, das der allgemeinsten Liebe und Achtung genoß. Es waren zwei liebenswürdige Menschen, der Bruder Landschaftsmaler, die Schwester von ungewöhnlich hoher musikalischer Begabung. Er war vollständig unmusikalisch, und sie brachte keine gerade Linie zu stande, deshalb ergänzten sie einander vortrefflich, und die Kunst des Einen war des andern Freude. Sie bewohnten ein kleines Haus, das sie mit vornehmem Geschmack und ein wenig Phantasie zu einem reizenden Heim ausgestaltet hatten. Sie waren beide jung und schön, trotzdem hatten sie sich vorgenommen, nicht zu heiraten, um einander nie verlassen zu müssen. Von Zeit zu Zeit machten sie eine Reise ins Ausland. Er, um neue Eindrücke zu gewinnen, sie, um in Wien oder London gute Musik zu hören.

Einmal, da ihre Gesundheit etwas angegriffen war und sie die Aufregung der Reise scheute, ließ sie den Bruder allein ziehen. Sein Ziel war die Schweiz, wo er einige wegen ihrer landschaftlichen Schönheit berühmte Orte, die er noch nicht gesehen hatte, kennen lernen wollte. Die Geschwister umarmten sich beim Abschied zärtlich. Er versprach, in so und so vielen Wochen wieder zurück zu sein. Adeline war keine sentimentale Natur, sie wußte, daß es eine Vergnügungsreise des Bruders war und bangte nicht vor der Trennung. Ihr Flügel bot ihr genug Zerstreuung für die kurze Zeit seiner Abwesenheit.

Eines Morgens nach seiner Abreise erwachte sie mit einem Gefühl grenzenloser Traurigkeit. Ihre Brust war wie bedrückt von einer ungeheuern Sorge, und doch war sie sich keiner solchen bewußt. Wie täglich, schrieb sie auch heute ihrem Bruder, und schilderte ihm dies beängstigende Gefühl. Er antwortete postwendend mit einigen scherzhaften Bemerkungen darauf.

Sie waren beide, wie gesagt, keine allzu empfindsame Menschen. Aber jene Last auf Adelinens Gemüt wuchs von Tag zu Tag. Wenn sie des Morgens in ihr Gärtchen trat und sich wie immer zu den Blumen beugte, tropften unwillkürlich Thränen aus ihren Augen, und es war ihr, als ob sie diese von ihr geliebten, selbst gezognen Blumen zum letzten Mal sähe. Oeffnete sie ihren Flügel, um sich die Bangheit weg zu spielen, so erstarrten ihre Hände, und sie konnte vor Kältegefühl in denselben den Saiten keinen Ton entlocken. Jeder Sonnenuntergang machte sie weinen, jeder Blick in frohe Menschengesichter oder in die von der Sonne beglänzte freundliche Landschaft rief ein unbeschreibliches Wehe in ihr hervor. Sie wurde immer trauriger, verzweifelter, dunkler. Zuletzt verharrte sie in einer dumpfen Gefühlslosigkeit, die ihre alte Dienerin so mit Angst erfüllte, daß sie auf eigene Faust dem Abwesenden schrieb, er möge schnell heimkommen, das Fräulein sei schwer erkrankt.

Am Tage nach Abgang dieses Briefes erschien Adeline wie in früherer Zeit frühmorgens im Frühstückszimmer. Sie atmete in leichtern Zügen, trank ihren Thee und setzte sich dann, wie nachdenklich, die Stirne in die Hand gestützt aufs Sofa. Die Dienerin, die sie fortwährend im

geheimen beobachtete, trat auf sie zu, und sagte: „Aber gnädiges Fräulein, Sie sind ja so still, spielen Sie doch wieder einmal Klavier, es ist ganz traurig im Hause, seid Sie nicht mehr spielen".

Adeline erhob sich freundlich, ging auf den Flügel zu, öffnete ihn, aber — weiter that sie nichts.

„Ich kann ja nicht spielen", sagte sie unschlüssig, einige Mißtöne hervorbringend. Ihre Finger lagen gefühllos auf den Tasten.

„So spielen sie von Noten", bat die Alte, und stellte ein Notenbuch, das Adelinens Lieblingskomposition enthielt, vor sie hin. Wie ein müdes Kind wiegte das junge Mädchen den Kopf auf die Schulter und sagte:

„Ich kann keine Noten lesen, laß mich doch".

Die Dienerin lief hinaus und sagte draußen mit erschrecktem Gesichte zu dem übrigen Gesinde:

„Unser Fräulein ist wahnsinnig geworden".

Adeline war nicht wahnsinnig.

Nach einer Weile erhob sie sich vom Klaviersessel und ging in den Garten hinaus.

Sie ließ sich auf eine Bank nieder und die Spitzen ihrer Schuhe gruben Figuren in den Sand. Später holte sie Papier und einen Stift, und begann unter leisem Gähnen wie ein ungelenkes Schulkind ihr Haus mit der dahinterstehenden Gruppe von Bäumen zu zeichnen. Es mußte ihr nicht ähnlich genug erscheinen, denn sie begann immer wieder von neuem ihre Striche zu ziehen.

Ein plötzliches Verlangen, dieses Stück Landschaft zu zeichnen, hatte sie erfaßt. Am nächsten Tag begann sie ihre Versuche aufs neue. Eben als sie sich im Garten niederließ, erschien die Zofe mit einem Telegramm. Es kam von dem Leiter eines Hotels in der Schweiz, der dem Fräulein den plötzlich erfolgten Tod ihres Bruders meldete. Adeline stürzte mit einem Schrei zusammen. Als sie wieder ihre Besinnung erlangte, vergoß sie die bittersten Thränen um den ihr so plötzlich Geraubten.

Bald aber faßte sie sich, ordnete ihre häuslichen Angelegenheiten und reiste nach der Schweiz, um das Leichenbegängnis des Bruders zu leiten.

Später verkaufte sie ihr Haus und zog nach München, wo sie bei einem berühmten Maler Unterricht nahm. Nach kurzer Zeit malte sie allerliebste Bilder. Sie versteht keine Note mehr zu lesen, aber heute sind ihre Landschaften das Entzücken aller Besucher der Ausstellung. Sie arbeitet wie ein Mann, ernst, unermüdlich, immer begierig neues zu lernen.

Soll ich noch etwas hinzusetzen? Sprechen solche Thatsachen nicht für meine Ueberzeugung?

Das Ewige.

(Nach dem Schwedischen [1]) des Esaias Tegnèr.

Wohl schafft dem Starken das Schwert eine Welt,
auf Schwingen des Aars fliegt sein Name,
hab Acht, daß dein Schwert nicht zerbreche, o Held,
daß des Adlers Flug nicht erlahme!
Voll Kampf und Müh ist das Reich der Gewalt,
wie Sturm in der Wüste vergeht es bald.

Doch die Wahrheit lebt! Zwischen Richtbeil und Schwert
steht sie ruhig im Glorienscheine,
sie hat dich den Weg durch das Dunkel gelehrt,
nach oben zeigend alleine.
Das Wahre ist ewig! Es schallt allerort
von Geschlecht zu Geschlecht sein heiliges Wort.

Das Gute ist ewig! Zertreten, entstellt
keimt stets doch auf's neue sein Leben,
ob immer das Böse erobre die Welt,
doch kannst du das Rechte erstreben;
verfolgen es draußen Gewalt auch und List,
dein Busen ihm heilige Freistatt ist.

Und was in dir schlummerte, glühte dort,
zur That wird's, zum göttlichen Werke,
das Recht greift zur Waffe, die Wahrheit zum Wort,
bewußt wird der Mensch seiner Stärke.
Was je du gewagt und geopfert so gern,
entsteigt dem Vergessen, ein leuchtender Stern.

Und nicht wird das Lied wie von Blumen der Duft
Wie Bogen in Wolken vergehen,
was Schönes du bildest, ist Staub nicht der Gruft,
das Alter macht neu es erstehen,
das Schöne ist ewig! Wir sammeln sein Gold
im Strome der Zeit, der darüber rollt.

So halt an der Wahrheit! Wag alles für's Recht!
Sei freudig im Schaffen des Schönen!
Nie sterben die Drei in dem Menschengeschlecht,
sie sind unser Streben und Sehnen.
Was die Zeit dir geliehen hat, nimmt sie zurück,
nur das Ewige giebt deinem Herzen Glück.

---

[1] Ins Deutsche übertragen von H. Blumenfeld, Osnabrück.

Zwei Gedichte*)

Von

Fritz Lemmermayer.

Ergebung.

Der du ein Tröster bist,
sei mir willkommen, Tod!
Nehme als Mensch und Christ
von dir das Himmelsbrot.

Leg' in des Vaters Hand
mit stillem Kindessinn,
was ich empfing als Pfand,
lege das Leben hin.

Und in mein Schuldenbuch
schreibt er das Unglück ein —
Es soll sein Richterspruch
freudig gelobet sein!

Befreiung.

Du meine arme Seele fleuch
empor zu himmlischer Höhe!
Du wirst gesund, wenn du befreit
von Lebensschuld und Wehe.

Wenn unter dir im Abgrund rollt
die klagevolle Erde,
du wirst gesund, der Schmerz entflieht,
der brennend dich versehrte.

Bewältigt die Dämonen sind,
mit denen du gerungen;
du wirst gesund, die Schuld, den Wahn,
dich selbst hast du bezwungen!

In deines Leibes Kerker bist
du heute noch gefangen;
zerbrich das Haus und fliege hin,
wo des Friedens Lichter prangen.

---

*) Aus seinen Gedichten „Im Labyrinthe des Lebens", bei K. Claußner. Leipzig 1892.

O meine Seele, werde frei,
zieh in das Reich der Sterne!
Hörst du? Dich lockt der Liebe Klang
erzitternd aus der Ferne.

Wenn mit den Seelen du vereint,
die schon voran gegangen,
wirst du gesund und ganz geheilt
von schmerzendem Verlangen!

Drum, arme Seele, brich das Haus
und in die Freiheit zieh hinaus!

Die Sphinx des Lebens.

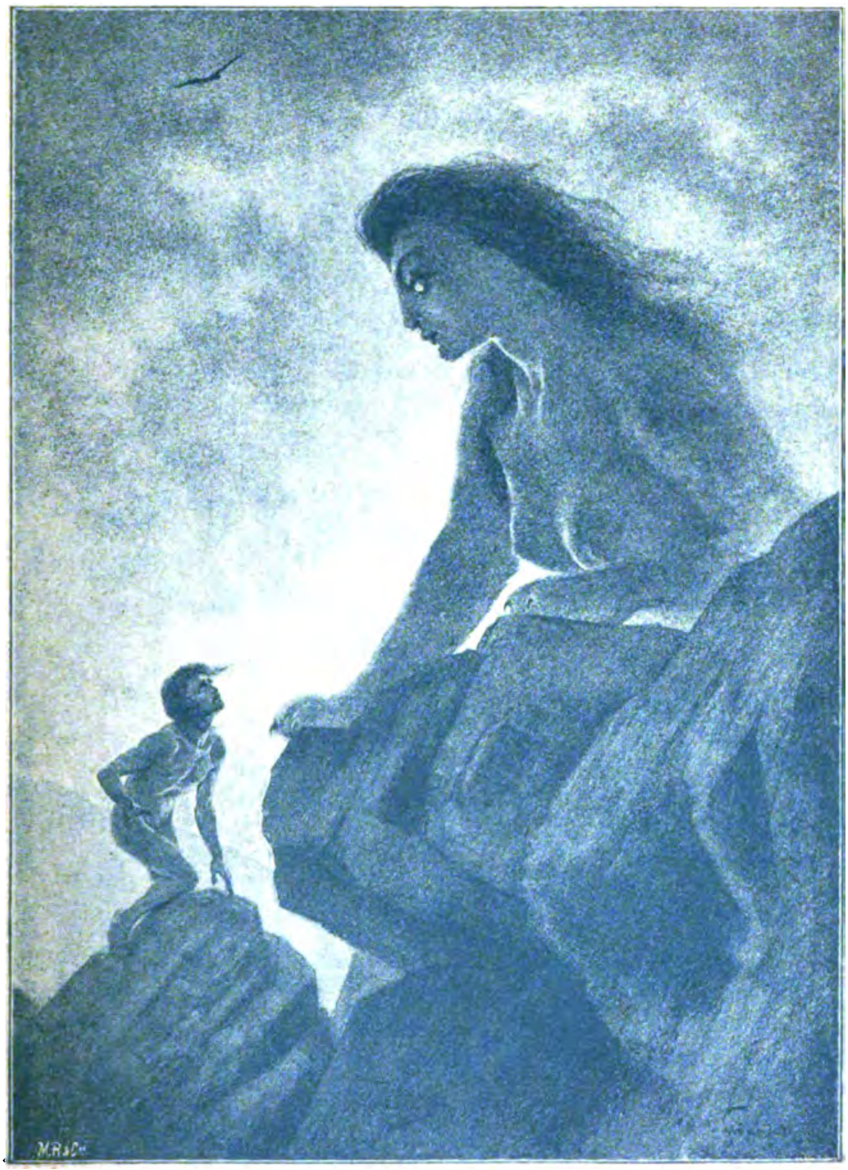
Aus dem Briefe eines Meisters.

Als Schüler von den Meistern angenommen zu werden, ist ein leichtes Ding. Aber wer als „Schüler" angenommen wurde, der hat damit alle Not und alles Elend der Prüfungszeit auf sich herabbeschworen. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge besteht das Leben nicht gänzlich aus schweren Prüfungen und geistiger Trübsal; aber das Leben dessen, der sich freiwillig als „Schüler" anbietet — ist nur *ein* langes Selbstopfer. Wer dereinst den Lauf seines eigenen Lebens hier und jenseits beherrschen möchte, muß zunächst sich selbst ganz der Beherrschung unterwerfen, dabei aber über alle Versuchungen triumphieren, über alle Regungen des Fleisches und des Geistes.

Der Schüler, welcher sich der Prüfungszeit unterwirft, ist wie der Wanderer in der alten „Fabel" von der Sphinx: nur wird die *eine* Frage zu einer langen Reihe von täglich neuen Rätseln, welche ihm die *Sphinx des Lebens* aufgiebt, die an seinem Wege lagert und die ihn, wenn er nicht ihre immer wechselnden und verblüffenden Rätsel eines nach dem andern richtig löst, in seinem Fortschritt hindert und ihn schließlich ganz vernichtet.

Er hat einen *schweren Stand*. Wir aber weisen *Niemanden zurück*, der sich anbietet.

1. Aug. 84. K. H.



Die Sphinx des Lebens.

Kunstbeilage zur „Sphinx“, Januarheft 1895.

Schuld und Sühne.

Ein Beitrag zur Frage der Telepathie,*)

erzählt von

M. Const. Koch.

Sonntag, 21. Aug. 1852. Isle of Wight. Ventnor. Hôtel Royal.

Lieber William.

Soweit wäre ich nun! wohlangesehener Master of arts der Alma Mater [1]) von Oxford; dazu achtundzwanzig Jahre alt, im Besitze eines leidlichen Vermögens und einer selbstständigen gesellschaftlichen Stellung. Die letzten Wochen in Oxford waren geräuschvoll genug, um den Wunsch nach Stille und Sammlung in einer paradiesischen Gegend, wie diese ist, wachzurufen. Die „Commemoration“ [2]) mit ihrem beständigen Wechsel von Festen war fast aufreibender, als die vorhergegangenen Examenarbeiten. Wie wohl thut mir hier die liebliche und große Natur. Das herrliche Meer mit seinen zerklüfteten und vom üppigsten Grün umrankten buchtenreichen Ufern. Die traulich zwischen Grün verstreuten so behaglich ausschauenden Villen und Cottages; Alles wirkt befreiend, beruhigend auf Gemüt und Nerven. Es geht doch nichts über solch ein englisches Country-home. [3]) — Das ist's, was mir fehlt! In all meinem Genügen bin ich allein! Längst sind dahin, die ich liebte, die meine Jugend behüteten und beglückten; mitten in der Heimat bin ich ohne Heim! Fast mit Neid blicke ich auf das trauliche, grünumwobene Haus zur Linken des Hôtel Royal; ich sehe die Lichter anzünden. Die Flamme, durch rötliches Glas gedämpft, ruft mir das Wort des großen Deutschen

---

*) Nach den Mitteilungen eines englischen Psychiaters.

[1]) Magister artium (liberalium) bedeutet in England soviel, wie bei uns der Titel eines Doctor philosophiae — Alma mater, d. h. „Gütige Mutter“, ist ein allgemeiner Studentenausdruck für: Universität.

[2]) Die Festwoche nach dem Universitätsschlusse.

[3]) Familienhaus auf dem Lande.

zurück, des Dichters, um den wir Deutschland beneiden würden, wenn wir keinen Shakesspeare hätten:

> „Ach, wenn in unsrer dunklen Zelle
> Die Lampe wieder freundlich brennt,
> Dann wird's in unserm Busen helle;
> Im Herzen, das sich selber kennt.
> Vernunft fängt wieder an zu sprechen
> Und Hoffnung wieder an zu blüh'n.
> Man sehnt sich nach des Lebens Bächen —
> Ach! nach des Lebens Quellen hin!

Damit Gute Nacht für heute! Der Postdampfer geht in einer Stunde ab und soll Dir bald Grüße bringen von Deinem getreuen

Gerald Graham,
soeben gewordener **Master of arts.**

(Der Brief ist an einen deutschen Universitätsfreund gerichtet.)

Wight, Ventnor, Hôtel Royal 24. August 52.

Mein lieber Freund!

„There are swift hours in life — strong, rushing hours,
That do the work of tempest in their might“.

Die Wahrheit dieser Worte habe ich gründlich erlebt. O Freund, was haben diese letzten Tage mir gebracht! wie erfüllt der Gedanke daran mein ganzes Sein! Ich wollte schweigen; — ich sollte es vielleicht — aber mir ist, als müßt' es mir die Brust zersprengen! Dir will ich's sagen, Dir allein. In Deiner verschwiegenen Brust weiß ich mein Geheimnis wohl geborgen. Lieber Freund, hast Du einmal ein Wesen gesehen, das die Personifikation Deines Ideals ist, so wirst Du mich verstehen. Ich habe ein solches gesehen und es lebt und atmet ganz in meiner Nähe. Doch höre! — Der Tag war glühend heiß. Jeder verkroch sich in's Innerste seiner Gemächer; ich ebenso, obwohl ich hier, nebenbei gesagt, nur Eines bewohne. Erst am Abend, als die Sonne glühend hinter Bonchurch (der Name ist aus St. Boniface's Church zusammengezogen) unterging und ihr Flammenatem flüssiges Gold über die stiller werdende See goß, erstieg ich die hügelige Anlage im Hotelgarten, von wo man die rauschende See und den weiten Himmel mit dem Blicke umspannt — ein unsaglich großartiges Bild, das mich ganz hinnahm. — Plötzlich ward meine naturversunkene Seele wachgerufen durch sympathische Stimmen ganz in meiner Nähe. Aus dem Gebüsch der angrenzenden Lockwood-Cottage traten zwei Gestalten, deren Erscheinung mich nicht minder anzog, als ihre Stimmen. Es giebt eine Physiognomik der Stimme, ebenso wie des Gesichts. In diesem Falle waren Beide in voller Harmonie. Aber laß mich ohne Umschweife Dir mein Erlebnis schildern. Vom Vorsprunge des hochgelegenen Gartens aus konnte ich die beiden Personen genau beobachten, die im tiefergelegenen Laubengange der Villa dem Gartenpförtchen zuschritten, das an den Strand führt: Die Eine, ein ursprünglich hochgewachsener, aber durch die Jahre, vielleicht mehr noch durch Lebenserfahrungen gebeugter Mann mit vornehmen, etwas strengen

Zügen von echt englischem Typus, die Andere ein jugendschönes schlankes Mädchen, etwa am Anfang der Zwanzig, von edlen, fast klassisch reinen Gesichtszügen. Reiches, blondes Haar umfloß in weichen Wellen eine Stirn, deren Weiße eigentümlich mit dunklen Augenbrauen und lebhaften schwarzen Augen kontrastierte. Dieser Anblick fesselte mich besonders, denn er deutete auf eine Kreuzung der Rassen hin. So nachtschwarze Augen und solch ein funkelnder Blick sind nicht ein Produkt der angelsächsischen Rasse, welcher der alte Herr unverkennbar angehörte. War er dennoch ihr Vater? Ich hörte, wie sie ihn mit diesem vertrauten Namen nannte. Draußen vor der Pforte, auf dem weichen Meeressande, stand der Groom mit zwei Pferden guter Rasse. Die junge Dame trug ein knappanliegendes dunkelgrünes Reitkleid, das ihre schönen Formen zu voller Geltung brachte. Ein Jagdhütchen saß anmutig auf dem lockigen Scheitel; die ganze Gestalt war Anmut, Leben, Elastizität. „Ellen", hörte ich den Alten sagen, „bleibe nicht lange aus! Die Dämmerung bricht rasch herein in diesen Spätsommertagen. Es wäre mir lieber, Du unterließest den Ritt; ich fühle ein seltsames Bangen, als ob Dir etwas zustoßen solle . . . . ." „Sei unbesorgt, lieber Vater", fiel das junge Mädchen ihm ins Wort, indem sie sich schmeichelnd an seinen Arm hing. „Du weißt, Nora ist ein sichres Tier und John reitet dicht hinter mir. Der Abend ist zu köstlich, um ihn nicht noch zu einem frischen Ritte zu benützen. Laß mich ein Wenig nach Shauklin hinreiten; der Weg an der See im milden und doch frischen Abendwinde ist unendlich erquickend nach der Glut dieses Tages. Ehe Du in's Haus gehst, bin ich wieder bei Dir; wir haben ja heut Abend Irvings Neuestes, the Legend of the sleeping hollow (die Legende vom schlummernden Grunde) zu lesen". So sagend oder vielmehr mit süßer Stimme flüsternd, löste sie ihre Hand sanft aus der des Vaters und mit jener unnachahmlichen Grazie, in welcher Jugendkraft und sichre Gewohnheit sich vereinen, setzte sie den feinen Fuß auf die flache Hand des Groom und schwang sich in den Sattel. Doch halt; die Blutnelke, welche sie im Vorüberschreiten gepflückt und in die Chemisette des vorn zierlich geöffneten Kleides gesteckt hatte, war bei dem elastischen Schwunge zur Erde gefallen. Ich weiß nicht, wie schnell meine Füße mich den Abhang hinuntertrugen. Das errötende Mädchen nahm freundlich dankend die Blume aus meiner Hand, winkte dem Vater nochmals einen Gruß zu und flog in leichtem Trabe über den weichen Ufersand dahin. Ich mußte unwillkürlich an einen Schwan denken, der den Weiher durchzieht; so stolz, und so anmutig zugleich waren die Bewegungen der jungen Amazone, und so sicher schien sie zu Pferde, wie der Schwan in seinem Elemente. Ich mußte unwillkürlich über die Besorgnis des Alten bei diesem gefahrlosen Ritt lächeln.

Noch eine Weile saß ich betrachtend auf der hügeligen Terrasse. Das weite Meer flutete ruhiger; das verglühende Abendrot beleuchtete es in immer wechselnden Farben. Viele Nachen und Kanoes, Segelschiffe und Boote, in der Ferne Dampfer und stolze Dreimaster, boten ein bewegtes

und fesselndes Bild. Wie sehnte ich mich — unwillkürlich tauchte das Antlitz des schönen Mädchens vor meinem innern Blicke auf — all' diese Schönheit, die mich fast überwältigte, mit Jemandem zu teilen, der mir teuer wäre und verständnisvoll mitgenösse. Das Glück eines solchen Genusses, bei solcher Genußfähigkeit, wie ich sie in mir spüre — es wäre fast zu groß!

Aber genug für heute! Ich fühle, daß ich doch noch Zeit haben muß, das Erlebte in mir zu verarbeiten — es ruhig zu betrachten.

Dein treuer Gerald.

PS. Ich habe die ganze Zeit nur von mir gesprochen und darüber ganz vergessen nach Deinen Interessen zu fragen. Mit Deiner deutschen Güte und Nachsicht wirst Du mir's verzeihen.

Ventnor, 1. September 52.

Alter Freund!

Ich hab' es mit Dir gemacht, wie die Katze mit der Maus und Deine Neugier eine Weile zappeln lassen! Aber Du wirst mir darum nicht zürnen, wenn Du hörst, wie sich Alles zutrug, und begreifen, daß es mich im Innersten bewegen mußte. Und nun gleich zur Sache. Jene kleine Episode hatte mich doch zerstreut, so daß ich nicht mehr mit ungeteilter Aufmerksamkeit an dem Naturschauspiel hing, sondern mit einem Interesse, das dem angehenden Psychiater am wenigsten zu verdenken sein dürfte, ab und zu in den stillen Garten niederblickte, wo der Vater des schönen Mädchens sich unter der prächtigen alten Platane wieder niedergelassen hatte. Inzwischen begann die Dämmerung zu sinken. Ich hatte den früheren exponierten Sitz mit einer kleinen Laube vertauscht, die näher an Loockwood-Lodge's Grenzzaun lag. Ohne gesehen zu werden, konnte ich den interessanten Kopf des Mannes da unten beobachten. Eine gewisse Unruhe machte sich mehr und mehr in seinen Zügen bemerkbar; er erhob von Zeit zu Zeit die Arme und bewegte sie sonderbar gegen die Luft, als wolle er Jemandem winken. Ja, ich hörte sogar abgebrochene Worte und — ganz deutlich — Seufzer. Es wurde mir unheimlich und gleichwohl hafteten meine Augen jetzt mit doppeltem Interesse an dem frühzeitig greisenhaft gewordenen Antlitz mit dem ernsten, schmerzlichen Ausdruck, einem Ausdruck, wie ihn diejenigen zu tragen pflegen, in deren Trauer sich ein unaustilgbares Schuldbewußtsein mischt. Gleichwohl nahm dieser Ausdruck, verbunden mit soviel Adel der Erscheinung, mein Interesse vollends gefangen. Plötzlich hörte ich einen Aufschrei und sah den Alten mit entsetzter Miene nach der Gartenpforte eilen. Meine Vermutung, daß er an Wahnvorstellungen leide, hinderten mich nicht, ihm sofort zu Hülfe zu kommen. „Was ist Ihnen?" rief ich mit ungekünstelter Teilnahme. Er stutzte, erkannte mich und rief flehend: „Retten Sie sie, sie stürzt". „Wer?" fragte ich entsetzt, denn ich hielt ihn für wahnsinnig. „Meine Tochter, Ellen, mein Liebling — und ich kann nicht zu Hülfe eilen, bin nichts, als ein gebrechlicher alter Mann", setzte er in rührendem Tone hinzu. „Wo ist sie?" fragte ich entschlossen. Der Alte deutete nach

Westen. „Dorthin, den Meeresstrand entlang ist sie geritten und dann, wo der Küstensaum steil ansteigt, hinauf und den Felspfad entlang; dort werden Sie sie finden, aber wie! Gott, sei barmherzig, um ihretwillen sei's!"

Ich hatte genug gehört. Mochte es nun Wahn oder Wahrheit sein, was die abgerissenen Worte mir kundthaten, mich hielt nichts mehr. Wie ein Pfeil schoß ich über den Ufersand dahin, — und schon stieg die Küste felsig vor mir auf, als ein reiterloses Pferd mir begegnete. Atemlos klomm ich empor. Auf steiler Höhe sah ich ein zweites in scharfem Galopp mir entgegenkommen; und — Herr des Himmels! — im selben Augenblick erkannte ich das schöne Mädchen, das mit letzter Kraft sich am Sattelknopfe festhielt. Ein Moment noch und sie stürzte. Ich schrie laut auf und glaubte sie schon in die Tiefe sinken zu sehen, aber Gottlob, sie fiel nur zur Seite. Ein Augenblick mehr und in wilden Sätzen war ich bei ihr und löste ihren Fuß aus dem Bügel, was, da das erschöpfte Pferd glücklicherweise anhielt, bald gelang. Das Mädchen war durch die Angst und die Erschütterung des Sturzes ohnmächtig geworden. Leichenblaß ruhte das schöne Haupt auf meinen Knieen, wo ich es, da die felsige Küste dort keinen anderen Ruheort bot, gebettet hatte. Sorgenvoll untersuchte ich, ob sie sich verletzt habe und bald entdeckte ich unter dem goldigen Haar, von dem der Hut sich gelöst, dicht über der Schläfe eine kleine Wunde, aus der ein paar Tropfen purpurroten Blutes hervorquollen. Da nichts Anderes zur Hand war, verband ich sie so gut es anging mit meinem Taschentuche. Inzwischen sah ich zu meiner Erleichterung den Groom daherhinken. Eine Rakete, die Jemand am Strande aufsteigen ließ, hatte das Scheuen der sonst frommen Pferde veranlaßt. Das Pferd des Groom rannte in wildem Laufe voran, das des jungen Mädchens ihm dicht auf den Fersen nach, bis das erstere seinen Reiter heftig abschleuderte, und nun beide Pferde im Sturme dahinflogen, immer auf dem kaum ein Meter breiten, hohen Küstensaumpfade. Einen Moment später wäre das Mädchen verloren gewesen; meine Ankunft rettete sie noch rechtzeitig vor dem Unglück, hilflos geschleift zu werden. Mit dem Beistande des Grooms trug ich das Mädchen zum Ufer hinab, wo ein Boot uns aufnahm, während John, der Groom, sich auf das Pferd seiner Herrin schwang, um dem ledigen andern nachzujagen. Kräftige Ruderschläge brachten uns gar bald nach Ventnor, und an der Pforte von Lockwood-Lodge legte ich meine schöne, noch immer bewußtlose Last in die Arme des Vaters. Natürlich folgte ich gern der Aufforderung des Letzteren in sein Haus zu treten, und ihm beizustehen, die Tochter zum Bewußtsein zu bringen.

Gottlob, es währte nicht mehr lange, bis sie die großen, schwarzen Augen aufschlug und wie traumverwirrt um sich blickte. Daß sie mich aber alsbald erkannte, offenbarte mir ihr plötzliches hohes Erröten. Es verriet mir auch, daß sie den Zusammenhang erkannte, denn mit einem unbeschreiblichen Blicke sah sie zu mir auf und hauchte: „Sie haben mich gerettet? — Dank, tausend Dank! O, es war schrecklich!" Und sie schauderte in der Erinnerung an die Gefahr, in der ihr Leben Minuten

lang geschwebt hatte. Dann barg sie ihr Haupt an des Vaters Brust und flüsterte: „O, diese Minuten waren eine Ewigkeit!“ Der Vater war von dem Momente an, wo die Tochter die Augen aufschlug, wunderbar ruhig. Seine heftigen Gestikulationen, seine abgerissenen Selbstgespräche waren dem besonnensten Ernste gewichen. Er sprach nicht, sondern drückte nur mit unaussprechlichem Ausdruck des Mädchens Hände an seine Brust. Der herbeigerufene Arzt bestätigte mein Urteil, daß die Wunde leicht sei und der Unfall keine bleibenden Folgen haben, vielmehr bei soviel Jugend und Gesundheit rasch überwunden sein würde. Damit war meine Mission zu Ende, und ich eilte, mich dem Danke der Geretteten zu entziehen. Doch willfahrte ich gern der Bitte, sie wieder aufzusuchen, indem ich versprach, mich in den nächsten Tagen nach dem Befinden des jungen Mädchens zu erkundigen. Soviel für heute, alter Freund. Stets Dein

Gerald.

Ventnor. Lockwood-Lodge; 10. September.

Alter Freund!

Reiße Deine ehrlichen Augen weit auf! Ich bin hier, im allerlauschigsten ländlichen Heim, im aller traulichsten Home-life, wie es nirgends — das glaube mir, so zu Hause ist, wie im lieben Alt-England Wie das Alles gekommen — fast ist's mir selbst wie ein Traum; aber ein Blick auf meine Umgebung zeigt mir, daß es Wahrheit und zwar die allersüßeste Wahrheit ist. Mit ihr unter einem Dache zu sein, sie täglich sehen und hören zu dürfen und — was nicht minder reizend ist — tausend kleine Liebesdienste zu empfangen, so fein und zart geleistet, daß es einem doppelte Freude macht, einmal ein Heim und Familienleben zu genießen, dessen ich seit der Kindheit beraubt war — es ist unsagbar schön. Nichts trübt mein Glück, in dem ich, wie Euer Schiller sagt, selbst die Himmlischen nicht neide, als der Gedanke, daß es gar bald ein Ende nehmen wird! Nun höre, wie sich's zugetragen, daß ich aus der Oede des Alleinseins und aus dem wüsten Getriebe des Hôtel-Lebens in dieses Eden voll Glück und Ruhe verpflanzt ward. Herr Lockwood — unter diesem Namen machte er sich mir bekannt —, bat mich alsbald, ihm den Namen des „Retters seiner Tochter“ zu nennen. Schon etliche Male hatte sein Auge prüfend auf meinen Zügen geruht. Jetzt, da ich meinen Namen nannte, glitt ein Schimmer von Freude wie ein Sonnenstrahl über sein Gesicht: „Herr Graham von Graham-Grange?“ fragte er. Ich bejahte. „Und Ihr Vater?“ forschte er mit Spannung. „Mein Vater starb leider zu früh für die Seinen, und die Mutter folgte ihm bald. Ich, sein einziger Sprößling, trage seinen Namen, Gerald Graham. Da zog mich der Alte mit hastiger Bewegung näher zu sich. „Es ist wunderbar“ sagte er sinnend „der Sohn meines besten, meines einzigen Freundes, dem einst, da wir noch Knaben, auf der Themse rudernd, das Leben zu retten mir vergönnt ward‘— er ist's, der mir jetzt mein Liebstes gerettet hat! Und er erzählte, wie er mit meinem Vater und andern Knaben in Eton-College an einer boat-race beteiligt gewesen und wie meines Vaters Kanoe gekentert sei. Jetzt erinnerte

auch ich mich deutlich der Erzählung des Vaters, der die selbstlose That des Kameraden nicht genug rühmen konnte, welcher als der Erste, nahe dem Ziele sofort gewendet und ihm zu Hülfe gekommen sei. Von da an hatte eine herzliche Freundschaft die Beiden während der Studien in Eton-College wie auf der Universität zu Oxford verbunden, ja man hatte ihnen deshalb die Spitznahmen Castor und Pollux gegeben. Auch später, als mein Vater bereits glücklich seinen eigenen Herd gründete, hatte diese Freundschaft fortbestanden. Ich erinnerte mich jetzt deutlich, daß mein Vater über seinem Schreibtische ein Bild des Freundes hatte, das jedoch eines Tages — ich erfuhr nicht, weshalb — verschwunden war. Seitdem ward des Freundes nur selten erwähnt und selbst meinem unbefangenen Kinderblicke war nicht entgangen, daß mein Vater ernst, ja traurig ward, wenn ja einmal des früher so gerne gesehenen Freundes Name genannt ward. Wie lebte dies Alles plötzlich in meiner Erinnerung auf! Nun erkannte ich auch in dem frühzeitig gealterten Manne jene auffällig schönen, aristokratischen Züge wieder, die einst der kaum fünfjährige Knabe bewundert hatte. Aber welch mächtige Veränderung hatten wenig über zwei Jahrzehnte in diesem Antlitz und dieser Gestalt bewirkt, die einst an imponierender und gewinnender Schönheit ihres Gleichen suchte! Welche Seelenkämpfe hatten diese Zerstörung verursacht? Welch nimmerruhendes Leid hatte diesen Ausdruck tiefer, hoffnungsloser Bekümmernis in die Furchen der hohen, kahlen Stirne und in den Blick der tiefliegenden Augen geschrieben?

Und was mußte geschehen sein, daß ein Freundschaftsbruch eingetreten war, der mir, wie ich es jetzt bedachte, mit meines Vaters treuem Charakter unvereinbar schien? — Aber es war jetzt weder Ort noch Zeit, solchem Grübeln nachzuhängen. Herr Lockwood — jetzt wußte ich, daß er der berühmte frühere Richter Lockwood war, dessen Unbestechlichkeit und Pflichteifer mit seiner Humanität wetteiferten, daß es jener große Redner im Unterhause gewesen, der vor zwanzig Jahren, als der Kampf für oder wider die Todesstrafe die beiden Häuser heftig bewegte, so erschütternde Worte zu Gunsten der Aufhebung der Todesstrafe gesprochen, daß die Erinnerung daran noch in den Herzen derer geblieben, die jener denkwürdigen Sitzung beigewohnt hatten. Alle diese Erinnerungen brachen so heftig über mich herein, daß ich, dadurch fast willenlos, den Bitten des Herrn Lockwood und seiner liebenswürdigen Tochter, durch ihre Gastfreundschaft einen Teil ihrer Dankesschuld, wie sie es nannten, abtragen zu dürfen, keinen entschiedenen Widerstand entgegensetzte. Meine halbe Nachgiebigkeit ward als Zusage begierig festgehalten und so war ich gefangen — aber, gestehe ich's nur, ob wider Willen gefangen, doch in den süßesten Banden. Ein reizender Flügel des Hauses, nach der See zu gelegen, enthielt die spare-rooms (Gastzimmer), die, mit diskretem Luxus und gediegenem Komfort ausgestattet, mir nach dem Hôtel-Leben doppelt köstlich dünkten. Und wie rücksichtsvoll war man für meine Gewohnheiten. Nichts sollte die Ruhe meiner Morgenstudien stören. Meine Seebäder und weiten

Wanderungen, kurz die gewohnte Lebensweise, sollten die gleichen bleiben. Nur die Freude, mir ein behagliches Heim zu bereiten, sollte ich diesen liebenswürdigen Menschen gönnen, deren Dankbarkeit mich beschämte; hatte ich doch nichts gethan, als was ein Jeder an meiner Stelle gethan haben würde.

Und so bin ich denn seit einer Woche der Gast dieses traulichen Heims oder vielmehr ein Glied desselben. Denn als solches behandelt man mich. Und wie erfrischend und erhebend zugleich ist der Verkehr mit den beiden prächtigen geist- und gemütreichen Menschen! Wie fliehen die Stunden und Tage dahin, den Grazien gleich, die sich bei der Hand fassen, eine so lieblich wie die andere, rosenumwunden, sonnig und licht!

Und nun, lieber Freund, zürne nicht, wenn ich eine Zeit lang schweige. Ich weiß, Du verstehst mich, wenn ich sage: „Es giebt Zeiten, wo das Herz sich auch vor den bewährtesten Menschen in sein Inneres zurückzieht, weil es ganz allein mit Gott verkehren muß. Wann dies Bedürfnis des ungeschmälerten Innenverkehrs dem der Mitteilung weichen wird — ich weiß es nicht —; aber Du sollst der Erste sein, dem ich meine Seele öffne. Damit für jetzt genug. Immer Dein Gerald.*)

Wochen vergingen. — Gerald und Ellen und Herr Lockwood schienen es nicht zu gewahren. Für alle drei war es ein Lebensbedürfnis geworden, mit einander zu leben, ihre Gedanken durch Austausch zu vertiefen, ihre Genüsse durch Mitteilung zu erhöhen. Des Scheidens wurde nicht erwähnt — wenn auch ein Jeder im Stillen den Schatten der Abschiedsstunde nahen sah. Sie lebten ganz der süßen Gewohnheit eines Daseins, das ihnen erst durch ihr Beisammensein zu einer solchen geworden war. Und dazu trug die Schönheit der Umgebung nicht wenig bei. Die englischen Cottages sind das Reizendste, was man sich denken kann, und die des Herrn Lockwood war ein Schmuckkästchen. In gothischem Stile, auf einem Grunde von dunklem Gestein in bräunlichem, geschnitztem Holzwerk erbaut, lag die Cottage an den Abhang gelehnt, von köstlichem Baumwuchs überragt. Vor der Veranda breitete sich der herrlichste Rasenteppich aus, in dessen Mitte ein riesiger Blumenkorb prangte. Epheu hatte einen Teil des Gebäudes malerisch umzogen, ein klarer Quell durchrieselte den Garten, wo Rosenhecken, Myrthen und Lorbeerbüsche gleich Mauern aufwuchsen. Diese Ueberfülle, dies urwüchsige Wuchern der Pflanzenwelt in der feuchtwarmen Temperatur der Meeresküste macht einen besonderen Zauber der Insel aus. So war der September für die Bewohner von Lockwood-Lodge im vollkommensten Genügen verstrichen. Herr Graham stand am Schlusse seiner Ferien. Mitte Oktober wurde er in Oxford erwartet, wo er vorläufig als fellow in Christ-Church fungieren und sich auf seine Berufung für eine Professur vorbereiten wollte.

---

*) Soweit gehen die vorhandenen Briefe. Von hier ab ergänzt die Schreiberin dieser Zeilen die Erzählung aus anderen Aufzeichnungen und Erinnerungen an persönliche Mitteilungen.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Paul Verlaine

in freier Uebertragung[1])

von

Richard Dehmel.

Wiedergeburt.

Da kam ein stiller Reiter
geritten durch den Hain,
der stach mit seiner Lanze
in mein alt Herz hinein.

Mein alt Herz gab nur einen,
einen Tropfen Blut;
der ist auf den Blumen vertrocknet
in der Sonnenglut.

Mein Auge losch in Schatten,
ein Schrei ging aus mir aus,
und mein alt Herz ist storben
in einem wilden Graus.

Dann hat der Reiter SCHICKSAL
sein Pferd herangeführet
und ist zur Erde stiegen sacht
und hat mich angerühret.

Seine Handschuhhand von Eisen
griff in meine Wunde,
indeß er seinen Wahlspruch sprach
mit seinem harten Munde.

Und als mich also eisig
ergriff die Hand von Eisen,
ward mir ein neues Herz geborn,
deß will ich beten und preisen!

---

[1]) Ich bitte die Gedichte nicht metrisch, sondern rhythmisch zu lesen, d. h. jedes Wort und Satzgefüge in seiner sinngemäßen und natürlichen Betonung, wie man seine Prosa oder „freie" Rhythmen liest, nur mit leichtem Durchklang der Cäsuren; und womöglich laut! Im Uebrigen vgl. meinen Brief am Schlusse dieses Heftes. R. D.

ward mir ein neues Herz geboren,
das schlug so jung, das schlug so gut,
und heller Gluten trunken
genas mein Blut.

Da stieg der liebe Reiter
wieder auf sein Tier
und ritt davon und drohend
hob er sein rot Pannier,

sein schwarzer Helmbusch nickte,
ER aber sprach:
„Sei weise, Sohn — dein Gram ist
deine Schmach!"

Zu Gott.

I.

Mein Gott hat mir gesagt: „Sohn, man muß Mein sein! Mein!
Sieh meine durchbohrte Brust, mein strahlend, blutend Herz
und meine wunden Füße, die Magdalenens Schmerz
mit Thränen wusch, und siehst, siehst die große Pein
meiner Arm-und-Hände durch deine Sündenschuld,
siehst das Kreuz, die Nägel, und siehst und fühlst und glühst,
daß diese bittre Welt des Fleisches Nichts versüßt,
als Mein Fleisch und mein Blut, mein Wort und meine Huld.

War ich nicht dein, mein Sohn, dein bis in den Tod?
mein Bruder du im Vater, mein Kind, mein Sohn im Geist!
Und hab ich nicht geduldet, wie die Schrift verheißt?
Hab ich nicht geschluchzt für deine Angst und Not?
Und war mein blut'ger Schweiß nicht der Schweiß deiner Nächte,
mein Freund, mein armer Freund du, der gern zu mir möchte!"

II.

Und ich —: Herr! du sagtest meine ganze Seele.
Ja! ich will zu dir, Herr, suche und finde nicht.
Du, dessen Liebe lodert wie aller Sonnen Licht:
ich Dein sein, Dein? ich Wurm im Staub und voller Fehle!
Du Friedensborn, den alle Kreatur erlechzet,
ach, Einen Blick nur träufle in meinen Gram und Wahn!
Darf ich denn wagen, Herr, nur deiner Spur zu nahn,
ich, der auf eklen Knieen hier vor dir kriecht und ächzet?

Und dennoch such ich dich, taste, tappe nach dir,
daß auf mein Elend falle nur deines Schattens Zier,
doch Du bist ohne Schatten, du, dessen Liebe lodert,
du süßer Springquell, bitter nur Dem, deß Herz noch modert
im Rausche seiner Schmach, du Licht, ganz Licht, deß Glut
und schwerer Kuß den trüben Menschenaugen wehe thut!

III.

„Man muß, muß mein sein! Ja: ich bin, bin der Kuß
der Welten, bin der Odem, bin dieser Mund, du lieber

Kranker, von dem du stammelst, der glühende; und dies Fieber,
das deine Nächte schüttelt, bin Alles, Ich! man muß
nur wagen, mein zu sein! Ja: meine Liebe, die
zu Höhen lodert, wo dein armes Ziegenseelchen
nicht hinklimmt, wird dich, wie der Adler ein Rotkehlchen,
empor zu Himmeln tragen, o Himmeln, die — o sieh,

sieh meine helle Nacht, du weinend Auge du
im Scheine Meines Mondes! sieh dieses Bett von Reinheit,
all diese Unschuld sieh, all diese Ruh!
Sei mein! die zwei Worte sind meine höchste Einheit,
denn dein allmächtiger Gott vermag zu wollen — nein
nur erst vermögen will ich dich: sei, sei Mein!"

IV.

— Herr, Herr, zuviel! ich wag's nicht. Ich Dein? Wer? ich, und Dein?
Nein, nein, nur zagen darf ich, doch wagen — nein! ich bebe!
ich will's nicht, ich bin unwert! Ich Dein? du, Kelch und Rebe,
du aller Heiligen Herz, du liebreich Brot und Wein,
du, aller Gnadenwinde ungeheure Rose,
du Eifrer Israels, du lichter Falter, dem
nur die junge Blume der Unschuld angenehm:
und ich soll Dein zu sein vermögen? ich lichtlose

Schlacke, ich Frevler, Dein? Herr, bist du rasend? Ich
Befleckter, dem die Sünde Beruf ist, der — o Fluch —
in allen seinen Sinnen, Gefühl, Geschmack, Geruch,
Gehör, Gesicht, ja selbst in seinem Rausch nicht Dich,
in seiner Reue selbst nur das Entzücken fühlt,
mit dem der alte Adam nach neuen Lüsten in ihm wühlt!

V.

„Drum muß man mein sein! Ich bin's, der in dir rast,
bin der neue Adam, der den alten frißt,
dein Hunger und dein Mannah; und meine Liebe ist
so strömender, je näher du der Quelle nahst.
Ein strömend Feuer ist sie, drin all dein brünstig Blut
auf immer sich verzehrt und wie ein Duft verdampft,
und ist die Sündflut, deren schwangere Wut zerstampft
jedweden schlimmen Keim und all die trübe Brut,

die Ich gesät, daß einst mein Kreuz so heller strahle
und daß auch du dereinst durch ein furchtbar Mirakel
der Gnade Mein sein müßtest, entsühnt all deiner Makel. —
sei mein! empor! sei Mein! Empor mit Einem Male
aus deiner Nacht zu Mir, Mir, du verlaßner armer
Staub, dem Nichts blieb als Ich, dein ewiger Erbarmer!"

VI.

— Herr! Herr! ich fürchte mich. Mein Herz zittert und zagt.
Ich seh, ich fühl's: man muß, muß Dein sein. Aber wie,
wie, Gott mein Gott, dein werden? du Richter, dessen Knie
selbst der Gerechte kaum anzurühren wagt.
Ja, wie? Denn sieh, es wankt der Grund, darinnen hier
mein Herz sein Grab sich grub, und über mich wie Glut

fühl ich herniederstürzen des Firmamentes Flut
und rufe: Herr! wo führt ein Weg von mir zu Dir?!
Reiche mir deine Hand, daß dieses Fleisches Weh
und dieser kranke Geist nur fühle deine Spur!
Denn jemals zu empfangen und zu genießen je
die himmlische Umarmung: Herr, ist das möglich nur?
dein zu sein dereinst, selig in deinem Schooß,
an deinem Herzen, Herr, zu ruhn, selig, sündelos?!

VII.

„So möglich, wie gewiß. O komm, o siehe, welch
Entzücken deiner harrt! Laß ab von deinem Harme
und deinem Trotz! komm, sinke in meine offnen Arme,
gleichwie der Glühwurm in den erblühten Lilienkelch.
Komm und verdien es dir! Komm an mein Ohr, schütt aus
all deine Niedrigkeit mit deinem höchsten Mute;
sag Alles, Sohn — frei, schlicht und ohne Stolz im Blute;
reich mir der Reue blassen, schmachtenden Blumenstrauß!

Dann tritt an meinen Tisch, einfältiglich; da soll
ein köstlich Mahl, dem selbst die Engel andachtvoll
nur zusehn dürfen, dich erquicken und entsühnen,
da sollst den Wein du trinken, den Wein des immergrünen
Weinstocks, dessen Güte und Kraft und Süßigkeit
dein Blut befruchten werden für die Unsterblichkeit.

†

„Dann geh und glaube fromm, demütig an das Urwort
der Liebe, allwodurch ich dein Leib-und-Seel ich bin;
und kehre ja, mein Sohn, sehr oft von Neuem in
mein Haus ein, meinen Wein dort zu kosten und den Schwur dort
zu leisten auf mein Brot, ohn welches all dein Streben
nur ein Verrat vor mir, und bitte mich, wie Brauch,
mich, Vater Sohn und Geist, und meine Mutter auch,
daß du das Lämmlein werdest, das stumm verspritzt sein Leben,

daß du das Kindlein werdest, bekleidet mit dem Linnen
der Unschuld, und dein eigen armselig Sein und Sinnen
vergessest, um einst Mir ein wenig gleich zu werden,
Mir, der zu Zeiten des Pilatus und Herodes,
des Petrus und des Judas auch dir gleich ward auf Erden,
für dich am Kreuz zu sterben eines verruchten Todes.

†

„Und um zu lohnen deinen Eifer in diesen Pflichten,
die also süß, daß ihre Wonnen unsäglich sind,
will ich dich schmecken lassen schon auf Erden, Kind,
den Vorschmack Meines Friedens: meine dunkellichten
geheimen Nächte, wo der Geist sich meinen Söhnen
aufthut und vom ew'gen Kelch der Verheißung trinkt,
wo hoch vom heil'gen Himmel der fromme Vollmond winkt
und aus der rosigen Finsternis die Engelchöre tönen,
verkündend die Entrückung empor zu Meinem Lichte,
die ew'gen Küsse meiner Langmut und Erbarmung,

die Psalmen meines Ruhms und ewigen Traumgesichte,
die ewige Weisheit und die ewige Umarmung
im Taumel deiner süßen Schmerzen, die auch mein:
die strahlende Verzückung, Mein zu sein!"

VIII.

— Ach! Herr! wie wird mir! siehe, weinend vor Deine Füße
stürz ich, schluchzend und jauchzend; deine Stimme macht
mir wohl und weh! mein Auge weint, meine Seele lacht!
und all das Weh, das Wohl hat all die selbe Süße!
Aus Thränen jubl' ich, Herr; aus meinem Rausche wecken
mich Hörnerrufe, Waffen winken auf flirrender Au,
funkelnde Schilde, und drüber Engel in Weiß und Blau,
und dieser Hörnerruf füllt mich mit Wut und Schrecken!

Den Taumel fühl' ich, fühle das Graun der Auserwählten!
Ja, ich bin unwert, aber: Herr, Deine Gnad ist groß!
Sieh: voll Gebet, voll Demut: hier, sieh mich Schweißgequälten,
siehe mich Glutbeglückten, obgleich ein namenlos
Erschauern, Herr, den Trost mir Deines Mundes schwächt,
und zitternd geht mein Atem — —

IX.

„So, armes Herz, so recht!"

Die Wiedergeburt aus dem Geiste.

Die Wiedergeburt des Menschen besteht nicht in der Aenderung der Natur und des Wesens, sondern in der Aenderung des Sinnes, des Willens und der Gedanken.

Das Leben des innern Wortes.

Das äußere Wort kann fehlen; das Wort des Geistes, das innere, giebt Leben und Seeligkeit.

Das Leben aber ist die Probe, ob man den wahren geistigen Glauben hat.

Schwenckfeldt.

Wiederverkörperung.

Es ist nicht merkwürdiger, zweimal geboren zu werden, als einmal; Auferstehung geht durch die ganze Natur. **Voltaire.**

Das Wesentliche.

Das eigentlich Wesentliche einer Religion besteht in der Ueberzeugung, die sie uns giebt, daß unser eigentliches Dasein nicht auf unser Leben beschränkt, sondern unendlich ist.

Schopenhauer.

Ein Lied.

Von

Ina Gulfeldt.

Der Winterfürst hatte seinen Einzug in den baltischen Landen gehalten.

Schnee lag in weichen Polstern auf den mondbeglänzten Giebeldächern der alten Hansastadt Reval und Schnee knisterte unter den Tritten der heitern Menschenmenge, die musik- und gesangesdurstig dem hellerleuchteten Gotteshause zuströmte, in welchem heute ein geistliches Konzert angesagt war.

Schnee lag auch auf einem noch jugendlichen Menschenhaupte, tiefer Winterschnee im grellen Kontrast zu den tiefdunklen Augen, die unstät und friedlos umherirrten, indes der kleine Frauenfuß tapfer Schritt hielt mit der lebhaft plaudernden Menge.

Vor dem weitgeöffneten Portale der Kirche blieb die schlanke Frauengestalt stehen. Hier ein glückliches Paar — und da eins! Hier scherzende, lachende Mädchengesichter — dort Gatte und Gattin im traulichen Verein! Alles zu Paaren — lieblich gesellt. Sie eilen hinweg. Und sie? — sie bleibt allein, — allein in weiter, weiter Welt! — — —

Auch sie tritt ein. Scheu sieht sie sich um. Mitleidige Blicke richten sich auf sie — sie fühlt es — und indem sie durch die dichtgedrängten Reihen weiterschreitet, hört sie von mehr als einer Seite die Bemerkung: „Merkwürdige Erscheinung! Schneeweißes Haar und ein jugendlich Gesicht!“ Das schneidet ins Herz. Es zieht sie zum Altar hin, dort lauscht man ungestörter, — und das Bild des Gekreuzigten sieht sie heute so seltsam an. Wann hatte sie es wohl zuletzt gesehen? — Sie setzt sich auf die Vorstufen des Altars nieder und richtet ihre Blicke auf das Kreuz, — so sieht sie die Menschen nicht, die kalt und gleichgiltig zu ihr herüberschauen.

Der Grundgedanke dieser Skizze ist der Kernpunkt aller Mystik, Willensstille und Gedankenstille. Die Anklänge an kirchliche Erinnerungen sind individuelle Färbung, aber zweifelsohne doch nicht selten, und sie sind hier echt naturalistisch gezeichnet.
(Der Herausgeber.)

Jetzt erhebt die Königin der Instrumente ihre mächtige Stimme. Ergreifend brausen die Tonwellen der Orgel durch die weiten Kirchenhallen und heben die Seele über alles Irdische hinweg.

Auch Carmens Seele? Ihr Blick ruht auf dem Gekreuzigten. Das war die Orgel, die sie so oft gehört, — aber hier, was wollte Der von ihr? Sein Blick ruhte so milde auf ihr, — ganz anders als Menschenaugen.

Ja was hatten Menschenaugen ihr denn gethan? Still! Still! Zurück, o Thräne, daß niemand dich sieht! —

Nun ist die Orgel verklungen. Eine Arie wird von einer tiefen, schönen Männerstimme durch den stillen Kirchenraum getragen.

Wo hatte Carmen diese Stimme gehört? sie klingt so wohlbekannt. — —

Ach, oft in glücklichen, unvergeßlichen Stunden, wo auch sie hier gesessen — zu Zweien!

„Es ist genug, so nimm nun meine Seele!" — so wogt es zu ihr herüber und — „Es ist genug!" so hallt es in ihrer Seele wieder. „Es ist genug des Leides, des Sehnens, der Sorgen, — des Lebens! So nimm nun meine Seele!"

Deine Seele? Wer soll sie nehmen? Wer?

Eine kalter Schauer durchrieselte die zarte Frauengestalt.

Carmen, wann hast du zuletzt gebetet?

„Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte", — es ist ihr Konfirmationsspruch, er fällt ihr ein, — und Der am Kreuze schaut herüber.

Aus lauter Güte? Ein bitt'res Lächeln umzuckt den feinen Mund, ein friedlicher Blick irrt hinüber zum Altar. Aus Güte hast Du mir das Liebste, das ich auf Erden besaß, genommen, — aus Güte mich Not und Elend überlassen, daß mein Haar vor der Zeit ergraut, meine Wange zu Tode erblaßt ist! Aus Güte ließest Du mich allein in weiter, weiter Welt, schutzlos und verlassen! Aus Güte?

„Ich liebe Dich, Du guter Gott", tönt es jetzt herüber. Die Männerstimme ist verklungen und hat einem wohlklingenden Frauen-Alt Platz gemacht.

Nun ist es ganz still. Ist's aus? Nein, da sitzen sie noch alle und schauen erwartungsvoll zum Podium hinauf. Was kommt nun?

Carmen, was geht in deiner Seele vor?

Er hat dich je und je geliebt, — kannst du ihm mit der Sängerin antworten: „Ich liebe Dich, Du guter Gott!"? — Jetzt schaut Er wieder vom Kreuze herüber, der stille Dulder — Jesus! — —

Leises Schluchzen hebt und senkt die gramzerrissene Frauenbrust. Heiße Tropfen rinnen über die blassen Wangen auf die kalten Steinfliesen nieder. Dann wird es still in ihrer Seele, stille wie in dem Gotteshause, wo die Menge atemlos lauscht. . . .

Die letzten Lichter sind verlöscht. Am Altar glimmt noch eine einsame Kerze — dort kniet ein Weib vor seinem Gott. —

Wohl deckt Winterschnee das thränenmüde Haupt, aber im Herzen ist es Frühling geworden; — nicht Frühling, wie ihn die Erde beut, nein — ewiger, seliger Frühling, wie er aus dem Frieden Gottes sprießt.

Noch einen Blick sendet sie hinauf zu Dem, der so mild aus seiner Kreuzesmarter zu ihr herüberschaut. „Habe Dank, o Friedefürst! Du hast mich je und je geliebt und meine Seele still gemacht! Habe Dank in Ewigkeit!“

Und nun geht's wieder heim in's einsame Stübchen; aber nicht mehr allein — Er geht mit!

Kalt ist der Winterabend, die Straßen sind menschenleer und vom Kirchturm tönt die elfte Stunde. Aber droben spannt Gottes Friedenshand die weiten Sternenbogen aus über alles Erdenleid, und die Augen des einsamen Weibes drunten irren nicht mehr ruhelos umher, — sie haben ihre Heimat gefunden.

Sei still! Wie Gott es will! Sei still!

Aufwärts.

Von

Julius Hanselow.

Verglimmend schwanken rote Feuer
herüber vom verlassnen Land.
Der Kahn stößt auf, es ruht das Steuer
zerbrochen in des Fährmanns Hand.

Was an dem Fahrzeug alt geworden,
fällt langsam von dir, Stück für Stück;
an trümmerüberdeckten Borden
bleibt Tau und Segelwerk zurück.

Es stürzt der Mast geborsten nieder,
schon taucht herauf ein neues Boot,
schon flattern neue Segel wieder
entgegen jungem Morgenrot.

Es fügen Kreise sich an Kreise.
Zerschellen wird noch mancher Kahn —
Du hast noch eine weite Reise,
doch immer aufwärts geht die Bahn!



Harfe spielendes Mädchen.

Aus der Kindermusik von

Diefenbach.

Kunstbeilage zur „Sphinx", Januarheft 1893.

Die Orakel des Zoroaster.

Von

Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Aphorismus elf, bei Psellos und bei Plethon gleichfalls elf, lautet der Reihenfolge nach:

1. „Weil die Seele ein durchsichtiges Feuer ist, so bleibt sie unsterblich und ist die Herrin des Lebens".

2. „Weil die Seele ein leuchtendes Feuer, darum ist sie unsterblich und Herrin des Lebens".

3. „Weil sie ein lichtes Feuer ist und unsterblich . . . ."

Die drei Kommentatoren sagen:

1. „Das Irdische ist das Vergängliche, das Geistige das Unvergängliche. Nur des letzteren können wir nicht verlustig gehen, und deshalb ist die Seele Herrin des Lebens, d. h. des ewigen Lebens."

2. „Die Seele ist immateriell, stofflos, daher unvergänglich, weil sie nicht aus auflösbaren Substanzen zusammengesetzt ist. Sie nimmt nichts von der Finsternis an, weil sie keinen Körper hat; sie ist also eitel Licht".

3. „Unter dem Feuer sind die geistigen Fähigkeiten verstanden, mit welchen die Seele des Menschen begabt ist".

Bei Plethon folgt nun als zwölfter, bei Psellos als achtzehnter ein kurzer Aphorismus, der in der ersten Fassung fehlt:

„Suche das Paradies!"

Plethon sagt kommentierend nur, daß unter Paradies der lichtumflossene Aufenthaltsort der reinen Seelen zu verstehen sei; Psellos dagegen äußert sich folgendermaßen:

„Die Chaldäer verstehen unter Paradies den Chorus von sämtlichen Eigenschaften der Gottheit, welche ihn als besondere Personifikationen umgeben [1]). Dem Unwürdigen wehrt ein feuriges Schwert. Daselbst findet man alle Tugenden, welche den Menschen gottähnlich machen".

Ich möchte das Paradies dieses Spruches einfach mit Nirwana interpretieren.

Der zwölfte Aphorismus der ersten Fassung, bei Psellos der siebzehnte und bei Plethon der dreizehnte, hat dieser Reihenfolge nach folgenden Wortlaut:

---

[1]) Man denke auch an die zehn Sephiroth der Kabbala.

1. „Verunreinige nicht den Geist, und ziehe ihn nicht in die Tiefe hinab."
2. „Beflecke nicht den Geist, und ziehe
Sein Lichtgewand nicht in die Tiefe".
3. „Verunreinige nicht den Geist".

Der bedeutsamste Kommentar dieses Spruches ist der erste:

„Die Pythagoräer und Platoniker denken sich die Seele auch nach dem Tode nicht ganz vom Körper getrennt. Sie teilen nämlich die Seele in einen unsterblichen Geist, der vom Himmel stammt, und in die Tierseele. Ersterer kehrt nach dem Tode in den Aether zurück, Letztere bewohnt noch einige Zeit den Körper[1]) bis zu seiner gänzlichen Auflösung. Die Wünsche, von welchen sie während des Lebens bewegt wurde, beschäftigen sie noch jetzt, obschon die Organe zur Befriedigung derselben fehlen; sie sind nach der Erde gerichtet und verhindern die volle Verklärung des Geistes. Das sind die Dämonen, welche unstät umherirren; sie verunreinigen den Geist und ziehen ihn in die Tiefe hinab. Die reinern Seelen hingegen, welche schon im leiblichen Leben sich dem Ewigen zuwendeten, vereinigen sich nach dem Tode sogleich mit dem Urquell des Lichts. Das ist es, was die Jünger Zoroasters lehren". —

Psellos sagt, daß die Chaldäer der Seele zwei Gewänder zuerteilen, deren eines (es ist der Astralkörper gemeint) aus den feinsten Stoffen der Sinnenwelt gewebt, das andere aber ätherisch, lichtglänzend, unfaßlich sei. Der Spruch warne, beide mit sinnlichen Lüsten zu beflecken. — Plethon äußert sich folgendermaßen:

„Die Pythagoräer und Platoniker nehmen mit Zoroaster eine dreifache Seele an, nämlich die Tierseele, welche vom Leibe unzertrennlich ist und mit diesem aufhört zu sein. Höher als diese steht die mit Vernunft begabte Seele des Menschen, welche aber durch die Verbindung mit dem Körper der Versuchung, sich zu verunreinigen, ausgesetzt ist, aber auch durch den Sieg über die Versuchung die Unsterblichkeit sich zu bewahren vermag. Die höchste Stufe nehmen die Seelen der Dämonen ein, deren Hülle eine feinere ist und nicht aus materiellen Stoffen besteht, weshalb sie auch nicht dem Verderbnis einer gebrechlichen Natur ausgesetzt ist. Ueber diesen stehen die Planetenintelligenzen, deren Hülle aus reinem Licht besteht".

Bei Plethon folgt nun als vierzehnter Aphorismus der bei den beiden Andern fehlende Spruch:

„Vernachlässige aber auch nicht den Leib!"

mit dem kurzen Kommentar:

„D. h. man schwäche ihn nicht absichtlich, um sich aus diesem Leben früher zu befreien, als es der Wille der Vorsehung beschlossen hat".

In der ersten Fassung der Orakel folgt nun als dreizehnter nachstehender bei Psellos gleichlautender und in seiner Reihenfolge erster, bei Plethon aber fehlender Aphorismus:

„Auch von dem Schattenbild der Seele ist ein Teil eitel Licht".

Der anonyme Kommentator bemerkt hierzu:

„Das Schattenbild der Seele ist die tierische Psyche im Menschen, welche zwar mit dem bessern Ich desselben in Wechselwirkung steht und insofern also von dem göttlichen Teil im Menschen einiges Licht empfängt, aber an sich selbst der Vernunft beraubt ist und nur den Einflüsterungen der Sinne gehorcht".

Psellos sagt:

„Schattenbilder oder Idole sind bei den Philosophen solche Dinge, welche an sich selbst schlechter und den bessern untergeordnet sind, aber doch mit ihnen eine gewisse Aehnlichkeit besitzen, wie z. B. der menschliche Verstand ein Teil der Gottheit, aber doch dem Irrtum unterworfen ist. Vom Verstand ist nun wieder die Tierseele im

[1]) Es ist hier wohl der Astralkörper gemeint.

Menschen in gleichem Abstand; sie hat nur materielles Streben und ist deshalb das Schattenbild des Geistes. Dieser begiebt sich nach seiner Trennung vom Leibe in die Lichtregion. Zoroaster will also sagen: Nicht bloß die mit Vernunft begabten Seelen können in die vollkommen erleuchtete Region versetzt werden, sondern auch die Tierseele im Menschen, wenn dieser tugendhaft wandelte. Hier weicht also der Grieche vom Chaldäer ab, insofern Ersterer die Tierseele sich nach ihrer Trennung vom Leibe im Weltenraum unbewußt verflüchtigen läßt, d. h. ihr die Fortdauer abspricht".

Aphorismen vierzehn und fünfzehn der ersten Fassung, (bei Plethon fehlend), lauten:

„Ueberlasse nicht deine Seele der Hefe der Materie".

„Ueberlasse auch nicht die Hefe deiner Seele dem Abgrund, damit sie bei ihrer Trennung vom Körper nicht zu Schaden komme".

Bei Psellos zwei und drei:

„Ueberlasse auch nicht die Hefe deiner Seele dem Abgrund".

„Damit sie nicht bei der Trennung vom Körper zu Schaden komme".

Der erste Kommentator nennt diese Aphorismen:

„Eine Ermahnung, daß die Seele stets über sich wache und nicht den Anfechtungen des Leibes unterliege, wodurch sie mit ihm ins Verderben sinkt. Damit ist vor der Strafe der Seelenwanderung (Wiederverkörperung) gewarnt, welcher Alle verfallen, die während ihres Erdenlebens dem Körper, d. h. der Hefe der Seele, eine zu große Macht einräumen.

Psellos sagt:

„Unter Hefe der Seele ist der aus den vier Elementen zusammengesetzte Körper verstanden. Der Jünger wird also ermahnt: Nicht nur die Seele erhebe zu Gott, sondern suche auch ihr Kleid, nämlich den Leib, zu erheben. Abgrund ist Erde, auf welche die aus dem Himmel verwiesene Seele hinabgeschleudert wurde. Wie läßt sich aber diese Ermahnung anders befolgen, als indem man den Körper dem Scheiterhaufen übergiebt. Oder ist die Läuterung durch göttliches Feuer gemeint, wie wir an Henoch und Elias ersehen, die es wegen ihrer Auffahrt zum Himmel noch bei lebendigem Leibe wohl in ihrer Vervollkommnung so weit gebracht haben mochten, daß sie nur noch einen ätherischen Leib besaßen? Dieses Ziel zu erreichen ist aber ohne den Beistand der göttlichen Gnade unmöglich".

Bezüglich des zweiten Spruches sagt Psellos, daß auch Plotinos denselben anführe, [1]) und bemerkt weiter:

„Diese Ermahnung ist sehr wichtig, denn die Furcht vor dem Tode zieht die meisten Menschen von edleren Betrachtungen ab, so daß die Seele ihre Läuterung nicht bestehen kann. Daher kommt es, daß die aus der Welt abscheidende Seele in das Jenseits noch einige ihrer irdischen Sorgen und Wünsche mit hinüber nimmt, anstatt sich zu Gott und den Engeln zu erheben, wie die Erleuchteten thun, deren Blick schon diesseits des Grabes eine höhere Richtung nahm".

Der sechzehnte Aphorismus der ersten Fassung, der zwanzigste bei Psellos und fünfzehnte bei Plethon, hat in den drei Bearbeitungen folgenden Wortlaut:

1. Wenn du deinen aus ätherischem Stoff bestehenden Geist zur Verehrung der Gottheit hinleitest, so wird auch dein irdisches Teil dabei wohl fahren".

2. „Wenn du dein feurig Ich zu guten Werken lenkst,
So wirst du auch dein feuchtes Ich erretten".

3. „Wenn du dein feuriges Teil aufrichtest, so wirst du auch den feinsten Stoff des Leibes dir erhalten".

---

[1]) Dieser Umstand ist wieder ein Beweis für das hohe Alter der „Orakel".

Der anonyme erste Kommentator bemerkt, daß unter der Verehrung der Gottheit nicht allein der Kultus, sondern alle sittlichen Handlungen zu verstehen seien. Psellos versteht unter dem feurigen Ich die vom Göttlichen erleuchtete Seele und unter dem feuchten Ich den materiellen Leib. Plethon sagt:

„Wenn du einen gottesfürchtigen Wandel führst, so wird dir auch leibliches Wohlsein zu Teil werden".

Der siebzehnte Aphorismus, bei Plethon der sechzehnte (bei Psellos fehlend), wird in mystischen Werken sehr häufig citiert [1]) und lautet in der ersten Fassung:

„Von allen Enden der Erde kommen Hunde herbei, die den Sterblichen durch falsche Zeichen äffen".

In der zweiten:

„Aus allen Enden der Erde springen Hunde hervor, den Menschen Gaukelbilder zeigend".

Beide Kommentatoren sagen übereinstimmend, daß den in die Mysterien Einzuweihenden Gespenster mit Hundefratzen erschienen, und verstehen unter denselben Personifikationen der zerstörenden Leidenschaften, welche die Seele aus ihrer Ruhe aufschrecken.

Der achtzehnte (bei Psellos fehlende) und bei Plethon siebzehnte Aphorismus hat folgenden Wortlaut:

1. „Die Vernunft lehrt uns, daß die Dämonen ursprünglich heilige Geister seien und die bösen Eigenschaften derselben eine Verkehrung des Guten sind".
2. „Die Natur sagt uns, daß die Dämonen vollkommene Wesen seien".

Der erste Kommentar ergeht sich in ziemlich nichtssagender Weise über den Fall der Engel, welcher Mythus bekanntlich auch im Zoroastrismus vorkommt. — Plethon versteht unter Dämonen nicht im vulgären Sinn böse Geister, sondern geistige Wesen überhaupt; im übrigen umschreibt er nur den Aphorismus, ohne etwas von Bedeutung zu sagen.

Der nächste Aphorismus findet sich nur in der ersten Fassung!

„Die rächenden Furien zügeln den Menschen. Es führe die Seele die Oberherrschaft und schicke vorsichtig nach allen Seiten ihre Blicke aus".

Der Kommentar versteht unter den rächenden Furien die notwendigen Folgen der Thaten des Menschen und unter den Blicken die angeborenen guten Eigenschaften, mit deren Hülfe wir die schlechten erkennen und ihren Einfluß auf uns abwehren.

Der folgende, sich auch bei Psellos findende Aphorismus

„O Mensch, du kühnes Kunstwerk der Natur!"

gehört offenbar zum einundzwanzigsten Spruch der ersten Fassung (welcher in den beiden andern fehlt):

„Hättest du meinen Beistand fleißiger angerufen, so würdest du wohlgethan haben, denn nicht von himmlischem Stoffe scheint dir das Weltgebäude, sondern zum Schlechten und Krummen sich hinneigend. Die Sterne glänzen nicht, der Mond ist verfinstert, die Erde wankt und alle Gegenstände scheinen sich in Blitze zu verwandeln".

Der Kommentar sagt nur:

„So spricht das Orakel zu dem in die Weihen Initierten.

---

[1]) Gewöhnlich in folgender lateinischen Fassung: „Ergo ex finibus terrae exiliunt terrestres canes, nunquam verum corpus mortali homini monstrantes".

Der zweiundzwanzigste (bei Psellos fehlende) und bei Plethon der achtzehnte Aphorismus lautet:

„Nimm nicht das Bild der Natur für die Gottheit selbst!

bei Plethon:

„Berufe dich nicht auf das Bild der Natur!"

Beide Kommentare sagen übereinstimmend, Gott sei nicht durch ein Bild zu erfassen.

„Alle dem Eingeweihten [1]) sich darbietenden Erscheinungen wie Flammen, Blitze, sind nur Sinnbilder des Schöpfers, nicht aber sein eigenstes Wesen".

Der dreiundzwanzigste, bei Psellos zehnte Spruch heißt:

„Mit reinem Gemüt erfasse die Zügel des Feuers!"

bei Psellos:

„Die gestaltlose Seele halte die Zügel des Feuers!"

Der erste Kommentar ist nichtssagend. Psellos bemerkt:

„Die gestaltlose, d. h. die von der Materie sich abwendende Seele halte die Zügel des Feuers. Sie soll sich nämlich in den Besitz des zum ewigen Lichte führenden Mittels setzen. Wer die Zügel schlaff hält, dessen gute Vorsätze erschlaffen, und er fällt wieder der Erde anheim".

Der vierundzwanzigste, bei Psellos dreizehnte Spruch hat den Wortlaut:

„Wenn du das heilige Feuer aller Gestalt ledig durch die Tiefen des ganzen Weltalls wirst schimmern sehen, so horche auf den Ton des Feuers!"

Bei Psellos heißt es:

„Wenn du gewahrst des heil'gen Feuers Strahl,
Das doch Gestalt nicht hat, der Unterwelt auch leuchtend,
Dann horche auf des Feuers Ton!

Der erste Kommentator giebt folgende Auslegung:

„Das gestaltlose Feuer ist die Gottheit selbst, welche alle Räume der Welt durchdringt. Auf ihr Flüstern achte du!"

Psellos bemerkt:

„Dieses Feuer ist das göttliche Licht, weil es keine Gestalt hat. Wenn dieses den Seher erleuchtet, daß er im Geiste der Erde Tiefen durchschaut, dann vertraue er seinen Eingebungen".

Der fünfundzwanzigste Aphorismus lautet bei dem Anonymus und Psellos:

1. „Die Seele des Menschen trägt die Spuren ihrer göttlichen Abkunft an sich".

2. „Eile zum Lichte zu gelangen, zu den Strahlen des Vaters, von welchem deine Seele ausgeflossen ist".

Beide Kommentare sind nichtssagend, weil der Aphorismus für sich selbst spricht.

Der sechsundzwanzigste Aphorismus der ersten Fassung und zweiunddreißigste bei Psellos lautet:

1. „Vernimm, was sich durch den Verstand fassen läßt, denn dies ist über die Vernunft".

2. „Wisse, das durch den Geist Wahrnehmbare kann vom Verstande nicht begriffen werden".

Der erste Kommentar lautet:

---

[1]) Die Aphorismen scheinen demnach, wie auch nach dem Kommentar zum vorigen Aphorismus zu schließen, zum Gebrauch bei den Mysterien bestimmt gewesen zu sein.

„Obschon der Schöpfer die Bilder der unsichtbaren Dinge dir eingegeben hat, so bestehen sie in deiner Seele doch nur durch das Vorstellungsvermögen, trachte du aber danach, sie in der Wirklichkeit zu besitzen, d. h. dich nach dem Tode des Leibes mit dem Urgeist, dem nichts verborgen ist, zu vereinigen“.

Psellos dagegen sagt:

„Obschon der Verstand uns alle Dinge erklärt, so kann doch das Wesen Gottes von ihm nicht erfaßt werden, denn dies wäre nur durch unmittelbare Erleuchtung von oben möglich. Weder der Gedanke des Menschen, noch das artikulirte Wort kann das Wesen des Schöpfers definieren. Er ist durch ehrfurchtsvolles Schweigen weit passender verehrt, als durch einen Schwall von Worten. Er ist über alles Lob erhaben“.

Der siebundzwanzigste, bei Psellos fehlende hat den Wortlaut:

1. „Wahrlich, etwas ist durch den Geist wahrnehmbar, das sich den Sinnen entzieht“.

Der Kommentator bezieht das den Sinnen nicht Wahrnehmbare kurz auf Gott.

Der achtundzwanzigste, bei Psellos sechsundzwanzigste Aphorismus lautet:

1. „Alles ist aus Einem Feuer hervorgegangen, welches der Urheber dem aus ihm hervorgegangenen Geist übergab, welch' Letzteren die Menschen für das Urwesen selbst halten“ [1]).

2. „Alles ist aus Einem Feuer entstanden“.

Der erste Kommentator sagt:

„Alles emaniert aus Gott. Er hat alles geschaffen, nämlich die geistigen Vorbilder der Dinge; der eigentliche Weltbaumeister verfertigte die irdischen Abbilder der vorigen, denn von der Materie, welche aber nicht vom Urquell des Lichtes herstammt, konnte die Körperwelt nicht entstehen“.

Psellos bemerkt zu diesem Aphorismus in seiner Fassung nur, daß er dem christlichen Glauben entspreche, insofern alles in Gott wurzele.

Der neunundzwanzigste Aphorismus der ersten Fassung fehlt bei Psellos und ist bei Plethon der neunzehnte; er hat folgenden Wortlaut:

1. „Die Dinge, welche vom Verstand erforscht werden, sind selbst Intelligenzen“.

2. Die Seelen, welche vom Vater empfangen werden, sind selbst der Empfängnis fähig“.

Der erste Kommentar lautet dahin, daß die geistigen, unkörperlichen Wesen Zeugungen Gottes, selbsthandelnde Persönlichkeiten und verschieden von den mit dem Leib vermählten Seelen, den Geschöpfen des Demiurgen, sind. Plethon sagt nur, daß hier die geistige Fortpflanzung der Ideen gemeint sei, welche die Chaldäer sich als unsichtbare Personifikationen der Dinge auf Erden vorstellten.

Der dreißigste Aphorismus der ersten Fassung ist bei Psellos der siebente und bei Plethon der zwanzigste. Er lautet bei

1. Die Welt wird nach unwandelbaren Gesetzen von vielen Intelligenzen regiert“.

2. Die Welt wird durch vernunftbegabte und doch unbewegliche Wesen vor dem Untergang geschützt“.

3. „Die Welt erhält zu Lenkern solche Wesen, die, weil sie nur intellektuell, also mit den Sinnen nicht wahrnehmbar, auch der Veränderung nicht unterworfen sind“.

Der erste Kommentator und Plethon bemerken nur, daß der oberste dieser Intelligenzen der Demiurg sei, und daß, da die Welt unvergänglich

[1]) Da hier der Demiurgus gemeint ist, scheint dieser Aphorismus gnostischen Ursprungs zu sein.

sei, diese Eigenschaft deren geistigen Regenten erst recht zukomme. Psellos verliert sich in die unfruchtbare astrologisch-magische Lehre von den Planetenintelligenzen.

Der einunddreißigste Aphorismus ist bei Psellos der dreiundzwanzigste, bei Plethon der einundzwanzigste und lautet in den drei Fassungen:

1. „Sich selbst hat der höchste Gott dem Blicke aller Wesen entzogen, welche, obschon mit dem Vermögen ausgerüstet, sich von unsichtbaren Dingen eine Vorstellung zu machen, doch seine Eigenschaften nicht begreifen können".

2. „Der Schöpfer hat sich in die Verborgenheit zurückgezogen und ist selbst den geistigen Naturen unerforschlich".

3. „Der Vater hat sich selbst entzogen".

Ueber diese auch in der Kabbalistik ausgesprochene Lehre bemerkt der erste Kommentator nur, daß dies daher komme, weil kein geschaffener Geist Gott als ungeschaffenes Wesen begreifen könne. Psellos läßt sich auf keine Erklärung ein und sagt nur, daß dieser Satz dem christlichen Glauben widerspreche. Plethon hingegen äußert sich folgendermaßen:

„Obgleich geistige Wesen mittelst des Geistes wahrgenommen werden, entzieht sich doch der Schöpfer auch diesem, wenn der menschliche Forschungsgeist die Natur der Gottheit zu erforschen sich vermißt".

Der zweiunddreißigste und letzte Aphorismus der ersten Fassung, der zweiundzwanzigste bei Psellos und Plethon, lautet:

1. „Der Vater aller Wesen flößt nicht Furcht ein, sondern den Trieb, ihm gehorsam zu sein".

2. „Gott flößt keine Furcht ein, sondern den Trieb, ihm gehorsam zu sein".

3. „Der Vater flößt nicht Furcht ein.

Der erste Kommentator und Plethon sagen nur, daß Gott als Urquell alles Guten nur Liebe, nicht aber Furcht einflößen könne. Psellos bemerkt:

„Die göttliche Natur kennt weder Zorn noch Unwillen; sie bleibt sich stets gleich. Deshalb flößt sie auch den Geschöpfen keine Furcht ein. Wäre sie feindlicher Gesinnung, so könnte die Schöpfung keinen Bestand haben. Gott ist ein Licht, aber dem Sünder ein verzehrendes Feuer".

Damit schließen bei Plethon und in der ersten Fassung die „magischen Orakel" Zoroasters. Aus der Fassung des Psellos hebe ich nun noch folgende, bei den andern Beiden fehlenden Aphorismen hervor:

Aph. 5. „Nicht niederwärts den Blick gerichtet!
Zum Himmel strebe auf! Denn unten
Herrscht nur Notwendigkeit, die harte,
Die den Planeten ihre Richtung gab".

Der Kommentar enthält nur den bemerkenswerten Ausspruch, daß sich die Seele auf jedem Planeten verkörpern müsse. Das Uebrige ist astrologische Spitzfindelei.

Aph. 14. „Es läßt Natur uns Geisterreiche ahnen,
Des Bösen wie des Guten allzugleich".

Der Kommentar sagt nur, daß die geahnten Geisterreiche auch zur Erscheinung gebracht werden könnten, wenn es dem Theurgen gelinge, die Elementarkräfte aufzuregen. — Damit schließen die Orakel Zoroasters in der Redaktion des Psellos, welche wir hier der fortlaufenden Vergleichung halber außer der Reihenfolge brachten.

Nachtlieder

vom

Wanderer.

*

I.

Der Abend kam auf goldnen Sohlen,
die weiße Mondessichel winkt,
glänzt durch die Dämmrung wie verstohlen,
bis fern im West die Sonne sinkt.

Die Sonne sinkt — und auf den Wiesen,
in allen Gärten gelbes Sprühn;
der Wald ist voll von goldnen Vliesen,
die schimmernd durch die Bäume glühn.

II.

In purpurblauer, dunkler Tiefe
liegt über mir der ewge Raum,
die Welt ist still, als ob sie schliefe,
du spürst ihr leises Atmen kaum.

Mondsilber hängt nun an den Bäumen,
Nachtfalter ziehn im weißen Schein,
das ist so recht die Zeit zum Träumen,
auch du, mein Herz, sollst ruhig sein.

III.

Mit schwarzen Schwingen naht die Nacht
und streift des Flieders bleiche Blüten,
es liegt des Mondes milde Pracht,
in aller Luft, der glanzdurchglühten.

Mir ist, als wär im Lichtgewand
ein guter Geist zu mir gekommen,
und hätte mich an weißer Hand,
hin in mein Heimatland genommen.

IV.

Die Mitternacht will sich herniedersenken —
die Sehnsucht reift —
und meine Seele muß der Geister denken,
die sie b e g r e i f t.

Die Ewigkeit hüllt mich in tiefes Schweigen,
in blaue Ruh —
Mir ist so leicht — all meine Sinne steigen
der Gottheit zu.

Reflexionen.

Von

Wilhelm Drechsel.

*

Man muß das Mißgeschick betrachten wie der Katholik sein Fegefeuer: Es peinigt zwar, aber es läutert zugleich.

Keine schlimmere Erziehung kann gedacht werden, als die, welche den Zögling frühzeitig mit dem Nützlichen bekannt macht.

Lehre und Wandel müssen in der Religion allewege Hand in Hand gehen; ihre Uebereinstimmung bringt die Wirkung hervor, welche wir beim Lesen der heiligen Schrift so unwiderstehlich verspüren. Nicht nur, daß Christus alle Tugenden übte, die er einschärfte, es kommt als das Wichtigste noch hinzu, daß er vom Anfang bis zum Ende seines Lebens in Verhältnissen sich befand, welche der Bethätigung der inneren Gesinnung die kräftigsten Hindernisse entgegensetzten, das schmerzlichste Gift beimischten. Aufmunterung, Anerkennung, Beifall, Achtung u. s. f. sind uns ein Bedürfnis, sind gewissermaßen die Sonne, welche den guten Kern in unserer Brust zur Blüte und Frucht entfalten, aber alle Not, allen Jammer, alle Anfechtung, den ganzen Fluch des Daseins empfinden und dabei von Mitgefühl und Liebe überfließen, welch' eine immense Gotteskraft mußte dazu erfordert werden!

Es ist ganz und gar verkehrt, die Quelle des Pessimismus im Verstande suchen zu wollen. Der bloß reflektierende Verstand trifft allerdings, wenn er sich in der Welt umsieht, auf mancherlei Gegensätze, Ungereimtheiten und Widersprüche, aber erstens weiß er, daß vieles auch scheinbar Unlösbare in der Zeit gelöst worden, zweitens hofft er, daß vieles sich noch lösen werde, drittens hilft er sich mit der Auskunft, daß die Verworrenheiten des Daseins nicht so sehr der Weltordnung selbst anhaften, als aus seiner eigenen Schwachheit und Unzulänglichkeit abzuleiten seien. Ja er findet sogar, statt sich ängstigen zu lassen und dem Trübsinn die Thore zu öffnen, an diesem Mysteriösen ein gewisses Behagen, giebt es ihm doch Gelegenheit, seine Kräfte zu üben, zu prüfen, zu kombinieren; und dieses Tasten und Suchen nach Wahrheit ist sein Stolz, seine Würde, seine Größe. Anders das Herz! Es schaut nicht über Jahrhunderte hinweg, um die Resultate gegen einander abzuwägen, und dringt nicht in die Zukunft vor, um von daher ungewissen Trost zu erbetteln. Die lebendige Gegenwart ist's, von der es seine Nahrung erhält, unter deren Lufthauch es arbeitet.

Und weil nun diese auch im besten Falle überwiegend rauh und kalt ist, wie sollte nicht ein zartbesaitetes, heißempfindendes Gemüt bei dem ewigen Ach und Weh der Menschheit, bei dem Seufzen und Stöhnen der Kreatur des Hasses und der Bitterkeit voll werden und jenen titanischen Trotz gebären, der Zweifel kühn türmend auf Zweifel selbst gegen den Himmel den Sturm wagt?!

Hätte Christus den Glauben an seine Gottheit in der jetzigen Fassung gefordert und als vorzüglichste Bedingung der Seligkeit aufgestellt, so würde er sich, da ewiges Leben und Verdammnis doch wahrlich nicht Dinge von geringem Gewicht sind, unstreitig häufiger und mit größerer Deutlichkeit darüber erklärt haben. Freilich nennt er sich verschiedene Male Sohn Gottes, aber wir wissen, daß im alten Testament sogar die Obrigkeit den Titel Elohim führt. Es ist also doppelt Vorsicht geboten, die Selbstbezeichnung gegen von dorther drohende Irrtümer sicher zu stellen. Das geschieht aber so wenig, daß vielmehr Stellen wie Joh. 10. 35 und 36, wo Jesus mit ausdrücklicher Beziehung auf das Gesetz sagt: So es (nämlich das Gesetz) die Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah . . . sprechet ihr denn zu dem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, daß ich sage: Ich bin Gottes Sohn? — daß, sage ich, diese Stellen vielmehr auf eine nach Analogie der alttestamentlichen Vorstellung ihm zukommende Gottheit hinzuweisen scheinen. Im übrigen ist's müßig, darüber zu streiten, so gewiß es resultatlos bleibt, was die Entwickelung der Kirche selbst bezeugt. Man halte sich an die anschließenden Verse, in welchen der Herr die beste Exegese uns in die Hand giebt: „Thue ich sie aber, glaubet doch den Werken", und vergesse nie, daß Christus nicht vor Geheimräten und Generalsuperintendenten gesprochen, auch nicht daran gedacht habe, es möchte einem spätgeborenen Doktor der Theologie beifallen, ein metaphysisches System darnach zusammenzuspekulieren.

Halte dich zur Welt und du verstehst dich nicht mehr; halte dich zu dir und dich versteht die Welt nicht mehr.

Ketzerei ist ein Wort so recht von den Pfaffen aufgebracht, um ihre Bäuche sicher zu stellen; die Religion kennt das Wort nicht, denn sie hat keine materielle Beziehung, sie ist durchweg Liebe und hat mit dieser immer sich selbst aufgegeben.

Nur gegen ein Laster hat Christus nie Nachsicht geübt, nur gegen eines hat er einen wirklichen grimmigen Haß im Herzen getragen und hervortreten lassen in Worten voll verzehrenden Feuers. Der sanfte, freundliche Menschensohn, der mit Zöllnern und Sündern zu Tische sitzt, der mit rührender Liebe und Ausdauer dem verirrten Schäflein nachgeht und nicht ruht, bis er's findet, der ganz Friede und Vergeben atmet, wie wird er drohend, wie flammt er auf, wie scheint sich sein ganzes Wesen zu ver-

ändern, wenn seine Rede jene trifft, die auf Mosis Stuhl sitzen, die schwere und unerträgliche Bürden binden, die alle ihre Werke thun, daß sie von den Leuten gesehen werden, die gern obenan sitzen über Tisch und in den Schulen, die es vor sich her ausposaunen lassen, wenn sie Almosen geben! Einem dunkel am Horizont aufziehenden Gewitter gleich hebt die furchtbar schöne Strafrede Matth. 23 an, näher und näher zieht es heran, wie regt sein Vorbote, der Sturm, gewaltig seine Schwingen! Jetzt hält es einen Augenblick inne, wie zu erneuter Kraft sich sammelnd, und nun fährt es (Vers 13) hernieder in dreimal sich wiederholendem zerschmetterndem Schlage: Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen! Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hineingehen. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Wittwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor! Darum werdet ihr desto mehr Verdammnis empfangen. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umzieht, daß ihr Einen Judengenossen machet; und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid! — Ihr Heuchler, ja das ist's, was den Herrn so in Aufruhr versetzt, ihr Heuchler, das ist's, was seine Worte wie Blitz und Donner dahinbrausen läßt, ihr Heuchler, das ist's, was eine unübersteigbare Scheidewand befestigt! Will Natur ihre völlige Gesunkenheit verkündigen, die Menschheit ihren schwärzesten Morast uns zu schauen geben, die Hölle ihre ganze Scheußlichkeit vor unserer erschreckten Phantasie ausbreiten, sie thun's in dem Rufe: Heuchelei.

Es geschehen Dinge in der Welt, die auch die Hölle erröten machen.

Wer den Teufel sehen will, braucht nicht erst in die Hölle zu gehn.

Ein prächtiger Bau, ein Meisterwerk der Architektur, rief es um mich, als ich mit mehreren vor dem erzbischöflichen Palast in Bamberg stand; ich aber sagte nichts, sondern gedachte wehmütigen Herzens der Schrift: Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.

Der nur Kontemplative wird leicht hart und lieblos in der Beurteilung menschlicher Schwächen. Sei thätig, handle und du übst Nachsicht, denn du selbst bedarfst ihrer.

Der Halbgebildete ist eher fertig als der Weise.

Anmaßung ist widerlich, aber am widerlichsten jene Bescheidenheit, welche bei jeder Gelegenheit ihre paar armseligen Verdienste mit devotester Miene und demütigstem Ausdruck vorzubringen bemüht ist, in keiner andern Absicht, als in ihrer tausendfachen Vergrößerung durch den Mund der Zuhörer sich selbst zu bewundern; ähnlich jenem Zwerge, der seinen in der Abendsonne verlängerten Schatten betrachtend ausrief: Wahrhaftig, ich habe doch eine ganz stattliche Größe!

Die Sonne wird nicht stinkend, wenn ihre Strahlen auf einen Düngerhaufen fallen.

Auch kann sie nichts dafür, wenn ihre Glut in einem Morast böse Dämpfe entwickelt.

Der Geistmensch unterscheidet sich von dem Alltagsmenschen am augenscheinlichsten in dem Gebrauch der Mußestunden. Willst du wissen, mit wem du zu thun hast, so frage, wie er diese hinbringt! Fühlt er sich unbehaglich und sucht Abhilfe in Gesellschaften, so entlasse ihn, wenn du klug bist, denn er ist aus niederm, gewöhnlichem Stoff gebaut; wer aber, in dem freien Besitz seiner selbst, hierin die Würde seines Daseins erkennt, den suche, an den halte dich, denn er ist reich, ob er auch Bettlergewand trüge, ein souveräner Fürst, ob er auch Knechts-Dienste verrichtete.

Ein Gladiator ist so wenig ein Held wie der Zelot ein Heiliger.

Rein und ungetrübt bewundern erfordert eine hohe Denkungsart, einen gediegenen Charakter. Diese Fähigkeit wachzurufen und zu pflegen sei das vorzüglichste Augenmerk des Jugenderziehers! Ohne dieselbe wird er immerhin vieles erreichen können, aber nichts von dauerndem Werte, von durch das ganze Leben reichender Bedeutung. Beharrlichkeit, Pflichteifer, Kenntnisse sind alle dem Reste des Irdischen ausgesetzt, wo nicht ein aufgenommenes Ideal die Seele erweitert, das Gemüt durchwärmt und im Geiste jenes himmlische Feuer entzündet, welches das unreine verzehrt und ewige Jugendkraft durch die schwellenden Adern gießt.

Schärfe des Verstandes und Innigkeit der religiösen Gesinnung werden selten im Vereine angetroffen, und es ist gut so. Denn diese will der eigene Verwalter ihrer Geheimnisse sein und jener will keine Schranke gelten lassen; daraus entsteht ein Zwiespalt, welcher das Leben frühzeitig zerstört.

Intuition ist die kostbarste und seltenste Gabe des Menschengeistes, sie wird nur beim Genie gefunden und ist ist unzertrennlich von ihm. Hier ist der Platz, wo das Universum mit dem Individuum unmittelbar verkehrt, ihm die Urbilder alles Schönen, Wahren und Großen zu schauen giebt und so unabhängig von der sinnlichen Empfindung eine Berührung beider Welten, eine gottmenschliche Befruchtung bewerkstelligt.

„Du kannst, denn du sollst" ist ein recht schönes Wort, aber gebt dem Menschen nichts weiter als das rigorose „du sollst" und ihr Herren Philosophen werdet es weit mit ihm bringen! Ihr gewinnt niemanden, so lange ihr nicht die Flamme der Begeisterung in ihm zu entfachen vermöget; und diese zündet nicht von Verstand zu Verstand, sondern von Herz zu Herz: Ein einziges Beispiel wirkt mehr als eine Sammlung von tausenden der feinsten Sittensprüche.



Professor Wundt und der Okkultismus.

Von

Ludwig Deinhard.

Im 1. Heft des 8. Bandes der von Prof. Wilh. Wundt herausgegebenen „Philosophischen Studien" (Leipzig, Verlag von W. Engelmann 1892) erfährt der Leser in einem 85 Seiten langen Aufsatz Wundt's Ansichten über den Hypnotismus, die Suggestion und verwandte Gebiete.

„Wenn Organe, wie die „Revue Philosophique", die „Proceedings" der englischen und amerikanischen „Society for Psychical Research" u. A." — heißt es dort — „nicht blos den hypnotischen Erscheinungen, sondern auch den ihnen nun einmal affiliierten Gebieten des Spiritismus ihre Spalten öffnen, so darf man darin gewiß einen Beweis dafür erblicken, daß es heute nicht mehr möglich ist, an diesen Dingen schweigend vorüberzugehen, sondern, daß es für Jeden, der sich irgendwie mit Psychologie abgiebt, notwendig wird, zu ihnen Stellung zu nehmen".

Wie nimmt nun Prof. Wundt zu diesen Dingen Stellung?

„Wer an Zauberei glaubt — sagt er weiterhin — macht über sie Experimente, und wer nicht an sie glaubt, macht in der Regel keine. Da aber der Mensch bekanntlich eine große Neigung hat, was er glaubt, bestätigt zu finden, und zu diesem Zweck unter Umständen sogar einen großen Scharfsinn anwendet, um sich selber zu täuschen, so beweist mir das Gelingen solcher Experimente nur, daß die, die sie machen, auch an sie glauben".

Das dürfte doch kaum in Wirklichkeit zutreffen. Ein schlagendes Argument gegen diese Anschauung lieferte bekanntlich erst jüngst Professor Lombroso durch seine Erklärung, erst nach Anstellung eigener Versuche der „Sklave der von ihm bis dahin bestimmten Thatsachen geworden zu sein."

„Die Frage, ob sie (jene Experimente) objektiv wahr sind — fährt Wundt fort — könnte nur entschieden werden, wenn eine hinreichend große Zahl zuverlässiger Beobachter unter Anwendung aller erforderlichen methodischen Regeln sich von ihrer Wahrheit überzeugen würde".

Ganz gewiß! Allein, um jene erforderlichen methodischen Regeln fest zu stellen, ist es zunächst nötig die ganz eigenartige Natur der Untersuchungs-Materie selbst etwas näher kennen zu lernen, d. h. zunächst einige Versuche zu machen. Dann erst könnte eine Methode, ein eigentliches Prüfungs-Verfahren eingeschlagen werden. Man müßte sich z. B. zuvor Klarheit verschaffen, welche Rolle dabei die bekannten physikalischen

Agentien spielen. Bekanntlich ist unter Kennern, denen freilich Professor Wundt keinerlei Autorität beimessen wird, die in seinen Augen als „Dilettanten" gar nicht in Betracht kommen würden, die allgemeine Meinung verbreitet, daß die Aether-Schwingung, die wir als Licht empfinden, viele Phänomene gar nicht zu Stande kommen läßt. Es müßten demnach eigentliche Methoden ersonnen werden, welche auch im Dunkeln Anwendung finden könnten. Doch hören wir Professor Wundt weiter:

„Nun stehen aber der Erbringung eines solchen Beweises zwei kaum zu beseitigende Hindernisse im Wege. Erstens würden die gläubigen Okkultisten einem solchen Gegenbeweis Unbeteiligter doch kein Vertrauen schenken, da nach ihrer Versicherung die in Rede stehenden Erscheinungen nicht nur durch ihre Seltenheit und Unregelmäßigkeit, sondern auch besonders dadurch vor gewöhnlichen Naturerscheinungen sich auszeichnen, daß man sie glauben muß, wenn sie eintreten sollen".

Auch das können wir Professor Wundt nicht zugeben. Ein nur aus Skeptikern bestehendes Experimental-Komitee erreicht zwar erfahrungsmäßig sehr häufig Nichts; einige wenige Skeptiker dagegen in einem größeren Kreis erfahrener Psychiker werden bei gut entwickelten Versuchspersonen (Medien) kaum ein großes Hindernis bilden. Wir können obigen Satz demnach nicht unterschreiben.

„Zweitens — fährt Wundt fort — haben wissenschaftliche Forscher, Physiker, Physiologen, Psychologen, die nicht gläubige Okkultisten sind, auch wenn sie geneigt sein sollten, diese Ungunst der Bedingungen nicht zu beachten, dennoch triftige Gründe, sich auf dies Gebiet nicht einzulassen. Diese Gründe liegen, wie ich meine, in den E r g e b n i s s e n der okkultistischen Forschung. Um sich von dem allgemeinen Charakter des letzteren ein Bild zu machen, bitte ich den Leser eine der sorgfältigsten Untersuchungen dieser Richtung, die noch dazu von einem Gelehrten herrührt, der sich zuvor durch tüchtige physiologische Arbeiten verdient gemacht hat, zur Hand zu nehmen: es sind die experimentellen Studien auf dem Gebiet der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens von C h a r l e s R i c h e t. Ich will annehmen, alle in diesem Buche geschilderten Experimente seien in dem Sinne gelungen, daß sie uns in den Fällen, in denen es der Verfasser selbst für wahrscheinlich hält, zwingen würden, magische Fernwirkungen anzunehmen — was für ein Resultat würden wir aus dieser Untersuchung zu ziehen haben? Wir würden offenbar zu der Annahme gelangen, dadie Welt, die uns umgiebt, eigentlich aus zwei völlig verschiedenen Welten zusammengesetzt sei. Die eine ist die Welt eines Copernicus, Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum unveränderlichen Gesetze, in dem das Kleinste, wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun, in gesteigertem Maße unsere Bewunderung, unser Staunen erregt, würde es aber noch eine andere kleinere Welt geben, eine Welt der Heinzelmännchen und Klopfgeister, der Hexen und magnetischen Medien, un ind dieser kleinen Welt wäre Alles, was in jener großen erhabenen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt ... Aber angenommen, mit allem diesen Unsinn und noch vielem andern habe es seine Richtigkeit, kann man annehmen, daß ein unbefangener Naturforscher oder Psychologe, dem die Wahl frei steht, anders wählen werde als so, daß er jene große und erhabene Welt, die Welt der ewigen, in einer vernunftvollen Ordnung bestehenden Gesetze dieser kleinen und unvernünftigen Welt der hysterischen Medien vorzieht? Und kann man sich wundern, wenn er in den Wahrscheinlichkeits-Erwägungen des Herrn Richet nur einen Beweis dafür erblickt, daß die Beschäftigung mit „okkultistischen Problemen" das Urteils-Vermögen selbst eines so scharfsinnigen Mannes zu trüben vermag?

Wundt geht dann zu einer ganz eingehenden Besprechung des Hypnotismus und der Suggestion über.

Mit obigen Sätzen ist also die Stellung gekennzeichnet, welche Professor Wundt gegenüber dem Okkultismus einnimmt, und ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich behaupte, daß dieses Todesurteil desselben heute wohl die meisten Naturforscher und Universitäts-Philosophen in Deutschland unterzeichnen würden. Vor allem handelt es sich garnicht um zwei Welten mit verschiedenen Naturgesetzen, sondern um die physische und die psychiche Ebene oder Potenz einer und derselben Welt. — Mit ihrer Abneigung gegen den Okkultismus haben die Herren auch unserer Geschmacksrichtung nach ganz recht, wenn man, wie Wundt, unter Okkultismus Nichts anders versteht, als eine phantastische, völlig unbewiesene Geister-Spuk-Lehre, wird man freilich darüber die Achseln zucken.

Die ganze Streit-Frage dreht sich aber immer wieder um den Begriff des Wortes „Occultismus". — Nehmen wir einmal den Traité méthodique de science occulte von Papus[1]) zur Hand, um in kurzen Worten uns Klarheit zu verschaffen über diesen Begriff.

„Die okkulte Wissenschaft — heißt es dort in der Einleitung — kann man auffassen als eine Lehre, welche ursprünglich auf den Universitäten Aegyptens gepflegt, von Zeitalter zu Zeitalter überliefert wurde, jedoch nicht ohne wichtige Aenderungen zu erfahren. Das, was im wesentlichen occulte Wissenschaft bedeutet, ist weniger eine Lehre, als vielmehr eine Methode, um zu einer Wissenschaft zu gelangen. Es ist dies die Methode der Analogie, und somit bedeutet okkulte Wissenschaft die auf Analogie-Schlüsse gebaute Wissenschaft.

Ja wohl, aber können wir denn überhaupt in den Naturwissenschaften z. B. von den alten Aegyptern, Griechen, Römern, kurz von der vorchristlichen Menschheit etwas Neues lernen? — Das allerdings nicht! Sind doch die eigentlichen Naturwissenschaften bekanntlich erst die Früchte der geistigen Arbeit der letzten Jahrhunderte.

Gewiß! Aber wir unterschätzen doch das Altertum gewöhnlich ganz gewaltig, wenn wir glauben, daß es in Hinsicht der Naturwissenschaft und Beherrschung der Naturkräfte im Vergleich mit uns Neuern so zu sagen gar nichts geleistet hätte. So wenig es uns einfallen kann, die Verdienste eines Copernicus, Kepler, Newton und anderer Geistesheroen der neueren Zeit um die Erforschung der Gesetze des Weltalls verkleinern zu wollen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß nach Plutarch schon Pythagoras annahm, daß die Erde keineswegs den Mittelpunkt des Weltalls bilde, sondern sich vielmehr kreisförmig um die Sonne drehe und durch Drehung um ihre eigene Axe Tag und Nacht hervorbringe. Also schon Pythagoras erkannte jene „große Welt" der unabänderlichen Naturgesetze, von der Professor Wundt, wie wir sahen, spricht zum Unterschied von einer „kleinen Welt der Kobolde". Ebenso hatte schon Pythagoras von

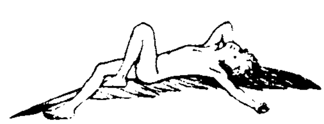
---

[1]) Paris 1891, bei Georges Caeré. Siehe auch Korber: die Seelenlehre des Okkultismus, Sphinx XIII, Mai und Juni 1892.

dem eigentlichen Gesetz der Gravitation, dem Gesetz des Quadrats der Entfernungen, wobei wir heutzutage gewohnt sind, an dessen mathematischen Begründer Newton zu denken, eine ganz richtige Erkenntnis.

Wir Kinder des 19. Jahrhunderts brüsten uns gern mit unserer angewandten Naturwissenschaft, mit unserer Unterjochung der Naturkräfte. Allerdings hat man noch nirgends — auch in Pompeji nicht — Dampf- und Dynamo-elektrische Maschinen aus dem Schooße der Erde gegraben. Wer aber deshalb glauben wollte, die Alten hätten gar keine Vorstellung von der Wirkung des Wasserdampfes, oder von den Gesetzen, auf denen die gewöhnliche Elektrisier-Maschine beruht, gehabt, der täuscht sich gewaltig. Außer Homer's erfindungsreichen Odysseus, und dem nicht minder ingeniösen Archimedes, die wir rückhaltlos anerkennen, scheint noch mancher andere Kopf des klassischen Altertums auch einiges Erfinder-Genie besessen zu haben, was wir auch in den Zeiten der Edison, Siemens u. A. nicht ganz vergessen sollten. Papus Traité giebt hierüber Aufschlüsse, welche viele Leser in hohem Grade in Erstaunen setzen werden.

Es wäre nur zu wünschen, daß Professor Wundt dies Buch einmal in die Hand bekäme. Er würde sich vielleicht doch wundern, wie total verschieden die Lehre des Okkultismus ist, von dem kindlichen Glauben an eine „kleine Welt der Kobolde", von der er mit der Miene der Infallibilität zu reden beliebt. Er würde dann vielleicht auch einsehen, daß eine Lehre, die zur Blütezeit des ägyptischen Altertums von den höchsten Schulen des Pharaonenlandes vertreten wurde, auch für unsere Philosophen und Naturforscher des 19. Jahrhunderts einen überaus wissenswerten Kern von Wahrheiten enthält. Er würde mit staunen, wie segensreich sich die Methode der Analogie erweist, wenn man sie so genial handhabt, wie es die alten Denker verstanden haben.



Dem Ideal getreu.

Erzählung

von

M. von Saint-Roche.

Der Morgen des 24. Dezembers hatte Alles in schauernden Frost und bitterböse Kälte gehüllt; in dem kleinen hochgelegenen Städtchen war dies noch fühlbarer, denn aus den Bergschluchten, die es von einer Seite umgaben, sauste ein durchdringend scharfer Nordsturm, der den Leuten auf der Straße den Schneestaub von den Dächern, wie spitze Nadeln, in's Gesicht warf.

Ganz am Ende der engen Straße stand, etwas vereinzelt, ein niederes Häuschen, aus dessen Thüre ein junger Mann trat; halb schon auf dem holprigen, beeisten Pflaster stehend wendet er sich noch einmal um und spricht in den Hausgang zurück: „bleibt innen Mutterl, Ihr erkältet Euch und das gäb ein trauriges Weihnacht; setzt Euch in's warme Stüberl, ich bin bald wieder da, und meine mit guter Botschaft". —

„Gott geb's, mein lieber, guter Sohn!" sagt die milde, sanfte Stimme von drinnen; dann wird die Thüre, welche der junge Mann eben sorglich zuziehen will, nochmal aufgemacht und ein Mütterchen mit einem kleinen, blassen Gesicht voll Falten, dem aber ein Paar gütige Augen einen gewinnend schönen Ausdruck geben, lehnt sich halb heraus und streckt die magere Hand nach dem Gehenden, ihn noch zurückhaltend, während sie mit der andern das alte Wollentuch fester unter dem Kinn zusammennimmt:

„Du Rudolf", sagt sie „ich will Dir kein schweres Herz machen zu Deinem Gang; aber ich bin alt, und ich habe viel mit den Menschen probiert und sie kennen gelernt; ich hab's ganz verlernt an ein Glück zu glauben, das heißt", verbesserte sie sich, „was die Leute so heißen". —

„Ja, was meint Ihr denn Mutter? Seid doch nicht so verzagt! Ja, ja, für uns wär's freilich ein Glück und warum sollte uns das der liebe Gott nicht bescheren als Weinachtsfreude, wißt Ihr Mutter!" und der Sohn lachte mit den blauen Augen die alte Frau an, daß ihr's wonnig

und warm im ahnungsschweren Herzen wurde. „Und jetzt müßt Ihr hinein“, winkte er ihr liebreich ab und zog die Thüre in's Schloß.

Dann beflügelte die hoffende Erwartung seine Schritte; seine Gedanken flogen in die Zukunft, und er merkte gar nichts mehr von dem bitterkalten Hauch, gegen den seine armselige, fadenscheinige Kleidung so gar keinen Schutz bot. So war er schneller, als er glaubte, vor das große Brauhaus gekommen, das mit seinen ausgedehnten Baulichkeiten am obersten Ende der Straße lag.

Als er vor der Thüre der Kanzlei stand, begann sein Herz in mächtigen Schlägen zu hämmern, so daß er noch ein paar Sekunden stehen blieb, ehe er bescheiden anklopfte.

Dem folgte eine Pause; „Herrrein!“ schnarrte es dann ungeduldig von drinnen. Rudolf trat ein, und als er mehrere Herren an den Pulten beschäftigt sah, während eine gedrungene Gestalt mit aufgedunsenem Gesicht, die Hände am Rücken, auf und ab schritt, blieb er entblößten Kopfes an der Thüre stehen. Endlich winkte ihn einer der Schreibenden heran, streifte ihn geringschätzend mit einem Bick vom Kopf bis zu den Füßen und war eben daran, aus einem kleinen Schubfach ein Geldstück zu entnehmen, um es ihm zu reichen, als ein Blick in Rudolfs Antlitz ihm seines Irrtums belehrte. Jäh aufsteigende Röte war tiefer Blässe gewichen, und die schlanke Gestalt des jungen Mannes richtete sich höher auf! „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich möchte Herrn Dünkler sprechen“, sagte er in fragendem, noch leicht vor Erregung zitterndem Tone.

Der Chef hatte es bis jetzt nicht für nötig gehalten, seine Zimmerpromenade zu unterbrechen, nun drehte er sich um und fuhr Rudolf barsch an „der bin ich, was wollen Sie?“ „Ich hörte, daß der Posten eines Korrespondenten in ihrem Geschäfte frei werde, und ich möchte Sie bitten, mir diese Stelle zu gewähren“. —

Herr Dünkler trat einen ganz kleinen Schritt zurück und streifte ebenso die Gestalt im fadenscheinigen Lodenrock, wie zuerst sein Schreiber; dann sah er in das Gesicht und unter dem Strahl der blauen Augen, die ihm in ernster Männlichkeit daraus entgegenblickten, verschluckte er die Antwort, die er schon auf der Zunge hatte; „Ihr Name? — Alter? — Atteste? Referenzen?“ sagte er in grobem, geschäftsmäßigen Ton, und steckte die Hände in die zwei weiten Taschen seines Rockes, während seine Fußspitze ungeduldig auf den Boden tippte.

Rudolf war es bei dieser Musterung und diesem Verhör, als bliese der scharfe Nordwind von draußen ihm bis in's Mark, als erstarrte sein Herz darunter in dem behaglich durchwärmten Raum; ein Sehnen nach seinem Mütterchen durchflog seine Seele, und mit der Erinnerung an sie gewann er die Fassung, den geforderten Bericht kalt und ruhig zu geben.

Ich bin 22 Jahre und Sohn der Wittwe Bergmann; Atteste und Referenzen kann ich ihnen keine bieten, denn ich war noch in keiner derartigen Stellung“. —

„Bitte, in welcher Stellung waren Sie denn dann bis jetzt, junger

Mann?" fragte der Chef mit einer schneidend höhnischen Höflichkeit im Ton.

„Ich war Gehilfe meines Vaters, welcher Schullehrer im Dorfe S. war. Leider raffte ihn ein Schlaganfall vor nicht langer Zeit hinweg und wider Erwarten wurde seine Stelle nicht mir, sondern einem Andern zuerteilt. Dadurch wurde meine Mutter und ich brodlos". —

„Schön, und warum wollen Sie ihren Beruf an den Nagel hängen? es wird wohl sonst im Lande Lehrer- und Gehilfenstellen geben?" warf Dünkler ein.

„Ich wüßte von keiner Vakanz für den Augenblick, auch sind ältere Bewerber da, die den Vorrang haben". —

„Nun, dann müssen Sie sich eben etwas gedulden, solche Dinge lassen sich eben nicht über's Knie abbrechen".

Rudolf fühlte das Hämische dieses Rates wohl heraus; er sah auch die nicht mißzudeutenden Blicke der Herren, vor deren Ohren diese Unterhaltung gepflogen wurde, und es fielen ihm die letzten Worte seiner Mutter ein.

„Sie mögen ganz recht haben, Herr Dünkler", fuhr er fort, „mich zwingen eben die Verhältnisse den Beruf zu wechseln, da uns, zum Zuwarten — positiv die Mittel fehlen". —

„Hm, hm", machte der Chef.

„Von der ganz kleinen Pension kann die Mutter unmöglich leben, und da ich festen Willen und Fähigkeit in mir fühle, auch einer kaufmännischen Stellung zur Zufriedenheit vorzustehen, habe ich mich an Sie mit der Bitte um den vakanten Posten gewendet". —

„Zweifle ja nicht am Willen, aber wollen Sie sich gefälligst etwas näher erklären, woher Sie die „Fähigkeiten" besitzen sollen?"

Rudolf biß sich auf die Lippen, doch er bezwang sich.

„Das will ich", sagte er einfach, „wenn Sie auch vielleicht erst die Probe von der Wahrheit überzeugen kann. Mein Vater war aus gutem Hause und hat in seiner Jugend eine umfassende geistige Bildung erhalten; er hat sich stets bestrebt, dieselbe auch noch später zu erweitern, nachdem ihm Schicksale, die hier nicht zur Sache gehören, die schlichte Lebensstellung zuwiesen, und er war stets bemüht auch mir diese Kenntnisse zugänglich zu machen".

„Gehörte unter diese Kenntnisse auch etwa die Handelswissenschaft?" unterbrach Dünkler spöttisch mit einer Bewegung offenbarer Ungeduld.

„Jawohl, insofern sie sich auf Rechnungswesen, Korrespondenz und fremde Sprachen beziehen; außer meiner Muttersprache bin ich des Französischen und Italienischen in Wort und Schrift mächtig". —

„Ganz gut, — sehr schön, — thut mir leid, Ihnen aber dennoch die Stelle nicht zuteilen zu können; Sie werden wohl einsehen, es gehört dazu Erfahrung, Geschäftskenntnis, — nun, um kurz zu sein, der nächste Beste" — er betonte diese Worte besonders — — „ist eben einer solchen Stellung in meinem Hause nicht gewachsen". —

Rudolf empfand ganz wohl diesen Hieb auf seine Armut, es wallte siedend in ihm auf, aber er bezwang sich nochmal — „Herr Dünkler, probieren sie es dennoch mit mir! Geben Sie dem Sohn einer Wittwe die Möglichkeit, das Leben seiner Mutter besser zu gestalten! Nehmen Sie mich auf Probe". —

Der Chef wehrte mit seiner plumpen Hand in der Luft ab — „thut mir leid, es geht nicht, vielleicht einmal später" — sagte er, nur um den Andern los zu werden und wendete sich ans Pult zu den Herren.

Rudolf sah, daß er entlassen; er wandte sich, — „guten Tag wünsche ich und gute Feiertage!" — darauf kehrten die drei am Pult den Kopf halb nach ihm um, einer lachte leise und der Chef zuckte die Achseln — „Freches Bettelpack", murmelte er zwischen den Zähnen: dann zündete er sich eine Cigarre an, und begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. Fünf Minuten später war Rudolf und sein Ansuchen gänzlich vergessen. —

Der heilige Abend war angebrochen; der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war dick mit grauem Gewölk überzogen und, erst vereinzelt, dann immer dichter stoben und wirbelten weiße Flocken herab. Am niedrigen Fenster des kleinen Stübchens, das Frau Bergmann mit ihrem Sohn bewohnte, seit sie vom Dorf in das Städtchen übergesiedelt war, stand Rudolf. Er drückte den Kopf an die Scheiben; es war ihm heiß und eng, und eine fiebernde Unruhe peinigte sein Gemüt; das kleine Stückchen Straße da außen, die stillen fallenden Flocken, das Alles sah so friedlich, so ruhig aus; doch er, er fühlte keine Christstimmung in sich; es war ihm weh und wund zu Mut. Die erlittene Kränkung, das Fehlschlagen seiner Hoffnung, die Ungewißheit, welche ihn in Bezug auf die Zukunft marterte, das Alles versetzte ihn in eine trübe Ratlosigkeit. Mutter Bergmann hantierte leise im Zimmer herum und sah dabei oft mit feuchtem Blick auf den heißgeliebten, einzigen Sohn; sie war eben fertig, das kleine Tischchen vor dem harten, altmodischen Sofa war weiß überdeckt und außer ein paar blau geblümten Kaffeetassen und der rauchenden Kaffeekanne lagen neben einer der Tassen noch ein paar zierlich umbundene Paketchen. Sie musterte das Alles noch einmal, schob den Teller mit dem Selbstgebackenen etwas auf die Seite, die kleine Lampe mit dem grünen Schirm in die Mitte, dann trat sie zu ihrem Sohn. „Komm Rudolf, komm! laß Dich's nicht übermannen, Enttäuschung gehört zum Alphabet der Lebensschule, sagte oft Dein guter Vater, weißt Du noch? Komm trink eine Tasse warmen Kaffee, setz Dich zu mir, komm Kind und laß uns Weihnacht feiern". —

„O Mutter!" sagte er, doch sie nahm ihn so sanft, wie in Kinderzeiten bei der Hand und führte ihn zum Tische. „Schau", sagte sie, „eine kleine Freude wollte ich Dir doch machen, aber meine Kräfte reichen nicht weit, da hab ich Dir heimlich recht warme Strümpfe aus weicher Wolle gestrickt und auch solche Handschuhe; Du wirst sie brauchen können, wir haben einen strengen Winter".

„Du gutes, liebes Mutterl!“ sagte er, beugte sich hinab zu der schmächtigen Frau und küßte voll kindlicher Herzlichkeit ihre eingefallne Wange, ihre silbergrauen Scheitel; „o wie froh wär' ich heut gewesen, wenn ich Dir hätte sagen können, Mutter jetzt soll's anders werden! Du sollst nimmer sorgen und darben, Du sollst nimmer mit Deinen schwachen Augen für fremde Leute stricken und flicken, Du sollst bessre Kost haben und Dich erholen und die harten Tagen vergessen! Aber er hat mir die Christfreude für Dich nicht vergönnt, der reiche mitleidslose Protz, er hat mich gehöhnt und gekränkt, weil er sah, daß wir arm seien; o, diese Armut, da ist man sogar der Arbeit nicht wert“. —

„Still, still, Rudolf“, mahnte die Mutter sanft; „was geschah denn dem, der heut in Armut und Not zur Welt kam? Haben sie ihn nicht verlacht, verhöhnt, — gekreuzigt? und hat er nicht gebetet „Vater verzeih' ihnen!“ Versuch Du es auch mein Kind, und in Deine Brust zieht jener Friede, den er allen Menschen bringen wollte;“ sie streichelte sanft seine Hand. — Rudolf seufzte tief auf, dann sah er eine Minute still vor sich hin, und heilige, friedvolle Bilder mußten an seinem innern Auge vorüberziehen, denn der Groll wich aus seinen Zügen, und er schaute wieder mit frohem, hellen Auge auf die Mutter.

„Schämen muß ich mich vor Dir, Mutter, Du bist so gut und mutig, schämen muß ich mich, daß ich den Groll gegen den Menschen da in meinem Herzen so forttoben ließ und mit dem Schicksal haderte, als wär ich plötzlich blind geworden gegen Alles, was es mir gab, Dich! Dich, Mutter und meine gesunden Arme, — verzeih, Mutter, es ist schon vorüber, ich will trachten das, was ich erlebt, zu vergessen“. —

„Und“, sagte sie und lehnte sich etwas vorüber, um ihm in das gute Gesicht zu blicken, — „und zu verzeihen, nicht Rudolf?“

„Auch das, nur gehts nicht so leicht; ja was ich sagen wollte, Mutter, Du hast doch nichts dagegen? etwas muß geschehen, um unsere Lage zu ändern, warten und suchen können wir keine Woche mehr länger, und es sehnt mich ganz warhaftig zu schaffen. Also wenn die Feiertage vorüber, werde ich Arbeit annehmen, die nächste beste, die sich bietet; ich bin gesund und kräftig, es giebt jetzt viel Holzarbeit, und jedwede wird mir froh und leicht, wenn ich dabei an Dich denke“. —

Ein liebewarmer Blick traf ihn aus der Mutter Augen, „Arbeit schändet nicht, mein lieber Sohn; jede Art Pflichterfüllung bringt innere Befriedigung mit sich; übrigens kann ja dann auch mit der Zeit wieder Rat zu Besserem werden“, setzte sie tröstend hinzu.

„Und wie wir dann abends so vergnügt beisammen sitzen werden, wenn ich Dir von meinen Erlebnissen erzähle“, fuhr er heiter fort, „daß mir das nicht schon früher einfiel!“

„Der Herr schickt immer den rechten Gedanken zu rechter Zeit“, lächelte die Mutter und schenkte ihm die Tasse nochmal voll.

Von der Straße tönten vereinzelt Stimmen, dann lautere Rufe; Hausthüren wurden zugeschlagen, nach kurzer Pause hörte man Pferde-Getrapp

und dumpfes Wagenrollen, beides gedämpft durch die Schneelage auf der Straße.

„Was ist denn das?" frug Rudolf, „es ist doch noch nicht Zeit zur Mette?"

„Lange noch nicht, es hat vor Kurzem neun geschlagen. Doch erkläre ich mir's leicht, die Leute holen einander zum späteren Kirchgang, und der Wagen mag wohl einen verspäteten Geschäftsreisenden bringen". —

„Nein, Mutter, horch! ich hörte blasen!" Rudolf stand auf, öffnete das Fenster, Hornsignale tönten von da und dort, Menschen einzeln und in Gruppen liefen mit Hast, und nun drang Sturmläuten durch die stille Winterluft. Dann färbte sich die weiße Nebelschicht, wo sich die Straße am Ende des Städtchens erweiterte, gelbrot; ein Flammenstrahl schoß dort empor, umhüllt von einem roten großen Dunstkreis, der seinen Widerschein an den Nachthimmel warf.

„Es brennt, Mutter!"

„Gott im Himmel, wo denn? kannst Du es nicht erkennen?" und Frau Bergmann beugte sich neben ihren Sohn zum Fenster hinaus. Eben rasselten Spritzen, gefolgt von Truppen Männern, vorbei; „wo brennts?" schrie Rudolf hinunter.

„In Dünklers Brauhaus", kam's von einem der Laufenden zurück.

Rudolf schloß das Fenster, und einen Moment sahen sich Mutter und Sohn stumm an. Dann langte Rudolf seinen Hut vom Nagel und knöpfte den Rock fester zu.

„Du gehst hin?" frug Frau Bergmann.

„Ja Mutter, meinen Kopf hat er nicht gewollt, vielleicht kann er meine Arme brauchen", sagte er gutmütig lächelnd. Sie drückte seine Hand warm statt aller Antwort und leuchtete ihm die Treppe hinab.

„Gott schütze Dich, Kind!" rief sie ihm noch nach. — Als Rudolf vor der Brandstätte ankam, hatte das Feuer bereits die Malzvorräte ergriffen, und unzählbare glühende Kerne flogen als Feuerregen durch die Luft. Die Spritzen waren in voller Thätigkeit, aber sie reichten nicht aus; in größter Hast bildeten sich Kordons, in deren Hände die Wasserkübel zum nicht sehr fernen Mühlbach wanderten. Dorthin wandte sich der junge Mann; da er nicht gleich einen Eimer bekam, eilte er dem Bach zu — „Mann her zum Schöpfen!" erscholl es von dort, so geht's zu langsam, einer muß hinein in's Wasser, die Kufen und Eimer füllen, schnell! so geht's zu langsam —" das Sprühen und Prasseln, die Kommandorufe und das Heulen der Sturmglocken übertönten das Weitere. Der Wasserstand war nicht so hoch als gewöhnlich, die Ränder des Baches vereist, und man mußte sich tich tief bücken und überlehnen, um einen Kübel zu füllen. „Keiner da, der hineingeht?" schrie die Stimme nochmal. Die Aeußersten am Kordon drückten zurück gegen ihre Hintermänner, einige verschwanden in der Finsternis ganz, — das Wasser war eisig kalt, keiner mochte sein Leben riskieren. „Das Wohnhaus in Brand!" tönten dumpfe

Rufe, „mehr Wasser!“ scholl ein schrilles Hornsignal herab. Dann ein Krachen des Eises am Uferrand, ein patschendes Geräusch im Wasser und „her, die Kübel!“ rief Rudolfs Simme den Nächsten zu. Die ersten Sekunden wankte er, bis seine Füße Halt gewannen und ein zuckender Schmerz lief durch seinen Körper, als ihm die eisigen Wellen bis an die Brust reichten, daß er glaubte umsinken zu müssen; doch schon hielten zwanzig Hände die leeren Eimer hin, immer schneller bliesen die Signale, immer drohender dröhnten die Sturmglocken; zischend flogen hie und da feurige Garben in's Wasser. In hastender Schnelle, rastlos füllte er die Gefäße, bald fühlte er die Kälte nimmer, und der Schweiß troff von seiner Stirne; keiner erbot sich, ihn abzulösen. Stunde um Stunde verann, seine Arme wurden wie Blei, doch er schöpfte und füllte mit übermenschlicher Anstrengung weiter. Dann nach und nach erstarb das Zucken der Flammen im roten Dunstgewoge, die Sturmglocke schwieg, die Eimer kamen langsamer; der Kordon lichtete sich, löste sich dann ganz auf. Sie eilten Alle davon, das schützende bergende Heim zu gewinnen, es fand Keiner Zeit zu fragen wer es war, der ihnen die Rettungsarbeit durch seine Aufopferung ermöglichte.

Die Ueberanstrengung hatten Rudolf wie in eine Betäubung versetzt; es erfaßte ihn zuletzt wie ein Schwindel beim Hinaufreichen der Gefäße und in diesem Zustand hob er noch den Kübel hinauf, als keine Hand sich mehr danach streckte; so warf er ihn ans Ufer, ergriff ein nahestehendes Weidengebüsch und schwang sich damit selbst hinauf. Die Turmuhr schlug 3 Uhr und die Kälte hatte gegen Morgen hin noch zugenommen; er schritt, so eilig es seine Ermüdung zuließ, seinem Heim zu; doch bei der kurzen Strecke machte der starre Lufthauch seine nassen Kleider steif. Vor dem kleinen Hause angekommen sah er den milden, grünlichen Lichtschein der Lampe noch durch die gefrornen Scheiben dringen. Es ward ihm plötzlich so warm, so wohl und froh um's Herz, als hätte Gott ein großes Glück darein gesenkt. Er sah einen Augenblick in die Nacht hinaus und ein seliges Gefühl übermannte ihn, wie damals in jungen Knabenjahren, wo er in der Christnacht lauschte, um die Engel singen zu hören „Friede den Menschen auf Erden!“

Dann klinkte er leise auf, stieg die kleine hölzerne Treppe hinan und stand gleich darauf vor Frau Bergmann, die freudig und erschreckt zugleich über sein Aussehen von ihrem Stuhle aufsprang.

„Mein Gott, Du hast die ganze Zeit gewacht! Dacht ich mir's doch; aber ich konnte nicht früher kommen, es ging nicht“. —

„Sorge Dich doch nicht darum, liebster Sohn und eile aus dem nassen Zeug zu kommen, dann schnell etwas Warmes und zu Bett“. —

„Sorge Du nicht, Mutterchen, ich denke mir wohl, wie Du Dich geängstigt hast; das Bad im Mühlbach war etwas lang und kalt, aber es ist mir dennoch ganz fröhlich zu Mute, siehst Du, besonders da drinnen!“ und er klopfte auf die Brust.

Die Mutter hatte ihn verstanden; sie sagte nichts, aber ihre Hand

zitterte vor innerer Rührung, als sie ihm aus der nassen Joppe half. Von ihrer zärtlichen Fürsorge umgeben lag er bald im Bett. Die gleichmäßige Wärme umfing ihn wohlig, die Müdigkeit schloß schon halb seine Augen, — „Mutter!" sagte er noch leise. Sie beugte sich zu ihm. „Nun habe ich doch noch ein herrliches Christgeschenk, weißt Du, — die Offenbarung, wie göttlich das Verzeihen ist", und er drückte ihre Hand an seine Lippen.

Sehnsucht.

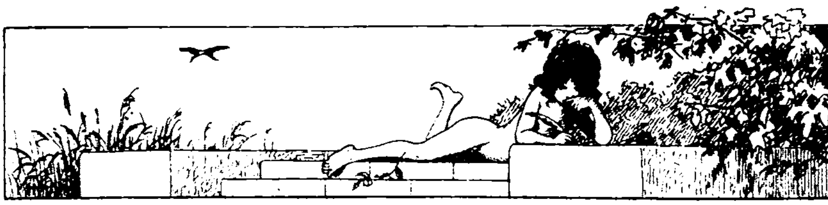
Von

Erwin A. Raimar.

Die Sonne sank. Des Westens flammend Rot
fließt goldigflutend um die dunklen Hügel,
und meine Seele, weltentrückt der Not,
erhebt sich leis und bebt und regt die Flügel.

Und in den Glanz hinschweben, selig-frei,
will über Welten sie in ferne Weiten —
und träumen, träumen und erglühn dabei,
die Gotteslichtflut trinken ew'ge Zeiten.





Ideal-Naturalismus und Philosophie.

Philosophische Zeitschriften und Vorträge.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

Die in der wissenschaftlichen Welt rühmlich bekannte Verlagshandlung von Pfeffer in Leipzig hat sich um die Erhaltung und Förderung der philosophischen Interessen in Deutschland besonders verdient gemacht durch zwei wertvolle Publikationen. Es sind dies: die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik", redigiert von Prof. Falckenberg und die „Sammlung von Vorträgen der philosophischen Gesellschaft zu Berlin".[1])

Die „Zeitschrift für Philosophie" ist in Händen aller Fachphilosophen und bedarf, ihnen gegenüber, keine Empfehlung. Für unsere der Schulphilosophie ferner stehenden Leser aber sei gesagt, daß dieses ehrwürdige Blatt, 1837 vom jüngeren Fichte gegründet, ursprünglich das Organ der theistischen Richtung war und die Aufgabe hatte, den hegelschen Pantheismus zu bekämpfen; unter der jetzigen vortrefflichen Redaktion jedoch hat es seinen exklusiven Charakter abgestreift, sich von jeder vorgefaßten Einseitigkeit befreit, und steht somit, in echt wissenschaftlicher Objektivität, über den Parteien.

Die Vorträge der Berliner philosophischen Gesellschaft, zu deren Mitgliedern hervorragende Denker und Forscher zählen, bieten stets des Bedeutenden und Anregenden viel. Wenn irgendwo in der modernen Philosophie, so ist es noch hier, daß man vom Geiste des reinen Idealismus Hegels angehaucht wird. Dies haben wir wieder empfunden bei der Lektüre der Hefte 21—23 der neuen Folge der Vorträge.

Das Doppelheft 22/23 (1892), dem nahmhaftesten Stifter der Gesellschaft, vielleicht dem einzigen noch übrig gebliebenen Hegelianer reinsten

---

[1]) Zu diesen ist seit einigen Jahren noch eine dritte hinzugekommen: die „Zeitschrift für Naturwissenschaften", herausgegeben von Dr. Lüdecke. (Der Herausgeb.)

Wassers, Prof. Ludwig Michelet, zum 90. Geburtstag „als Festgruß dargereicht“, eröffnet ein schöner Aufsatz von Adolf Lasson über „Realismus und Naturalismus in der Kunst“. Die auch in unserer Zeitschrift vielfach berührte Frage nach der Berechtigung und den Grenzen des ästhetischen Realismus und Naturalismus und seinem Verhältnis zum Idealismus hat Lasson unseres Erachtens im Sinne der großen Künstler aller Zeiten und darum auch endgültig beantwortet.

Augenscheinlich falsch, sagt er, ist die weitverbreitete Auffassung, daß der Realismus und Naturalismus einen schroffen wesentlichen Gegensatz zum Idealismus bilden,[1]) der darin bestehen soll, daß, während jene ihren Gegenstand darstellen, wie er in Wahrheit oder an sich ist, der Idealismus seinen Stoff stets in subjektiver Weise behandle und die Stimmung, die Wahl oder Willkür des Künstlers zum Ausdruck bringe. Vielmehr ist das An-sich (d. h. unwandelbare Beschaffenheit) eines Dinges nirgends zu finden; und wäre es auch gegeben, wer könnte es erkennen, da doch jedes Individuum die Welt anders betrachtet: so viele Köpfe, so viele verschiedene Bilder von der Welt!

Was für eine Wirklichkeit ist es ferner, die der Realismus und Naturalismus uns vorzuführen suchen? Doch nicht die Wirklichkeit im strengsten Sinne des Wortes. Denn dies ist — ganz davon abgesehen, daß es unkünstlerisch wäre — in jeder Hinsicht unmöglich. Die Wirklichkeit ist, wie die Welt selbst, der Inbegriff aller zahllosen Daseinsformen und deren Beziehungen zu einander, und unendlich in Raum und Zeit. Die Kunst kann immer nur einen verschwindend kleinen Teil des großen Ganzen oder der Gesamtheit der Dinge behandeln und muß sich in räumlichen und zeitlichen Grenzen bewegen. Die Wirklichkeit ist Natur; die Kunst vermag nur die Natur nachzuahmen. Niemals erreicht sie mehr als eine „äußerliche, oberflächliche Analogie zu der Erscheinung der Dinge, wie sie uns draußen in der Wirklichkeit begegnen“; und wollte der Künstler mit der Wirklichkeit im strengen Sinne wetteifern, „er würde einfach lächerlich erscheinen in seinem Unvermögen“. Es ist endlich ein Irrtum, alles was in der Wirklichkeit vorkommt, schon deswegen für etwas Wahres, d. h. das Wesen und den Begriff der Erscheinung Offenbarendes auszugeben. Im Gegenteil, „gerade das Meiste geschieht nebenbei und ohne Beziehung zu dem, was eigentlich die Sache selbst ist“. Wirklichkeit und Wahrheit decken sich nicht, oder nur selten, und eine Darstellung des Wirklichen in der Kunst, ohne jede Rücksicht auf die Idee oder den Sinn der darzustellenden Erscheinung, wäre in den meisten Fällen nicht nur völlig interesselos, sondern das gerade Gegenteil von dem, was man als den Zweck des ästhetischen Realismus zu bezeichnen pflegt.[2])

[1]) Lasson vertritt offenbar hier ganz unseren Standpunkt des „Ideal-Naturalismus“, obwohl er diese Zusammensetzung nicht gebraucht. (Der Herausgeber.)

[2]) Ganz recht. Leider aber verkennt die heute herrschende Geschmacksrichtung in der darstellenden „Kunst“ wie in der „Dichtung“ fast durchweg diese Wahrheit und begnügt sich mit dem Studium des Häßlichen. (Der Herausgeber.)

Alle Kunst hat den Beruf, die „innere, sichtbar gewordene Vernunft der Natur weiter zu bilden", und das Vermögen für diese Weiterbildung ist das eigentümliche durch kein anderes zu ersetzende Organ des Künstlers. Eben weil uns die Kunst die Vernunft, die Idee, das Nothwendige, ewig Gültige vorführt, ist sie, was schon Aristoteles ausgesprochen hat, wahrer als die mit Unwesentlichem, Zufälligem stets durchsetzte Wirklichkeit. Je entwickelter jenes specifische Organ des Künstlers ist, um so größer ist der Wahrheitsgehalt, demnach der ästhetische Wert seiner Schöpfung. Immer aber — dieser mag groß oder gering sein — kommt ein Kunstwerk als solches erst dann zustande, wenn die Wirklichkeit durch die subjektive Auffassung des Künstlers hindurchgegangen ist.

Dies gilt von der realistischen und naturalistischen Kunst in demselben Maße, wie von der idealistischen. Aller Realismus, insofern er Kunst ist, ist naturgemäß idealistisch, wie auch aller Idealismus, insofern er nicht umhin kann — selbst in der ausschweifendsten Phantastik — an die reale Welt anzuknüpfen, realistisch ist.

„Wo Kunst ist, da ist beides zugleich, Idealismus und Realismus, und der Realismus sondert sich vom Idealismus nicht dadurch, daß hier vorhanden wäre, was dort nicht vorhanden ist, sondern nur dadurch, daß gewisse Elemente, die in diesem auch vorhanden sind, nur minder entschieden und minder energisch vorhanden sind, in jenem stärker hervortreten, und umgekehrt".

Mit anderen Worten: Idealismus ist der weitere ästhetische Begriff und fällt mit dem der künstlerischen Thätigkeit überhaupt zusammen; Realismus und Naturalismus hingegen sind seine Unterarten (S. 9). Genau genommen also, sollte man von einem Realismus in der Kunst und seiner Berechtigung gar nicht sprechen, da er ein selbstverständlicher und unveräußerlicher Bestandteil in aller Kunst, der „unabtrennbare Genosse alles Idealismus", oder nur „die eine Art des Idealismus" ist (S. 14), die im geschichtlichen Dasein der Kunst freilich oft auf Kosten der anderen, des Idealismus, überhand nimmt, in den Werken der größten Meister jedoch — man nehme nur Goethe oder Wagner als Beispiel — diesem stets das Gleichgewicht hält.

Nicht so einfach läßt sich das Wesen des Naturalismus durchschauen. Der Name selbst, obgleich er ganz treffend gewählt ist, giebt zu Mißdeutungen Anlaß. Er bezeichnet sowohl das Objekt der Kunstthätigkeit als auch die Art der Behandlung oder Darstellung dieses Objekts: Naturalismus ist die natürliche Darstellung der Natur d. h. der Wirklichkeit überhaupt. Wir haben gezeigt, daß eine im strikten Sinne natürliche Wiedergabe wirklicher Dinge eine Unmöglichkeit ist, daß demnach der Naturalismus als Kunst eine Idealisierung der Gegenstände ebenso wenig vermeiden kann wie der Realismus. Denkt man nun bei dem Wort Natur lediglich an die außer uns gegebene Gesamtheit der Dinge, so fällt jeder Unterschied zwischen Realismus und Naturalismus weg und der Eifer, mit welchem die Vertreter der modernen Richtung in der Kunst für den Naturalismus kämpfen, als sei er etwas Neues, wird einfach un-

verständlich und lächerlich. Nicht diese äußere Natur ist es aber, die der Naturalismus in erster Linie meint und in seiner Kunst unmittelbar wiederzugeben sucht, sondern die innere, subjektive Natur des Künstlers selbst, und zwar diese Natur als eine im Gegensatze zu Bildung, Kultur und Verfeinerung stehende „ursprüngliche Mitgabe und Ausstattung".

„Man wird das Wort — Naturalismus — am ehesten umschreiben können als Darstellung nicht der Natur wie sie ist, sondern als Darstellung der Dinge auf Grund der eigenen nicht weiter gebildeten oder geschulten Natur und Anlage des Künstlers. Der Naturalismus ist naturwüchsige, ursprüngliche, unmittelbare Kunstübung, und seinen Gegensatz bildet aller in angelerntem, überkommenem, vermitteltem Wesen beruhende Kunstbetrieb" (S. 22).[1])

Dieser Gegensatz kann unbewußt, wie auch absichtlich sein. Alle Anfänge in der Kunst, alle Werke von Autodidakten sind offenbar naturalistisch. An diesen unbewußten Naturalismus denkt man aber gewiß nicht, wenn man sich für oder wider den Naturalismus erhitzt. Nur dann, wenn diese Kunstrichtung aus einer ausdrücklichen Absicht, aus einer Auflehnung gegen die bestehenden und allgemein geltenden Gattungen der Kunst hervorgeht, kann die Frage aufgeworfen werden, ob und wie weit sie zulässig, erfreulich oder beklagenswert ist. Und hier giebt es nur eine Antwort: dichte und male was und wie du willst, nur sei das, was du dichtest und malst, Kunst. Freilich werden wir hinzufügen müssen: wer immer nur Kamelien-Damen, Marktweiber und Proletarier darstellt, der wird nicht eine Iphigenie machen:

„Wir glauben niemand, daß er Augen hat, das Reine und Edle zu sehen, und Empfänglichkeit besitzt für ideale Bildung, für strenge Form und das vernünftige Gesetz der Gestaltung, solange er vorzieht, seinen Aufenthaltsort zu nehmen im Schmutz und Dunst der Gemeinheit und Orgien der Unzucht zu feiern mit dem Wort, dem Meißel oder dem Pinsel";

— indessen werden wir auch eine solche Kunst nicht verurteilen, ja sie unter Umständen da, wo die Kunst Gefahr läuft, in einem akademischen Formalismus zu verknöchern, als eine gesunde Reaktion freudig begrüßen. Immer aber werden wir von dem Künstler verlangen, daß er — will er seine Schöpfungen als Kunst anerkannt wissen — über der Gemeinheit des Lebens stehe und nicht, wie es heutzutage leider nur zu oft vorkommt, selbst Gefallen und Interesse finde an dem Schmutz und der Verkommenheit, die er uns vorführt. Nicht der Stoff also macht jenen Naturalismus aus, der in der Litteratur der Gegenwart so frech auftritt und den ästhetisch feinfühlenden Menschen tief verletzt, sondern der Sinn und die Absicht, aus denen er in der Regel hervorgeht — der „Proletariersinn"

---

[1]) Sehr richtig; aber eben deshalb kann man dem modernen „Naturalismus" in der sog. Kunst doch seine relative Berechtigung nicht abstreiten. Er verlangt Studium der Natur im Gegensatz zum Schlendrian unrichtiger, naturwidriger Ueberlieferungen. Aber in der großen Masse desjenigen „Naturalismus", den die jüngste „schöne Litteratur" und Malerei vor die Oeffentlichkeit bringt, habe ich wenig oder garnichts Ideales entdecken können. Dieser „Naturalismus" erscheint mir daher überhaupt garnicht als Kunst, sondern nur als Vorstudium. (Der Herausgeber.)

der Schriftsteller selbst, ihre „humorlose, unfreie, traurige, stumpfe Ernsthaftigkeit", welche wohl dazu hinreicht Polizei-Akten und Gerichts-Zeitungsartikel zu verfertigen, aber nie vermag, Werke der „heiteren" Kunst zu schaffen.

Beim Anblick der Produkte dieses modernsten Naturalismus entsteht allerdings die Frage, ob er nicht „als eine neue Art von Erkrankung und Entartung edler Teile aufzufassen ist. Jedenfalls stehen hinter ihm machtvolle Potenzen, deren kulturzerstörende Bedeutung kaum bezweifelt werden kann. Alle Erfahrung aus der gesamten Geschichte der Menschheit lehrt, daß, wo Kunst sein soll, gleichviel ob naturalistische oder irgend welche andere, da ein hoher Glaube sein muß, daß man, um die Freudigkeit zu haben, die Erscheinung der Dinge künstlerisch wiederzugeben, in der Erscheinung den Ausdruck eines Jenseitigen von unvergleichlichem Werte erkennen muß. . . . Die pessimistische Welt- und Lebensanschauung, die die schlechte Wirklichkeit an der unendlichen Vernunft-Anlage und Aufgabe des Menschen mißt, kann sich in ergreifender Weise poetisch aussprechen; aber die Leugnung aller Vernunft und alles Zweckes im Dasein der Welt läßt überhaupt keinen poetischen Ausdruck mehr zu" (S. 35).

Unsere Zeit „dürstet nach Natur und Wahrheit" — auch in der Kunst: insofern ist der Naturalismus als solcher eine berechtigte und notwendige Erscheinung im Kunstleben der Gegenwart. Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, eine neue Kunst sei mit den Mitteln der Physiologie und der Socialwissenschaft zu erschaffen.

„Wie die Stimmung der Zeit ist, werden wir auf die neue Kunst, die da kommen soll, noch eine Zeit lang zu warten haben. Ein wirklicher künstlerischer Naturalismus könnte sie wohl vorbereiten; was wir jetzt am Werke sehen, führt zu keinem Ziel, am wenigsten zu einem künstlerischen. Niemandem soll man es verdenken, wenn er sich inzwischen noch an das Große hält, was gewesen ist, und das was sich jetzt am lautesten vordrängt, für das nimmt, was es ist – eine vorübergehende Manie, eine Modekrankheit von nicht unbedenklichem, aber auch nicht allzugefährlichem Charakter. Dauernde Macht über die Menschen hat nur das Ideal; denn die eigentliche Natur des Menschen ist der Geist".[1])

Wer das nicht einsieht, wem die Idee der geistigen und sittlichen Freiheit fehlt, der ist kein Künstler, trotz aller technischen Virtuosität, die ihm zu Gebote stehen mag. Auch in der Kunst kommt man, wie im Leben nicht weit ohne jenes Credo, welches Schopenhauer als das notwendige aller Gerechten und Guten bezeichnet: Ich glaube an eine Metaphysik!

Dieses Credo schwand immer mehr aus dem Bewußtsein der neueren Generation: daher die real-naturalistischen Verirrung in der Kunst, daher die bornierte Gleichgiltigkeit, ja Abneigung unserer Zeit gegen alles, was nicht die Etiquette „exakte Wissenschaft" trägt, und gegen Philosophie, d. h. Metaphysik überhaupt. Man wecke das schlummernde „metaphysische Bedürfnis", und die Philosophie gelangt wieder zu Ehren, die gehemmte Entwicklung des Idealismus nimmt wieder ihren Lauf, und die Kunst tritt ein in ihre alte Würde als Befreierin der Menschheit aus dem Drangsal des Weltdaseins.

---

[1]) Diese Ueberzeugung ist eine der Grundlagen dessen, was wir „Ideal-Naturalismus" nennen. (Der Herausgeber.)

„Das Streben nach einer idealen Welt zu nähren", ist die Aufgabe, die einerseits die Philosophie selbst, andrerseits die christliche Religion zu erfüllen hat. Ueber diesen Gegenstand, der, wie man sieht, im engsten Zusammenhang mit dem von Lasson behandelten steht, spricht Dr. Wilhelm Paszkowsky in einem kleinen Aufsatz, der ebenfalls zum Besten der ganzen Sammlung gehört: „Wie steht es jetzt mit der Philosophie und was haben wir von ihr zu hoffen?" (S. 62—69).

Wie soll denn die Philosophie es anfangen, das Interesse für sich wieder allgemein lebendig zu machen? Sie soll, antwortet der Verfasser am Schlusse seines Artikels — und das sind beherzigenswerte Worte, wenn man sie nur so versteht, wie sie gemeint sind — „Philosophie der That" werden.

„In seinem Wesen Lebensauffassung und Lebensführung harmonisch vereinigend, muß der Philosoph auf den bunten Markt des Lebens treten, Licht verbreitend hineingehen in die Kreise, die nicht erleuchtet sind von dem Glanze der Wahrheit. Er muß es nicht mehr als seinen einzigen Beruf ansehen, Bücher zu schreiben, oder die Philosophie zum Besitztum weniger Auserwählter machen wollen. Die Philosophie muß Allgemeingut der Menschen werden, sie ausrüsten mit idealem Streben und zugleich mit den Waffen, deren sie bedürfen im Kampfe gegen die Leidenschaften der eigenen Brust. Durchdrungen von dem unerschütterlichen Glauben an eine ideale Weltordnung, getrieben von einer vom Geiste des Christentums getragenen philosophischen Ethik müssen die Philosophen den Glauben an das Wahre, Schöne und Gute pflegen, und damit die Menschheit veredlen. Dann werden sie zwar nicht — wie es ihnen früher geweissagt worden — ihre Könige, wohl aber ihre Wohlthäter werden".

Diesen letzten Gedanken führt Gustav Engel in seinem trefflichen Vortrag „die Philosophie und die sociale Frage" (Heft 21) weiter aus, indem er zeigt, daß die Philosophie d. h. das Wissen allein die Macht besitzt, das sociale Problem zu lösen und somit das Utopien eines Zeitalter allgemeiner Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf friedlichem Wege zu verwirklichen.[1])

„Ich finde", sagt er (S. 18f.) vollkommen richtig, „keinen Grund, warum das philosophische Denken nicht in einer wenn auch fernen Zeit Gesamteigentum der Menschheit werden sollte . . . Mit der Sprache ist die Fähigkeit des Denkens jedem Menschen gegeben und kann in dem Maße, als der die ruhige Logik aufhebende Eigenwille gebrochen und das Wissen gesteigert wird, mit der Zeit geklärt und erweitert werden . . . Wird die Möglichkeit des so angedeuteten Fortschritts zugestanden, so ist ferner einzuräumen, daß für die optimistische Auffassung der Welt (d. h. für die Hegels, dessen Anhänger Engel ist) doch das Abschließende fehlen würde, wenn wir die philosophische Bildung fortdauernd nur als Eigentum einiger Wenigen betrachten sollten; das letzte Ziel des Weltprozesses wäre dann wenigstens nicht so weit erreicht, als es der Möglichkeit nach erreicht werden kann. Endlich legt uns der allmähliche Untergang der positiven Religionen . . . die Pflicht auf, einen Ersatz zu schaffen, da die bloße empirische Auffassung des Daseins die Menschheit mit der Zeit zur Tierheit erniedrigt; hier kann nur die Philosophie rettend eintreten, sei es zunächst auch nur so weit, um wenigstens eine Annäherung der religiösen Vorstellungen an das philosophische

[1]) Mittelbar wäre das möglich, wenn durch viele Leben hindurch jede Individualität allmählich mittels der Erkenntnis dessen, was das rechte Ziel des Strebens ist, dieses letztere dann auch thatsächlich und lenbendig in sich verwirklicht.

(Der Herausgeber.)

Denken herbeizuführen". — „Es ist wahr, daß Wissen nicht unmittelbar Tugend erzeugt, sondern daß auch dem besseren Wissen gegenüber die niederen Begierden und Leidenschaften ihre zerstörende Maulwurfsarbeit zu üben vermögen; aber das Wissen überwindet auch wieder die Leidenschaften, und je häufiger es dieselben überwindet, desto mehr befestigt es sich in seiner Macht. Wenn nur das Wissen uns nicht etwa die Nichtigkeit alles Irdischen, aber doch seine Relativität und den alleinigen Wert der Totalität des menschlichen Daseins lehrt, um so mehr wird es jene Bedingungen hervorrufen, welche die einzige mögliche Grundlage eines Verschwindens der socialen Gegensätze und der durch diese hervorgerufenen Kämpfe sind".[1])

Wir stimmen diesen Worten unbedingt bei; gehen sogar so weit, zu glauben, daß vollkommenes Allgemeingut gewordenes Wissen die Glückseligkeit unmittelbar zur Folge haben würde. Nur fragen wir: vermöge welcher Methode ist zu jenem vollkommenen Wissen, zu der absoluten, „alleinseligmachenden" Philosophie zu gelangen, die ja als die letzte denkbare Synthese aller relativen Wahrheiten offenbar die Voraussetzung ist, unter der allein das „Utopien eines philosophischen Zeitalters" realisiert werden könnte? Wir stehen hier, rücksichtlich der Philosophie, vor derselben Frage, welche die Religiösen und Mystiker der Gegenwart so lebhaft beschäftigt: Wie kommt man zum „einigen" und „geistigen" Christentum, d. h. zu jener wahrhaft „katholischen" Religion, die alle Zweifel und Zwistigkeiten über die Gültigkeit ihrer Sätze von vornherein unmöglich machte? Es ist zu bedauern, daß Engel keinen Fingerzeig zur Lösung dieses Grundproblems gegeben hat. Freilich ist es auch zu viel verlangt von einem Philosophen — eine Antwort auf die wahrscheinlich unbeantwortbare Pilatusfrage.

---

[1]) Philosophie und Tugendstreben werden dies unmittelbar nie bewirken können, sondern nur das Aufblühen selbstloser Liebe in der Seele jedes Einzelnen, und diese ist wiederum nur die Frucht einer Verinnerlichung, deren Wesen nicht Philosophie ist, sondern bewußte oder unbewußte Mystik. (Der Herausgeber.)



Sinnsprüche.

Von

Charles Wuttgerald.

*

Der Knochen.

1.

Ging ein Wandrer später Stunde
über Land durch stille Fluren;
aus den Höfen stürzten Hunde,
folgten kläffend seinen Spuren.

Einen Knochen warf der Wandrer
unter sie. Welch lockend Fressen!
Bald hat der ihn, bald ein andrer!
Und der Wandrer war vergessen.

2.

Die Thoren treiben's oft wie Hunde:
Läßt ihre Jagdlust dir nicht Ruh',
wirf ihnen nur in kritischer Stunde
ablenkend einen Knochen zu.

Nicht zu nahe!

1.

Der Mensch ist dir im Wege,
der übel an dir that?
Du kamst in sein Gehege,
daß er zu nah dir trat.

Wenn dich ein Dorn zerschlitzte,
was soll der große Zorn?
Der Dorn war's nicht, der ritzte,
Du ritztest dich am Dorn.

2.

Ungebühr bei groben Leuten
halte nicht für böse Pläne;
laß geduldig dich bedeuten:
wo man Holz hackt, fliegen Späne!

Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Die Vorgänge in Mailand.

„In erster Linie muß man studieren, in zweiter Linie sehen und erst in dritter Linie soll man urteilen". Das ist der gute Rat, den Dr. Carl du Prel den Lesern seines kurzen ersten Berichtes über seine kürzlichen Erlebnisse in Mailand giebt. Dieser Bericht erschien in der „Bayer. Zeitung" Nr. 35 in München, am 10. November 1892.

Es handelt sich hierbei um mediumistische Sitzungen mit Frau Eusapia Palladino aus Neapel, über die schon wiederholt in unsern Heften Mitteilungen gemacht wurden (u. a. in den Juni- und Juliheften 1892 von Herrn Deinhard). Die jetzt in Mailand geschehenen mediumistischen Vorgänge waren weder ungewöhnlich in ihrer Art noch in ihrer Stärke; wohl aber sind sie als weithin bekannt gewordenes Ereignis ein wichtiger Vorstoß unserer übersinnlichen Weltanschauung im Kampfe gegen den Materialismus, und zwar sind sie dies geworden sowohl durch die Qualität der anwesenden Zeugen, wie auch durch die Umstände, welche den Sitzungen voraufgingen.

Zu ihnen hatte der um unsere Bewegung hoch verdiente russische Staatsrat Alexander Akſákow außer Dr. du Prel auch einige andere Gelehrte eingeladen, unter denen neben dem Pariser Physiologen Charles Richet und dem Turiner Psychiater Cesare Lombroso, der berühmte Mailänder Astronom Giovanni Chiaparelli hervorragt. Außer diesem letzteren haben noch Angelo Brofferio, Professor der Philosophie, Guiseppe Gerosa, Professor der Physik, sowie Ermacora und Finzi, beide Doktoren der Physik, das Protokoll der Sitzungen unterzeichnet, mit welchem sie sich rückhaltlos für die Anerkennung der Echtheit solcher übersinnlichen Thatsachen aussprechen.

Insonderheit ward dieses Protokoll ein Triumph des Spiritismus, weil ein Herr Torelli, der Herausgeber des Corriere della sera, einen Preis von 5000 Frs. für den Fall ausgesetzt hatte, daß Frau Palladino vor einer wissenschaftlichen Kommission, gebildet teils aus Gegnern, teils aus Anhängern der übersinnlichen Weltanschauung, spiritistische Vor-

gänge herbeiführen könnte. In seinem Blatte gab dieser Herr dazu mit Illustrationen seine Ansichten zum besten, wie Frau Palladino die Vorgänge als Kunststücke bewerkstellige. Trotz solcher Warnung aber haben sich jene Gelehrten, nachdem sie einen vollen Monat mit Frau Palladino experimentiert hatten, für die übersinnliche Echtheit der Vorgänge entschieden, und Herr Torelli zieht sich nun mit der Behauptung zurück, exakte Männer der Naturwissenschaft seien zu sehr zerstreut, um richtig beobachten zu können.

Ein vorläufiger Bericht über jene Sitzungen in den „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 516 vom 11. November 1892 ist bereits von vielen deutschen Blättern nachgedruckt worden. Eine authentische Darstellung der Erlebnisse aber läßt Dr. Carl du Prel erst in den Dezember- und Januarheften der „Physischen Studien" erscheinen.

Zur Herabsetzung dieser Experimente wird neuerdings ein Brief Professor Richets durch die Tageszeitungen verbreitet, in dem dieser sich verwahrt, das Protokoll nicht unterzeichnet zu haben. Nach einem Schreiben Richets an Dr. du Prel (Berl. Börs.-Cour. Nr. 624, v. 14. Dez. 1892) ist aber jener durchaus geneigt, die Phänomene für echt zu halten und erklärt diese Untersuchungen für „die interessantesten Dinge, die man auf dieser Erde studieren kann". H. S.

Kurpfuscherei wider Schulmedizin.

Die medizinische Schulwissenschaft, welche sich darauf beschränkt, die Krankheiten der Menschen zu beobachten, aber in materialistischer Verblendung die einzige Naturkraft, welche Krankheiten heilt, die Lebenskraft geflissentlich ignoriert, bringt mehr und mehr das gesunde Volksbewußtsein gegen sich auf. Aus der Nro. 10087 der „Neuen Freien Presse" in Wien vom 22. September 1892, S. 7, entnehmen wir die nachfolgende Schilderung, die noch möglichst zu Gunsten der Schulwissenschaft gehalten ist — wenn auch kaum mit Erfolg.

Am 5. August d. J. erregte die Entdeckung einer im großen betriebenen Kurpfuscherei in Hernals Aufsehen. Eine bei der Frau Eleonore Schafarik vorgenommene behördliche Revision ergab seltsame Resultate. 60 bis 70 Personen drängten sich im Vorhause zur ärztlichen Ordination und harrten, bis an sie die Reihe komme. Frau Schafarik behauptete, durch die „magnetische Kraft ihrer Hände" Blinde sehend, Verwachsene gerade, Kranke gesund machen zu können, und Hunderte glaubten es und strömten zur „Wunderdoktorin", ja sie bestanden heute bei der vor dem Strafrichter Dr. Gerstmann (Hernals) durchgeführten Verhandlung, wo sich Frau Schafarik wegen Kurpfuscherei zu verantworten hatte, darauf, daß ihnen die Wunderdoktorin geholfen hat, obwohl sie alle noch blind, verwachsen oder krank sind wie zuvor. Ein ungewöhnlich zahlreiches Auditorium füllte den Gerichtssaal, viele harrten draußen des Urteils. Als Zeugen wurden etwa 60 Personen vorgeführt, die man gelegentlich der Revision bei der „Ordination" angetroffen hatte. Als Sachverständiger war der Bezirksarzt Dr. Blau beigezogen.

Die Angeklagte hatte ihre Ordination nicht in ihrer Wohnung in Ottakring, sondern im Gasthause ihres Gatten in Hernals erteilt, und zahlreiche Patienten haben

im Gasthause beim Bier gewartet. Die Angeklagte bekennt sich nichtschuldig. Sie giebt nur zu, „mit der in ihr wohnenden magnetischen Kraft“ Patienten behandelt zu haben.

Zeuge Joseph Scher, blind, behauptet, die Angeklagte habe ihm geholfen. — Bezirksarzt Dr. Blau: Aber Sie sind ja noch immer blind! — Zeuge: Ich bitte, ich spüre jetzt das Stechen der Sonnenstrahlen. — Dr. Blau: Da ist Ihnen ja schlechter.

Die Zeugin Katharina Mislovitz, eine Blinde, wurde magnetisiert und erhielt ein magnetisiertes Öl. — Dr. Blau: Die Zeugin ist unheilbar. — Angekl. (prophetisch): In zwei Monaten wird sie sehen. (Bewegung.)

Der Zeuge Franz Bonleiter, ganz erblindet, behauptet steif und fest, ihm sei geholfen worden.

Dr. Blau: Aber Sie sehen ja jetzt auch nichts! — Zeuge: Ich bestehe darauf, Sie hat mir geholfen, ich fühle mich kräftiger. — Zeugin Franziska Frisch ist blind, sie sieht auch heute nichts, behauptet aber, die Angeklagte habe ihr geholfen, denn sie habe „einen Glanz“ in den Augen.

Aufsehen erregten die Angaben des Zeugen Eduard Mohr, Rechnungs-Offizials bei der Statthalterei, der sich brieflich als „Zeuge gegen die Anklage“ gemeldet hat. An einem Auge ist er erblindet, er leidet am grauen Star, bei den Aerzten habe er keine Hilfe gefunden. „Ich kann beschwören“, sagte er, „daß mir die Frau durch Auflegen der Hände meine Sehkraft erhöht hat. Ich habe genau das Zucken des Muskels gespürt“. — Dr. Blau: Gegen eine solche feste subjektive Meinung kann ich allerdings nicht ankämpfen.

Zeugin Frau Hermine Butsche, Beamtensgattin, produziert ein von Dr. Kerschbaumer ausgestelltes Zeugnis, daß sie jetzt besser sehe. Sie behauptet, vollständig blind und von den Aerzten aufgegeben worden zu sein. — Dr. Blau: Diesen Fall kann ich mir allerdings nicht erklären, ich weiß nicht, was Ihnen früher gefehlt hat. — Zeugin: Sie hat mir die Hände aufgelegt, und ich bin eingeschlafen. Wie ich erwacht bin, hab' ich, die früher nichts gesehen hat, die Bilder an der Wand gesehen. — Angeklagte: Sie ist eine Somnambule; ich brauche sie nur zu berühren, und sie gehorcht, was ich befehle.

Zeuge Karl Otto, ein junger Bursche, erzählt, daß er von der Angeklagten durch Magnetisieren von der hinfallenden Krankheit geheilt worden sei. Da tritt aus dem Hintergrunde eine alte Frau an den Gerichtstisch und bittet mit aufgehobenen Händen den Richter: „Ich bitt', Herr kaiserlicher Rat, zu erlauben, daß sie hier einen Versuch mit ihrer wunderthätigen Kraft macht! Es is so! Es is wahr!“ — Die Angeklagte (ruhig lächelnd): „Er ist ein Somnambuler, ich brauch' blos die Hände aufzulegen und er schläft“. — Dr. Blau erklärt, daß epileptische Anfälle zeitweilig auch ganz ausbleiben, das dürfte wohl bei diesem Zeugen der Fall sein. (Unruhe im Publikum.) Alle diese Wunderkuren haben bei den Patienten nicht gewirkt, aber auch nicht geschadet. Die Behauptungen der Zeugen, daß sie gesund geworden, beruhen auf einem Aberglauben. (? Der Herausgeber.)

Die Angeklagte wurde vom Richter freigesprochen, weil sie keine gewerbsmäßige Kurpfuscherei getrieben und weil die Hypnotisierungen nicht identisch seien mit der vom Gesetze verpönten Anwendung von animalischem oder Lebensmagnetismus.

Daß der organische Magnetismus Gesunder auf Kranke kräftigend und belebend wirkt, ist zweifellos. Völlig abgestorbene Sinnesorgane kann er freilich nicht lebendig machen oder ersetzen. **H. S.**

Anregungen und Antworten.

Zur Wiederverkörperung in der neuesten Litteratur.

An den Herausgeber. — . . . Hier noch kurz einige Mitteilungen zu Ihrem litterarischen Aufruf in Bezug auf die Metamorphose und Palingenese der Individualität in den Individuen. Zunächst eine subjektive Aeußerung. Es ist wohl selbstverständlich, daß jede sehr bewußte Persönlichkeit — im Gegensatz zu dem instinktiv vegetierenden Individuum — an die unendliche Kontinuität ihres speziellen Einheitsgrundes in Vergangenheit wie Zukunft glauben muß. Je mehr sich die Persönlichkeit bewußt beobachten lernt, desto gewisser wird sie sich allmählich eingestehen, daß ihre feinsten wesensorganischen Funktionen nicht identisch sein können mit den lebensorganischen, — mit andern Worten: die Persönlichkeit wird sich allmählich als eine Durchgangsstation erkennen, und zwar als Station nicht nur einer, sondern verschiedener Individualitäten. Dies ist nur ein scheinbarer Widerspruch mit dem Inhalt meines ersten Satzes. Zunächst wissen wir schon aus unsrer Einsicht in den mechanischen Apparat der Organismen, daß das organisierende Prinzip des Einzelorganismus nicht dauernd an seine Bestandteile gebunden ist. Keine einzige der Zellen, die heute meinen Körper bilden, ist nach einigen Jahren in diesem meinem Körper noch vorhanden, und dennoch fühlt er sich kraft des ihm innewohnenden Einheitsbewußtseins immer noch als denselben Körper. Aus diesem allgemeinen Wissen in Hinsicht auf den Körper wird für die feiner differenzierte Seele ein persönlicher Glaube. Wie wir selbst ein Organismus sind aus Einzelzellen, deren jede für sich selber wiederum ein Organismus ist, andere Organismen in sich aufnimmt und in andere übergeht, — wie wir vom Ichgefühle dieser Einzelorganismen nichts empfinden und sie nichts von dem unsrigen: so wird auch in der Welt des Bewußtseins die Gesamtheit der bewußten Existenzen einen einzigen großen organischen Vorgang darstellen, der immer mehr zu seiner Selbstentwickelung, d. h. zur Selbstvollendung der ihn bildenden bewußten Existenzen in- und durcheinander, hindrängt. So ergiebt sich das Wesen der Persönlichkeit als eine Individualität, in der verschiedene Individualitäten einer vergangenen Zeit zum Zwecke ihrer gegenseitigen Vollendung sich einheitlich verbinden, ebenso wie diese Individualität selbst wieder in einer künftigen Persönlichkeit nach und neben andern Individualitäten ihre höchste Bethätigung entfalten wird, und so fort[1]), — welcher Vorgang von dem Bewußtseinsorganismus der ganzen Welt immer selbstbewußter als eine ewige Gegenwart empfunden wird, in der die zeitlichen Existenzen gewissermaßen einen transscendentalen Stoffwechsel darstellen.[2]) Seine logische Stütze erhält dieser Glaube u. A. auch noch durch die Forschungsergebnisse der neueren französischen Psychophysiologen (Ribot, Binet u. s. w.) über die sog. Neben- und Unterbewußtseins-Erscheinungen,[3]) die ich nach dem

[1]) Diese Anschauung Dr. Richard Dehmel's hat sehr nahe Verwandtschaft mit der kabbalistischen Lehre des Ibbur, zum Unterschiede von der eigentlichen Wiederverkörperung, welche die Kabbala Gilgul nennt. (Der Herausgeber).

[2]) Dies ist die geistige Persönlichkeit unseres Planeten, deren Gehirn gleichsam die Menschheit bildet, die über uns stehende Individualitätsstufe. (Der Herausgeber).

[3]) Diese Erscheinungen sind doch wohl, was Goethe allgemeinverständlich ausdrückt als: „Zwei Seelen wohnen auch in meiner Brust". (Der Herausgeber).

Gesagten lieber als palingenetische Funktionen unfertiger Präexistenzen auffassen möchte.

Jener überbewußte Samenstrom der Individualitäten findet nun in allen sehr bewußten Persönlichkeiten seinen unwillkürlich zeugenden Ausdruck, je nach ihrer Glaubenskraft und dem Maße ihrer Fähigkeit zur Selbstentäußerung mehr oder minder suggestiv für Andere. Diese Suggestionen schaffen dann die Konstellationen der beseelenden Fortpflanzungskräfte, aus der die neue Persönlichkeit erwächst, in welcher jene früheren als Individualitäten sich ihrer instinktiven Unzulänglichkeit durch Bildung einer neuen Individualität entkleiden und so allmählich aus dem suggestiven Glauben Einzelner ein organisches Wissen Aller erzeugen. Zu dieser Deutung möchte ich z. B. Ihre eigene und Herrn Dr. von Koeber's Auslegung des dunklen Goethe'schen Gedichtes „Selige Sehnsucht" zusammenfassen. Goethe selber war in dieser Hinsicht eben noch zu sehr von seinen sinnlichen Instinkten eingeklammert, als daß er zur klaren Empfängnis der Bewußtseinsvorgänge in der Begattung und demgemäß zu ihrer klar lebendigen Ausgestaltung hätte kommen können. So flattert in diesem Gedicht die „Sehnsucht" des zeugenden Bewußtseins nur wie ein ungewisser Schein durch das Dunkel der trieblichen „Seligkeit".

Um wieviel wissensseliger äußert sich z. B. schon bei Nietzsche die Vorstellung von der Palingenesie. Sie werden die als Wahnsinnsäußerung verschrieenen „Sieben Siegel" am Schlusse seines dritten Bandes „Zarathustra" wohl kennen — mit ihrem jauchzend immer wiederkehrenden Freudenschrei:

„Oh wie sollte ich nicht brünstig sein
nach der Ewigkeit
und dem hochzeitlichen Ring der Ringe,
dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib,
von dem ich Kinder mochte,
es sei denn dies Weib, das ich liebe,
denn ich liebe dich,
denn ich liebe dich, o Ewigkeit!"

Die ethische Folgerung liegt nahe und — nebenbei bemerkt — durchaus nicht „jenseits von Gut und Böse". Es ist wiederum eine jener instinktiven Unzulänglichkeiten, daß dieser große lyrische Psychologe sein intuitives Künstlergenie bis zur Zerrüttung in systematischer Denkerei zerquälen mußte, wofür sich erst ganz winzige Anlagen in ihm regten. So rang er denn schwankend hin und her zwischen platonischer Begriffsvergötterung von überspanntester Dehnbarkeit und encyklopädistischem Materialismus von oberflächlichster Greifbarkeit, und so denn auch seine ethischen Widersprüche und Paradoxien, die bald wie wundervolle hohe Bäume das reife Auge in ein goldnes Firmament der Zukunft leiten, bald wie boshafte Leimruten eines barbarischen Tierfängers unter diesen hohen Bäumen für die Gimpel hängen. Ich meine, da alles Ethische auf die Verbindlichkeit hinausläuft, die sich für den Einzelorganismus aus dem Gefühl seiner natürlichen Verbundenheit in einen Kollektivorganismus ergiebt, so muß der Glaube des Palingeneten — schon um dessen eignes Lustbedürfnis zu befriedigen — seinen Bekenner ohne Weiteres dahin führen, durch möglichste Ergründung und Bethätigung seiner feinsten, differenziertesten Vorzüge das Feld für die Aufnahme und Vollendung immer andrer Individualitäten in sich frei zu machen, also — wie ich das in meinem Aufsatz „Einsiedler und Genosse" (s. das August-Heft v. J.) an einem embryonischen Charakter à la Lavater prinzipiell entwickelt habe — durch eine unablässige Metamorphose seiner Persönlichkeit die Vollendung seiner eigenen Individualität in der künftigen Palingenesie zu erleichtern und somit auch schon gegenwärtig ein möglichst zweckentwickelndes, lustschaffendes Teilchen im großen Ganzen zu werden.

Nun aber endlich zur eigentlichen Beantwortung Ihres litterarischen Aufrufs. Man kann getrost behaupten, daß alle moderne Dichtung, soweit sie die sinnlichen Eindrücke in die Tiefe zu verfolgen sucht, auch mehr oder weniger bewußt die Ausgestaltung jenes Entwickelungsglaubens verfolgt. Wie schon angedeutet, gipfelt Nietzsche's ganzer „Zarathustra" in der prophetisch inbrünstigen Umfassung dieses Glaubens. Sein „Uebermensch" ist ja nichts als die persönlich differenzierte Idealgestalt, in der er sich von Neuem verkörpert sehen möchte. Es bleibt in diesem ganzen Buch für mein Gefühl nur ein gewisser roher Rest eines vorspinozistischen Seelenwanderglaubens bedauerlich, der immerfort in Widerspruch gerät mit der absoluten Verherrlichung der persönlichen Existenz, als ob diese auch nur für die Dauer ihres Lebens etwas Unverwandelbares, jemals in sich Fertiges wäre, — und erst recht in Widerspruch mit dem von Nietzsche selbst, trotz alles Spottes gegen „Hinterwelten", bekannten Glauben an die Sonnenmacht des metamorphierenden Ueberwillens.

Ferner nähren alle ahasverischen Gedichte unseres Jahrhunderts — wie ja schon die Sage selbst einen ahnungsvollen Keim davon enthält — die Begreifung jenes Einheitsgrundes der persönlichen Bewußtseinsentwickelung. Eine ganz eigentümliche Auffassung dieses mysterischen Völkermärchens finden Sie bei Julius Hart in den Gedichten „Der Ahasver der Liebe" und „Der tote Pharao" aus seiner Sammlung „Homo sum". Auch glaube ich, daß in seines Bruders Heinrich großem Epos „Das Lied der Menschheit" der palingenetische Glaube die Grundidee des letzten Buches „Das Gesicht der sieben Flammen" bilden und dem ganzen Epos sein organisierendes Gehirn aufsetzen wird. Ein palingenetisches Gedicht ist ferner Liliencron's wunderbare Vision „Auf dem Aldebaran" in seiner Sammlung „Der Haidegänger", freilich im Sinne einer entwicklungslosen Praedestinatio in aeternum, aber um so bemerkenswerter, als die palingenetische Idee dem Dichter offenbar ohne bewußten Willen, rein aus der übersinnlichen Erlebung seines sinnlichen Stoffes, in das Gedicht hineingewachsen ist.

Vielleicht werden Sie auch, wenn Sie sich an Ola Hansson wenden wollen, in dessen Dichtungen Spuren dieser vergeistigten Weltanschauung finden, obgleich er sich fast überall für meinen Geschmack zu sehr ins psychophysisch-anatomische zerfasert.

Strindberg's erzählende Dichtungen kenne ich leider zu wenig, doch würde ich mich wundern, wenn dieser weiteste und reichste Denker unter den modernen Dichtern nicht gleichfalls irgendwo in dies Problem geleuchtet haben sollte.

Für die Metamorphose der zeitlichen Persönlichkeit dürfte aber -- abgesehn vielleicht von Goethe und Nietzsche — der noch lebende französische Lyriker Paul Verlaine das sonderbarste Beispiel bieten. Leider zwar ist dies Genie von traumhafter Empfindsamkeit intellektuell nicht groß genug veranlagt, um sich über die subjektive Sinnlichkeit seiner jedesmaligen Stimmungsperiode zur Darstellung eines umfassenden Entwicklungsglaubens erheben zu können. Aber eben was die Darstellung der metamorphischen Zustände seiner Persönlichkeit betrifft, hat kaum je ein andrer Künstler — selbst Goethe nicht — die in ihm wechselnden Prä-Individualitäten so scharf markant und different zu entäußern vermocht, wie dieser. Es ist traurig, doch erklärlich, daß er trotz seines ziemlich vorgerückten Alters von seiner Mitzeit kaum gekannt ist.

Ich erlaube mir, Ihnen einige Uebertragungen aus seinen Poesieen beizulegen; sie scheinen mir zum Abdruck in der „Sphinx" um so geeigneter, als eine andere Zeitschrift sie kaum annehmen dürfte. Das Lied von der „Wiedergeburt" halte ich für die überhaupt schönstmögliche Darstellung der ethischen Metamorphose; es stammt, ebenso wie der Sonettencyclus „Zu Gott" aus seiner vorletzten (religiösen) Periode, und ich will auch nicht versäumen, Ihr Augenmerk darauf zu richten, daß eine Analyse dieser dichterischen Persönlichkeit demnächst aus der Feder eines allerfeinst begabten jungen Psychologen, Stanislaus Przybyszewski, in seiner Schriftenserie „Zur Psychologie des Individuums" (Berlin bei Fontane) erscheinen wird. Meine Uebertragungen — damit Sie für vielleicht erfolgende Einwürfe kurzsichtiger Leser im Voraus Bescheid

wissen — mußten stellenweis sehr „frei“ ausfallen, weil nur so die tiefe klangsymbolische Instrumentierung und rhythmische Plastik des Originals im Deutschen wiederzugeben war.

Zum Schlusse sei mir noch erlaubt, auf mein eigenes Buch „Erlösungen“ hinzuweisen, das sich ganz und gar aus meinem wachsenden Vorstellungsglauben an die metamorphische Palingenese der Individualitäten herausentwickelt hat, was freilich vor der Hand wohl nur von Wenigen nachempfunden werden wird. Da Sie Seitenzahlen wissen wollen, notiere ich Seite 111, 114 bis 118 und 120/121 als den unumwundenen Ausdruck dieser Weltanschauung. Desgleichen gipfelt „Jesus in Gethsemane“ (S. 177) und in höherer Begreifung der Hymnus „Bismarck“ (S. 207 ff.) auf die Palingenesie hinaus, wie nicht minder der „befreite Prometheus“ (S. 161—166) seine Wesensvollendung in Jesus ahnen läßt und die von Ihnen veröffentlichte Vision „Jesus der Künstler“ seine Zukunftswiederkehr vor Augen stellen will. Den Eingeweihten wird ja schon die „Seelen“-Widmung des Buches mit dem strahlenden Stern und meine Endesunterschrift „Dein Phönix“ auf den letzten Sinn der „Erlösungen“ führen, während ich natürlich von Banausen allerhand Witzeleien darüber einstecken mußte. Selbstverständlich waren auch die Empfindungen darzustellen, die aus einer solchen Weltanschauung die Beziehungen der zeitlichen Persönlichkeit zu anderen der selben Zeit vertiefen und verfeinern, zumal im geschlechtlichen Leben. Das fließt natürlich durch das ganze Buch hin, kommt aber auf Seite 91—94, 132/133 und 210 als volle Welle zum Vorschein. Mein nächstes Buch „Aber die Liebe“ soll dieser gegenseitigen Entwickelung zur Selbst-Erfüllung und -Entäußerung noch in dunklere Tiefen nachgehn.

Berlin, 22. Sept. 1892. **Richard Dehmel.**

Der Pfadfinder.

Das Mitgefühl mit Leid und Tod.

An den Herausgeber. — Die einleitende Skizze des Dezemberheftes scheint mir sehr sympathisch gezeichnet; indessen möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß ein sentimentales Mitgefühl mit dem Sterben in der Natur wohl unberechtigt, ja sogar wohl unnatürlich ist. – Das Sterben ist kein Nachteil, sondern immer nur die Eröffnung neuer Entwickelungsgelegenheiten für die „sterbende“ Einzelwesenheit. Vor allem aber empfinden die Tiere den „Tod“ durchaus nicht als etwas Schreckliches, — abgesehen natürlich von den Schmerzen eines etwaigen Leidens, an dem sie sterben; und nur die Einbildungskraft des Menschen trägt künstlich seine eigene Schreckens-Vorstellung in die Empfindung der Tierwelt hinein. Also, wohl mit dem Leiden der Wesen in der Welt sollte man Mitgefühl hegen, nicht aber mit ihrem Tode.

H. F.

Konflikt der Pflichten.

An den Herausgeber. — Die im Novemberhefte S. 87 abgedruckte Einsendung veranlaßt mich, meinen Standpunkt nochmals zu verteidigen.

Den Vorwurf, den Bestand des Rechtsstaats für wichtiger als die Naturgesetze zu halten, muß ich als unbegründet zurückweisen; denn das Naturgesetz fordert keineswegs, daß jedes Wesen seinen Hunger stille, sondern nur, daß es bei mangelnder Nahrung Hunger fühle und schließlich darüber zu Grunde gehe.

Herr M. K. wird wohl zugeben, daß ohne eine Rechtsordnung ein Fortschreiten der Menschheit auf dem Wege der Kultur und Sittlichkeit vollständig unmöglich wäre. Wer daher die Vervollkommnung der Menschheit und damit der einzelnen Menschen als Endzweck ansieht, der kann das Opfer des Wohles, ja des Lebens einer Anzahl

Individuen zu Gunsten jenes Zweckes zwar schmerzlich, aber sicher nicht unberechtigt finden. Uebrigens verlangte ich in dem betr. Falle nicht die Opferung des Lebens, sondern nur die Bestrafung jenes Knaben.

Auf die Frage, was ich wohl in dem angeführten Beispiele vom „ungeratenen Bruder" thun würde, bekenne ich mich ganz zur Ansicht des Herausgebers; nur glaube ich, daß auch in diesem Falle das Hartmann'sche Moralprinzip sehr wohl anwendbar ist.

Im Interesse des Staats, der Gemeinde &c. liegt es doch offenbar mehr, daß eine ehrenhafte Familie gedeihe und so ihre Pflichten gegen die Gesamtheit erfüllen könne, als daß ein unverbesserlicher Mensch auf Kosten jener weiter vegetiere und sie schließlich ruiniere.

In dem Bescheide, welchen der Herausgeber in dieser Angelegenheit giebt, bezeichnet er das Gewissen als den sicheren Leitstern für alle unsere Handlungen.

Dies ist ein Punkt, über welchen mir eine Belehrung sehr erwünscht wäre, worüber ich aber vorläufig noch anderer Ansicht bin.

Was versteht man eigentlich unter Gewissen?

Die Grundlage desselben bilden wohl die moralischen Triebe (Instinkte), welche nicht allein dem natürlichen Menschen, sondern einige davon sogar schon vielen Tieren (als Mutterliebe, Mitleid, Dankbarkeit, Treue &c.) innewohnen und welche unzweifelhaft der transscendentalen Region entstammen, sei es aus dem transscendentalen Subjekt (du Prel), sei es direkt aus dem all-einen Weltwesen (v. Hartmann).

Diese durch die Schicksale und Erfahrungen in eigenen früheren Lebensläufen (wie durch diejenigen der Vorfahren) individuell modifizierten moralischen Triebe bilden als Charakteranlage das angeborene Gewissen, welches durch Erziehung weiter ausgebildet wird und dessen Stimme sich erhebt, sobald unser gegenwärtiger Intellekt sich gegen seine Gebote auflehnt.

Soweit nun Grund und Zweck der sittlichen Triebfedern für den Intellekt unbewußt bleiben, erscheint ihm das Gewissen als fremde Autorität; und wie lange andrerseits der Mensch in dem naiven Glauben befangen ist, daß die Ziele der sittlichen Triebe zur Erreichung egoistischer Glückseligkeit dienen, solange giebt es für ihn keinen Zwiespalt zwischen Gewissen und persönlichem Interesse. Treten jedoch mit fortschreitender Kultur die selbstlosen Ziele der moralischen Instinkte mehr und mehr ins Bewußtsein, so wird der Mensch auch anfangen, die Triebe auf ihren Ursprung und ihre Berechtigung hin zu prüfen.

Der Intellekt gewinnt nun das Uebergewicht über den Instinkt. Erkennt ersterer als Norm seines Verhaltens den Egoismus an, so wird er versuchen, die sittlichen Triebe zurückzudrängen, wo sie ihm im Wege sind und auf diese Weise das Gewissen einschläfern und schwächen; geht ihm dagegen die Einsicht auf, daß das wahre Heil des Menschen darin liegt, diejenigen Zwecke mit Bewußtsein zu den seinigen zu machen, zu deren Verfolgung er durch die moralischen Instinkte bisher unbewußt getrieben wurde, so wird er diese Zwecke und vor allem den Endzweck immer klarer herauszustellen suchen und damit sein Gewissen schärfen.

Gewissen ist also nur ein anderer Ausdruck für das sittliche Bewußtsein eines Menschen auf der von ihm bis dahin erreichten Entwicklungsstufe. Es ist mithin einer beständigen Veränderung unterworfen. Wohl kann es mich darüber beruhigen, daß ich zur Zeit der Ausführung einer That dieselbe für sittlich gehalten habe und wird mich, wenn ich seiner Stimme folge, zwar vor einem Rückfalle auf eine niedrigere sittliche Stufe bewahren, nicht aber kann es mir zur Hebung des sittlichen Bewußtseins oder als Leitstern zur Lösung von Pflichten-Kollisionen dienen, da die Schwierigkeit, welche mir die Lösung macht, gerade ein Beweis ist, daß mein gegenwärtiges Gewissen dieser Aufgabe nicht gewachsen ist.

Wenn es ferner als Aufgabe der Menschheit angesehen wird, das sittliche Bewußsein (also das Gewissen) immer höher zu entwickeln, so kann der Leitstern dazu nicht das stets mehr oder weniger einseitig ausgebildete Gewissen selbst sein, sondern

ein allgemein gültiges Moralprinzip, welches alle möglichen moralischen Triebe einschließt und deren gemeinschaftlichen Gipfelpunkt darstellt, gleichzeitig aber auf die objektiven Moralprinzipien als die Ziele jener hinweist.

Diese Bedingungen erfüllt nun, meiner Meinung nach, das Hartmann'sche Moralprinzip des Zweckes mit seinem Ziele der Verwirklichung der Sittlichen Weltordnung.

Görlitz, den 20. November 1892. **Gustav Schultze.**

Das Wort „Gewissen" brauche ich für den Begriff jedes sich irgendwie Geltendmachens des göttlichen Wesenskernes im Menschen. Der Inhalt, die Bewußtseinsform des „Gewissens", wechselt mit der Höhe der Entwicklungsstufe jeder Individualität. Gewiß aber ist es stets ebenderselbe Gottesfunke im Menschen, der ihn immer weiter aufwärts streben macht. Gang und Ziel dieser mikrokosmischen Entwicklung stehen makrokosmisch fest. Platon nannte diese, deren Verwirklichung der Zweck der Weltordnung ist, die „Ideen". **H. S.**

Psychometrie.

An den Herausgeber. — Anläßlich der Anfrage des Herrn **J. v. L.** im Oktoberhefte 1892 (S. 376) teile ich Ihnen mit, daß der Herr in Dresden der bekannte Magnetiseur Gössel ist. Derselbe wohnt in der Lüttichaustr. 8, Dresden Altstadt. Eine Diagnose, die er nach einem eingesandten Strumpf, Leibchen oder dergl. stellt, kostet 10 bis 15 Mark. Seine Diagnosen sind im Allgemeinen richtig, wie ich mich aus mehreren Fällen zu überzeugen Gelegenheit hatte. Dagegen fehlt Herrn Gössel offenbar die ärztliche Vorbildung. Er scheint aber eine bedeutende, magnetische Heilkraft zu besitzen; denn er hat erstaunliche Erfolge durch seine direkte Behandlung aufzuweisen.

Ich erbiete mich dem Herr **J. v. L.** ohne jede Vergütung Rat zu erteilen. Vielleicht finde ich auch die passenden homöopathischen Mittel.

Hochachtungsvoll

Stuttgart, **August Zöpperitz.**
Kernerstraße 51. Sekretair der Hahnemannia.

* * *

Der gleiche Hinweis auf Herrn Gössel ist uns noch von mehreren andern Seiten zugegangen, und wir sagen allen diesen hülfsbereiten Lesern unsern Dank. — Zu gleichen Leistungen wie Herr Gössel haben ferner sich erboten: die Magnetiseure Theodor Diesel in München, Herzog Wilhelmstr. 29 I, und J. van der Velde in Harlem. — Auch von anderer Seite wird bei dieser Gelegenheit noch auf die Wirksamkeit der Homöopathie hingewiesen und für deren Anwendung der Rat des Dr. med. Paul Lutze in Köthen (Anhalt) empfohlen. Als hervorragend tüchtiger Homöopath ist uns auch der praktische Arzt Emil Schlegel in Tübingen bekannt, der Herausgeber des „Wegweiser zur Gesundheit". **H. S.**



Bemerkungen und Besprechungen.

Das Lied von der Gottheit.

Bhagavad Gita.

Mit großer Freude sehen wir Dr. Franz Hartmann's Uebersetzung der „Bhagavad-Gita" vor uns liegen.[1]) Was dieses „hohe Lied der Erlösung und Vollendung (des Aufgehens in die Gottheit)" ist und bedeutet, wird unseren Lesern schon bekannt sein. Mit Recht gilt es seit dem Bekanntwerden der Geistesschätze Indiens in Europa am Anfange unseres Jahrhunderts als der schönste, tiefinnerste Ausdruck der mystisch-religiösen Begeisterung der alt-indischen Philosophie; als solche ward die Bhagavad-Gita allgemein in Indien von jeher geschätzt, und wird als solche stets geschätzt werden, in immer steigendem Maße je mehr auch in der neueren Kultur der höhere Sinn erwacht für die Vertiefung in den Gotteskern im Menschen und für die Aufgabe der Entwicklung der Göttlichkeit in ihm.

In deutscher Sprache haben bisher schon ein halbes Dutzend Uebersetzungen dieser heiligen Dichtung vorgelegen; aber fast alle derselben leiden daran, daß die Uebersetzer sich vergeblich abgemüht haben, den Sinn und Geist der Sanskrit-Verse des Originals in gleichen oder ähnlichen Versbau hineinzuzwängen, was bei der viel umständlicheren deutschen Ausdrucksweise gegenüber den knappen Sanskritformen ganz unmöglich glücken konnte. Ferner hatten fast alle, außer etwa Schlegel und Borberger, ein mehr kultur- und litterargeschichtliches Interesse oder gar nur philologische Sympathien für dies Meisterwerk der Mystik. Dr. Hartmann aber bindet sich in seiner Uebersetzung an gar keine Form, sondern giebt jeden einzelnen Vers für sich dem Gedanken-Inhalt nach in Prosa wieder; dabei leitet ihn ausschließlich ein begeistertes Eindringen in den wahren tiefen Sinn der Verse. Diesen möglichst klar und richtig wiederzugeben, ist sein ganzes Streben. Hierbei kommt es, wie ganz richtig in der Vorrede bemerkt wird, darauf an, zu erkennen, daß sehr viele, wenn nicht alle Sätze einen Sinn auf ganz verschiedenen Ebenen der Erkenntnis haben. Hartmann strebt, den tiefsinneren zum Ausdruck zu bringen.

„Wer nicht bloß den Buchstaben und die äußere Form, sondern den wahren Geist, den die Bhagavad-Gita atmet, kennen lernen will, der muß dieselbe nicht beim Irrlichte des verkehrten äußeren Wissens, noch bei der rauchigen Lampe der theologischen Spekulation, sondern im Sonnenlichte des göttlichen Geistes lesen; mit andern Worten: Er muß jene klare Auffassung haben, zu deren Erlangung gerade die Bhagavad-Gita selbst am besten den Weg weist".

Ganz besonders wertvoll sind bei dieser Ausgabe auch die in den Anmerkungen gegebenen Parallel-Stellen aus deutschen Mystikern (Eckhard, Böhme, Angel. Silesius &c.).

H. S.

Der Buddhistische Katechismus

von Subhadra Bhikshu, welcher sich bereits in allen Ländern Europas in guten Uebersetzungen eingebürgert hat, ist zu unserer Freude jetzt in dritter Auflage erschienen.[2])

[1]) Die Bhagavad Gita. Das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein. In verständlicher Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten korrespondierenden Citaten hervorragender deutscher Mystiker versehen von Dr. Franz Hartmann. Preis Mk. 1,50.

[2]) Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhadra Bhikshu, III. Aufl. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1892. Preis 1 Mark.

Dieses kleine Buch ist schon so allgemein bekannt, und auch so oft in unsern Heften empfohlen worden, daß es hier nicht vieler Worte mehr bedarf. Es stellt den Geist der Buddhalehre, wie sie in Ceylon und Indien in einfachster Form erhalten ist, in der für Europäer am besten verständlichen Weise dar.

Die jetzt vorliegende Auflage hat vor den früheren den Vorzug einer noch besseren, reineren Durcharbeitung in dem praktischen Sinne des „südlichen Buddhismus". Vor allem aber sind die zahlreichen Erläuterungen und Ausführungen, welche in Anmerkungen am Fuße der Seiten hinzugefügt sind, überaus wertvoll. Möge dieses ernste, tiefe Büchlein weiter sich den Weg lawinenartig durch die Welt hin bahnen!

H. S.

Brunos Vom Unendlichen und von den Welten.

Schon vor zwei Jahren ward in der Sphinx dies Werk angekündigt, dessen Herausgabe sich aber wider Erwarten verzögerte; es ist nun endlich im Verlage von H. Lüstenöder in Berlin erschienen,[1]) eine schöne Weihnachtsgabe für alle Anhänger des Ideal-Naturalismus.

Der Uebersetzer bezeichnet es mit Recht als das wissenschaftliche Hauptwerk des Nolaners. In demselben sind die wissenschaftlichen Wurzeln der Weltanschauung bloßgelegt, welche diejenige des 20. Jahrhunderts zu heißen verdient. Obwohl das Werk echt wissenschaftlich ist, ist es gleichwohl ein mystisches. Denn nur Mystik konnte im letzten Grunde einen Mann wie Bruno befähigen, in dem Maße die gesamte wissenschaftliche Kosmologie zu anticipieren, wie es hier zu Tage tritt. Die Sonnen-Natur der Fixsterne, die Unendlichkeit des Universums, die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Weltkörper und ihrer Bewohner, also die Kant-, Laplace-, Darwin-, Häckelschen Lehrer haben hier ihre aprioristische Deduktion.

Der Uebersetzer hat nicht verfehlt, durch zahlreiche Anmerkungen, die dem heutigen empirischen Sozial-Wissen entsprechen, die Intuitionen des großen Philosophen in eine zeitgemäße Beleuchtung zu bringen. Außerdem bereitet ein gedrängtes und gedankenreiches Vorwort den Leser zum vollen Verständnis einer Natur-Philosophie vor, die den Nolaner selbst begeistert hat, sein eigenes Resümé über seine wissenschaftlichen, in heißem polemischen Ringen mit dem Scholastizismus und Aristotelismus erkämpften Errungenschaften mit folgenden Versen zu beschließen, die in der Stimmung jedes theosophischen Mystikers ein Echo finden werden:

> Mein einsam Wandeln nach den Himmelsthoren,
> dahin sich die Gedanken Dir erheben,
> führt zum Unendlichen; es hat das Leben
> des Wissens Kunst zu gleicher Höh' erkoren.
>
> Ermanne Dich, so wirst Du neugeboren,
> und Deiner Seele freud'ge Schwingen streben
> an's Ziel, zu dem das Schicksal Dir gegeben
> die Kraft des Flugs, zu dem ich Dich beschworen.
>
> Ich will, Du sollst ein sel'ges Land erkennen.
> Dorthin Dich zu geleiten, ist erlesen
> ein Führer, den blind nur die Blinden nennen.
>
> Der Himmel schirme Dich und gnädig sei'n
> Dir uns'rer Gottheit alllebend'ge Wesen;
> doch blicke nicht auf mich, bist Du nicht mein!

K. L.

---

[1]) Giordano Bruno, „Vom Unendlichen, dem All und den Welten", übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Ludwig Kuhlenbeck.

Ueber die Freuden des Lebens

hat der weitbekannte und weltberühmte englische Gelehrte und Parlamentarier Sir John Lubbock seinerzeit in England ein Buch erscheinen lassen, das dort in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet wurde und seinen Namen in alle Volkskreise trug. Eine deutsche Uebersetzung dieses beachtenswerten Werkes ist kürzlich in 3. Auflage erschienen*) und ermöglicht auch unsern Lesern Stunden fesselnder Lektüre und geistigen Genusses. Ein Optimist im guten Sinne des Wortes, obwohl nicht eigentlich ein Vertreter der übersinnlichen Weltanschauung, plaudert der Verfasser in leichter formweicher Sprache über die wichtigsten Brennpunkte unseres Lebens, so über Pflichten, Freundschaft, Wert der Zeit, Wissenschaft, Erziehung, Gesundheit, Liebe, Reichtum, Ehrgeiz, Arbeit, Kunst, Liebe und Religion. Er zieht durch seine heitere Lebensweisheit den Leser unmittelbar in seinen Bann und weiß seine eigenen Gedanken mit den Aussprüchen großer Dichter und Denker aller Zeiten wohlthuend und wirkungsvoll zu schmücken. „Heiter und froh zu sein, erfordert manchmal eine Anstrengung; es ist eine gewisse Kunst, sich glücklich zu erhalten; und in dieser wie in anderen Hinsichten ist es nötig, daß wir über uns selbst wachen und uns beaufsichtigen, fast als wenn wir jemand anders wären". So zeigt sich das Buch als ein liebenswürdiger Lebensführer voll ethischen Gehaltes, der geeignet ist, viele an die Freuden des Lebens glauben zu machen, denn „manche unsrer Leiden sind in der That Uebel, aber nicht wirkliche; andere hingegen sind wirkliche, aber keine Uebel" sagt der Verfasser. Und noch einen Ausspruch über die Liebe möchten wir uns nicht versagen anzuführen: „Liebe ist das Licht und die Sonne des Lebens. Wir sind so veranlagt, daß wir unser selbst nicht völlig froh werden, und uns über anderes nicht recht freuen können, wenn sich nicht jemand, den wir lieb haben, mit uns freut. Und wenn wir allein sind, sammeln wir unsere Freude auf in der Hoffnung, sie hernach mit denen, welche wir lieben, zu teilen".

F. E.

Neuere Schriften von Hans Arnold.

Von dem rührigen Verleger okkultistischer Schriften, Max Spohr in Leipzig, sind uns inzwischen wieder einige Schriften des so ungewöhnlich fruchtbaren Rostocker Mystikers Hans Arnold zugegangen, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen möchten.

Die Fragen und Probleme, welche Arnold behandelt, sind alle wiederholt und ausführlich in den ersten 12 Bänden dieser Zeitschrift von den verschiedensten Seiten beleuchtet worden. Den alten Sphinxlesern also, welche die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage durch diese Zeitschrift von Anfang an mit durchlebt haben, können deshalb die Arnold'schen Schriften nur Bekanntes bieten; dennoch wird es auch manchen dieser Leser erwünscht sein, die ihnen bereits in Fleisch und Blut übergegangenen Wahrheiten nun auch in der populären Darstellung eines jugendlichen Feuerkopfes kennen zu lernen. Ueberdies werden sie diese Darstellung besonders geeignet finden, auch andere, der Sphinx bisher Fernstehende, mit jenen Wahrheiten bekannt zu machen. Die breiten Massen, an welche recht eigentlich der populäre Ton der Arnold'schen Schreibweise sich wendet, müssen erst zum Nachdenken über diese Fragen durch mündliches Zureden angeregt werden; und dies dürfte wohl die dankbare Aufgabe sein, welche in bezug auf die im Nachfolgenden besprochenen Schriften den alten Freunden der Sphinx zufällt.

„Hygienisch-diätetischer Tugendspiegel für den modernen Kulturmenschen, zeitgemäße Betrachtungen über allerlei gesundheitsschädliche Vorurteile und Verkehrtheiten". (Mk. 1,80).

— Ich bin nicht Abonnent des „Vegetarier" und deshalb eigentlich gar nicht berechtigt, zu diesem Thema das Wort zu ergreifen. Hier kann überhaupt nur mit-

*) Verlag von Friedrich Pfeilstücker. Berlin. Preis 3 Mk.

reden, wer aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, welche Vorteile dem modernen Kulturmenschen in hygienischer und geistiger Beziehung daraus erwachsen, daß er es über sich gewinnt, die eingebildeten Genüsse des Beefsteaks, des gewohnten Bieres, des Kaffees, Thees, der Cigarre usw. sich ganz langsam und allmählich abzugewöhnen. Wenn uns z. B. der in England lebende deutsche Maler Hubert Herkomer, ein geborener Bayer und deshalb gewiß kein geborener Anti-Alkoholiker, sagen würde, in welcher Weise eine Produktivität, die bekanntermaßen eine ganz enorme ist, da sie sich auf mehrere andere Kunstgebiete zugleich erstreckt, zugenommen hat, nachdem er zur naturgemäßen Lebensweise übergetreten ist, so wäre dies maßgebend.

Jeder Kulturmensch oder genauer gesagt jeder arme Kulturkrüppel verbringt meistenteils, wenn er nicht das Glück, oder sagen wir gleich das Karma einer äußerst vernünftigen Erziehung gehabt hat, sein ganzes irdisches Dasein unter fortwährend instinktwidrigen, und deshalb irreführenden Vorstellungen über diese wichtigen Fragen, Autosuggestionen, die nur den Fremdsuggestionen des energischen Arztes zu weichen pflegen. Ist aber unsere heutige ärztliche Welt durchweg in der Lage, in gerade den allerwichtigsten Lebensregeln als Autorität zu gelten? Kaum!

Die meisten Aerzte sind sicher für gemischte Kost, wenig Alkohol, wenig Narkotika usw. Ob es nicht noch besser wäre, wenn wir auch diese kleinen Dosen wegließen? Darüber schweigt des Arztes Gelehrsamkeit. Um diese zu erfahren, müssen wir, wenn wir keinen langjährigen erfahrenen Vegetarier als Ratgeber zur Seite haben, uns schon an unsere eigene Natur wenden, und unsern armen, durch allerlei Mißgriffe auf dem tollen Distanzritt von der Wiege bis zur Bahre zu Tode gequälten Rassenklepper, Instinkt genannt, zuerst ins Leben zurückrufen. Wie wir diese Wiederbelebungs-Versuche am geschicktesten anstellen, darüber eben giebt uns Hans Arnold in der oben bezeichneten Broschüre sicherlich recht beherzigenswerte Ratschläge.

Die Heilkräfte des Hypnotismus, der Statuvolence und des Magnetismus. Nutzbringend verwertet in der Hand des Laien. (Mk. 1,80).

Auf diesem Gebiete scheint der Verfasser so recht in seinem eigentlichen Fahrwasser zu sein. Wenigstens macht die flott geschriebene Broschüre den Eindruck, wie wenn der Verfasser selbst viel hypnotisiert und magnetisiert hätte. Die Ausübung einer hypnotischen Praxis durch Laien ist zwar, soviel mir bekannt, in den meisten Staaten gesetzlich untersagt, sodaß der durch die Schrift angestrebte Zweck der Ausbildung des Laien-Hypnotismus wohl nicht erreicht werden wird. Auch scheint mir die Anwendung des jesuitischen Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel, gegenüber der Versuchs-Person oder dem Patienten, d. h. die Vorspiegelung positiv falscher Thatsachen, um dessen Vertrauen zu gewinnen, keineswegs empfehlenswert. Die Vorführung falscher Zeugnisse und die Anführung falscher Autoren-Namen bleibt immer eine gewagte Sache, die früher oder später den Betreffenden, der solche Kniffe ausführt, um eine Hypnose zu ermöglichen, in Mißkredit bringen wird. Jedenfalls wird eine solche — wenn auch in der redlichsten Absicht durchgeführte — Betrugsmethode den Laienhypnotiseur leicht vor Gerichte führen, die ihm sein Handwerk gründlich legen könnten.

Aber abgesehen von diesen kaum haltbaren Vorschlägen gewährt die vorliegende Broschüre eine gute Uebersicht über das vielfach noch vollständig in seiner Wichtigkeit unterschätzte Gebiet des Hypnotismus und des Magnetismus. Erfreulich war es mir auch, eine unumwunden ausgesprochene Ueberzeugung betreffs der Wirksamkeit der bekannten Sonnenäther-Strahlapparate von Oskar Korschelt zu finden, die bis jetzt, so weit mir bekannt, nirgends in der Litteratur richtig gewürdigt wurden. Der Erfinder selbst hat zwar eine Menge von günstig lautenden Zeugnissen versandt, allein weder in der Sphinx, noch zu einer andern verwandten Zeitschrift hat sich bis jetzt für diese Apparate Seitens eines Arztes oder Naturforschers eine Stimme erhoben, wie man doch bei der offenbaren Wichtigkeit der Sache hätte erwarten dürfen. Wider dieselben ist von seiten der Physik mancher Einwand erhoben worden, was kaum zu verwundern ist, nachdem die vom Erfinder namhaft gemachten physikalischen Beweismittel für ihre Wirksamkeit: Betreiben eines Crookes'schen Radiometers unter Licht-Abschluß, dann

ferner erhebliche Temperatur-Differenz bei der Strahl-Scheibe zwischen Centrum und Peripherie, sich doch nicht als stichhaltig erwiesen haben. Allein die Wirksamkeit dieser Apparate verläuft ja nicht in der eigentlichen Welt der Physik, sie ist — wenn man will — metaphysischer Natur. Sagte doch mir selbst ein hervorragender Professor der Physik, daß für ihn die behauptete Wirkungs-Weise dieser Apparate ganz und gar undenkbar sei. — Das ist bezeichnend!

Schulmedizin und Wunderkuren: Eine kritische Studie über Vorurteile gegenüber den Heilkräften des Hypotismus, Magnetismus und der Wunderkuren. Allen Freunden der Aufklärung und des Fortschritts, insbesondere allen Aerzten gewidmet. — Mk. 1,20. — Warum Arnold diese und die soeben besprochene Broschüre nicht in eine vereinigte, wird aus deren Lesung nicht recht klar. Beide behandeln genau denselben Gegenstand. Die erstere ist mehr eine allgemeine Orientierung, die letztere ein frisch und kräftig durchgeführter Vorstoß gegen die Vorurteile der ärzlichen Welt, deren vielfach thörichten Ausführungen namentlich über den Magnetismus hier festgenagelt sind.

Ich kenne selbst viele Personen, die noch heute an die Allmacht der ärztlichen Kunst glauben, denen es nicht recht wohl ist, wenn sie nicht stets einen Doctor medicinae in der Nähe wissen, Leute, die den Hypnotiseur und Magnetiseur etwa auf die gleiche Stufe stellen mit dem Zahnarzt, bezüglich der unheimlichen Prozeduren, die sie an ihrem Körper vornehmen könnten. Solchen Unwissenden, die nur auf ihren Hausarzt schwören, sollte man stets die genannten Arnold'schen Broschüren in die Hände zu schmuggeln sich angelegen sein lassen.

Noch eine kurze Bemerkung sei mir gestattet bezüglich des Aeußern dieser Schriften, die an die Adresse der Verlagshandlung von Max Spohr in Leipzig gerichtet ist.

Es ist ein lästiger Uebelstand, daß die Broschüren dieses Verlages nicht geheftet sind! **Dhd.**

In wenig Stunden im Besitz
des Besten in der Welt.

Diese neueste kleine Schrift Hans Arnolds kann nur sehr empfohlen werden.[1]) Dieselbe ist im Anschluß an Henry Drummonds „das Beste in der Welt" entstanden und bezweckt, dem Leser klar zu machen, wie er auf dem nächstliegenden Wege in den Besitz dieses „Besten in der Welt" praktisch gelangen kann. Arnold weist nach, wie das Glück, nach dem wir alle streben, lediglich in völliger Willensstille, Zufriedenheit (nicht Askese) zu finden ist, und daß diese wiederum nur dadurch zu erreichen ist, daß wir uns gänzlich in den Willen der allweisen Vorsehung ergeben, die uns ja einerseits nur für ein ewiges glückseliges Leben vorbereiten will und andrerseits auch bei weitem besser, als unsere Kurzsichtigkeit, weiß, was zu unserem besten dient. Er läßt in seinen Schriften (wir verweisen hier besonders auf sein Werkchen „Was wird aus uns nach dem Tode") Religion und Wissenschaft Hand in Hand gehen, um die Menschen zur Erkenntnis zu bringen und folgt so dem Zuge der neuen besseren Zeit, die mit dem Materialismus, diesem traurigen Bastard einer Uebergangsperiode, gründlich aufräumen wird.

Hans Arnold hat auch hier seine Gabe bewährt, die Erkenntnisse tiefster Lebensweisheit in das denkbar populärste Gewand zu kleiden und sie so dem Verständnis eines großen Leserkreises näher zu bringen. Seine Darstellung ist lebendig und von vollster eigener Ueberzeugung getragen, die ihn wohl ab und zu über bedeutende Hindernisse und Einwände zu leicht hinwegführt, aber auch andrerseits den Leser in ihrem Strome mit hinüberhebt.

Je mehr der Verfasser sich in die Gebiete der Theosophie und Mystik vertiefen wird, desto reicher und klarer wird der Quell seines für weite Kreise segenbringenden Schaffens fließen; wir wünschen ihm alles Gute dazu! **H. v. M.**

[1]) Verlag von Max Spohr, Leipzig 1892 (1 Mk.).

Glaube und Wissenschaft.

„Von einem Laien“ ist vor kurzer Zeit eine Schrift erschienen, die sich in der von Otto Dreyer mit seinem „Undogmatischen Christentum“ betretenen Bahn bewegt und den Inhalt der Kirchenlehre ohne deren hergebrachte Form vertritt. Der Titel dieser Schrift ist „Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft“[1]). Im ersten Abschnitte entwickelt der Verfasser die moderne Weltanschauung und weist nach, daß man sich ihr mit unbefangenem Frohsinn hingeben könne. Im zweiten Abschnitt aber zeigt er, daß wir damit nichts für die Erklärung des Welträtsels gewinnen. Im dritten bezeichnet er das uns höher tragende Sehnen als „Glauben an Gott“. Die hierfür gegebene Begriffsbestimmung scheint uns allerdings nicht ganz befriedigend (ebenso wenig wie seine Begriffe von „Gnade“, „Christus“ und anderem). Allerdings sind wir wohl damit einverstanden, daß er „Gott“ eine „Persönlichkeit“ zuschreibt, denn **das** eben unterscheidet diesen Begriff von „Gottheit“. Dies letztere ist das absolute Wesen alles Daseins, Gott ist aber relativ für jede Daseinsstufe die Individualität der nächsthöheren Ordnung. Wir Menschen sind „Götter“ für die Tiere, und ein Christus ist ein „Gott“ für uns. Diese Offenbarung Gottes in Christus ist der Gegenstand des letzten Abschnittes über „die Erlösung des Menschengeschlechtes“. Sind die darin vertretenen Anschauungen auch wesentlich abweichend von den unserigen, so müssen wir doch anerkennen, daß gerade dieser Abschnitt ganz besonders hübsch geschrieben ist

H. S.

Ein internationales Saecularalbum.

Als Gruß der Dichter und Denker des XIX an die des XX Jahrhunderts wurde dies umfangreiche gutgemeinte Prachtalbum von Eduard Loewenthal herausgegeben. Die Idee, die Geisteselite des XIX Jahrhunderts in Aussprüchen und Bekenntnissen ihrer Träger zu sammeln und den geistigen Führern des zukünftigen XX Jahrhunderts so ein ausgeprägtes Entwicklungsbild der letzten Vergangenheit zu geben, verdient jedenfalls alle Anerkennung. Nur ist dabei mit in Betracht zu ziehen, daß sich neben wirklich bedeutenden und charakteristischen Aussprüchen in einem solchen Album meist auch Harmlosigkeiten und wässerige Geistreichheiten einfinden, die wohl geeignet sind, dem feinsinnigen Leser den Geschmack zu verderben. Diese Klippe konnte auch hier der Herausgeber nicht vermeiden trotz aller Mühe, die er sich offenbar gegeben hat. Unserer Ansicht nach zeigt sich in manchen dieser so stattlich gebuchten Aeußerungen über Kultur, Philosophie, Religion, Poesie des XIX Jahrhunderts durchaus nicht ein Verstehen der Zeit, was man bei derartigen Kundgebungen im großen Stil doch wohl verlangen darf. Ebenso vermissen wir die Gedanken einiger bedeutender Männer, die nicht hätten fehlen dürfen, während sich dafür so manche Unbedeutendheiten breit machen. Doch ist das Buch ein schönes, für manchen passendes Geschenkwerk und verdient als solches Beachtung. Von den wirklich wertvollen und prägnanten Aussprüchen sei noch ein Wort des Herausgebers Eduard Loewenthal selbst angeführt, das den Kernpunkt der Sache trifft. „Die **Philosophie der Vergangenheit** suchte das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Menschenseele durch metaphysische und zum Teil sophistische Deduktionen nachzuweisen. Die **Philosophie der Zukunft** muß der Natur selbst das **Geheimnis des Bleibens** in der Flucht der Erscheinungen, — das **Geheimnis der Ewigkeit und Unsterblichkeit** abzulauschen suchen. Inzwischen liegt das interessanteste und fruchtbarste metaphysische Forschungsgebiet in der Geheimkammer **unseres eigenen Innern**, die wie nichts anderes empfänglich ist für jene Lichtstrahlen, in denen sich sowohl die Reflexe der Zukunft, wie die der Vergangenheit zusammenfinden, den inneren Zusammenhang der Dinge uns offenbarend. Aus dieser Geheimkammer höre ich jetzt schon den Ruf ertönen: Land! Land!“

F. E.

[1]) Bei C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig 1891, 76 Seiten.

*) Verlag von Carl Siegismund, Berlin 1893. Preis 3 Mk.

Zeitschrift für Hypnotismus.

Trotz unserer oft ausgesprochenen Bedenken gegen die so weit überwiegend mißbräuchliche Ausübung des Hypnotismus, auch von Seiten der Aerzte, begrüßen wir dennoch mit Freuden die Begründung der „Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psychologische Forschungen“. Sie erscheint im Verlage von Hermann Brieger, Berlin S. W., und wird von den auf dem Gebiete des Hypnotismus bekanntesten Autoritäten aller Länder herausgegeben und von Dr. J. Großmann in Konitz (Westpreußen) geleitet. Der Abonnementspreis ist 5 Mark halbjährlich.

Diese Zeitschrift ist in der That ein Zeitbedürfnis und dürfte wohl bald die weiteste Verbreitung finden, ähnlich der französischen „Revue de l'hypnotisme“, die seit ihrer Begründung im Jahre 1887 die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt hat.

Die „Zeitschrift für Hypnotismus“ will das Verständnis für das wahre Wesen des Hypnotismus und der Suggestionslehre erschließen, sie will der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der letzteren ihre Spalten öffnen und vor allem ihre medizinische Seite in den Beziehungen zum Recht, besonders zum Strafrecht in Betracht ziehen, und ebenso zur Pädagogik. Außerdem soll die Vorgeschichte und Ethnographie des Hypnotismus in ihrer kulturhistorischen und geschichtlichmedizinischen Bedeutung berücksichtigt werden. Wir sind ganz der Ansicht des Prospekts in der Behauptung, daß ohne die genügende Vorbildung bei dem Studium des Hypnotismus und in Ausübung der Suggestionstherapie nichts gethan ist; wir glauben sogar, daß diese Vorbildung nicht allein eine ärztliche sein muß. Eine umfassende Kenntnis aller einschlägigen Besonderheiten ist erforderlich, sowie vor allem innere seelische Reife und Reinheit. Findet doch zugleich mit der Hypnotisierung unbewußt fast immer eine Mesmerisierung statt, und zwar viel stärker wirkend, in demselben Maße wie der hypnotisch Behandelte vom Zustande des äußersinnlichen auf den des innersinnlichen Bewußtseins hinübergeführt wird. In der Hoffnung, daß diese Gesichtspunkte nicht werden übersehen werden, wünschen wir der „Zeitschrift für Hypnotismus“ ein kräftiges Gedeihen. **H. S.**

Theosophische Vereinigung.

An Beiträgen für dieselbe gingen ein:

am 14. IX, 92	von Conrad F. Stollmeyer, Port of Spain, Trinidad	Mk.	100
„ 9. XI, 92	„ Oberst Hugo v. Gizycki, Berlin	„	5
„ 12. XI, 92	„ Dr. Johannes Baumgarten, Coblenz	„	3
„ 13. XI, 92	„ Eduard Schultze, Görlitz	„	20
„ 15. XI, 92	„ Elisabeth Guttzeit, München	„	1
„ 7. XII, 92	„ Baronesse v. Nordeck zur Rabenau, München	„	50
„ 16. XII, 92	„ Oberingenieur Benedikt Hübbe, Berlin	„	1
„ 17. XII, 92	„ W. D.	„	3
„ 17. XII, 92	„ H. H.	„	1
„ 18. XII, 92	„ Heinrich Nicolay, Berlin	„	2
	Zusammen	Mk.	186

Steglitz bei Berlin, 20. Dezember 1892. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!
Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XV, 84. Februar 1893.

Nirwâna.*)

Von
Menetos.

I.

„In den Welten die Wesen all legen einst ab die Leiblichkeit,
„So wie jetzt Buddha, der Siegesfürst, der höchste Meister aller Welt
„Der mächtige, vollendete zum Nirvâna ist gangen ein".

Diese Worte — so erzählt die Legende — sprach Brahma bei Buddhas Tode, als der Heilige in das Nirvâna einging. Ueber die Bedeutung dieses Wortes sagt Hermann Oldenberg in seinem „Buddha" Folgendes: „man glaubte in dem Worte Nirvâna d. h. „verlöschen", auch dessen Erklärung enthalten, und die nächstliegende Deutung schien, daß das Verlöschen ein Verlöschen des Daseins im Nichts sei. Von einem Verlöschen konnte aber ja auch da gesprochen werden — und ist von den Indern unbestreitbar auch da gesprochen worden —, wo das Sein nicht vernichtet war, sondern wo es, von der Flammenglut des Leidens befreit, den Weg zur kühlen Ruhe einer leidenlosen Seligkeit gefunden hatte". Der bedeutendste Sanskritforscher, Max Müller, hat gezeigt,[1]) daß der Begriff des Nirvâna als der der Vollendung des Daseins, und nicht einer Aufhebung desselben zu fassen sei. Nach seiner Meinung bedeutete Nirvâna für die Jünger Buddhas nichts anderes als das Eingehen des Geistes zu seiner Ruhe, als einer ewigen Seligkeit. Daß diese Anschauung auch der alt-indischen, vorbuddhistischen Religionsanschauung entspricht, ist ersichtlich aus Chandogya-Up. 8, 7—12, wo Pradjapati (die persönlich ge-

*) Die folgende Zusammenstellung ist nur aus dem Wunsche entstanden, zu zeigen wie bei hochentwickelten Völkern die höchsten Ideen von der Gottheit sich gleichheitlich decken, weil aus einer Wurzel entsprossen. Dem kundigen Leser wird die Sache nicht neu sein. Dem unkundigen aber, und dem, der etwa fragen sollte, was denn daran liege, antworte ich: Liege dir viel daran oder wenig; mir ergings wie jenem jungen Mädchen, dessen Eltern ihm die Mitteilung machten, daß heute sein Geburtstag sei und daß es Σοφία heiße, und welches dieses Ereignis in heller Freude jedem, der ihm begegnete, erzählte. **Menetos.**

[1]) In seiner Einleitung zu Rogers „Buddhagosha Parables" und in seiner Kieler Rede im September 1869.

dachte Schöpferkraft) den Gott Indra belehrt über den Unterschied zwischen dem Leibe (dem empirischen Selbst), und dem höchsten Selbst (paramâtman), der Seele.[1]) Indra fragt: „was ist denn eigentlich das Selbst?“ und die Antwort lautet: „das Selbst ist der Leib, wie er sich in der Spiegelung im Auge, im Wasser, im Spiegel darstellt“. Aber dann, so wird weiter gefragt, wird ja das Selbst von dem Gebrechen und dem Untergang des Leibes mitbetroffen? Hierauf erklärt Pradjapati: „das Selbst ist die Seele, wie sie sich im Traum ergötzt“. Hierauf äußert Indra das Bedenken, daß die träumende Seele, wenn nicht leide, so doch zu leiden glaube. (Dies letztere ist der angeborene Irrtum, den zu zerstören der Zweck des Vedanta ist.) Pradjapati erwidert: „wenn Einer so eingeschlafen ist ganz und gar, und völlig zur Ruhe gekommen, daß er kein Traumgesicht erschaut, — das ist das Selbst, das ist das unsterbliche, das furchtlose, das Brahman“. Weil aber Indra auch gegen dieses noch einwendet, daß in diesem Zustande das Bewußtsein aufhöre, und derselbe somit ein Eingang in das Nichts sei, erklärt schließlich Pradjapati:

> „Sterblich fürwahr, o Mächtiger, ist dieser Körper, vom Tode besessen, er ist der Wohnplatz für jenes unsterbliche, körperlose Selbst. Besessen wird der Bekörperte von Lust und Schmerz; denn weil er bekörpert ist, ist keine Abwehr möglich, der Lust und des Schmerzes. Den Körperlosen aber berühren Lust und Schmerz nicht. — Körperlos ist der Wind; — die Wolke, der Blitz, der Donner sind körperlos. So wie nun diese aus dem Weltraume (in welchem sie wie die Seele im Leibe gebunden sind), sich erheben, eingehen in das höchste Licht, und dadurch hervortreten in ihrer eigenen Gestalt, so auch erhebt sich diese Vollberuhigung (d. i. die Seele, zunächst die im Tiefschlafe) aus diesem Leibe, gehet ein in das höchste Licht, und tritt hervor in eigener Gestalt: das ist der höchste Geist“.

In Taittirîya-Up. 2, 1—7 wird unterschieden: 1) der Körper, das aus Nahrung bestehende Selbst; 2) das odemartige Selbst (Astralleib?); 3) das manasartige Selbst (als Centrum des Vorstellens und des bewußten Wollens); 4) das erkenntnisartige Selbst; in diesem letztern, (sämtliche als in einander geschobene Hülsen gedacht) befindet sich als innerstes 5) das wonneartige Selbst. („Wonneartig“ bedeutet nicht „aus Wonne gemacht“, sondern die Fülle der Wonne des Brahman, welches die Quelle aller Wonne ist.) „Fürwahr, so heißt es, dieses ist die Essenz (rasa); denn wer die Essenz erlangt, den erfüllt Wonne; denn wer möchte atmen und wer leben, wenn in dem Weltenraum nicht diese Wonne wäre? — denn Er ist es, der Wonne schafft; denn wenn einer in diesem unsichtbaren, unkörperlichen, unaussprechlichen, unergründlichen den Frieden, den Standort findet, dann ist er zum Frieden eingegangen; wenn er hingegen in ihm

---

[1]) Ich folge hier der Darstellung Paul Deussens in seinem „System des Vedanta“.

(wie in den vier ersten, noch) eine Höhlung, ein anderes annimmt, dann hat er Unfrieden; es ist der Unfriede dessen, der sich weise dünkt".

In Brih.-Up. verlangt Kahola, der Abkömmling des Kushitaka, von seinem Lehrer „Yâjñavalkya", er solle ihm das immanente, nicht transscendente Brahman aufzeigen, welches als Seele allem innerlich ist. Er erhält zur Antwort: „es ist deine Seele, welche allem innerlich ist", und auf die weitere Frage: „welche Seele ist allem innerlich?" wird erwidert:

„Nicht sehen kannst du den Seher des Sehens, nicht hören den „Hörer des Hörens, nicht verstehen den Versteher des Verstehens, „nicht erkennen den Erkenner des Erkennens. Es ist deine Seele, „die allem innerlich ist — was von ihm verschieden, ist „leidvoll". Es ist diejenige Seele, „welche den Hunger und „den Durst, das Wehe und den Wahn, das Alter und den Tod „überschreitet". Wahrlich, nachdem sie diese Seele gefunden haben, „stehen die Brahmanen ab vom Verlangen nach Kindern und „Verlangen nach Besitz und Verlangen nach der Welt; denn das „Verlangen nach Kindern ist Verlangen nach Besitz und das Ver„langen nach Besitz ist Verlangen nach der Welt; alle beide sind „eitel Verlangen".

„Wenn alle Leidenschaft verschwunden,
„die in des Menschen Herzen nistend schleicht,
„dann hat der Sterbliche Unsterblichkeit gefunden,
„Dann hat das Brahman er erreicht".

Diese Vollberuhigung, diese Quelle aller Wonne, dieses Brahman, dieser Frieden ist eben jenes Nirvâna, jene Vollendung, zu welcher Buddha eingegangen ist, der Zustand höchster Vergeistigung, das Erloschensein, Ausgewehtsein der Sinnlichkeit und damit jedes materiellen Wunsches, jeder Begierde. Das was uns hindert in diesen Zustand einzugehen ist das Leiden, jener mit uns geborne Irrtum, in welchem die Seele wie in einem bösen Traume gefangen ist. Den Weg, auf welchem dieser Traum aufgehoben wird, zeigt Buddha in dem achtteiligen Pfade,[1]) dem als Gesetz zu Grunde liegt die völlige Vernichtung des Willens zum Leben, des Trachtens nach Dasein und Genuß. Man muß es überwinden, sich seiner entäußern, sich davon lösen, ihm keine Stätte gewähren. Darum heißt es in Brih.-Up. weiter:

„Nachdem der Brahmane von sich abgethan die Gelahrtheit, so „verharre er in Kindlichkeit; nachdem er abgethan die Kindlichkeit und die Gelahrtheit, so wird er ein Schweiger (muni); „nachdem er abgethan das Nichtschweigen und das Schweigen, „so wird er ein Brahmana (ein Beter, einer, dessen Welt das „Brahman ist), — was von ihm verschieden, das ist leidvoll.

„Wen niemand kennt, als hoch-, noch tiefgeboren,
„niemand als hochgelahrt, noch ungelahrt,
„niemand als bösen Wandels, guten Wandels,

[1]) Vgl. Sphinx, Bd. II, Seite 38—42, „Indische Mystik".

„der ist ein Brahmana von rechter Art!
„Verborgner Pflichterfüllung ganz ergeben,
„in Unbekanntheit bring' er zu sein Leben;
„als wär' er blind und taub und ohne Sinn,
„so ziehe durch die Welt der Weise hin.

II.

„Meines Leibes Schiff in Trümmern in den Meergrund untersank,
„Jetzt hab' ich das Meer durchbrochen, Anfang ist mein Untergang".
Dschelaleddin Rumi? Sajibs Divan.

Derselben Grundanschauung begegnen wir in der mohammedanischen Mystik (Sufismus).[1] Diese drückt sich in Bezug auf das oben Gesagte so aus: „was du im Kopfe hast, laß fahren; was du in der Hand hast, wirf fort; was auch dir entgegenkomme, weiche nicht" (Abu Said Abul Cheir); und der Scheich Dschuneid erklärt: „der Zweck des Sufitums ist, den Geist befreien von dem Andrange der Leidenschaften, die Angewöhnungen der Natur ablegen, die menschliche Natur ausziehen, die Sinne unterdrücken, geistige Qualitäten annehmen, durch die Erkenntnis der Wahrheit erhoben werden, was gut ist ausüben — das ist der Zweck des Sufitumes". Ibn Chalikan erzählt von einer frommen Frau, namens Rabia, daß sie einstmals auf der Wallfahrt nach Mekka, der Kaaba ansichtig, ausgerufen habe: „was nutzt mir die Kaaba, ich brauche den Herrn der Kaaba". Gewiß ein Zeichen, daß die Lehre Jesu im Mohammedanismus viel tiefere Wurzeln hat, als eine oberflächliche Anschauung zuzugeben bereit sein dürfte, denn es klingt stark an jenes Gespräch Jesu mit der Samariterin am Brunnen an, wo es heißt: „es wird eine Zeit kommen, ja sie ist schon da, wo man weder hier, noch in Jerusalem anbeten wird; denn Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten". Als Hassan Basri, ein berühmter mohammedanischer Theologe, Rabia einst fragte, wie sie zu so hoher Stufe sich erhoben hätte, antwortete sie: „dadurch, daß ich alles, was ich gefunden habe, in Gott verlor". Nach Tholuk verhält sich die morgenländische Mystik zur abendländischen wie Bild und Gefühl zum Gedanken. Das Morgenland gleicht einem in magnetisches Hellsehen versunkenen Propheten. Durch die sich aufdrängenden Gedanken wird das mystische Gefühlsleben gestört. Daher bei den alten christlichen Mystikern alles Augenmerk darauf gerichtet ist, die Gedanken zu verläugnen, um zu einer wirklichen Bewußtlosigkeit zu kommen, in welcher das Unendliche allein vor der aller einzelnen Thätigkeit entkleideten Seele steht. Vergleiche hierüber Meister Ekharts „Swester Katrei", außerdem bietet Görres' „Geschichte der christlichen Mystik" ein so reichhaltiges Material für den Suchenden, daß wir hier von weiterer Auseinandersetzung absehen dürfen; wir haben dies nur deshalb angeführt, um zu zeigen, daß im Abendlande jene Gefühlsmystik stark zu Hause war. Auch giebt Tholuk gerne zu, daß die mystischen Erzeugnisse des Orients für den, welcher ein ver-

[1]) Das Folgende nach Tholuk's „Morgenländischer Mystik".

wandtes mystisches Gemütsleben in sich trägt, etwas ergreifenderes haben, als die des Abendlandes; denn, wie derselbe richtig bemerkt, „das Bild ist immer ein vielblättriger Blumenkelch, während der Begriff nur ein einzelnes Blatt ist". Tholuk schließt seine Abhandlung über morgenländische Mystik mit den Worten: „wir sehen nach allem diesem, der Orient hat in der Vergleichung mit dem Occident seine Vorzüge, aber auch der Occident hat die seinigen — zwei verschiedene Blüten des göttlichen Lebensbaumes, doch beide aus einer Wurzel entsprossen". —

Um den Lesern der Sphinx eine Anschaulichkeit orientalischer Mystik zu geben, fügen wir ein paar kurze Stellen hier an[1]) über das Rätsel des Seins:

Wissenschaft steckt den Finger in den Mund und weinet,
was des Seins Geheimnis ist, nimmer ihr erscheinet.
Was sein Wesen, lernst du nie, laß das Spekulieren!
Oeffnet jedes Wesen nicht zu dem Freund[2]) die Thüren?

Wisse, alles Leben deckt wunderbar ein Schleier,
selbst der Himmel kreist allein durch der Sehnsucht Feuer.
In den Abgrund dieses Meers, Perlen zu gewinnen,
stiegen Weise oft hinab, doch es hielt sie drinnen.

Das Geheimnis alles Seins ruht in deiner Seelen,
doch mußt du dich selbst dahin zum Wegweiser wählen.
Freilich bleibst du ewig fern von des Urseins Wesen,
seine Eigenschaft allein kannst in dir du lesen.

Wohl dir, wenn zu Teil dir ward deines Geists Erkundung,
in dir selbst das Centrum ist, samt des Kreises Rundung.
Nimmer kann der Himmel selbst, was du seist verkünden,
du in deinem eignen Sein kannst den Himmel finden.

Weißt du, Geist! Vom wem allein schön du bist besungen?
Liebe ist's, denn Liebe ist aus dir selbst entsprungen.

Ferridoddin Attar († 1318).

Ueber die Mystische Bedeutung des Christentumes heißt es:

Weißt du, was das Christentum? Ich will es dir sagen:
gräbt die eigne Ichheit aus, will zu Gott dich tragen.
Deine Seel' ein Kloster ist, drin die Einheit wohnet;
ein Jerusalem[3]) du bist, da der Ewige thronet.
Heiliger Geist dies Wunder thut; denn im heiligen Geiste
wisse! Gottes Wesen ruht als im eignen Geiste.
Gottes Geist giebt deinem Geist seines Geistes Feuer,
er in deinem Geiste kreist unter leichtem Schleier.
Wirst du von dem Menschentum durch den Geist entbunden,
hast in Gottes Heiligtum ewig Ruh gefunden.
Wer sich so entkleidet hat, daß die Lüfte schweigen,
wird fürwahr, wie Jesus that, auf zum Himmel steigen.

Aus Mahmud's Lehrgedicht Gülschen Ras
(Rosenbeet des Geheimnisses) 1339.

[1]) Uebersetzt von Tholuk. — [2]) Freund = Gott. — [3]) Stätte des Friedens.

III.

„Consummatum est".

Das „Evangelium" ist eine Friedensbotschaft. Wir lesen, daß der Meister gesagt hat: meinen Frieden gebe ich auch, den Frieden, den die Welt nicht giebt". Zu diesem Frieden werdet ihr kommen, erörtert er: „wenn ihr vollkommen werdet, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Da aber dieses gleichbedeutend ist mit „Eins" werden mit Gott, so muß offenbar die Ablegung des Menschentumes demselben vorausgehen, wie es denn auch heißt: keines Menschen Auge hat es gesehen, und keines Menschen Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Dies ist jener Grad schauenden Lebens, den Meister Ekhart als den siebenten und höchsten aufzählt. Er sagt: zu dem siebten Male soll der Mensch Gott in sich selber erkennen, wie er ist, ohne Anfang, aus dem alle Dinge geflossen sind. Dieses Erkennen, meint Ekhart, mag in diesem Leben niemand gänzlich werden, denn es liegt dies in dem Anblicke des göttlichen Wesens, welcher im irdischen Leibe nicht stattfinden kann.

Um nun jene Vollkommenheit zu erreichen, giebt Jesus die Mittel an, „wenn wir hingeben alles was wir haben (den Armen) und ihm nachfolgen". „Wenn wir verlassen Haus und Acker, Bruder und Schwester, Weib und Kind, Vater und Mutter", ja selbst das Leben, denn „wer sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es behalten".

Diese Anschauung ist nicht neu; sie findet sich 5. Mose 33, 9: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: ich sehe ihn nicht; und zu seinem Bruder: ich kenne ihn nicht; und zu seinem Sohne: ich weiß nicht — die halten Deine Rede und bewahren Deinen Bund". Dies ist bei Matthäus 10, 37 ausgedrückt mit den Worten: „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert". Es kann deshalb auch nicht behauptet werden, daß das aus 5. Mose 33, 9 angeführte nur auf den Stamm Levi bezogen werden müsse, denn Jesu Lehre ist nach seinen eigenen Worten eine Erweiterung, ja mehr — die Erfüllung des Gesetzes. Diese Vollkommenheit wird ferner erreicht dadurch, daß wir zu Kindern werden, denn „wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen" (Marcus 10, 15). „Ich preise dich, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret" (Matthäus 11, 25). In den Vedâs lautet es ähnlich, Kena-Up. 2, 11:

„wer nicht versteht, nur der versteht es,
„und wer versteht, der weiß es nicht:
„unerkannt vom Erkennenden,
„erkannt vom Nichterkennenden.

Auch das Schweigen gehört zur Vollkommenheit; denn „eure Rede sei — ja — ja, nein — nein, was darüber ist, das ist vom Bösen". Auch Gebet wird zur Vollkommenheit verlangt: „wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet"; ganz und gar nicht aber jenes Gebet, von dem es heißt: „dieses Volk ehret mich nur mit den Lippen". Ferner

steht geschrieben: „meine Zunge soll ihr Gespräch haben von deinem Wort" (Psalm 119, 172), und: „mein Kind, bewahre die Gebote deines Vaters . . . . . . wenn du gehest, daß sie dich geleiten; wenn du dich legst, daß sie dich bewahren; daß sie dein Gespräch seien, wenn du aufwachest". (Sprüche 6, 20—22). „Mein Haus ist ein Bethaus", sagt Jesus von sich selbst; und weiterhin ist ja jedem von uns gelehrt, daß unser Leib ein „Tempel des heiligen Geistes" sei, was aber gerne in Vergessenheit gerät.

Daß die christliche Mystik, voran Meister Ekhart, und zwar ganz auf Grund des Evangeliums, mit der indischen im Einklange ist, sehen wir aus Ekharts Abhandlung „von geistiger Armut", welcher die Worte Jesu „beati pauperes" zu Grunde liegen. Dort heißt es: wir sollen ewiglich so arm sein, als wir waren, da wir ewiglich nicht waren. All unser Thun geschehe gleichsam in Gegenwart des Schöpfers. Wir sollen Gott erkennen ohne irgend einen Vergleich und lieben immateriell; und ihn genießen, ohne ihn zu besitzen, und alle Dinge empfangen in der Vorzüglichkeit, wie sie die ewige Weisheit in sich selbst erzeugt und geordnet hat. Die Armen des Geistes verlassen sich selbst und alle Geschöpfe: sie sind nichts, sie haben nichts, sie wirken nichts, und was sie sind, das sind sie von Gnaden — Gott mit Gott — selbst aber wissen sie es nicht.[1]) In der indischen Lehre von der „Erlösung" (moksha) heißt es:

„nicht durch Belehrung ist er (âtman) zu erlangen
„nicht durch Verstand noch Schriftgelehrsamkeit:
„nur wen er wählt, von dem wird er empfangen,
„ihm offenbart er seine Wesenheit.

Ekhart meint: „Gott ist ein Nichts, in dem hanget alles" und die Vedantisten sagen: „nichtseiend war am Anfang das Brahman, daraus entstand das Seiende".

Und dieses Nichts, fährt Ekhart weiter fort, ist ein so unbegreifliches Etwas, daß es alle Geister Himmels und der Erde nicht ergreifen, noch ergründen mögen. Dadurch bleibt er unbekannt allen Geschöpfen. Kommt die Seele in solche Vorzüglichkeit, daß sie an nichts hanget, so findet sie sich frei von Schuld, und dies kommt von der Freiheit, in der sie schwebt. Kommt sie aber zum Körper und empfindet sich selbst, so findet sie Schuld von Ewigkeit. (Im Römerbriefe heißt es: „das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. So ich aber thue, das **ich nicht** will, **so thue ich dasselbe nicht**, sondern die Sünde, die in mir wohnet. . . . . . Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?) Bei dieser Stelle möge sich der Leser der Worte Pradjapati's erinnern: „sterblich ist dieser Körper, vom Tode besessen".

Auf diese Weise, fährt unser Mystiker fort, wird die Seele gebunden und geht wieder in sich selbst, und bedenket das, was sie dort gefunden hat: so erhebt sie sich über sich selber und kommt hinüber, da, wo sie

[1]) „Wer nicht versteht, nur der versteht es".

alle ihre Seligkeit und ihr Genüge haben mag. St. Augustinus sagt: der liebt wahrhaftig und gewiß, der da liebt, wo er weiß, daß er nicht geliebt wird: das ist die höchste Liebe.

Ekhart zählt dann vier Kategorien „geistlicher Armut" auf:

die 1. bezeichnet er: wenn die Seele erleuchtet wird von dem Geiste der Wahrheit, so schätzt sie alle Dinge für nichts[1]).

die 2. daß die Seele betrachte das Vorbild, Christus, seiner Würde nach, im Vergleiche zu ihrer Nichtigkeit, infolge dessen sie erkennt, daß alle ihre Uebungen nichtig seien, selbst wenn sie so groß seien als aller Menschen Uebungen zusammen. Hier citiert er die Stelle aus dem „Hohenlied": „Mein Geliebter ist mir vorausgegangen als Vorbild, und ich kann ihm nicht folgen", und bemerkt: Das Vorbild erreicht sie durch sich selbst, und so verfolgt sie Christum selbst auf seiner Spur. In dieser süßen Witterung (smac) verliert sie sich selbst, daß sie all' ihre äußere Pein vergißt[2]).

die 3. Armut ist: wer einen Geist hat, in dem alles Geschaffene ertötet ist, und nichts mehr in der Seele lebet, als der Geist Gottes. In diesem Geiste ist die Seele arm geworden, bezüglich ihres freien Willens, und Christus wirket damit alles, was er will.

die 4. Armut ist die Unbegreiflichkeit Gottes in Bezug auf sein Erkennen; denn je tiefer sie forscht, um so weiter wirft sie der Glanz der Gottheit in seiner Unbegreiflichkeit wieder zurück in ihre Armut. In dieser Armut war St. Paul, als er sprach: „ich nahm solche Dinge wahr in Gott, von denen man nicht wohl sprechen darf, noch kann". So geschieht auch einer edlen, in Gott verlorenen Seele, die nicht allein verloren ist allen Geschöpfen, sondern sich selber, und nichts in ihr findet, als einen bloßen, lauteren Schein göttlichen Wesens. Alles was der göttlichen Liebe nicht zugeordnet ist, ist in Wirklichkeit nur Untugend, d. h. Alles, außer Christus, denn er ist Bild und Wesen aller Dinge.

Zum Schlusse fragt Ekhart: Was ist nun wahre Tugend? und antwortet: „Alles was göttliche Liebe einfältig in der Seele wirkt; denn sie wirkt nur, was ihr gleich ist", in diese wahre Armut ziehe uns Gottes überreiche Güte!" Und wir fügen hinzu: Sobald diese Armut eingetreten, dann ist der Friede, das Nirvâna errungen, und jeder von uns allen, wenn er das erreicht hat, darf die letzten Worte, die vom Kreuze herabgesprochen wurden, auf sich anwenden und sagen:

„Es ist vollendet".

---

[1]) Johannes de Cruce sagt: „Um das zu wecken, was du gegenwärtig noch nicht bist, mußt du notwendig durch etwas hindurchschreiten, was du nicht bist".

[2]) Das Bild ist von der Jagd, und die Metamorphose wird dem aufmerksamen Leser verständlich sein. (D. V.)



Die Wiederverkörperungs-Lehre im Drama.

Von

Ludwig Deinhardt.

Wie viel ist nicht im letztvergangenen Lustrum in deutscher Sprache über die Lehre von der Wiederverkörperung geschrieben worden! Man denke nur an die Jenny-Stiftung (Frühjahr 1887), die allein eine große Zahl Broschüren zum Verständnis und zur Verbreitung dieser Lehre hervorrief; an Hellenbach's Werke, namentlich an dessen: „Individualismus", „Vorurteile der Menschheit" und „Geburt und Tod", an die zahllosen Aufsätze in den Spalten der „Sphinx", die immer und immer wieder auf die Reïnkarnation als einzig denkbare Lösung der tausend anscheinenden Widersprüche dieses Daseins hinweisen, hervorgegangen zumeist aus der Feder des Herausgebers unserer Zeitschrift, der dann 1890 in seinem Buche: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" die Lehre des metaphysischen Darwinismus auf Grundlage der herrschenden Anschauungen in der Wissenschaft und der Philosophie veranschaulichte.

So wurden durch alle diese Aufsätze und Schriften Tausende von denkenden Köpfen vor die Aufgabe gestellt, sich mit diesem uralten metaphysischen Problem abzufinden; der bezwingenden Macht der Logik, welche alle Einwände beseitigt, weichend sind sie mit dieser erworbenen Einsicht zu einer Erweiterung ihrer geistigen Erkenntnis gelangt, welche für ihr Leben und Streben von einschneidendster Bedeutung geworden sein mag.

Aber auch aus den Reihen des Katheder-Philosophen erhebt sich ganz neuerdings eine Stimme für die Wiederverkörperungs-Lehre. Es ist dies der hauptsächlich durch seine Philosophie der Naturwissenschaft (1881) und als Gegner des Spiritismus bekannt gewordene Neukantianer Professor Dr. Fritz Schultze an der technischen Hochschule zu Dresden, der in seiner jüngst erschienenen „Vergleichenden Seelenkunde" (I. Band) für diese Lehre eintritt. Das letzte (Dezember-)Heft der „Sphinx" hat dieses Buch eingehend gewürdigt.

Auch die „Philosophie des Unbewußten" hat, wie den Sphinxlesern aus dem Oktoberheft bekannt, kürzlich sozusagen einen Rekognoscierungs-

ritt in das Lager der Reïncarnisten unternommen, welchen uns die klar zeichnende Feder der Frau Olga Plümacher schilderte. Ohne Zweifel werden die meisten aufmerksamen Leser jenes Aufsatzes der geistvollen Schülerin Eduard von Hartmann's Dank wissen für diese Gegenüberstellung der Theosophie und der Philosophie des Unbewußten und für deren Hinweis auf die „schier endlose Zahl von Anknüpfungs-Punkten". Für mich selbst — und vielleicht auch für manchen andern Leser — war allerdings das Resultat dieses harten Nebeneinanderstellens zweier wenigstens nach meiner unmaßgeblichen Anschauung so grundverschiedenen Weltanschauungen dieses, daß ich mir erst recht klar bewußt wurde, wie sehr viel mehr meinem Denken die Weltanschauung Hübbe-Schleiden's zusagt, als diejenige Eduard von Hartmanns, was ich offen bekenne selbst auf die Gefahr hin, von der Verfasserin dieses Aufsatzes zu jenen nicht philosophisch begabten Leuten gezählt zu werden, „welche diese Lehre von einer Individualität hinter dem Individuum so sehr anmutet, weil dieselbe (allerdings nur scheinbar) keine Ansprüche an das Abstraktions-Vermögen macht, sondern nur geeignet ist, als anthropomorphische Vorstellung mißverstanden zu werden".

Wir dürfen also aus dem Bisherigen nicht nur den Schluß ziehen, daß die Zahl der lauten öffentlichen Bekenner der Wiederverkörperungslehre sich in den letzvergangenen Jahren stark vermehrt haben muß, sondern wir müssen es auch mit Freude begrüßen, daß die Vertreter anderer Weltanschauungen, als der theosophischen, zahllose Anknüpfungspunkte mit der Lehre der letzteren zu entdecken beginnen.

Ueber das „Wie" der Wiederverkörperung, d. h. über das „wie oft" und „mit welchen Zwischenpausen" mögen wohl die verschiedenen Anschauungen ebenso sehr divergieren, wie über das Verhalten der verschiedenen Grund-Bestandteile oder Kraftpotenzen des Menschenwesens nach dem leiblichen Tode während jener Pausen. Hellenbach spricht an verschiedenen Stellen von Inkarnationen auf den verschiedenen Planeten und neigt zur Annahme einer geringen Zahl von Wiederverkörperungen (sieben), während Hübbe-Schleiden — wohl einer der besten Kenner der alt-indischen Metaphysik — der Wiederverkörperung im Erdenleben und zwar in zahllosen Wiederholungen das Wort redet. Er spricht ferner von einem Jahrhunderte, ja in einzelnen Fällen sogar Jahrtausende langen „Ausleben der Persönlichkeit, in welchem dieselbe alle Möglichkeiten einer völligen Ausgestaltung ihrer Geistes- und Charakter-Anlagen und deren Annäherung an eine Vollendung genießen werde, soweit sie in einem Geistesleben ohne Erdenkörper denkbar sind, wobei jede Persönlichkeit mit jeder andern in ganz derselben Weise zu verkehren im Stande sein wird, wie lebende Sensitive mittelst übersinnlicher Gedankenübertragung".[1]) Das Wahrscheinlichste dürfte in der That sein, daß — für gewöhnlich — eine Wiederverkörperung der Individualität oder der obersten Grundprinzipien des Menschen nach

[1]) Siehe Anmerkung 2, Seite 300, Band XIV der „Sphinx" (Oktober 1892).

im Verhältnis zu unserem durchschnittlichen Erden-Dasein sehr langen Pausen eintreten wird.

Wir müssen uns über diese Fragen möglich klar sein, bevor wir, was im Folgenden geschehen soll, mit der Fackel der Kritik in der Hand herantreten an eine dramatische Dichtung, welche wohl, einzig in ihrer Art in der deutschen Litteratur dastehend, das Problem der Wiederverkörperung behandelt — den „Meister von Palmyra".[1] Man kann wohl ohne Anstand den Satz aufstellen, daß der Dichter dieses Dramas, der frühere Dramaturg und Regisseur des Wiener Burgtheaters — vielleicht der künstlerisch höchststehenden Bühne der Erde — Dr. Adolf Wilbrandt zur Verbreitung der Wiederverkörperungs-Idee und zum Nachdenken über dieselbe mehr beigetragen hat, als sämtliche oben genannten Schriftsteller zusammen genommen. Zum Nachdenken, sage ich, über diese Lehre. Denn über die Rätsel des „Meisters von Palmyra" spricht heute, wie wir im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 30. Oktober 1892 lesen können, ganz Wien. Was hätte Baron Hellenbach für eine Freude gehabt, wenn er diesen Tag erlebt hätte! Freilich, ob er, der geistvolle Metaphysiker, auch an dem metaphysischen Kern des Dramas seine Freude gehabt hätte, ist eine andere Frage.

Sehen wir zunächst näher zu, ehe wir das Stück, für welches der Verfasser sogar den Grillparzer-Preis erhielt, selbst kennen lernen, ob wir uns den metaphysisch mangelhaften Boden desselben nicht aus der Persönlichkeit des Dichters erklären können.

„Der Meister von Palmyra" wurde zum ersten Mal überhaupt aufgeführt am 21. Februar 1889 im Münchener Hoftheater. Der Theaterkritiker der Münchener „Allgemeinen Zeitung" wies damals in seiner Besprechung des Stückes ganz korrekter Weise auf das Kapitel 41 in Schopenhauer's „Welt a. W. u. V." II. „Ueber den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich" hin, worin bekanntlich Schopenhauer auch auf Metempsychose und Palingenesie — Seelenwanderung und Seelenwandelung — zu sprechen kommt und auf den „der Wahrheit am nächsten kommenden Buddhaismus". Dem entgegen aber lehnt Wilbrandt in der „Neuen Freien Presse" vom 27. Februar 1889 jeden Zusammenhang seines Stückes mit Schopenhauer, dessen Weltanschauung ihm besonders unsympathisch, noch mit irgend einem andern Philosophen energisch ab. Wir wissen also jetzt, daß Schopenhauer'sche Gedanken im „Meister von Palmyra" vergeblich gesucht werden. Aber welche sonst in einem Wiederverkörperungs-Drama?

Die „Neue Freie Presse" vom 8. Oktober 1892 erzählt in ihrem Feuilleton von einem wißbegierigen Interviewer, der Wilbrandt besuchte, um von ihm das Rätsel seiner Dichtung auszufragen. Aus den Antworten Wilbrandt's erfahren wir, daß er als Dichter Nichts weiter wollte, als

[1] Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt (Stuttgart 1889, Cotta).

sich in seine eigenste Welt zu flüchten und den Versuch zu wagen „die leidige Notwendigkeit des irdischen Todes poetisch darzustellen, die geahnte Möglichkeit der Fortentwickelung in einem vielgestaltigen Gegenbilde anzudeuten, ohne sich zu vermessen zu sagen: So ist's!"

Wir sind also nun darauf vorbereitet, daß das Drama nur Wilbrandt's eigene Metaphysik enthalten wird, macht doch der Dichter des „Meisters von Palmyra" keinerlei Anspruch darauf, in seinem Stück die durch umfassendes Studium gereiften Denkresultate eines langen Lebens niedergelegt zu haben, wie dies bei Goethe's Faust doch der Fall ist. Es ist vielmehr nur eine „metaphysische Fantasie" wie die Wiederverkörperungslehre von Professor Fr. Schultze.

Ich glaube damit die Erwartungen des Lesers bezüglich des metaphysischen Gehaltes unseres Dramas nicht zu hoch gespannt zu haben, um ihn vor jeder Enttäuschung zu bewahren. Ein begeisterter Theaterkritiker der „Wiener Presse" hat sich nämlich sogar zu dem Ausspruch verstiegen, Wilbrandt hätte im Meister von Palmyra „seinen Faust geschaffen", was mir doch eine gewaltige Uebertreibung zu sein scheint. Ebenso hat der Regisseur einer hervorragenden deutschen Hofbühne sich zu dem Urteil begeistert, es sei dies Drama nach seiner Meinung seit Faust die bedeutendste deutsche dramatische Dichtung. —

Ort der Handlung ist Palmyra, eine am nordwestlichen Rand der syrischen Wüste gelegene von Salomo gegründete Karawanenstadt, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten namentlich unter der weisen Regierung der Königin Zenobia eine hohe Kultur erreichte, um später nach der im 8. Jahrhundert erfolgten Zerstörung durch die Araber ganz aus der Geschichte zu verschwinden.

Die Zeit desselben etwa von 285 n. Chr. (Regierung des römischen Kaisers Diocletian) bis 400 n. Chr.; also die Regierungszeiten der römischen Kaiser Maxentius, Constantinus, Constantius, Julianus Apostata (der Abtrünnige), Jovian, Valens, Valentinian I., Gratianus, Valentinian II. und schließlich Theodosius des Großen umfassend.

Eine wichtige Periode in der Geschichte der Menschheit, welche den langsamen Untergang der alten Welt, dem allmählichen Sieg des Christentums über das Heidentum bedeutet.

In der Nähe Palmyra's, das wir zu Beginn des Stückes von einem römischen Statthalter verwaltet und von einer aus Juden und Römern gemischten Bevölkerung bewohnt zu denken haben, liegt — wie wir im ersten Aufzug erfahren — mitten in der Wüste eine Höhle, in welcher Einsiedler hausen, die vom Dichter als höhere Wesen mit magischen Kräften ausgerüstet geschildert werden. Sie bilden gewissermaßen das Orakel von Palmyra. Einer derselben: Pausanias, der Sorgenlöser und Herr des Todes, repräsentiert die in den Gang der Handlung eingreifende Schicksalsmacht.

Der „Meister von Palmyra", Apelles — Baumeister, also nicht der bekannte Maler des Altertums — tritt siegreich aus dem Kampfe mit den

Persern zurückkehrend vor diese Höhle, jung und voll Lebensmut. Er möchte ewig leben, so spricht er zu seinem Freunde Longinus:

Arbeit und Genuß
sind Zwillingsbrüder, eins im andern lebend.
Ich leb' in beiden, und sie hüten mir
die Lust des Daseins, wie mir Schlaf und Wachen
des Daseins Form behüten.

Seinen Wunsch, ewig leben zu können, vernimmt der für die Sprechenden unsichtbare „Geist des Lebens", worunter wir einen der die Höhle bewohnenden Weisen zu denken haben; dieser warnt den Apelles und ruft ihm zu, er begehre sein Unheil:

Leben ohne Ende kann
Reue werden ohne Ende.
D'rum gieb' Acht!

Doch ihm schließlich die Bitte gewährend, fährt der Unsichtbare fort:

An der Stirn gezeichnet wirst Du
Wachen ohne Schlaf des Todes.
Allen Kindern dieser Erde
Du ein Bildnis, Du ein Beispiel,
das des Todes Lehre predigt,
das des Lebens Rätsel lichtet.
Und von dieses Segens Fluch
wird Du nicht Erlösung finden
bis die Seele . . . .

Die Rede bricht hier ab. Dann fährt sie fort:

Schweigend schläft das dunkle Wort.
Geh' und lebe!

Und Apelles geht und lebt. Aber eine, allerdings schlafende, Zeugin dieser düstern Szene ist Zoë das Christenmädchen, das aus Damaskus gekommen, um das Evangelium zu verkündigen. Diese bekundet ihre Gegenwart dadurch, daß sie alle bedeutenden Sätze der Rede des Unsichtbaren im Schlafe nachspricht. An die Schlummernde wendet sich nach Abgang des Apelles die unsichtbare Stimme (ihr gleichsam einen posthypnotischen Befehl erteilend). Sie, die Todesfreudige, sendet die Stimme dem lebensfreudigen Apelles nach, mit der Prophezeihung, daß sie, zunächst als Märtyrerin getödtet, wiederkehren werde:

Wiederkehren wirst du! Nicht
so, doch anders; Abbild des ewig
neu geformten Lebens, —
den zu führen, zu belehren,
der in sich verharren will.
Wand're du von Form zu Form
strebend leichtbeschwingte Seele!
Irre wandelnd, vorwärtsschreitend
und in jeder deiner Formen
ihm begegnend, neu und fremd,
unbewußt dem Unbewußten —
bis sich Gottes Werk vollendet.

Nun wissen wir Folgendes: was wir im weiteren Verlauf des Dramas erleben werden, ist eine forwährende, in jedem Akt sich wiederholende Neu-

verkörperung der Zoë, welche den weiter sich abspinnenden Lebenslauf des Apelles begleiten wird — alles gewissermaßen als Folge einer Suggestion! Eine suggerierte Wiederverkörperung, die sich im Zeitraum von etwa 100 Jahren viermal wiederholt! Und nun bitte ich den Leser sich dessen zu erinnern, was in der Einleitung über die Zeiträume zwischen Wiederverkörperungen gesagt wurde, und er wird mir zugeben, daß dieses Drama seiner ganzen Anlage nach eigentlich als verunglückt dasteht, so bald wir es vom Standpunkt der Metaphysik kritisch untersuchen. Vor allem fehlt, wie wir sehen werden, dieser Wilbrandt'schen Wiederverkörperungs-Darstellung das so wichtige Moment der aufsteigenden Seelenwandelung. Sie ist vielmehr eine völlig zusammenhanglose Seelenwanderung. Ich füge aber gleich bei, daß dieser Mangel uns nicht verhindern kann, den hohen dichterischen Wert und die geschickte Mache unbefangen zu bewundern. Nun zur Handlung zurück!

Die arme, dem Martyrtod und der Seelenwanderung (nicht -wandelung) verfallenen Zoë finden wir in der nächsten Szene auf einem großen Platz in Palmyra vor dem Hause des Apelles, wo sie trotz dessen Einschreiten von einem Haufen wutschnaubender Fanatiker gesteinigt wird.

Die erste Wiederverkörperung, in der wir etwa 20 Jahre später im 2. Aufzuge die Wesenheit der Christin Zoë wiederfinden, ist ihr psychisches Gegenstück Phöbe, das aus Rom von Apelles mitgebrachte schöne, verführerische Heidenmädchen, ganz Lebens- und Sinnenlust. Von Not und Verfolgung bedroht, wird sie dem Meister treulos und entflieht. Der spöttische Freund des Apelles Timolaos, bringt übrigens durch seine witzigen Reden diesen 2. Aufzug in angenehm erheiternden Gegensatz zum düstern Charakter des ersten.

Apelles bleibt jung und rüstig, während alle Andern altern und sterben. Zoë's Wesenheit erscheint im 3. Aufzuge, wohl etwa 40 Jahre später, in der Gestalt der Persida, der christlichen Gattin des heidnisch gebliebenen Apelles. Ihre Tochter Tryphena bringt den Eltern Leid. Sie liebt einen Heiden; die etwas fanatisch christliche Mutter ist gegen den Herzensbund und stirbt in dem Glaubenskampf, der sich zwischen ihr und Apelles entspinnt, an seelischer Aufregung.

Und Zoë's Wesenheit erscheint uns abermals im 4. Aufzuge, wohl zwei Dezennien später, doch diesmal als Knabe, des Apelles Enkel Nymphas, Sohn der Tryphena, und ebenso begeisterter Anhänger der alten Götter, wie noch immer der inzwischen doch auch ergraute Meister. Kaiser Julian, der Apostat, hat sein heidnisches Panier entfaltet, und Nymphas hält die Zeit für gekommen, um die Christen aus Palmyra zu vertreiben. Apelles sucht anfänglich seinen Enkel zurückzuhalten, greift aber endlich, nachdem er das Fruchtlose seiner Bemühungen eingesehen, selbst zu seinem alten Schwert und stürmt mit Nymphas hinaus in den Kampf. Hier erleben wir wieder das Hereinragen einer andern Welt. Eine Stimme (hinter der Szene) ruft dazwischen: Der Kaiser Julianus ist gefallen! der Apostat ist tot! Diesem bösen Omen entsprechend, ist

denn auch der Ausgang des Kampfes für Apelles ein unglücklicher. Sein Enkel fällt und stirbt. Und nun ruft auch er, des Lebens satt:

> So will ich sterben! So verfluch' ich
> dies Leben, das nicht endet! Tod! wo bist du!
> Zeig' mir dein Angesicht! kannst du ihn töten,
> so töte mich mit ihm!

Aber vergebens! Er muß leben.

Im 5. und letzten Aufzuge finden wir endlich, wieder Dezennien später, das heidnische Palmyra in Trümmern — die Meisterwerke des Apelles, seine heidnischen Tempel, seine christliche Basilika, alles in Trümmern. Apelles irrt einsam umher, angeekelt vom nimmer endenwollenden Dasein. Er ruft den Tod an, welcher in Pausanias' Gestalt erscheint. Doch dieser hat keinen Teil an ihm. Da naht sich ihm Zenobia, eine fromme Christin, geführt von einem Knaben. Unklar dämmert in ihm die Erinnerung an Zoë auf. Zenobia erinnert sich ihrerseits wie im Traume der Vorgänge vor jener Höhle im Anfang des Stückes und nun endlich beginnt es in Apelles' Seele zu lichten:

> Ja nun erkenn' ich's,
> o Wunderrätsel du, das meinem Weg
> so oft verwandelt, kreuzte; holde Flamme
> des vielgestaltigen Lebens! Nun erfaß' ich
> des hohen Meisters Meinung — ach zu spät!
> Es springt des Lebens Geist von Form zu Form;
> eng ist des Lebens Ich, nur Eine kann es
> von tausend Formen fassen und entfalten,
> nur eine Straße geh'n, d'rum tracht' es nicht
> in's lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit,
> das Gott nur ausfüllt! Sollt' es dauern, müßt' es
> im Wechsel blüh'n, wie du! von Form zu Form
> das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd,
> bis sich's in reinem Licht verklärt. So könnten wir,
> Vielleicht allmählich, Gott entgegenreifen.
> Ein holder Traum!

Zenobia's kühle Hand nimmt Apelles das Zeichen des ewigen Lebens von der Stirn (Magnetismus), und, erlöst von dem unheilvollen selbstverschuldeten Zauber, erscheint ihm der Sorgenlöser Tod, unter dessen Berührung er stirbt, mit den Worten:

> Apelles geht zu Ruh'. Noch eine Hand
> berührt mich kalt. Du bist's! — Ich danke dir.

Die bisherigen Erörterungen fußen nur auf der Lesung des Dramas. Inzwischen habe ich einer äußerst gelungenen Aufführung an der Münchener Hofbühne beigewohnt. Das Stück macht mit seiner wunderbar ergreifenden poetischen Sprache einen nachhaltigen tiefen Eindruck auf jeden denkenden Zuschauer. Ich kann durchaus nicht mit jenen Kritikern übereinstimmen, die es nur für ein Buchdrama erklären. Wenn es auch immer zu bedauern bleiben wird, daß Wilbrandt die Lehre von der Wiederverkörperung in einer so unglaublichen Form dargestellt und sie nicht als Haupt-

problem des ganzen Dramas behandelt hat, als welches vielmehr die Ahasverus-Idee auftritt, der Gedanke der Unsterblichkeit im irdischen Dasein, so wirkt das als Kunstwerk sicher außerordentlich hochstehende Drama für jeden aufmerksamen Zuschauer doch als mächtiges Anregungsmittel zu weiterem Nachdenken über die aufgeworfenen Probleme. Naturen, die diesen Fragen kühl und spöttisch ablehnend zu begegnen pflegen, verlassen — wie ich zu beobachten Gelegenheit hatte — nach dem „Meister von Palmyra" in den tiefsten Abgründen ihrer Seele durchwühlt und durchschüttert das Theater, in dem festen Vorsatze, diesen Problemen näher zu treten.

So wird dies Drama einen Erfolg haben, den sein Verfasser eigentlich gar nicht beabsichtigt haben mag, es wird nicht direkt, wohl aber mittelbar durch Anregung zu tieferen Studien die Zahl der Anhänger der Wiederverkörperungs-Lehre in Deutschland um ein Beträchtliches vermehren.

Die Gnade.

Von

Maria Janitschek.

Es wandelt eine Gnade unter uns,
sie wandelt still, nur wenigen begegnend;
wem sie erscheint, der wird ein Gotteskind.

Sie wandelt still, nur wenigen begegnend;
wo sie vorbeikommt, falten sich die Hände,
die sorgenlos mit irdischem Tande spielten.

Wo sie vorbeikommt, schweigt das heiße Blut,
das eben noch ein wildes Lied gesungen,
und geht dann still durch seine dunklen Gänge.

Wo sie vorbeikommt, hält der Mörder inne
mit seiner That . . . . Es gäbe keine Sünde,
wär sie der Schlange einst genaht im Eden.

Die alle Finsternis Besiegende,
sie ist: der große sonnenhelle Blick,
der aus dem Auge des Gerechten leuchtet.



Betendes Mädchen.

Von

Diefenbach.

Kunstbeilage zur „Sphinx“, Februarheft 1893.

Digitized by Google

Das Fernsehen
als Funktion des transscendentalen Subjekts.

Von
Carl du Prel,
Dr. phil.

(Schluß.)

Ich will es nicht leugnen, daß die ganze bisherige Untersuchung über die Theorie des Fernsehens vielleicht nur den Vorteil hat, dem Leser das zu erklärende Problem zu verdeutlichen, ohne doch die Lösung selbst zu bringen. Aber einen positiven Gewinn wirft die Untersuchung dennoch ab. Können wir die Frage nicht beantworten, wie das Fernsehen möglich ist, so doch die andere, wie es nicht möglich ist. Es ist unmöglich, wenn die materialistische Definition des Menschen richtig sein sollte; es ist unmöglich, wenn der Mensch nur die an seinem Organismus haftenden Fähigkeiten haben sollte; es ist unmöglich, wenn er nicht wenigstens im latenten Besitz eines Organs wäre, welches dieser Funktion irgendwie gewachsen ist; es ist unmöglich, wenn der Grundsatz ausnahmslos wäre, daß nichts im Intellekt sein kann, was nicht früher in den Sinnen war. Ein Wissen, welches durch Zeit und Raum nicht eingeschränkt ist, kann offenbar nicht materielle Funktion des Gehirns sein; denn alles Materielle ist der Beschränkung durch Raum und Zeit unterworfen. Die sinnliche Erkenntnis ist nur eine der Modalitäten des Erkennens; das Fernsehen ist eine andere, und diese kann nicht leiblich bedingt sein. Da wir uns aber eines solchen Organs nicht bewußt sind, so folgt daraus eben, daß wir mit unserer Wesenheit über das Selbstbewußtsein hinausragen. Denn das wenigstens dürfte die Untersuchung gezeigt haben, daß das Fernsehen überhaupt eine Thatsache ist, und daß die angeführten Fälle, denen noch tausend andere sich beifügen lassen, nicht in Bausch und Bogen verworfen werden können. Die Wissenschaft zwar thut das; aber die Aufgabe ihrer Vertreter war es auch von jeher, das zu beweisen, sogar exakt zu beweisen, was ihre früheren Vertreter geleugnet haben.

Die Thatsache widerspricht der herrschenden Weltanschauung. Daraus folgt aber nur, daß diese Weltanschauung geändert werden muß, denn an der Thatsache ist nichts zu ändern; daß die Weltanschauung gestreckt

werden muß, bis sie die Thatsache erreicht. Die umgearbeitete Weltanschauung wird aber dadurch so sehr bereichert werden, daß die heute noch so unbequeme Thatsache sich als eine der nützlichsten erweisen wird. Es hat ja jeder wissenschaftliche Fortschritt zu seiner logischen Voraussetzung den Widerspruch zwischen der herrschenden Theorie und einer gegebenen Thatsache, und die Lösung des Widerspruchs, wobei immer die Theorie den Kürzeren zieht, ist eben der Fortschritt. Nach solchen Thatsachen, die der Theorie widersprechen, sollten wir daher begierig ausschauen. Davon geschieht aber das Gegenteil; wenn sie sich aufdrängen, werden sie um der wandelbaren Theorie willen verworfen. Wir greifen bis zu den Fixsternen, um zu beweisen, daß der kleine Mensch des 19. Jahrhunderts Recht hat; wir halten die Natur für eine chinesische Wackelpuppe, der es obliegt, zu unseren Theorien bejahend zu nicken, sie, die doch vielmehr jene geheimnisvolle Göttin ist, von der noch heute gilt, was die alte Tempelinschrift zu Saïd sagte: „Ich bin, was war, was ist und was sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet!“ Ob diese Lüftung des Schleiers dem Menschen beschieden ist, mag dahingestellt bleiben; aber jedenfalls kann sie nur in dem Maße gelingen, als wir die der Theorie nach nichtseinsollenden Thatsachen aufsuchen, statt sie zu verwerfen, wenn sie sich aufdrängen. Gehört eine solche Thatsache dem eigenen Seelenleben an, so ist sie um so wertvoller; denn das „Erkenne Dich selbst!“ ist nicht nur unsere nächste, sondern auch unsere höchste Aufgabe. Findet sich aber nun kein Platz dafür in unserer Definition des Menschen, so folgt daraus nichts gegen die Thatsache, sondern nur, daß die Definition zu eng ist.

Jedenfalls dürfen wir nicht vorweg die Möglichkeit einer Erkenntnis leugnen, in der Raum und Zeit überwunden sind; wir, die wir nicht wissen und noch darüber streiten, was Raum und Zeit sind. Kant sagt, sie seien Erkenntnisformen des menschlichen Verstandes. Das sind sie nun jedenfalls und selbst dann, wenn sie nebenbei noch real wären. Wir haben also eine apriorische Form der Erkenntnis und damit ist schon ein Loch in den materialistischen Grundsatz geschossen: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu. Nun kommt aber die Thatsache des Fernsehens noch hinzu und, entgegen der materialistischen Behauptung, es gebe nur Erkenntnisse a posteriori, beweist das Fernsehen, daß sogar der Inhalt einer Erkenntnis ein apriorischer sein kann. Ein Wahrtraum, der die Zukunft offenbart, ist eine apriorische Erkenntnis im eminenten Sinn, also ist das Grundaxiom des Materialismus umgestoßen. Wenn auch nicht unser Bewußtsein, so ist doch unsere Seele einer apriorischen Erkenntnis fähig; das Fernsehen muß zum Begriff unseres Wesens hinzugeschlagen werden. Wir sind also mit unserer Seele viel tiefer in das Weltganze eingegliedert als das Bewußtsein es weiß.

Sehen wir nun zu, wie sich unsere Gegner dem Problem gegenüber verhalten. Es wird sich zeigen, daß wir von ihnen nichts lernen können. Statt die scheinbare Unmöglichkeit des Fernsehens in ihrem Begreifungsvermögen zu suchen, behaupten sie die wirkliche Unmöglichkeit der Sache.

Sie verwerfen also a priori. Sie, die erbitterten Gegner des Apriorismus, vergessen, daß es einen doppelten giebt: den positiven des Professors bei Heine:

Mit seinen Perrücken und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus —

und den negativen Apriorismus unserer Naturforscher, welche die Wirklichkeit beschneiden, ja ganze Fetzen hinwegreißen, um die Natur erklärungsfähig zu machen. Sie leugnen nicht, und können nicht leugnen, daß es Wahrträume giebt, welche eintreffen, aber — so werden wir belehrt — das sei nur Zufall, — eine Hypothese, die zunächst den großen Vorteil hat, kein Genie zu erfordern. Diesen Einwurf hat schon Cicero nicht verschmäht[1]) und ihm gelingt es allerdings in seiner Abhandlung, vom Aufklärungsstandpunkt nicht herunter zu purzeln, weil er selbst auch die dem Gegner Quintus in den Mund gelegten Fragen stellt und Antworten giebt, also es in der Hand hat, nicht in die Enge getrieben zu werden. Wir aber können die Gegner allerdings in die Enge treiben durch den Nachweis, daß es sich beim Fernsehen nicht um das Eintreffen überhaupt handelt, sondern um ein Eintreffen bis zu den kleinsten Nebenumständen, so daß Vision und Wirklichkeit sich vollständig decken. Wir müssen bei diesem Punkt ein wenig verweilen, weil er die beste Widerlegung der Zufallstheorie enthält, deren ganze Oberflächlichkeit erweist, und daß sie nur von solchen aufgestellt wird, die nicht einmal die Thatsachen kennen, über die sie aburteilen.

Zunächst will ich ein paar Wahrträume mit detailliertem Eintreffen anführen. Gassendi erzählt in dem Leben des Peirescius: Im Jahre 1610 kehrte Peirescius in Begleitung eines gewissen Reiner von Montpellier nach Nimes zurück. In der Nacht hört Reiner den Peirescius murmeln und weckte ihn, der sich aber beklagte, in einem sehr angenehmen Traum gestört worden zu sein; er habe geglaubt in Nimes zu sein, wo ihm ein Goldschmied eine Goldmünze des Julius Caesar um 4 Kronen anbot. In Nimes angekommen ging Peirescius spazieren und zu einem Goldschmied kommend, fragte er diesen nach alten Münzen, der ihm eine Goldmünze des Caesar um 4 Kronen anbot.[2]) — Meine eigene Schwester, als 14jähriges Mädchen im Erziehungsinstitut von Dietramszell, träumte von einem gemeinschaftlichen Ausflug der Zöglinge nach Lenggries. Die Landschaft, die Aussicht aufs Gebirge und der ganze Verlauf der Partie bis zum Anfahren am Wirtshaus stellte sich ihr dar; aber im Wirtshaus fand sich kein Platz, es mußte daher ein anderes, weiter unten im Dorf, aufgesucht werden. Dort stand ein großes Gartenhaus und darin saß die ehemalige, von meiner Schwester seit ein paar Jahren nicht mehr gesehene Musiklehrerin des Instituts, Fräulein St. Als meine Schwester aus diesem Traum erwachte, erzählte sie ihn der Nachbarin im Schlafsaal. Eben wurden die Kinder geweckt und erhielten die Mitteilung, daß die Vor-

[1]) Cicero de divin. II. 59.
[2]) Perty: die mystischen Erscheinungen. II. 370.

steherin ihnen eine Ueberraschung zugedacht habe, eine Fahrt nach Lenggries. Auf dieser Fahrt nun erzählte jene Schlafnachbarin den andern Kindern den Traum meiner Schwester, und die Mädchen waren nun gespannt, ob auch der Rest sich erfüllen würde. Das war auch der Fall. Im ersten Wirtshaus abgewiesen mußte man das andere aufsuchen und dort im Gartenhaus saß die Musiklehrerin — aus Zufall.

Ein Kaufmann G. träumte drei Monate nach seiner Heirat am 1. April, daß am Jahrestag der Hochzeit Kindtaufe sein würde. Er sah das Fest und die Gäste, dann aber trat eine Maske ins Zimmer und recitierte Verse. Er erwachte und erinnerte sich noch der Schlußverse. Wieder eingeschlafen spann er den Traum fort; es kam eine zweite Maske und deklamierte ebenfalls Verse. So zum dritten und vierten Mal. Ende November gebar seine Frau, aber die Verwandten schrieben, daß sie vor Januar nicht kommen könnten, daher er den 4. Januar, den Jahrestag der Hochzeit, für die Kindstaufe ansetzte. Während dieses Festes fuhr sein Bruder mit drei Damen an; alle waren maskiert und jede Maske deklamierte ein auf die Hochzeit bezügliches Gedicht und zwar die im Traum gehörten, die der Bruder verfaßt hatte. G. hatte also im Traum eine poetische Arbeit gehört, die erst später und von einem Anderen angefertigt wurde.[1])

Zu den detaillierten Ferngesichten gehören auch die Lotterieträume, wovon Dr. Christoph Knapp ein paar interessante Beispiele anführt. Als er noch Lehrling in der Hofapotheke in Berlin war, setzte er einmal auf die Nummern 22 und 60. In der Nacht vor der Ziehung träumte er, sein Prinzipal sende ihn zum Kommissär Mylius mit einer Anfrage. Darüber freute sich der Träumer als über einer Gelegenheit, auf dem Rückweg am Lotterieamt vorbei zu gehen und nach den Nummern zu sehen; er ging zu Mylius, dann zum Lotterieamt, wo eben die Nummern aus dem Glückrad gezogan wurden, und zwar zuerst 22 und 60, worauf er, da die übrigen kein Interesse für ihn hatten, nach Haus lief. Nach dem Erwachen erinnerte er sich deutlich des Traumes; am andern Tag schickte ihn der Prinzipal zu Mylius mit demselben Auftrag, den er im Traum erhalten hatte. Auf dem Rückweg machte er den Umweg zum Lotterieamt und kam eben recht, die Nummern 60 und 22 ausrufen zu hören. Einige Jahre später hatte Knapp einen Traum, in dem er die Lotterienummern selbst träumte: er sah an einer schwarzen Leiste an einem Kramladen der Rinksdorfstraße die fünf Nummern. Nach dem Erwachen begab er sich dahin, um zunächst zu sehen, ob dort wirklich ein Lotterieamt sei und wollte nun auch die Nummern setzen. Bestimmt erinnerte er sich nur an 42 und 21; die nächsten beiden wußte er als mit 6 und 4 beginnend, ungewiß welche davon mit Null versehen war, von der letzten wußte er nur, daß sie zu den Fünfzigern gehörte. Bei dieser Unsicherheit begnügte er sich, einige Amben und Ternen zu setzen, mußte sich aber wegen un-

[1]) Werner: Symbolik der Sprache.

günstiger Zusammenstellung mit einem bescheidenen Gewinn begnügen, als nach drei Tagen die Nummern 60, 4, 21, 52, 42 gezogen wurden.[1])

Eben so detaillierte Wahrträume kommen im zweiten Gesicht — wovon später — und im Somnambulismus vor. Eine Somnambule des Dr. Heinecken sah den Einmarsch der Russen in Hamburg voraus und die Ankunft von Truppen in Bremen, wodurch die Stadt sehr in Verlegenheit geriet und ein Beamter, den sie nannte, ausrief: „Ich weiß nicht mehr, ob ich hier Herr bin oder Knecht!" was genau eintraf.[2]) Ducommen erzählt: eine seiner Verwandten, die ihrem Sohn in Nantes zurückgelassen hatte und nach Paris gekommen war, war in Sorgen um ihn. Ducommen versetzte sie in Somnambulismus, damit sie sehe, was der Sohn treibe; sie sah ihn mit dem Sohne des Hauses Blumenzwiebeln im Garten pflanzen. Eine Anfrage bestätigte das Ferngesicht.[3]) Eine Somnambule wurde vom Geheimrat Göstel über seine Wohnung in Rotenburg befragt. Sie beschrieb die Wohnung, das Zimmer, worin seine Frau sei in allen Einzelheiten; dann aber — und hier hört die eventuelle Gedankenübertragung auf — sprach sie von einem im Zimmer herumspringenden Mädchen mit blauen Augen und blondem Haar, die Beschreibung paßte auf sein Kind, das aber ein Knabe war, worauf die Somnambule ihren Irrtum damit aufklärte, der Knabe trage Mädchenkleider. Göstel schrieb darüber an seine Frau und vernahm, daß man dem Knaben wirklich ein Mädchenkleid angezogen hatte. Dieselbe Somnambule, vom Postmeister Filepope befragt, was seine Familie in Wabern mache, antwortete: die Frau Postmeisterin sei im Zimmer rechter Hand vom Eingang, habe ein krankes Kind im Mantel, das über ½ Jahr alt zu sein scheine; es mache Zähne und sei recht krank, wolle nicht an der Brust trinken und werde eine übrigens heilsame Diarrhöe bekommen. Auf die Frage, ob sie auch sehen könne, wie das Kind aussehe, verneinte sie, weil die Frau Postmeisterin mit dem Kind auf dem Arm so schnell im Zimmer herumlaufe. Dieses Ferngesicht war in allen Punkten zutreffend; die Frau war damals wegen der Unruhe des Kindes im Zimmer herumgelaufen. Diese Somnambule konnte in den Anfängen ihres Fernsehens die an sie gerichteten Fragen erst am Tage darauf beantworten, später erst in derselben Stunde; wenn sie die Antwort auf eine Mehrzahl von Fragen verschob, wurden dieselben in der richtigen Reihenfolge beantwortet. Sie hatte von Cassel aus etwa 80 Ferngesichte nach entfernten Ländern, bis nach Amerika.[4]) Eine Somnambule beschrieb in allen Einzelheiten die Wohnung des (anwesenden) Dr. Gregory; im Empfangszimmer sitze eine Dame in einem besonderen Stuhl und lese ein neues Buch. Gregory erfuhr zu Hause, daß seine Frau wirklich zu jener Stunde in dem selten benutzten Stuhle gesessen und in einem ihr eben zugesendeten neuen Buch gelesen habe.[5])

[1]) Moritz: Magazin für Erfahrungsseelenkunde. I. 1, 70. — [2]) Archiv II. 3, 63.
[3]) Annales du magnétisme animal. III. 27. — [4]) Archiv VII. 3. 98—117.
[5]) Psychische Studien. 1878. S. 523.

Eine andere Somnambule sah, daß ihr dreijähriger Bruder in einem entfernten Stadtteil durch ein Pferd in die höchste Gefahr kam, und erzählte den Vorgang genau so, wie er später von der Magd berichtet wurde.[1]) Die Somnambule Kerners sagt: „Man hat gestern an Frau B. in Stuttgart von hier aus einen Brief geschrieben. Diesen Brief trägt in diesem Augenblick (9¾ Uhr) Frau S. zu Frau B. durch die Seegasse in ihrem Arbeitsbeutel. Jetzt tritt Frau S. bei Frau B. ein. Frau B. liest den Brief. Es steht in ihm: „Karoline wird uns immer teurer und werter". Ein Schreiben nach Stuttgart bestätigte die genaue Richtigkeit dieser Angabe. Dieselbe Somnambule sagte, daß in der Küche des oberen Stockes eben eine Gans gerupft würde, und sie bezeichnete die Stellen, wo die nachlässige Köchin Stoppeln stehen lasse, was ebenfalls richtig war. Kerner beruft sich in Bezug auf diese Somnambule auf die Aussage von fünf Aerzten, welche dieselbe beobachteten.[2]) Ein Somnambuler sagt in seinem Schlaf, er habe Metallklang gehört, Jemand in dem unteren Zimmer zähle Geld. Er beschrieb die Person nach Kleidung und Gestalt, sowie die Häufchen des abgezählten Geldes, nämlich Kupfermünzen mit einem beigelegten Zwanziger, im Ganzen 10 Gulden. Gleich darauf kam der Verwalter und bestätigte die Aussage.[3]) Eine Mutter, deren Tochter wieder einmal autosomnambul wurde, schickte die jüngere Tochter fort, um davon die Pastorin zu benachrichtigen. Diesen in einem anderen Zimmer gegebenen Auftrag hörte die Somnambule und wiederholte ihn. Ebenso wiederholte sie nach einiger Zeit die Worte, womit die Schwester den Auftrag ausrichtete und die Antwort der letzteren, daß sie nicht kommen könne, weil sie eben Bier abzapfe, welche Antwort sodann wirklich überbracht wurde.[4])

Eine Somnambule in Paris sah ihre in Arcis sur Aube befindliche Mutter, beschrieb deren augenblickliche Beschäftigung und die intimen Gedanken derselben.[5]) Der Somnambule Michel des Dr. Garcin sah fernsehend die Eroberung von Konstantine und den Tod des Generals Danremont.[6]) Der Arzt Couret erzählt, daß seine Frau im Somnambulismus zu ihrer Tochter sagte: „Mein Mann ist oben, er beginnt einen Artikel zu schreiben „Antwort an einen Anonymus"; derselbe ist für ein Journal bestimmt, an dem er nicht mehr mitarbeiten will". Was alles richtig war.[7]) Mesmer erzählt: Eine Dame, die er in Paris behandelte, wurde manchmal somnambul, konnte aber dabei sprechen und schreiben. Einst verlor sie ihren Hund, worüber sie sehr niedergeschlagen war. Nach einigen Tagen fand sie morgens auf dem Nachttischchen einen von ihr selbst automatisch beschriebenen Zettel mit den Worten: „Beruhige dich,

[1]) Römer: Historische Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambule. 21.
[2]) Kerner: Gesch. zweier Somnambulen. 275. 276. 279.
[3]) Hanack: Gesch. eines natürl. Somnambulismus. 45. — [4]) Archiv VII. 2. 162.
[5]) Loubert: magnétisme et somnambulisme. 619.
[6]) Du Potet: Journal du magn. IV. 15.
[7]) Comet: la vérité aux médecins. 104.

du wirst in 8 Tagen deinen Hund wieder finden". Mesmer, davon unterrichtet, beobachtete sie am achten Tage. Sie lag morgens wieder im somnambulen Schlaf, befahl ihrer Jungfer, einen Dienstmann, den sie unweit des Hauses finden würde, zu holen, wies dann diesen an, in die ¼ Stunde entfernte Straße Saint-Sauveur zu gehen, wo ihm eine Frau begegnen würde, die den Hund trage, den er zurückfordern solle. Der Mann ging fort, begegnete am bezeichneten Orte der Frau und brachte den Hund zurück, der in Mesmers Gegenwart ankam.[1]) Der vor einigen Jahren verstorbene Mathematikprofessor de Morgan erzählt: „Eines Abends war ich in einem etwa 1 englische Meile von meiner eigenen Wohnung entfernt gelegenen Hause, in welches meine Frau bis zu jener Zeit noch niemals gekommen war, zu Tisch geladen. Ich verließ die Gesellschaft ungefähr um 10½ Uhr und kam um ¾11 Uhr in meiner Wohnung an. Als ich in das Zimmer trat, empfing mich meine Frau mit den Worten: „Wir haben dich beobachtet" und erzählte mir dann, daß sie ein kleines Mädchen mesmerisiert habe, und daß dieses Kind in hellsehenden Zustand übergegangen sei. . . . Während das Kind sich in magnetischem Schlafe befand, war ihm aufgetragen worden, mir nach dem Hause, worin ich mich befände, und das ihr nach Straße und Nummer aufgegeben wurde, nachzugehen. Als die Mutter des Mädchens den Namen der Straße nennen hörte, äußerte sie: „Dorthin wird sie den Weg nicht finden; sie war noch nie so weit von Camden Town fort". Dennoch gelangte das Mädchen im Augenblick dorthin. „Klopfe an die Hausthüre!" sagte meine Frau. — „„Ich kann nicht — erwiderte das Kind — wir müssen durch ein Gartenthor hineingehen"". Nachdem meine Frau das Kind veranlaßt hatte, einzutreten, sagte die Kleine, sie höre Stimmen im oberen Stockwerk, und als man sie hinaufgehen hieß, rief sie aus: „„Welch sonderbares Haus! es hat drei Thüren"". Man hieß sie nun in das Zimmer gehen, aus welchem die Stimmen kämen; darauf sagte sie: „„Nun sehe ich Herrn de Morgan, er hat aber einen hübschen Rock an, nicht den langen Rock, den er hier trägt; er spricht mit einem andern alten Herrn, und es ist noch ein weiterer alter Herr zugegen, und es sind auch Damen da. Und nun ist eine Dame zu ihnen herangetreten und fängt mit Herrn de Morgan ein Gespräch an, und der alte Herr und Herr de Morgan zeigen jetzt auf Sie, und der alte Herr sieht mich an"". Es traf wirklich zu, daß ich um die Zeit, wenige Minuten nach 10 Uhr, mit dem Herrn, bei welchem ich zu Gast war, über Mesmerismus sprach, und als ich ihm erzählte, wie meine Frau das kleine Mädchen behandle, da sagte er: „O, das muß meine Frau auch hören!" und er rief sie herbei, worauf diese aufstand und in der beschriebenen Weise zu uns herkam. Das Mädchen fuhr nun fort das Zimmer zu beschreiben. Es gab an, daß sich darin zwei Pianinos befänden. Es war nämlich eines dort und ein Wandschrank mit einem Aufsatz, welchen das 12jährige Kind einer armen Taglöhnerfrau wohl für

---

[1]) Wolfert: Mesmerismus. 26.

ein Pianino halten konnte. Ferner gab sie an, daß dort zweierlei Vorhänge, rote und weiße, seien und daß diese auf eine eigentümliche Art drapiert seien (alles buchstäblich wahr), sowie daß auf dem Tisch Wein, Wasser und Bisquit ständen. Da meine Frau nun wußte, daß wir um ½7 Uhr gespeist hatten und sie es für unmöglich hielt, daß irgend etwas anderes als Kaffee auf dem Tisch stehen sollte, sagte sie: „Du meinst wohl Kaffee?" Das Mädchen aber blieb dabei: „„Wein und Bisquit"", was auch vollkommen richtig war. . . . Daß dieses alles, so wie es mir etwa 20 Minuten nach 10 Uhr begegnet war, so wie hier beschrieben, um ¾11 Uhr erzählt wurde, kann ich beschwören".[1])

Wie man aus dieser kleinen Auslese von Beispielen sieht, ist das Fernsehen oft mit anderen mystischen Fähigkeiten, z. B. Gedankenlesen — in Bezug auf Personen der Vision, nicht der Anwesenden — verknüpft, und sind die Ferngesichte oft so detailliert, daß die Berufung auf den Zufall nur ganz allgemein ausgesprochen einen Schein von Kraft hat, aber zur Absurdität wird, sobald man an Einzelfälle diesen Erklärungsmaßstab legt. Die Zweifler berufen sich nur darum auf den Zufall, weil sie nicht wissen, welche Einzelfälle vorliegen, also aus Unwissenheit. Diese Unwissenheit ist aber sogar eine historische; denn man wird nicht behaupten wollen, daß ein Glaube, der sich bei allen Völkern findet und durch alle Jahrhunderte hindurchzieht, ausschließlich nur Aberglaube sei. Die lange Dauer dieses Glaubens kann nur darauf beruhen, daß ihm beständig neues Thatsachenmaterial zugeführt wurde. In der Bibel wimmelt es von Fernsehen, ja es ist dort von förmlichen Prophetenschulen die Rede. Elias ließ 800 falsche Propheten, d. h. wahre Propheten, die aber falschen Göttern anhingen, töten, und als Achab, König von Israel, wissen wollte, ob er Krieg führen sollte, ließ er die Propheten zusammen kommen, 400 an der Zahl. Die heidnischen, aber wirklichen Propheten sind in der Bibel ausdrücklich zugestanden.[2]) Berühmt waren die Essener für die Gabe der Weissagung. Bei Josephus weissagt ein Essener, Namens Judas, Tag und Ort der Ermordung des Antigonus.[3]) Der Essener Menachem sagt dem Herodes seine künftige Königswürde und den ganzen Verlauf seiner Herrschaft voraus.[4]) Josephus versichert, daß die Weissagungsgabe die Essener niemals im Stich ließ.[5])

Bei den alten Griechen waren die Orakel Staatsinstitute, und es giebt kaum einen großen Mann aus jener Zeit, der nicht mit der größten Bewunderung davon spricht. Sogar den Feldherrn auf ihren Kriegszügen waren Seher beigegeben. In der Schlacht von Plataä war Tisamenes als Seher bei der Armee angestellt[6]) und nach dieser Schlacht war es Deiphobos.[7]) Im Kriege der Phocier gegen die Thessalier stand der Seher Telias in hohem Ansehen bei den Generalen.[8]) Solche Seher als

[1]) Sphinx IV. 331. — [2]) 5 Moses. 13, 1—4. — [3]) Josephus: Bell. Jud. I. 3. 5.
[4]) Josephus: Antiq. XV. 10. 5. — [5]) Josephus: Bell. Jud. II. 8. 12.
[6]) Pausanias: VI. 14. — [7]) Herodot IX. 91. 94.
[8]) Pausanias: X. 1.

militärische Ratgeber kommen schon im alten Testament vor. Micheas riet dem König Achab vom Krieg ab, aber vergeblich, und Achab ging zu Grunde, ein Bericht, in dem sich interessante Einzelheiten finden. Deborah war es, die dem Barach riet, 10000 Mann zum Berge Tabor zu führen, wo sie den feindlichen General Sisara in seine Hände liefern würde, und der Sieg der Juden war ein vollständiger.[1])

Ebenso bei den Römern. Plutarch im Leben des Marius erzählt, daß eine Syrierin, die man anfänglich wenig achtete, und die von den Senatoren zurückgewiesen wurde, später in hohes Ansehen kam und im Kriege gegen die Cimbern den Marius in einer Sänfte begleitete, die Ereignisse voraus verkündend. Im 15. Jahrhundert war die Jungfrau von Orleans die Beraterin der französischen Generale, und im 17. Jahrhundert hatten die Aufständischen in den Cevennen, bei welchen das Fernsehen als Massenphänomen auftrat, ebenfalls ihre militärisch verwendeten Propheten.[2]) Dort findet sich eine ganze Sammlung eidlicher Zeugenaussagen. Der Zeuge Durand Fage sagt ganz im Allgemeinen: „Alles unser Thun und Lassen, es mochte alle zusammen oder einen Einzelnen angehen, wurde stets nach den Inspirationen des Geistes angeordnet. Man gehorchte allezeit den Eingebungen der allereinfältigsten Personen und kleinsten Kinder, zumal wenn sie in der Ekstase beharrten, und bei noch heftigeren Konvulsionen darauf bestanden, oder ihrer viele das Gleiche sagten". Und um auch noch einen einzelnen Fall anzuführen, so heißt es: „Als einst unsere Truppe zwischen Ners und Cour de Crevier stand, hatte der Bruder Cavalier, unser Anführer, ein Gesicht. Er hatte sich niedergesetzt, stand aber plötzlich auf und sprach zu uns: „Mein Gott! ich habe in einem Gesichte gesehen, daß der Marschall von Montrevel, der in Alais ist, eben einem Boten Briefe gegen uns gegeben hat, die er nach Nimes bringen soll. Eilet, so werdet ihr den Boten in solcher Kleidung, auf solchem Pferde reitend, begleitet von diesen und diesen Personen finden. Eilt, ihr werdet sie am Fluße Gardon treffen". Sogleich setzten sich drei unserer Leute und noch ein anderer zu Pferd und trafen am angezeigten Ort des Flußes den Boten und seine Leute unter allen vom Bruder Cavalier angegebenen Umständen. Dieser Mensch wurde zu unserer Truppe gebracht und man fand bei ihm die Briefe des Marschalls, aus welchen wir herrliche Aufschlüsse erhielten, die uns später von großem Vorteil waren". Da nun in unseren Tagen der militärische Zopf nicht annähernd die Länge des juristischen und medizinischen hat, so wird vielleicht die Wiederaufnahme dieser historisch bewährten Institution früher eintreten, bevor Amtsrichter und Kriminalbeamte an ähnliche Verwertung des Fernsehens denken, und bevor noch das Schlafkabinet des Dr. Wetterstrand in Stockholm sich wieder zum alten Tempelschlaf ausgewachsen haben wird. Schließlich aber wird Ben Akiba wieder sagen können: Nichts Neues unter der Sonne.

---

[1]) Buch der Richter. 4. — [2]) Misson: Théatre sacré des Cévennes.

Bei den Römern — um fortzufahren — kommen die Auguren als Staatsbeamte vor. Der Augur Veltius, 800 Jahre nach der Gründung von Rom, prophezeit, daß das römische Reich 1200 Jahre dauern wird, und Varro führt diese Prophezeiung an 500 Jahre vor ihrer Erfüllung.[1]) Thrasylus unterrichtet den Kaiser Tiberius in der Magie, so daß dieser die Anlage zum Fernsehen erwirbt und dem Galba voraussagt, er würde Kaiser werden — dazwischen fallen Caligula, Claudius und Nero — aber nicht lange bleiben. Ebenso sagt der Sohn dieses Thrasylus dem Nero die Kaiserwürde voraus.[2]) Bei Privatpersonen aber verfolgten die Kaiser die Wahrsagerei. Die römischen Sklaven, welche Wahrsager über das Schicksal ihrer Herren befragten, wurden gekreuzigt.[3])

Von den Druiden heißt es bei Plinius und anderen, daß sie Aerzte und Wahrsager waren,[4]) und diese Verbindung läßt uns deutlich erkennen, daß es sich um Somnambulismus handelt, der die gleiche Verbindung noch heute zeigt. Auch Tacitus und andere bestätigen das Fernsehen der Druiden.[5]) Dem Diokletian sagt eine Druidin voraus, daß er Kaiser werden würde, nachdem er ein Wildschwein — Aper — getötet haben würde. Darauf widmete sich Diokletian eifrig der Jagd. Als lange darauf der Kaiser Numerianus durch Arius Aper erdolcht wurde, sprang Diokletian auf den Mörder zu und tötete ihn mit dem Ausruf: Aprum occidi! worauf er zum Kaiser ausgerufen wurde.

Seit der Wiederentdeckung des Somnambulismus wiederholen sich nun die alten Erfahrungen so massenhaft, daß schon vor 50 Jahren Deleuze sagen konnte, daß in dem seiner Aeußerung voraufgehenden halben Jahrhundert die Thatsache des Fernsehens so vielfach beobachtet wurde, daß sie nicht mehr geleugnet werden könne.[6]) Savonarola war zu seiner Zeit als Seher so berühmt, daß er sogar von Historikern als solcher erwähnt wird. In neuerer Zeit wurde die Seherin Lenormand von Ludwig XVI. und seiner Gemahlin, von Napoleon, der Kaiserin Josephine und den sogenannten Helden der Revolution, Marat, Roche, Lefèvre, Robespierre, Saint Just, konsultiert.[8]) Kurz, man würde nicht fertig werden, wollte man alle historischen Beweise für das Fernsehen anführen, und wer etwa glauben sollte, daß unsere heutigen Staatslenker und Staatsmänner dieses Orientierungsmittel ganz verschmähen, ist über unsere Tagesgeschichte ungenügend orientiert.

Aber alles das existiert für unsere Gelehrten nicht, und indem sie das massenhafte Material aus der Litteratur über den Somnambulismus gar nicht ansehen, finden sie noch immer das Mittel, das Fernsehen zu leugnen.

---

[1]) Varro XXII. — [2]) Tacitus Annal. VI. 20. 21. — [3]) Paul. Sentent. V. 21. 4.

[4]) Pomponius Mela III. 6.

[5]) Tac. Hist. N. 6. Lampridius: Alex. Severus. Vopiscus: Aurel und Numer.

[6]) Deleuze: faculté de prévision. 7.

[7]) Phil. de Commines VIII. Giuccardini. III.

[8]) Hellenbach: Magie der Zahlen. 92. Perty: die mystischen Erscheinungen. II. 250. 251.

Die Natur soll sich nach den Köpfen der Gelehrten richten; aber sie würde, wenn das der Fall wäre, so wenig ein Gegenstand unserer Bewunderung sein, als ihr begriffliches Abbild in jenen Köpfen. Dagegen würde man aus jenen Naturkräften, die wir nicht kennen, noch immer eine ganz respektable Welt zusammenzimmern können.

In unseren Tagen nun ist das Fernsehen einigermaßen in Abnahme gekommen, wiewohl das vorhandene Material noch ganz ausreichend wäre, die Thatsache festzustellen. Aber diese Abnahme liegt nur daran, daß drei verbündete Gegner sich die Hände gereicht haben: die Theologen, die Aerzte und die Juristen. Den Theologen gilt der Seher als besessen, den Aerzten als hysterisch, den Juristen als Gaukler, eine Differenz der Meinungen, die am besten beweist, daß alle drei auf dem Holzwege sind. Immerhin gelingt es ihnen, das öffentliche Auftreten der Seher hintanzuhalten. Es sind mir gleichwohl erst kürzlich zwei Fälle bekannt geworden, wo, wie in jenem Falle bei Mesmer, verlaufene Hunde durch merkwürdig genaue Aussagen von Somnambulen sich wiederfanden. Es ereignet sich aber mit großer Regelmäßigkeit, daß solche Seher eine zeitlang einen großen Zulauf haben, daß aber dann gerade die Polizei, welcher diese so große Dienste leisten könnten, sie wegen Gaukelei verurteilt.

Nun sind die Juristen allerdings in der günstigen Lage, daß sie sich um die philosophische Seite der Frage gar nicht zu kümmern brauchen, und nur die nun einmal vorhandenen Gesetzesparagraphen anzuwenden haben; das Gesetz aber bestraft Wahrsagerei als Gaukelei; aber darum handelt es sich hier nicht, sondern nur darum, daß die Juristen den Paragraphen für richtig halten, der sich also noch lange, wie eine ewige Krankheit fortschleppen wird. Und doch hat Shakespeare, als er die Worte schrieb: „Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als die Schulweisheit sich träumen läßt“ — die der Juristen keineswegs ausgenommen.

Trotz des oben erwähnten Bündnisses wird aber die Schulweisheit in Bälde kapitulieren müssen. Allerorten in Europa entstehen bereits Gesellschaften zur Untersuchung des Okkultismus. Zwar sind sie nicht alle ihrer Aufgabe gewachsen; manche neigen bedenklich einem Spiritismus von abergläubischer Form zu, andere dagegen — wie z. B. die Gesellschaft für psychologische Forschung — beschränken sich auf Hypnotismus — was das Thor mit dem Gebäude verwechseln heißt — und stutzen diesen auch noch medizinisch zu, treiben also eigentlich verkappten Materialismus. Aber durch's hypnotische Eingangsthor in das dunkle Reich ist die Schulweisheit eben doch schon eingetreten, hat es aber nicht in der Hand, der Natur gleichsam einen Maulkorb anzulegen, wird also bald erkennen, daß der Hypnotismus keine Sackgasse ist, sondern durch den Somnambulismus hindurch zum Spiritismus leitet. Schon liegen ganz bedenkliche Aeußerungen der Professoren Liébault, Lombroso, Richet 2c. in dieser Richtung vor, die einstweilen als Vorläufer begrüßt werden können. Die schwerer Wandelnden allerdings, die immer die Wissenschaft — so wie sie sie verstehen — betonen, glauben ihr Tempo auch noch loben zu sollen und sagen,

es zieme dem Mann der Wissenschaft, zu zweifeln; denn der Zweifel sei der Anfang der Weisheit. Das ist er nun unbestreitbar; aber doch gewiß nur dann, wenn man vom Zweifel zur Untersuchung fortschreitet. Im Zweifel in alle Ewigkeit stecken bleiben, das kann jeder Narr, und wenn man den Zweifel, statt ihn zu überwinden, zum Selbstzweck der Wissenschaft erhebt, so ist das nicht der Anfang der Weisheit, sondern der Gipfel der Thorheit.



An Carl du Prel.

Von

Martin Greif.

⁂

Wer lebt, der nicht in unmutsvoller Stunde
gewünscht sich hätte, daß er nie geboren,
der nie sein Los beseufzt im Herzensgrunde?

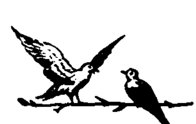
Und doch, wie bald ist jeder Trotz verloren,
wenn sich dein Sein aus dumpfer Qual erheitert
und sich ermannt, zu neuer That geboren.

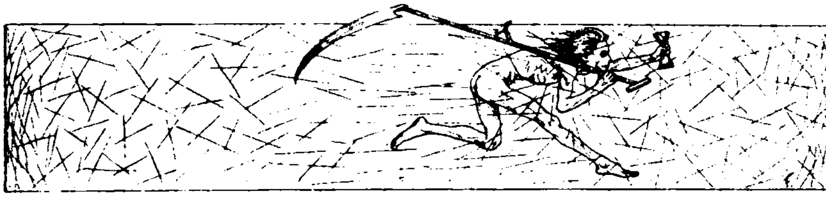
Die Seele fühlt sich grenzenlos erweitert
in ihrer Ahnung quellenreicher Fülle,
und dankt den Stürmen, die sie rauh geläutert.

Aus seinen Tiefen tritt hervor der Wille
und füllt den Busen dir mit frischer Regung
und doch schweigt jed' Begehren in dir stille.

Gleichwie der Sterne wandelnde Bewegung
niemalen noch dem Blick sich offenbarte
und dennoch spottet jeder Widerlegung,

So wirkt dein Wesen, das im Kern bewahrte,
denn was Natur in ihrem Schoß gestaltet,
das hegt sie auch, daß es sich fort entfaltet,
selbst wenn das Schicksal dir kein Leid ersparte.





Sehen und Wahrträumen.

Von

Hermann Haug.

Im Alter von 23 Jahren hatte ich folgenden Traum. — In tiefdunkler Nacht stand ich einsam auf weiter Ebene. Plötzlich flammten ringsum am Horizonte hohe Feuersäulen aus breiten Feuermassen empor. Und indem ich dies sah, sprach ich furchtlos ruhig: „Das ist der Untergang der Erde". Und ebenso ruhig wogten darüber hin, matt silberweiß glänzend, menschlich schön gestaltete Figuren ihren stillen, langsamen Reigen am nun heller durchschimmerten Himmelsgewölbe, dessen funkelnde Sterne die Glieder von jenen markierten.

Ich konnte damals noch nicht fragen, ob dies ein verzerrtes Bild aus der lange vergangenen Erdgeschichte sei? Heute weiß ich, daß ihm ein vor rund 6000 Jahren Geschehenes und nach rund 5000 Jahren abermals furchtbar Werdendes zu Grunde lag. Aber Wer zauberte das Bild vor vier Jahrzehnten in meinen gleichmütigen Sinn? (Chanoch 83, 3—7.)

Einige Wochen später, unter den Nachwehen der wissenschaftlichen Mißhandlung einer schweren Leberentzündung leidend, lag ich abends nach 9 Uhr völlig wach auf meinem Bette, ohne bestimmtes Objekt des Sinnens in's Leere schauend, ungefähr mit jenem Akkomodationszustande der Augen, bei dem diese das vergrößerte Bild der sich in der Linse bewegenden Mikroben sichtbar nach außen projicieren. Es war sehr dunkel im Zimmer. Plötzlich sah ich ein schönes, männliches, bartloses Menschenantlitz, seine Augen auf mich gerichtet, sich in mattem Silberweiß, aber doch mit scharfen Zügen und klarer Schattierung, auf dem tief dunklen Grunde entwickeln in relativ bedeutender Höhe über dem Fußboden des Zimmers, für bequemes Sehen eines geneigt Liegenden. Dieses Bild dauerte ein paar Sekunden. Dann wurde es leicht verfolgbar in das Antlitz eines anderen Menschen verwandelt; und solche Wandlung vollzog sich mehrere Male, bevor die Erscheinung gänzlich verschwand. Dabei muß ich bemerken, daß ich nur ein sehr schwaches Gedächtnis für das

Es wird unsern Lesern gegenüber wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, daß wir ihnen diese Mitteilung in ihrer ganzen Ursprünglichkeit vorlegen. Niemand wird von uns vermuten, daß wir seinen Gesichtskreis auf 11 000 Jahre beschränken wollen.

(Der Herausgeber.)

menschliche Antlitz habe, mir nicht einmal die Gesichtszüge der intimsten Personen mit mäßiger Deutlichkeit vergegenwärtigen kann; während ich andrerseits ein gewisses Formgruppengefühl besaß, so daß ich gelegentlich zu sagen vermochte, daß ich je vor 7 Jahren ähnlichen Menschen unter ähnlichen Verhältnissen begegnet bin. Hier nun schlossen die schön geformten, fast jugendlichen Gesichtszüge nicht nur jeden Gedanken an Familienähnlichkeit mit Bezug auf mich selbst aus, sondern auch jenes Gruppengefühl fand keine Veranlassung zu seiner Bethätigung: jene Gesichter waren und blieben mir völlig fremd. — Leider habe ich damals versäumt, die Anzahl der mir so erschienenen Antlitze zu zählen; aber mir war, als müßten es sieben oder acht gewesen sein. Nun weiß ich heute, daß Persönlichkeiten von **hohem** Range über dem Gebiete der Menschenherde gerade zwiefach in solcher Anzahl walten; indeß ist die Uebereinstimmung dieser Personenzahl mit jener Bilderzahl jetzt natürlich nur eine Vermutung. Aber Wer zauberte mir die Bilder vor das völlig wache Auge?

Nun mag wieder ein Traum Platz finden, der abermals einige Monate später, in einer Nacht von Sonntag zu Montag, Dinge des alltäglichen Lebens betraf. — Ich ging einsam im Freien auf einem Feldwege, der plötzlich, wie tief ausgefahren, zwischen Erdwänden verlief und hier eine scharfe Wendung nach links machte. In dieser Wendung sah ich eine gewöhnliche Schiebekarre stehen und auf ihr einen schwarzen Gegenstand liegen, der einem von oben gesehenen Cylinderhute glich. Ich wunderte mich über die Zusammenstellung dieser beiden Gegenstände an diesem Orte. Aber beim Näherkommen fand ich, daß der Hut noch auf dem Kopfe einer auf dem Rücken liegenden, die rechte Hand in der Herzgegend haltenden, menschlichen Gestalt saß, die für meine Stellung, und bei schwarzem Rocke, durch die Hutkrempe verdeckt gewesen war. Ich fragte mich wegen der Vormittagszeit wieder verwundert, ob das ein ermattet oder betrunken auf seiner Karre Schlafender sei? — bis ich, neben ihm stehend, an dem bleichen Gesichte und einer Wunde in der Herzgegend einen Toten erkannte. Nun folgte ich der Wendung des Weges nach links, der wieder steil aus dem Erdeinschnitte heraus auf die ebene Feldfläche führte, um im nächst sichtbaren Dorfe Anzeige zu erstatten; aber mit den ersten Schritten dahin entschwand das Traumbild.

Keinerlei Gewicht auf den Traum legend, ja ihn völlig vergessend, machte ich an dem auf die Traumnacht folgenden Vormittage nach 11 Uhr meinen gewöhnlichen Gang durch wenig besuchte Teile des Stadtparkes. Es war Frühjahr, das dichte Unterholz begann zu knospen, war aber noch recht durchsichtig, und gerade in dieser Nacht war noch einmal eine leichte Schneedecke gefallen. Meine Augen schweiften nach Vögeln, Mäusen, Eichhörnchen rechts und links durch das Unterholz, in das gelegentlich ein schmalster Pfad wie ein Wildpfad führte. Einem solchen, nach links verlaufend, mit den Augen folgend, gewahrte ich einen schwarzen runden Gegenstand, wie einen Cylinderhut, hinter dem aber noch ein größerer

dunkler Körper zu liegen schien; ein Schläfer mit Cylinderhut im Schnee? Auf dem Fußpfade nähertretend, fand ich wirklich einen auf dem Rücken liegenden Mann in schwarzem Anzuge, den Hut noch auf dem Kopfe, und die rechte Hand über der Herzgegend haltend. In der Ueberzeugung, er schlafe nur, und um ihm das Erfahren gesetzlichen oder ungesetzlichen Uebelwollens zu ersparen, war ich im Begriffe, ihn zu wecken, als ich sah, daß aus seinen Mundwinkeln geringe Blutmengen geflossen waren; und dadurch aufmerksamer geworden erkannte ich eine Schußwunde in der Herzgegend, während ich bei einem Umblick die Schießwaffe vermißte. Ich ging nun nach links weiter auf nächstem Wege zur Thorwache zurück und machte die Anzeige, — und erst auf diesem Wege erinnerte ich mich des Traumes. Es stellte sich später heraus, daß der Mann, ein Fabrikschlosser, sich aus Nahrungs- und deshalb Familiensorgen das Leben genommen hatte, während ein erster Finder des Leichnams sich die Waffe angeeignet haben mußte.

In diesem Falle sind nun einerseits die Uebereinstimmungen, andererseits die Abweichungen zwischen Wirklichkeit und Traum, während diese beiden doch unverkennbar zusammengehören, sehr bemerkenswert, und vielleicht charakteristisch.[1]) Der lichte Parkwald wird im Traume zu einer freien Ebene; die verschleiernde Unterholzgruppe wird zu einem begrenzt sichtbar lassenden Erdeinschnitte; der zum Objekte führende (Wild-) Pfad zu einem Ackerwege; das zum Tode führende Lebensverhältnis zu einer offenlattigen Schiebkarre: Wer hat jene gelenkt, diese geführt? — während jenes wie diese einer anders veranlagten Natur das Entschlüpfen zum Weiterleben gestattet haben könnte.

Hieran läßt sich noch ein anderes Gebiet von Erfahrungen aus dem gewöhnlichen Leben anschließen, und zwar wieder solche, die dem völlig wachen Zustande angehören. — Wie mancher andere Mensch bin auch ich, nach ausdrücklichem Studium von mancherlei Formen des Wahrsagens und Hellsehens in Betreff des persönlichen Charakters wie der Lebensschicksale in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auf die Idee eines bequemen Orakels für Lebensnöten hingelenkt, bei welchem Fragen durch verschieden abgestuftes oder auch verschieden bedingtes Ja oder Nein beantwortet werden. Im Anfange waren Fragen und Antworten nur sehr unbehilflich und wenig zutreffend; und im Allgemeinen ist es ja heute nicht ratsam, sich solcher Führung zu überlassen, statt derjenigen des eigenen Wollens und Könnens. Im Einzelnen aber, für gewisse Naturen, und dann besonders in den höheren Lebensjahren, kann solche Führung manchen persönlichen Mangel ausgleichen und sich jedenfalls höchst auffallend bewähren, — und zwar sonderbarer Weise selbst bei den alltäglichsten Dingen. Um das neben wenigen Mißgriffen unzählige Male Erfahrene deutlich zu machen, könnte ich vielleicht später einmal einen bestimmten Fall aus letzter Zeit anführen.

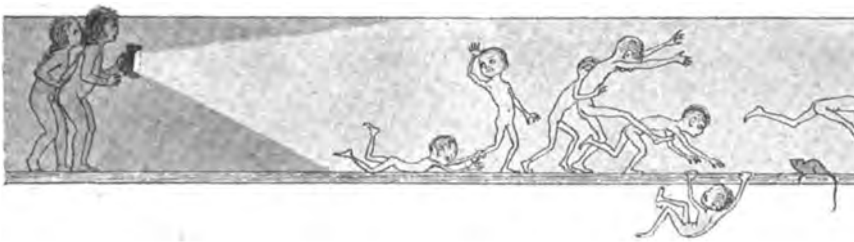
---

[1]) IV. Esra 9, 24; 10, 53. 54.

Für das ganze Gebiet dieser persönlichen Erfahrungen, welche einerseits die größten und dunkelsten Angelegenheiten des Erd- und Weltenlebens berühren, andererseits die kümmerlichsten eines kümmerlichen Menschenlebens beherrschen, habe ich früher nie nach einer Erklärung oder sogenannten Theorie zu suchen unternommen. Heute, da ich die Theorie der ähnlichen spiritistischen Erscheinungen kenne, darf ich nicht sagen, daß ich die damit herrschend gewordene Vorstellung von „Geistern" und „Kontrollgeistern" als Urhebern und Vermittlern solcher Erscheinungen unbedingt befriedigend finde. Ich habe vielmehr das Gefühl und selbst das Bewußtsein, daß Eine Einheitliche Macht das ganze Gebiet dieser Erscheinungen beherrscht. Dieses Bewußtsein wird für mich durch bestimmte Erfahrung anderer Personen von denkbar höchster Kompetenz gerechtfertigt, die nicht an Theorien hinkt, sondern an Thatsachen ausschreitet. Vielleicht gewährt die Redaktion dieser Zeitschrift mir einen bescheidenen Raum für Darlegung jener anderen Weise, auf welche alle dergleichen Erscheinungen von Einer Persönlichkeit **nächst höheren** Ranges statt von zahllosen kümmerlichen Geistern verstorbener kümmerlicher Menschen ausgehen mögen.

Damit soll nicht bezweifelt werden, daß überhaupt Geister verstorbener Menschen lebensvoll forteхistieren werden. Ich selbst habe darüber, wenn auch nur eine einzige, und nur einige Tage nach dem Tode umfassende, so doch scheinbar um so unzweifelhafter sprechende Erfahrung.

Die Sache ist eben nur die, daß der theoretische Schluß, solche Geister verstorbener Menschen seien unbedingt und unter allen Umständen die wahren Urheber der fraglichen Erscheinungen, vielleicht um so gewagter ist, je mehr thatsächliche Belege dafür vorliegen, daß jene Eine Persönlichkeit teils nachsichtig, teils humorvoll, — und über solche Elemente jener Erscheinungen bleibt man ja nicht lange in Zweifel, — den vorgefaßten und oft eigensinnig festgehaltenen Meinungen der Menschenkinder, als völlig unwesentlich und bedeutungslos, sich anzupassen für gut finden mag. Mit anderen Worten: Ich werde versuchen der Erkenntnis desjenigen wahren Jahve-Elohim, der seit rund sechs und für noch weitere fünf Jahrtausende mit seinen Untergebenen in geheimen Felsenpalästen des Tigrislandes als Hirt über der Menschenherde waltet, in den Köpfen derjenigen Menschen Bahn zu brechen, die noch nicht völlig verblendet und verbildet sind oder sich doch aus den Banden des modernen Shoddy-Prophetentumes heraussehnen.



Ueber die spiritistischen Phänomene vom physikalischen Standpunkt.

Von

Dr. **Anton Lampa,**

Assistenten für Physik an der Universität in Wien.

Das Interesse an den spiritistischen Kundgebungen ist in jüngster Zeit durch die Sitzungen Lombrosos mit dem Medium Eusapia Palladino in erheblicher Weise gesteigert worden. Mit Rücksicht auf die Erforschung derselben ist es zu wünschen, daß diese Interessesteigerung auch nicht bloß bei den Menschen der simplen Neugier und den unsterblichkeitslüsternen Zweiflern stattgefunden hat, denen eine seichte Skepsis die für sie unentbehrliche Grundlage eines harmonischen Lebens, die Ueberzeugung von einem Leben nach dem Tode, zerstört hat und die nun infolge des praktischen Bedürfnisses überall Beweise für dasselbe suchen, nur nicht dort, wo sie am ehesten suchen sollten, nämlich in sich selbst. Wichtiger ist vielmehr jene Interessesteigerung bei denjenigen, welche der Wahrheit an sich dienen, und als Freunde der kalten Erkenntnis und ihrer stummen Seligkeit den geheimnisvollen Dingen im Himmel und auf der Erde, und auch jenen berühmten zwischen Himmel und Erde nachspüren, — die auch nicht beseelt sind von geheimen Hoffnungen und Wünschen, dabei ein Wunder zu erleben, welches sie aus der Natur hinaushebt, sondern die aus Lust am Erkennen forschen, jener kalten, selbstlosesten Lust, welche wenige ahnen und die wenigsten besitzen.

Den einzigen Standpunkt, welchen ein derartig Denkender den spiritistischen Phänomenen gegenüber einnehmen kann, ist der naturwissenschaftliche. Je strenger, ich möchte sagen, je mathematischer er denkt, um so schärfer wird er in dem angegebenen Sinne Stellung nehmen; hiermit ist aber unmittelbar die Notwendigkeit gegeben, eine Auswahl zu treffen zwischen den beiden Hypothesen, welche Aussicht zu einer Erklärung bieten: der Geisterhypothese und der Anschauung, daß es sich bei diesen Phänomenen um die Wirkungen einer noch nicht näher bekannten Kraft handelt, oder präziser ausgedrückt, einer Energieform, deren Existenz-

bedingungen und Zustandekommen und deren Zusammenhang mit den übrigen Formen der Energie mit Hilfe dieser Phänomene zu erforschen ist.

Der mathematische Naturforscher, kürzer gesagt, der Physiker, kann in der Wahl der Hypothese keinen Augenblick schwanken.* Möchte ihn auch ein persönlicher Wunsch, etwa der, mit einem geliebten Verstorbenen in Verkehr zu treten, zur Annahme der Geisterhypothese hinleiten, so wird ihm doch sein wissenschaftliches Gewissen die Regulae philosophandi Newton's ins Gedächtnis rufen, von welchen hier die beiden ersten vorzugsweise in Betracht kommen:[1])

1. Regel. An Ursachen zur Erklärung natürlicher Dinge nicht mehr zuzulassen, als wahr sind und zur Erklärung jener Erscheinungen ausreichen.

Die Physiker sagen: Die Natur thut nichts vergebens, und vergeblich ist dasjenige, was durch vieles geschieht und durch weniger ausgeführt werden kann. Die Natur ist nämlich einfach, und schwelgt nicht in überflüssigen Ursachen der Dinge.

2. Regel. Man muß daher, soweit es angeht, gleichartigen Wirkungen dieselben Ursachen zuschreiben.

Diesen Regeln zufolge ist also die erste Hypothese vorderhand zurückzuweisen, und die zweite, physikalische Hypothese zur Erforschung der spiritistischen Phänomene heranzuziehen. Ich hebe besonders hervor, zur *Erforschung* derselben, um genau festzustellen, daß diese zweite Hypothese hauptsächlich als *heuristisches Prinzip* verwendet werden soll. Denn, mag auch an den experimentellen Untersuchungen eines *Crookes*, *Zöllner*, *Wallace* und anderer nicht weiter gezweifelt werden, so darf doch das Gebiet der spiritistischen Phänomene, sagen wir mit Zöllner, das Gebiet der Transscendentalphysik, als nicht genug erschöpfend durchforscht betrachtet werden, was zur Folge hat, daß jede in demselben aufgestellte Hypothese ihre Berechtigung zunächst noch mehr durch ihre *Verwendbarkeit als heuristisches Prinzip*, als durch ihre Fähigkeit, das vorhandene Thatsachenmaterial zu erklären, nachzuweisen hat. In dieser Richtung scheint mir bisher stark gefehlt worden zu sein. Es ist bis jetzt zu viel erklärt, und zu wenig *erforscht* worden. Möchte doch auch hier Newtons Beispiel zur Nacheiferung anspornen, welcher von sich ebenso bescheiden, als erhaben und stolz sagen konnte:[2])

Ich habe bisher die Erscheinungen der Himmelskörper und die Bewegungen des Meeres durch die Kraft der Schwere erklärt, aber ich habe nirgends die Ursache der letzteren angegeben. — — — — Ich habe noch nicht dahin gelangen können, aus den Erscheinungen den Grund dieser Eigenschaften der Schwere abzuleiten, *und Hypothesen erdenke ich nicht.* Alles nämlich, was nicht aus den Erscheinungen folgt, ist eine *Hypothese*; und Hypothesen, seien sie nun metaphysische, oder physische, mechanische oder diejenigen der verborgenen Eigenschaften, dürfen nicht in die *Experimentalphysik* aufgenommen werden.

Es wird diesen Betrachtungen zufolge nicht befremdend erscheinen, daß *Crookes*, als Physiker und Chemiker, zur Orientierung in den ge-

[1]) Sir Isaak Newton: **Philosophiae naturalis principia mathematica. Editio ultima. Amstaelodami, MDCCXXIII. p. 357.** Deutsch von Wolfers: Sir Isaak Newtons Mathematische Prinzipien der Naturlehre. S. 380. (Berlin 1872. Oppenheims Verlag.)

[2]) a. a. O. Seite 483. 484; in der deutschen Ausgabe Seite 511.

wonnenen experimentellen Resultaten die Annahme einer „psychischen Kraft“ gemacht hat, während Wallace, der, so groß er als Naturforscher dasteht, doch kein mathematischer Naturforscher ist, die Geistertheorie verficht. Auch Zöllner hat infolge seiner physikalischen Schulung den Forderungen Newtons Rechnung zu tragen gesucht, indem er das ganze Gebiet Transscendentalphysik taufte und es auf diese Weise in das Reich der physikalischen Wissenschaften eingereiht wissen wollte; doch bezüglich seines Erklärungsversuches ist zu bemerken, daß er nur scheinbar physikalisch ist, und seiner wahren Natur nach mit der Geistertheorie gleichen Wert hat. Zöllners vierdimensionale Wesen sind nicht mehr und nicht weniger als „spirits“ und sein vierdimensionales Gebiet nur ein mathematischer Name für das Geisterreich, und gleichzeitig eine Hypothese darüber, wo es sich befindet! Das außerordentlich Geistreiche und Gefällige der Zöllner'schen Hypothese erkenne ich gerne an, doch Newtons Prinzipien bereiten ihr dasselbe Schicksal wie der Geisterhypothese. Sie ist demnach vorderhand zu werfen.

Ich sage: vorderhand. — Dieser Punkt soll später noch erörtert werden.

In erster Linie erscheint demnach nur die Hypothese diskutabel, daß wir in den spiritistischen Phänomenen nicht übersinnliche Kraftwirkungen, sondern physikalische Erscheinungen vor uns haben.

Mit welcher Energieform haben wir es hierbei zu thun?

Die konsequente Anwendung der Newton'schen Prinzipien zwingt uns, die oben präzisierte Hypothese noch weiter einzuschränken und zunächst zu untersuchen, ob nicht eine der physikalisch wohlbekannten Energieformen auch bei diesen Phänomenen zur Erklärung ausreicht. Die Bemühungen der Physik sind bewußt darauf gerichtet, alle Erscheinungen unter einen Begriff zu subsumieren, bekanntlich, indem man alle Erscheinungen als Bewegung aufzufassen sucht; ist dieses Bestreben dem nachhaltigen Einfluß Newtons zu verdanken, oder ist es aus dem Entwickelungsgang der Wissenschaft selbst hervorgegangen — genug, es hieße gegen Newton und gegen die moderne Physik verstoßen, wollte man, diesen Erscheinungen a priori eine Ausnahmsstellung zuweisend, eine besondere Kraft, eine besondere Energieform aufstellen, um sie zu erklären.

Von diesem Standpunkte aus, dem physikalisch zunächst allein berechtigten, hat bis jetzt meines Wissens ein einziger Forscher die spiritistischen Phänomene in Betracht gezogen. Es ist der als Mathematiker, Physiker und Forschungsreisende gleich ausgezeichnete Prof. Dr. Oscar Simony, welcher in einer im Jahre 1884 erschienenen kleinen Schrift, die Maxwell'sche elektromagnetische Theorie des Lichtes mit der Lehre von den Nerven- und Muskelströmen verbindend, eine außerordentlich geistreiche Hypothese zur Erklärung der einfachsten „übersinnlichen“ Thatsache, des Gedankenlesens, aufgestellt hat. Der Hauptgedanke derselben ist, in Kürze mitgeteilt, der, daß die Uebertragung der Gedanken ohne gegenseitige

Berührung der Versuchspersonen, also die sogenannte telepathische Gedankenübertragung, elektrodynamischer Natur ist. Die Begründung und Durchführung dieses Gedankens möge in Dr. Simonys Schrift nachgesehen werden.[1]) Dr. Simonys Hypothese genügt allen an eine wahrhaft wissenschaftliche Hypothese zu stellenden Anforderungen, und speziell auch der im fraglichen Gebiete besonders wichtigen, als heuristisches Prinzip verwendbar zu sein. Die schönen Arbeiten von Prof. Hertz in Bonn über elektrische Wellen[2]) haben die Annehmbarkeit der genannten Hypothese noch bedeutend erhöht, indem sie die experimentelle Anwendbarkeit des Simony'schen Gedankens erheblich erweitert haben.[3]) Daß in dieser Richtung angestellte Versuche gleichzeitig eine Prüfung und Wertbestimmung der fraglichen Hypothese bilden, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben. —

Wir haben aber bis jetzt erst die einfachste „übersinnliche" Thatsache in Betracht gezogen. Ob auch bei den andern die Annahme, daß die wirkende Energie elektrischer Natur sei, aufrecht erhalten werden kann, ist die nächste Frage, deren Beantwortung an uns herantritt. Dieselbe lautet einfach: Sie muß aufrecht erhalten werden, so lange es überhaupt angeht. Denn ich betone es nochmals nachdrücklich; es handelt sich um eine physikalische Erforschung der spiritistischen Phänomene. Wollen wir demnach der Aufgabe, wie wir sie uns gestellt haben, treu bleiben, so müssen wir konsequenterweise bei der einen Hypothese, welche uns einen Teil der Erscheinungen erklärt hat, auch bei der Erforschung des andern Teiles verharren. Ich will dafür ein Beispiel aus der Physik anführen.

Das Studium der Planetenbewegung hat zur Erkenntnis gewisser Eigentümlichkeiten geführt, welche mit dem Newton'schen Gravitationsgesetze nicht in Einklang zu stehen scheinen. Die Aufgabe, welche dem Naturforscher aus diesen Beobachtungen erwächst, ist nun durchaus nicht die, an die Stelle des Newton'schen Gravitationsgesetzes ein anderes zu setzen, sondern gerade aus Newtons Gesetz heraus die beobachteten Eigentümlichkeiten zu erklären.[4])

Denselben Standpunkt hat der physikalische Forscher im Bereiche der spiritistischen Phänomene einzunehmen. Ist es ihm einmal gelungen, eine im Bereiche der einfachsten übersinnlichen Erscheinungen fruchtbare Hypothese zu finden, so muß er, zu den komplizierteren forschreitend,

[1]) Ueber spiritistische Manifestationen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Von Dr. Oskar Simony. Wien, Pest, Leipzig 1884. A. Hartlebens Verlag. Preis 1 Mark.

[2]) Gemeinverständlich hat Hertz die Resultate seiner Arbeiten in der 62. Naturforscherversammlung zu Heidelberg dargelegt. Der betreffende Vortrag liegt gedruckt vor, unter dem Titel: Ueber die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität. 7. Aufl., Bonn 1890. Verlag von Strauß. Preis 1 Mark. Wir empfehlen diesen Vortrag aufs wärmste; er erleichtert auch in hervorragender Weise das Verständnis der Schrift Simonys.

[3]) Verfasser dieser Zeilen hofft in nächster Zeit eine derartige Untersuchung mit der freundlichen Hilfe einiger anderer Herren durchzuführen.

[4]) Dies geschieht in der Theorie der Störungen.

an dieser Hypothese festhalten als an dem einzigen Lichte, welches ihm in dem dunklen, unbekannten Gebiete geleuchtet hat. Sollte er in der konsequenten Anwendung derselben auf Schwierigkeiten stoßen, so muß er trachten, gerade durch seine Hypothese ihrer Herr zu werden. Und erst, wenn es sich, nach Durchführung sämtlicher einschlägiger Versuche herausstellen sollte, daß die alte Hypothese für die neu hinzugekommene Thatsache nicht ausreicht, dann erst darf, dann aber muß sie auch fallen gelassen werden.

In diesem Augenblicke hat der Forscher jener Worte des großen Mathematikers Bernhard Riemann zu gedenken, welche als Regula V den vier Regulae philosophandi Newtons angereiht werden könnten:[1])

„Naturwissenschaft ist der Versuch, die Natur durch genaue Begriffe aufzufassen.

Nach den Begriffen, durch welche wir die Natur auffassen, werden nicht bloß in jedem Augenblick die Wahrnehmungen ergänzt, sondern auch künftige Wahrnehmungen als notwendig, oder, insofern das Begriffssystem dazu nicht vollständig genug ist, als wahrscheinlich vorherbestimmt; es bestimmt sich nach ihnen, was „möglich" ist (also auch was „notwendig" oder wessen Gegenteil unmöglich ist) und es kann der Grad der Möglichkeit (der „Wahrscheinlichkeit") jedes einzelnen nach ihnen möglichen Ereignisses, wenn sie genau genug sind, mathematisch bestimmt werden.

Tritt dasjenige ein, was nach diesen Begriffen notwendig oder wahrscheinlich ist, so werden sie dadurch bestätigt, und auf dieser Bestätigung durch die Erfahrung beruht das Zutrauen, welches wir ihnen schenken. Geschieht aber Etwas, was nach ihnen nicht erwartet wird, also nach ihnen unmöglich oder unwahrscheinlich ist, so entsteht die Aufgabe, sie so zu ergänzen, oder, wenn nötig, umzuarbeiten, daß nach dem vervollständigten oder verbesserten Begriffssystem das Wahrgenommene aufhört, unmöglich oder unwahrscheinlich zu sein."

Erst wenn keine der bekannten Energieformen zur Erklärung der beobachteten Phänomene ausreichend erscheint, käme die nächste Hypothese, daß wir es mit einer neuen, noch unbekannten Energieform zu thun haben — man kann sie mit Crookes „psychische Kraft" nennen — an die Reihe. Mit dieser hätten wir mit derselben ehernen Konsequenz fortzuarbeiten wie mit der ersten, bis sie uns entweder über alle Phänomene Licht verbreitet hat, oder selbst an einem derselben scheitert.[2]) Dann erst wäre die Zeit für die dritte Hypothese, die der Geister und vierdimensionalen Wesen, gekommen.

Sind wir aber schon so weit? Ja, liegt schon die Berechtigung zur Annahme einer psychischen Kraft vor? Ist denn schon die Hypothese, daß die spiritistischen Phänomene durch eine der wohlbekannten physikalischen Energieformen bedingt werden, ad absurdum geführt worden?

---

[1]) Bernhard Riemanns gesammelte mathematische Werke und wissenschaftlicher Nachlaß, herausgegeben von H. Weber, Seite 489, Leipzig 1876, Verlag von Teuber.

[2]) Hier wäre besonders auf das Prinzip der Erhaltung der Energie zu achten. So fragt es sich bezüglich der von Lombroso gegebenen Theorie (Psychische Studien 1892, 2. Heft, Seite 67), ob das Medium während der Versuchszeit so viel kortikale und cerebrale Kraft, die doch nur durch den Stoffwechsel geliefert wird, entwickeln kann, die dem mechanischen Arbeitswert der gehobenen Tische, Koffer &c. gleichwertig ist.

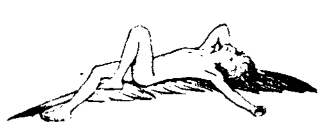
Nein, durchaus nicht! Es ist ja überhaupt noch nicht von diesem streng physikalischen Standpunkte aus experimentiert worden.

Es wird der „zünftigen" Naturwissenschaft mit großem Selbstgefühl der Vorwurf gemacht, daß sie die spritistischen Thatsachen souverän ignoriert. Ich glaube, daß sie vollkommen im Rechte ist, es zu thun. Hat man überhaupt vor der Naturwissenschaft Achtung und hält ihre Anerkennung für wünschenswert, dann muß man sich schon wohl oder übel vor ihrer strengen Methode, deren Ueberlegenheit kaum Jemand anzweifeln wird, beugen. „Thatsachen" — das ist sehr schön; aber es giebt auch „historische, politische zc. Thatsachen", welche die exacte, das heißt in allen Fällen, die mathematische Naturwissenschaft, ebenso souverän ignoriert: die spiritistischen Phänomene müssen noch aus Thatsachen physikalische Thatsachen werden.

Es ist an der Zeit, die Arbeit endlich in diesem Sinne aufzunehmen!

Nachschrift des Herausgebers.

Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß doch wohl der große englische Physiker William Crookes mit den mediumistischen Vorgängen in völlig exakter Weise experimentiert hat; und auch Zöllner hat wohl nicht viel in dieser Hinsicht fehlen lassen. Ferner sind zwar jene Grundsätze Newtons an sich ebenso weise wie wissenschaftlich, aber doch nicht die allein zulässige Betrachtungsweise der uns hier vorliegenden Vorgänge. Wo es sich um Verständnis und Erklärung dessen handelt, was die Menschenseele angeht, ist nur diejenige Menschenseele klar und richtig zu urteilen fähig, welche die betreffenden Vorgänge selbst beobachtet und selbst empfindend erfahren hat. Wer aber solche eigene Erfahrung echter mediumistischer Vorgänge gemacht hat, der weiß dann, daß es telepatische Einwirkungen nicht allein unter Lebenden, sondern auch von Verstorbenen ausgehend giebt. Dies anzuerkennen ist, wie wir wissen, Dr. Lampa ganz bereit; und wir hoffen schon in einem unserer nächsten Hefte eine Fortsetzung seiner Betrachtungen vom Standpunkte des seelischen Erlebnisses zu bringen. Solches giebt dem, der es erlebt, immer die sicherste, wenn nicht gar die exakteste Ueberzeugung.



Schuld und Sühne.

Ein Beitrag zur Frage der Telepathie,

erzählt von

M. Const. Koch.

(Schluß.)

Ein wundervoller Morgen lockte noch einmal zu einem weiteren Ausfluge. Carisbrook-Castle mit seinen ergreifenden geschichtlichen Erinnerungen war das Ziel der Fahrt. —

Als Ellen das Zimmer betrat, in welchem die Tochter Carls I., die edle Elisabeth, ihr junges und doch so leidvolles Leben ausgehaucht, fiel Gerald plötzlich der tiefe Ernst, die Trauer ihrer Mienen auf. „Wenn Menschen für einander genug zu thun vermöchten, wandte sie sich an Gerald, so möchte dies reine Wesen wohl genug gethan haben für die Schuld des Vaters!" Und wie träumend fügte sie hinzu: „Der Sohn soll zwar nicht die Missethat des Vaters tragen, aber es muß göttlich sein, durch das Opfer seiner selbst der Eltern Missethat zu sühnen und ihre Seelen vom Banne zu lösen. Gerald sah sie fast erschrocken an. Nie hatte sie, bei allem Ernste ihres Wesens, so gesprochen. Eine heilige Trauer lag über ihrem Antlitz und eine Art düsterer Entschlossenheit blitzte aus den dunklen Augen. Jetzt bemerkte er zum ersten Male, daß sie älter war, als sie ihm bisher erschienen und daß diese Augen, die ihn bisher so heiter anblickten, einen Ausdruck von Schwermut haben konnten, der auf ein tiefes, noch nicht überwundenes Leid hindeutete. Gerald fühlte, daß sein Herz sich zusammenzog und dies Bangen machte ihm völlig klar, was er zu thun habe. Bisher war ihr Verkehr, wie innig er auch immer war, innerhalb der zarten Grenze eines geschwisterlichen Verhältnisses geblieben. Sie hatten einander oft die Hand gereicht; doch hätte er nie gewagt die feinen Finger fester zu umschließen, und nie hatte er ein Beben ihrer Hand gespürt. Aber als sie den dunklen Korridor des alten Schlosses verließen und sich jetzt ihre Finger berührten, ging es wie ein elektrischer Funke durch ihre Herzen. Schweigend legten sie den Rückweg über die Bucht von Blackgang-Chine zurück. Schweigend nahm Ellen Geralds Arm, als sie den beschwerlichen, doch lohnenden Weg zum Ufer hinabschritten. Der prachtvolle Wogengang, der den weißen Schaum bis an ihre Füße spülte, die malerisch

bald sich hebenden, bald sich bis zur Küste senkenden Klippen zur Rechten und Linken, im Westen Freshwaterbay und die Needles, der Endpunkt der Insel, jene rötlichen Felsen, die steil aus dem leuchtenden Meere emporstrebten und im Abendscheine ihre großartige Schönheit zeigten: dies Alles empfanden sie zugleich und wußten ohne Worte, daß sie einander verstanden. Gerald zog Ellens Arm fester in den seinen. Sie zitterte, aber sie zog ihn nicht zurück. „Ellen", sagte er mit leis vibrierender Stimme, „glauben Sie, daß die Verbindung von Seelen, die sich hier aufs Innigste finden, auch über das Grab hinaus, ja in Ewigkeit dauert?" Sie nickte. „Glauben Sie", fragte er weiter, und sein Ton ward rauh vor innerer Bewegung, „daß in solchem Finden und Sichgehören ein Glück liegt, das keine Macht und kein Leid dieser Welt anrühren kann?" — Sie nickte wieder, aber ein Seufzer hob schmerzlich ihre Brust. Da hielt er sich nicht länger. „Ellen", fragte er in tiefem, innigen Tone, wollen Sie die Meine sein für's Leben und in Ewigkeit?" — Er hatte leise den Arm um die zarte Gestalt gelegt. Sie zitterte heftig, aber anstatt, wie er gehofft hatte, an seine Brust zu sinken, machte sie sich sanft aus der Umschlingung los. Mit tiefer Trauer blickten ihn die dunklen Augen an. Was ihr Mund zu sagen unfähig schien, das that dieser Blick: Entsagung und Liebe sprachen daraus. „Ellen", bat er innig, „sprich, sage mir Alles! Ich glaube an Dich, wie an Gott. Was könnte hindernd zwischen uns treten, wenn Du mich liebst?" Einen Augenblick sank ihr Haupt an seine Brust, als wolle sie das Labsal dieser Rast sich einmal gönnen, ehe sie für immer entsagte. Dann hauchte sie mühsam die Worte hervor: „Fragen Sie nicht! Ich kann nicht die Ihrige, kann keines Mannes Weib werden, aber das Warum muß für immer verschwiegen bleiben!"

Gerald war erschüttert. Er fühlte an dem Beben ihrer Gestalt, wie tief bewegt sie war, und daß hier ein tiefschmerzlicher Grund vorlag. Mit zarter Schonung legte er, ohne weiter in sie zu dringen, ihren Arm in den seinen und führte sie den schroffen Pfad empor, zum Wagen hin, in dem Herr Lockwood zurückgeblieben war. Sie fanden ihn gebeugten Hauptes, in tiefes Sinnen versunken. An den erregten Mienen der Ankommenden erkannte er, daß etwas Tiefeingreifendes vorgegangen. Er fragte nicht, sondern drückte Geralds Hand und sagte sehr ernst: „Wir sprechen uns heute Abend". Nur wenige Worte wurden auf der kurzen Hinfahrt gewechselt. Meer und Küste lagen im Abendsonnenglanze. In leuchtender Pracht sank der Sonnenball; schimmernde Lichtfluten strömten über die Wasserfläche, die, in allen Farben schillernd, einem riesigen Opal glich. In unvergleichlichem Reize zog sich die Straße nach Ventnor längs der von üppigstem Grün umrankten Küste hin, die hin und wieder von schroffen Felsformen begleitet wird. Friedlich lagen die wohnlichen Villen und Hütten dazwischen eingestreut. Alles atmete Freude und Ruhe. Aber in der Brust der Drei, welche dies goldene Bild vor sich hatten, sah es trostlos aus. —

Nach Tische entfernte sich Ellen. Gerald sah sie durch's Garten-

pförtchen nach dem Meere hinabschreiten; er folgte ihr mit dem Blicke. Wie edel war ihre Haltung, welche Reinheit lag in den Linien des Antlitzes, dem großen offenen Blicke, und welche schmerzliche Entsagung zugleich! — Gerald empfand, daß seinem Leben für immer das Beste geraubt würde, wenn er diesem Wesen entsagen müßte, das unter tausenden für ihn geschaffen schien. Als er sich rückwärts wandte, stand Herr Lockwood hinter ihm. „Ich weiß Alles, was Sie mir zu sagen haben, lieber junger Freund", sagte er in mildem, traurigem Tone. „Die Stunde ist da, wo ich die Pflicht empfinde, von Dingen zu sprechen, die ich für immer als begraben erachten durfte". Er deutete auf einen Stuhl und nahm selbst in der dunkelsten Ecke der Veranda Platz. Es schien, als sei es ihm ein Bedürfnis, sich dem ängstlich forschenden Blicke Geralds zu entziehen. Tiefe Dämmerung lag auf dem Garten, aus dessen großen Rhododendron-Hecken nur zuweilen der Ruf einer Drossel klang, der einzige Laut, der die Stille des Herbstabends unterbrach.

„Mein Freund", begann Herr Lockwood schweratmend, „lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen und gewähren sie mir die einzige Bitte, mich nicht zu unterbrechen. Wenn ich zu Ende bin, wird Ihnen Alles klar sein, was jetzt ein schmerzliches Rätsel scheint. Ich muß um fast 25 Jahre zurückgreifen. In Claremont lebte damals ein vom Glücke in jeder Weise verwöhnter Mann: Reich, aus gutem Hause, mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Talenten, hatte er sich eine einflußreiche Stellung und ein verantwortliches Amt bereits in jüngeren Jahren erworben. Gleichwohl war er im 37. Lebensjahre noch unvermählt. Die Verwöhnung durch das Leben hatte ihn selbstsüchtig und blasiert gemacht. Obwohl er für einen der schönsten Männer galt und bei Damen der vornehmsten Kreise wohl gelitten war, zog er es doch vor, seine Freiheit zu bewahren, ja seine gesellschaftliche Stellung durch den Nimbus zu erhöhen, den ihm seine Unberührbarkeit in den Augen der Damen gab.

Es schmeichelte seiner Eitelkeit, von den Frauen bewundert, von den Männern beneidet zu werden, sozusagen auf einsamer Höhe zu stehen. Er hatte kein Bedürfnis zu lieben. Eine Jugendfreundschaft und zeitweiliger Verkehr im Hause des Freundes füllten Alles aus, was er an Familienbedürfnis empfand. Seine Villa in Claremont und seine Wohnung in London, dem Orte seiner Berufsthätigkeit, gewährten ihm jeden Komfort. —

Im Oberstock seines Londoner Hauses lebte ein armer italienischer Musiklehrer, der sich mit der Bitte um Empfehlung an ihn gewandt hatte. Dabei war dem Kenner von Frauenschönheit die Gattin des Italieners, ein ungewöhnlich schönes Weib von irischer Abkunft, zu Gesicht gekommen. In der That vereinigte sie in sich eine solche Fülle weiblicher Reize, daß es ihn Wunder nahm, sie in so beschränkter Stellung zu sehen. Sein Interesse ward rege. Er erfuhr, daß sie früher eine mittellose Waise gewesen sei und als Bonne in einer Familie Londons Unterkommen gefunden hätte. Dort habe sie ihren Gatten kennen gelernt, der in der Familie Musikunterricht gab. Er war ein schöner Mann, von feurigem Temperament,

so daß sich die Beiden bald heirateten, obwohl mehr die Verhältnisse als die Neigung die schöne Ellinor zum Bunde mit Portinari bewogen hatten. Sie beschenkte ihn dann mit einem Töchterchen, das die Schönheit der Eltern in sich verschmolz und verklärte. Ein Unterschied freilich machte sich mit der Zeit zwischen den Gatten bemerkbar. Er war eine Natur von Durchschnittsbegabung, sie dagegen von außergewöhnlichen Anlagen und lebhaftem, bisher unbefriedigt gebliebenem Bildungsdrange. Das wurde ihr Unglück. —

Lassen Sie mich sporadisch über Dinge hinweggehen, die mir tiefschmerzlich sind, und Ihrem Zartgefühl zumuten, die Lücken auszufüllen.

Nur zu bald entspann sich zwischen der reizenden, geistsprühenden Frau und jenem wissenschaftlich hochgebildeten Manne, dem der Glanz einer vornehmen Stellung in den Augen Ellinors noch mehr Nimbus gab, ein Verhältnis, das, obwohl es mehr geistiger Natur war, doch das Glück jener Ehe völlig untergrub. In fast kindlichem Vertrauen hatte Portinari seinem Gönner angehangen. Seiner Fürsorge hatte er das junge Weib und das Kind empfohlen, als eine notwendige Reise nach der italienischen Heimat ihn auf Monate entfernte. Als er zurückkam, fand er sein Vertrauen auf schmähliche Weise getäuscht; sein Weib war ihm, der sie leidenschaftlich liebte, ganz entfremdet worden. Er forderte Rechenschaft von dem Räuber seines Glücks. Die hochmütige Kälte, mit der ihm dieser entgegentrat und seinen gerechten Zorn zu mißachten schien, entflammte den heißblütigen Mann. In heftigem Wortwechsel drang er mit dem Messer auf den Verächter seines guten Rechtes ein. Die Frau warf sich dazwischen und empfing eine tödliche Wunde. Wenige Stunden später war sie eine Leiche. Der Mann übergab sich selbst dem Gerichte — und — eine furchtbare Nemesis — der Mörder seines Glücks saß unter seinen Richtern!" —

„Ich komme hier zum schwersten Teile meines Berichtes", fuhr Herr Lockwood nach längerer Pause mit hörbarer Anstrengung fort.

„Der Richter — der schuldigste Teil — hatte nicht den Freimut, den Sachverhalt zu offenbaren. Er wußte, daß dies ihm für immer Stellung und Ansehen gekostet hätte. Aber — damit Sie ihn nicht zu hart verurteilen, füge ich hinzu — er hatte eine hohe Meinung von den Diensten, welche er in seiner Stellung dem Vaterlande würde leisten können. Mit dieser Entschuldigung seiner Feigheit suchte er die Stimme des Gewissens, die ihn Tag und Nacht quälte, zu übertäuben. Der unglückliche Portinari ward verurteilt. Eine unumwundene Darlegung der Vorgänge hätte seine Strafe gemildert, doch ein großartiger Zug des Edelmuts gegen seinen früheren Gönner, der ihm so manchen Dienst geleistet und seine Existenz oft erleichtert hatte, bewog ihn, zu schweigen. Aber der furchtbare Wechsel seines Geschicks brachte ihn in Verzweiflung, und in einem unbewachten Augenblicke entzog er sein gebrochenes Leben dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit. Die kleine Ellen blieb als Waise zurück, mit dem Brandmal der Schande auf ihrem schuldlosen Leben. —

Gerald, der mühsam an sich gehalten, stöhnte bei den letzten Worten auf. Röchelnde Laute, die er mächtig niederzuzwingen versuchte, bekundeten den furchtbaren Kampf in seinem Innern. Der alte Mann saß in sich versunken und starrte ihn mit qualvollem Ausdruck an. Es entstand eine lange Pause.

Mühsam, mit der Energie der kalten Notwendigkeit, fuhr jener dann in seiner Selbstanklage fort: „Als der Richter den Selbstmord Portinaris erfuhr, als er einsah, daß eine Enthüllung der Wahrheit für den Unglücklichen zu spät kam, war auf einmal all sein Ehrgeiz, sein Selbstbetrug geschwunden. Tiefe Schwermut, völliger Lebensüberdruß bemächtigten sich seiner. Er ging mit dem Plane um, seine Aemter niederzulegen und sich in's Privatleben zurückzuziehen. Das unglückliche Kind hatte er einer vertrauenswerten Person in Pflege gegeben, die früher bei seinen Eltern gedient hatte. Die plötzliche Veränderung seines ganzen Wesens mußte auffallen, und bald ward sie insgeheim mit jenen Thatsachen in Verbindung gebracht. Allein bei der hohen Stellung des Mannes, seinem bisher unantastbaren Charakter und dem gänzlichen Mangel an Verdacht- oder gar Beweisgründen blieb es bei bloßen Gerüchten, die nicht laut zu werden wagten. In der Gesellschaft, wie im Amte, blieb seine Stellung unangefochten. Aber den, der ihm am wertesten war, den langjährigen Freund seiner Jugend, hatte er verloren, und der plötzliche Tod des Letzteren verhinderte eine Aussöhnung zwischen Beiden. Mit furchtbarer Selbstüberwindung blieb der Richter noch eine Zeitlang in seiner Amtsthätigkeit, die ihm wie ein Hohn auf sich selbst erschien. Zwei Jahre nach der unglücklichen Katastrophe fand jene Parlamentssitzung statt, in welcher er mit hinreißender Beredsamkeit für die Aufhebung der Todesstrafe eintrat.

Damals erneuerten sich jene Gerüchte zwar, aber die Zeit hatte das Interesse an jenem Ereignisse abgeschwächt, und zugleich hatte mittlerweile das gemeinnützige Wirken des hochangesehenen Mannes seine Person untastbar gemacht. Die Welt und die Gesellschaft waren darum gleicherweise aufs Höchste verwundert, als er, im vierzigsten Jahre, also in vollster Manneskraft stehend, seinen Abschied nahm und seiner politischen Thätigkeit gleichfalls Valet sagte. Kurze Zeit nachher verkaufte er seine Häuser in London und Claremont, erwarb ein ländliches Besitztum auf Wight, das er fortan Winter und Sommer bewohnte, und nahm die Waise jenes unglücklichen Paares zu sich. Er blieb unvermählt; jenes Kind, dem er sein Leben widmete und dessen Erziehung und Bildung er selbst leitete, ward sein Alles".

Hier ließ Herr Lockwood in sichtlicher Erschöpfung das Haupt auf die Brust sinken. Es trat eine tiefe Stille ein, daß man die schweren Atemzüge der beiden Männer hörte.

Dann fuhr der Erzähler in leiserem Tone fort: „Es bleibt noch übrig, zu sagen, auf welche Weise der Richter zu dem Entschlusse kam, die Waise zu adoptieren, und hier möchte ich Sie bitten, den Worten des alten Mannes,

ich schmerzlich voraussah, geschah. Die stolzen Eltern des jungen Mannes, die nur schwer ihre Einwilligung zu der Wahl ihres einzigen Sohnes gaben, knüpften daran die Bedingung einer genauen Darlegung der Verhältnisse. Mein Gewissen forderte diese gleichfalls. Die Folge war der Bruch des Verlöbnisses. In seinem leidenschaftlichen Schmerze hatte der junge Mann Aeußerungen gethan, die bei Ellens scharfer Intelligenz und ihrem bewußten Willen zur Entdeckung dessen führen mußten, was ich ihr so gerne erspart hätte. Mit gefaßter Seele trat sie vor mich, von mir die volle Wahrheit fordernd und erwartend. Ich gab sie ihr, rückhaltslos betreffs meiner Schuld, möglichst schonend hinsichtlich derjenigen ihrer Eltern.

Nie wird die Erinnerung jener Stunde in meiner Seele verblassen, nie der Ausdruck des stummen, vorwurfslosen Jammers in dem geliebten Antlitz! Wie auch in allen jenen Jahren das Leid an meinem Leben genagt: diese Stunde, in der ich das Einzige zu verlieren in Gefahr war, woran meine ganze Seele hing; diese Stunde, in welcher das von mir heraufbeschworene Weh in voller Wucht über ein Wesen hereinbrach, von dem ich jeden Schmerz hätte fernhalten mögen: sie war die härteste meines Lebens! —

„Und Ellen?“ fragte Gerald nach einer Pause, in welcher die Erinnerung den alten Mann völlig übermannt hatte.

„Ellen hat eine große Seele“, fuhr jener mühsam fort. „Ohne ein Wort, einen Laut, verließ sie das Zimmer. Ich hörte wie sie ihr Gemach aufsuchte und sich einschloß. Ich wagte nicht, ihr nachzugehen oder nach ihr fragen zu lassen. Ich kannte sie und wußte, daß sie allein sein mußte mit Gott und mit ihrem Gram. Am andern Morgen trat sie in mein Zimmer. Ihr Antlitz trug die Spuren der durchwachten Nacht, aber es war klar und ruhig. „Mein Vater“, sagte sie mit leiser, inniger Stimme, die mich im Innersten durchbebte, „wir bleiben beisammen. Unser Leben gehört fortan einander und dem Gedächnis unserer Toten!“ —

Und so ist es geblieben. Wir kehrten bald darauf in unser stilles Heim nach Ventnor zurück und haben es seit fast zehn Jahren kaum wieder verlassen. Im innigsten Verkehr mit mir, im Genusse der Natur und der Kunst, für die sie so tiefes Verständnis und so vielseitige Begabung besitzt, in der Pflege ihres gediegenen Wissens und in der Sorge für leidende Mitmenschen hat Ellen den Frieden des Herzens und jenes stille Glück gefunden, dessen Ausdruck ihr ganzes, holdseliges Wesen verklärt. Mit der Liebe, meinte ich, habe sie für immer abgeschlossen. Ach — ich klage mich jetzt schwer an, daß ich die Folgen nicht vorausgesehen, als ich Sie bat, unser häusliches Leben zu teilen. Und gleichwohl glaubte ich damit einer höhern Eingebung zu folgen. Ja, es war mir, als dürfe ich in der Begegnung mit Ihnen, in den Umständen, welche sie herbeigeführt, eine Schickung sehen. Mich dünkte, wenn ich dabei der unglücklichen Eltern Ellens gedachte, als hörte ich ihre Einstimmung, als sei dies die ersehnte, die so heiß erflehte Lösung, eine Befreiung für uns Alle“! —

Wiederum schwieg Herr Lockwood eine Weile; dann fuhr er mit schmerzlichem Lächeln fort: „Ich fürchte, Sie werden es für Phantasien eines alten Mannes halten, wenn ich Ihnen sage, daß seit jenem Tage, wo die Erscheinung — lassen Sie mich sagen — die Erinnerung an den unglücklichen Portinari so einflußreich in mein Leben eingriff, ein geistiger Verkehr zwischen uns geblieben ist. Bei Allem, was Ellens Erziehung, was überhaupt wichtige Momente ihres Lebens betraf, meinte ich eine Stimme zu vernehmen, die nicht bloß aus dem Innern kam. So ward mir auch am Tage vor Ellens Unfall durch eine eigentümliche Beängstigung klar, daß ihr ein Verhängnis drohte. Wie sehr ich mich auch zu beruhigen strebte und wie ungern ich vor ihrer klaren, besonnenen Seele als Phantast erscheinen wollte: ich konnte mich nicht enthalten, ihr von dem Ritte abzuraten, obwohl sie ihn von Jugend auf gewöhnt war. Gleichwohl wollte ich sie nicht daran hindern um einer Befürchtung willen, die keinen greifbaren Grund hatte. Aber als ich darauf im Garten mit meinen Gedanken allein blieb, sah ich plötzlich im Geiste das geliebte Kind in tödlicher Gefahr, sah genau die Stelle, wo, wie Sie mir später mitteilten, der Unfall stattfand. — Und so glaubte ich auch, im Retter meiner Ellen ein Werkzeug des Himmels zu sehen, glaubte jene Stimme zu vernehmen, die mir zurief: Er bringt die Erlösung!

Während der letzten Worte des Alten war Gerald aufgestanden. Schweigend ging er in den Garten, dem Meere zu. Dort, im Silberschein des eben emporsteigenden Vollmonds, sah er die geliebte Gestalt stehen, in weißem Gewande, vom Goldhaar wie von einem Heiligenscheine umflossen, mit gesenktem Haupte, rein und hoheitvoll wie eine Märtyrerin. Er schritt auf sie zu. Sie sah ihn mit den tiefdunklen Augen groß und ernst an, aber sie bewegte sich nicht. Da legte er leise den Arm um sie und sagte „Ellen, ich weiß Alles und nie, das gelobe ich Dir, hat ein Mann sein Weib höher gehalten, als ich Dich halte und halten werde!"

Aber sie wand sich sanft aus seiner Umschlingung.

„Ich wußte es", sagte sie tieftraurig, und ihre Stimme klang seltsam verändert, „aber ich darf das Opfer nicht annehmen und wenn, fügte sie kaum hörbar hinzu — wenn es mir auch das Herz bricht!"

„O Ellen", flehte Gerald, indem er die Geliebte festhielt, „bringe nicht in mißverstandenem Edelsinne unser Aller Lebensglück zum Opfer!" Denke des gebeugten Mannes, dessen Frieden erst wiederkehrt, wenn er Dich glücklich weiß, dessen Selbstanklage nicht verstummt, solange er Dich einem Berufe und einem Glücke entzogen weiß, für welche Du wie Wenige Deines Geschlechts geschaffen bist. Und wenn es Deinen Verstorbenen vergönnt ist, Bewußtsein zu haben von dem Geschicke ihrer Hinterbliebenen, müßte es nicht ihre Ruhe stören, Dich als Opfer jenes unseligen Verhängnisses Dein Lebensglück verlieren zu sehen? Und ich! o meine Ellen, kannst Du den Mann, der Dich so wahr und tief liebt, der in Dir die Eine sieht, die sein Leben reich und herrlich gestalten oder es lebenslang

verdunkeln und arm machen kann: kannst Du ihn aus mißverstandenem Opfermute selbst opfern?"

Er hatte mit immer gesteigertem flehendem Tone zu ihr gesprochen. Sie kämpfte innerlich heftig; ihre zarte Gestalt bebte, sie atmete schwer und schien nach Worten zu ringen. „Ellen", rief er mit unaussprechlich innigem, angstvollem Tone, „sage nur Eines: „Hast Du mich lieb?"

Da neigte sie das Haupt. Wie sehr sie auch unter der Wucht des Opfers kämpfte, das sie sich auferlegen zu müssen glaubte, ihre wahrhaftige Seele ließ keine Verhüllung der Wahrheit zu. „Ja", hauchte sie, „ewig!"

Das war ihm genug. Fest schloß er sie in seine Arme. Sie fühlte, daß er sie nimmer lassen würde. Und ohne weitere Frage drückte er den bräutlichen Kuß auf ihre reinen Lippen. . . . .

Auf der Veranda saß Herr Lockwood noch immer regungslos in seiner dunklen Ecke. Da hörte er Schritte dicht vor sich und eine geliebte, wohlbekannte Hand legte sich auf die seine; eine süße, einzige Stimme flüsterte: „Segne Deine Kinder, mein Vater."

„Amen! Gott sei gelobt!" sprach der Greis aus tiefster Brust.

Und in diesem Augenblicke tönte aus dem Rhododendronbusche ein schmelzendes, wehmütig süßes Lied. Leichte Wolkenschatten huschten geisterhaft über den vom klaren Mondlicht übergossenen Rasen; und langsam glitt ein Stern hernieder, einen Lichtstreif über die Hälfte des Horizonts ziehend. Und es dünkte den Dreien wie Grüße aus einer andern Welt.

Gerald Graham führte im folgenden Frühjahr sein geliebtes Weib in ihr neues Heim nach Aberdeen, wohin er einen ehrenvollen Ruf empfangen hatte. Eine lange Reihe von Jahren hat er dort als Professor der Medizin, insonders als Psychiater, in Wort und Schrift eine hervorragende Thätigkeit entfaltet. Seiner ideal glücklichen Ehe sind hochbegabte, edle Söhne und holde Töchter entsprossen. In gesegneter Lebensarbeit haben die Gatten treu nebeneinander gestanden, bis sie von liebenden Kindern und Enkeln und von der Verehrung Aller umgeben, die sie kannten, kurz nacheinander zum ewigen Sein eingegangen sind.

Herr Lockwood, der mit seinen Kindern nach Aberdeen übersiedelte, erlebte noch die Freude, den ersten Sohn seiner Ellen über die Taufe zu halten. Bald darauf ist er in Frieden in den Armen der Seinen entschlafen. Auf seinem Grabstein in Aberdeen stehen nach seinem ausdrücklichen Wunsche nur die Worte „Selig ist der Mann, dem der Herr die Sünde nicht zurechnet, dem seine Missethat bedecket ist! Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, Herrn, der auch vom Tode errettet".



Die Göttin des Genusses.

Eine Traumphantasie.

Von

Karl Friedr. Jordan.

Indiens blühende Zauberpracht!

Vom Himmel taumeln goldene Sonnenstrahlen, und es glüht, mit berauschenden Düften geschwängert, die Luft. Leise zittert sie durch die Blätter der Palmen und umspielt die Stirn eines Mannes, der in einer Hängematte ruht. Seine Augen blinzeln durch die halbgeöffneten Lider nach den bunten Faltern, die an ihm vorübergaukeln, und er denkt — nichts. Kraftlos hält seine Hand eine Cigarette, und zwischen seinen blaßroten Lippen strömt langsam süßlich duftender Rauch hervor.

„Langweilig", flüstert er und nippt von den Erfrischungen, die eine dunkelfarbige Dienerin ihm darreicht.

„Gut, gut", sagt er nun, mit der Zunge schnalzend, und streckt sich; und seine Augenlider schließen sich ganz. Da sieht er, halb im Traum befangen, wie ein verlockendes Weib, in üppiger Schönheit erstrahlend, an ihm vorüberschwebt; ihre Hand streut Blumen über ihn aus, und sinnverwirrende Musik wie von Aeolsharfen umtönt sie.

„Die Göttin des Genusses", flüstert der Träumende; — „wie schön, wie süß!"

Dann aber fährt er auf: „Zu ihr, zu meinem Mädchen", spricht er laut. Darauf läßt er sich aus der Hängematte nieder, wirft ein leichtes Uebergewand um die Schultern und schreitet, von Palmen beschattet, nach dem Ziele seiner Sehnsucht. —

Abseits vom Wege, den er wandelt, liegt ein stiller See. Dort blüht am Rande eine Lotosblume. Auf ihren hochgestielten, sammetweichen

Blättern schimmern Wasserperlen — Thränen gleich — im Abendsonnenschein. Die rosafarbene, zarte Blüte aber schaut nach Osten — sehnsuchtsvoll, als suchte sie dort ein anderes Licht, das, ihrer holden Farbenpracht verwandt, einen neuen Tag verkünden soll — einen Tag voll heiliger Empfindung und seliger That. . . .

Die Göttin des Genusses schwebt über die Lande, über die Meere, dem Westen zu. In der dunklen Straße einer Großstadt hemmt sie den Flug. Hier ist es unfreundlich und schmutzig. Hohe kasernenähnliche Häuser starren düster in die Nacht. Im pfeifenden Winde flackert das Licht der Laternen.

Ein langes, schwarzes Gewand umhüllt jetzt die Gestalt der Göttin und verbirgt sie. Unter ihr gehen zwei Gestalten, einander folgend, die Straße entlang. Beide sind schlecht, armselig gekleidet. Ihr Gang ist schwer, und ihre Bewegungen entbehren der Anmut. In den Gesichtern macht sich, wenn das Laternenlicht sie trifft, ein gewöhnlicher, fast roher Ausdruck bemerkbar.

Die vordere Gestalt ist die eines jungen Mädchens. Ein Mann im Arbeitskleide folgt ihr und beschleunigt seine Schritte, um sie einzuholen. Jetzt ist er ihr ziemlich nahe; da ruft er laut: „Mädel, renne nicht so; ich komme mit!" — Sie dreht sich um. — „Ach, du bist es, Albert", entgegnet sie lachenden Tones, „komm her! laß mich unterfassen".

Arm in Arm gehen sie weiter; ab und zu tappt er mit seiner freien Hand plump nach ihren Wangen. — In dem Thorweg eines großen, schmutzig aussehenden Hauses verschwinden sie. —

Die Sterne funkeln am Himmel, funkeln hernieder auf den Schmutz der Straße und auf den jenes Hauses, als wollten sie sagen: „O könnten wir uns abwärts senken und einen Himmel dort erstehen lassen, wo jetzt das allzu Irdische allein sein trübes Dasein pflegt! Und wenn das nimmer möglich ist: erhöbe sich doch mit dem Blicke der Menschen ihr ahnungsvoller Sinn zu uns und suchte in der Höhe, was ihnen da unten fehlt! —

Die Göttin des Genusses aber hat sich schon einem andern Stadtteil zugewandt. Hell erleuchtete Fenster schimmern hier in die Nacht hinaus, und in gedämpftem Ton dringt Musik, Lachen, Singen und Hochrufen ins Freie. Als sie in eins der Häuser eintreten will, bemerkt sie eine geduckte Gestalt an der Thür, die sich erhebt und ihr grüßend entgegentritt.

„Wer bist Du?" fragt sie die Gestalt. Aber statt einer Antwort, schlägt diese den Mantel, der sie umhüllt, zurück und stößt die Göttin unter Kichern sacht mit dem Fuße. Es ist ein Pferdefuß. —

Der Teufel und die Göttin des Genusses treten Arm in Arm in den Festsaal ein. Auf des Teufels Antlitz spielt ein lüstern-begehrliches, höhnisch-verschmitztes Grinsen, wie es ihm aus den abgelebten Gesichtern der meisten Festteilnehmer widerstrahlt. Das Aussehen der Göttin des Genusses aber ist gänzlich verändert; sie gleicht vollkommen den aufgeputzten, tanzenden Weibern im Saale.

Wilder Freudentaumel bricht los, als der Teufel und seine Begleiterin sichtbar werden. Von Feinheit, Anmut, Edelsinn zeigt sich in den Erscheinungen des Festes nirgends eine Spur. Ein Bacchanal! Uebertünchter Cynismus!. — Es ist ein „Wohlthätigkeits-Ball“. —

Von droben aber aus den Höhen flammt ein heiliges Leuchten. Wie der Stamm eines Kreuzes scheint es darin emporzuwachsen.

Und was der Glanz, die Herrlichkeit hoch oben birgt, und was die tanzende, taumelnde Menge nicht achtet, nicht ahnt: es ist eines Dulders schmerzlich geneigtes, verklärtes Angesicht. —

Fegfeuer.

Nach François Coppée.

Von

Rudolf Geering.

Mir träumte ich sei gestorben,
Und eine Stimme sprach:
Deine Seele, schlecht und verdorben,
soll büßen in Weh und Ach!

Im Wald, wo die dürren Aeste
entlaubt der kalte Wind,
sei ein Sperling, fern vom Neste!
— (Da flieg ich zu „ihr“ geschwind.) —

Ein einsamer Baum sei, dem Wetter
zum Spiel gegeben preis;
der Sturm zerzauſ' deine Blätter!
— (Dann schütz' ich „sie“ einst, so sei's.) —

So sollst du mit menschlichem Lieben
am Wege liegen, ein Stein,
von Rädern gerollt und gerieben.
— (Tritt einst mich „ihr“ Fuß, so soll's sein.) —

Erzürnt sprach die Stimme nun wieder,
hielt über mich Aermsten Gericht:
Als Mensch fahr zur Erde denn nieder;
Leb', aber „sie“ liebe dich nicht!



Gerettet!

Von

Raphael von Koeber,

Dr. phil.

Ein Buch, durch welches Julius Stinde die schöne Litteratur in der letzten Zeit bereichert hat,[1]) ist — wie es auf dem Titelblatt heißt — eine Geschichte „mit wenig Handlung und viel Beiwerk". Und gerade dieses Beiwerk halten wir für besonders wertvoll und interessant, insofern es den allbekannten Verfasser von einer bis jetzt unbekannt gewesenen Seite zeigt. Wir lernen hier den Denker Stinde kennen; und er erscheint uns als solcher nicht minder liebenswürdig denn als Dichter.

Piencheu, ein alltägliches berliner Kind, im Grunde kein schlechtes Wesen, aber weder schön noch reich, dabei anspruchsvoll und verbildet — sie hat soeben ihr Gouvernantenexamen mit Auszeichnung bestanden —, soll und will unter die Haube. In einem Seebad kriegt man Männer genug, sagt sich die Mutter, eine dumme, hochnasige und ziemlich rohe Person. Also auf nach Sylt! Viel Geld verbraucht und nichts erreicht. Ja, weniger als nichts! Der Sylter Aufenthalt könnte tragisch enden. Von der herzlosen Badegesellschaft verhöhnt, verlacht, und zwar nicht ganz ohne Grund, von der Mutter gedrängt, ihr Jawort zur Verbindung mit einem alten häßlichen Schulpedanten zu geben, glaubt Pienchen Rettung „in den Wellen" suchen zu müssen. Was kann sie auch Besseres thun? Daß „Unfall und Herzeleid genug auf der Erde ist", hat sie selbst eben erfahren; daß es aber kein „Jenseits" giebt, daß, nachdem „die Wissenschaft überall die doppeltkohlensaure Natronlinie entdeckt" hat, an ein Jenseits zu glauben lächerlich, „einfältig lächerlich" ist, weiß sie von Herrn Wergheim, ihrem Physiklehrer. Freilich hatte einmal ein Badegast, ein gewisser Steinbach, „armes Mädchen" ausgerufen, als sie in seiner Gegenwart etwas von ihrer höheren Töchterschulphilosophie verlauten ließ. Aber dieser Mensch ist ja — das sagen alle — ein Sonderling, der lange in Indien lebte und von dort allerhand wunderliche, unmoderne Anschauungen

---

[1]) Pienchens Brautfahrt. Berlin 1891 (bei Freund & Jeckel).

mit herüberbrachte, die nicht vermögen, ein aufgeklärtes Mädchen des 19. Jahrhunderts irre zu machen.

Also fort aus der Welt!

In dem Moment, wo sie sich in's Meer stürzen will, wird sie aufgefangen. Es ist Steinbach, der sie rettet und zuletzt heiratet.

Eine einfachere Handlung kann es, wie man sieht, nicht geben. Und dennoch, wie fesselnd und anregend ist das Ganze! Es sind nicht allein die zur Genüge bekannten glänzenden Eigenschaften Stindes — die kräftige, ausdrucksvolle und reife Sprache, die Naturtreue der Schilderungen, der ungetrübte echte Humor —, die dieses Buch so reizvoll machen. Den denkenden Leser zieht vor allem das gedankliche „Beiwerk“ an und die Weisheit, welche hinter all der Komik und den schnurrigsten Einfällen verborgen liegt.

Als Prediger — Berater, Lehrer, Helfer — genügt der Tod. Diesen alten orientalischen Spruch könnte man zum Motto von „Pienchens Brautfahrt“ machen. Der Gedanke an den Tod befreit uns von allen kleinlichen Sorgen, Befürchtungen, Begehungen und Rücksichten, die das Leben so erschweren; er giebt uns die Fassung wieder, die wir im Weltgetriebe so oft einbüßen; er erhebt uns auf den gleichsam göttlichen Standpunkt des wahren Idealismus, des Humors, von dem aus wir das Leben mit all seinen Zwecken, Anforderungen und seinem trocknen Ernst im richtigen Lichte, d. h. als nichtig, betrachten.

Indem aber der Tod den Flitter von der Erscheinung der Dinge herrunterreißt, zeigt er uns deren Wesen und unser wahres Selbst in seiner vollsten Bedeutung und lehrt uns den eigentlichen, der gewöhnlichen Auffassung entgehenden Sinn und unschätzbaren Wert des Lebens kennen.

In dem kleinen Totengerippe, das im Uhrkasten des Dichtes steht, in „Ta'alihene“ — einem der köstlichsten Einfälle Stindes — sehen wir die Weisheit des Todes symbolisiert. Der Anblick Ta'alihenes löst dem Dichter allen Skrupel und Zweifel, setzt ihn über alles Unwesentliche, Vergängliche hinweg, verleiht ihm, kurz, jene seltene und beneidenswerte Geistes- und Gemütsverfassung, in welcher der Mensch, nach Schopenhauers Ausdruck, als „reines, willenloses Subjekt der Erkenntnis“, die Welt sub specie aeternitatis anschaut und beurtheilt. Die mit „Milchwagenpünktlichkeit sich einstellenden Scherereien des Lebens, die täglich wiederkehrenden Winzigkeiten“, Rücksichten auf den Verleger, das Publikum und den Zeitgeschmack in der Litteratur — alles dies zerstiebt in nichts, sobald der Dichter sein Totengerippchen ansieht; das grinsende und doch ernste scheint ihm zuzurufen: vergehen muß alles; mir gehört unwiderruflich was da war, ist und kommt; „nur was in der Zeit für das Ewige gethan wurde, das kann ich nicht nehmen“: also danach und nur danach soll dein Streben gerichtet sein.

Ta'alihene, und nicht Steinbach, ist es auch eigentlich, der Pienchen rettet. Steinbach würde dem unglücklichen Kinde einen sehr fraglichen

Dienst erwiesen haben, wenn er es nur verhindert hätte, ins Wasser zu gehen. Er mußte ihm etwas Positives geben und das Weiterleben möglich machen. Dies thut er, indem er Piendchen über den Tod belehrt, indem er sie ein paar Körnchen von Ta'alihenes Weisheit kosten läßt, die ihr den Glauben an die Unfehlbarkeit des Herrn Wergheim gründlich und für alle Zukunft austreiben.

Man kann ja das letzte Gespräch zwischen Steinbach und Piendchen, und die plötzliche Bekehrung dieser in ästhetischer Hinsicht mißbilligen. Nichtsdestoweniger aber bleibt es psychologisch wahr und tief gedacht: die Wandlung und Befreiung des menschlichen Herzens durch den Unsterblichkeitsglauben. Auch erscheint die Lösung weniger unvorbereitet, wenn man bedenkt, daß Stinde seine Heldin doch nicht als dumm oder völlig verstockt, entwicklungsunfähig und jedes Sinnes fürs Ideale beraubt schildern wollte. Im Gegenteil. „Das ist ja", sagt er (S. 140), „Piendchens Unglück: die arm gehaltene Seele, die sogar der Herzenswärme entbehren mußte und nur darbend groß ward. Was helfen die Wissenschaft und das gelehrte Zeug, die sie zur Stärkung hineinnahm, wie Malzextrakt und Eisenpillen? Die Mutter hatte keine Erziehung, sie konnte den Kindern daher keine geben, sie strebte nicht nach den holden Schätzen der Seele, nach Güte, nach Freundlichkeit, nach allem, was liebenswert macht, weil es aus Liebe geboren; und daher ist die Lebensmitgift für die Tochter so kümmerlich ausgefallen. Und Piendchen empfindet, daß ihr etwas fehlt, sie weiß nur nicht, was es ist, und je mehr sie sucht und nach Vervollkommnung tappt . . . dem armen erstarrten Herzen schmilzt in den kalten Strahlen der Verstandeserleuchtung der Reiffrost nicht ab".

Glaube, Liebe, Hoffnung — diese drei Hauptstützen des Lebens hatte, wie jeder Unglückliche, auch Piendchen verloren, und Steinbach giebt sie ihr wieder zurück, indem er ihr das Rätsel des Todes und somit dasjenige des Lebens und des Menschen löst. Aus Steinbach spricht Ta'alihene, der große Humorist: Alles ist ein ewiges Fließen, ewige Wandlung und Wanderung; ein Beharren ist nirgends, also auch nirgends Tod. Ta'alihene muß lachen über sich selbst und über die einfältigen Menschen, die noch vor ihm erschrecken und ihn für etwas in Wahrheit Seiendes halten. Das in Wahrheit Seiende ist allein die lebendige Gottheit und das unzerstörbare menschliche Wesen, das in immer neuen Formen in der Erscheinungswelt auftritt, und endlich, durch Leid und Liebe geläutert, dahin zurückkehrt, woher es gekommen — zum unversiegbaren Urquell alles Lebens.

Die alte Lehre von der Wiederverkörperung (S. 170 ff.) — von Steinbach, der Situation ganz entsprechend, etwas in usum delphini zugestutzt — ist es also, aus der Piendchen Trost und frischen Lebensmut schöpft.

„Ich will fort", rief sie und suchte sich von Steinbach loszumachen, „fort". — „Wohin?" — „Fort aus der Welt". — Sie können nicht aus

der Welt". — „Ins Jenseits denn . . ." — „Sie sind im Jenseits. Unser Leben ist nur ein Teil des Jenseits. Niemand kann sich selbst entfliehen, Niemand". — „Unbarmherziger Mann!"

Pienchen brach zusammen; tiefe Ohnmacht umfing sie.

„Warum bin ich nicht todt?" schluchzte sie, als sie wieder zu sich kam. „Warum nicht todt?" — „Weil Sie nicht eher sterben dürfen, als bis Sie das Leben haben". — Pienchen blickte ihn verwundert an. Alles Leid, das sie bedrückte, schüttete sie ihm aus. All' ihr Sagen aber schloß mit dem Jammer: „Ich habe Niemand, der mich liebt". — Da fragte er: „Auch nicht Gott im Himmel?"

Sie schlug die Augen nieder. Leise antwortete sie: „Gott ist nur für Kinder. Die Wissenschaft hat für Aufgeklärte bewiesen . . ." — „Nichts hat die Wissenschaft bewiesen", fiel er ihr in die Rede. „Wohl kann sie Irdisches wägen, messen und berechnen, und was dem Irdischen ähnlich; was aber göttlich, das fügt sich nicht ihren Meßwerkzeugen. Und ich sollte dem, der Gott leugnet, mehr Glauben schenken, als dem, der ihn mir verkündet?" — „Es ist aber alles Naturgesetz, sagte Herr Wergheim". — „Einst war unser Planetensystem Gasnebel . . . dann kam Leben, und aus dem Niedrigen entwickelte sich das Höhere. Ein Thor, wer das bestreitet. Woher das Leben aber kam, das vermag keiner zu sagen, ebensowenig, wohin das Leben geht. Daß es aber nicht verloren gehen kann, weiß ich aus irdischer Wissenschaft . . . es kann sich wandeln, aber nie erlöschen". — „Nie erlöschen?" fragte Pienchen, und Angst sprach aus ihren Zügen. „Auch nicht in der tobenden Flut?" — „Die Seele ist unsterblich". — „Was wäre aus ihr geworden, wenn das Meer . . ."

— „Was wird aus der Blume, die, von frevler Hand dem Erdreich entrissen, mühsam wieder einwurzelt? Sie siecht und leidet, ihr Dasein ist Elend".

„Neues Leid, neues Elend wäre mein Teil geworden?"

— „Was wir säen, ernten wir. In unserem irdischen Gewande ernten wir die Frucht vorirdischen Daseins . . . daher sind Höhe und Niedrigkeit, so unvermittelt sie uns erscheinen, vorerworben in einem anderen Leben. Wir vermögen nur die Zeiträume nicht zu übersehen, die dazwischen liegen . . . Was wir einmal geistig besaßen, kann niemals verloren gehen, es wird wieder unser eigen . . ."

„Und was wir haßten?" fragte Pienchen bange, „und was uns haßte? Wird nicht auch das folgen und uns quälen".

— „Dazu sind wir geboren, daß die Liebe den Haß überwinden und die Selbstsucht vernichten werde. Das ist der Weg zur Läuterung, denn wie des Menschen Begehren, so ist sein Streben; und wie er strebt, solche Thaten begeht er, und wie er gethan, zu solchem Dasein gelangt er".

„Wer aber führt mich zu rechtem Begehren?" — „Gott, der uns über Alles liebt. Ihn suchen, ist Leben, wer ihn flieht, verharrt im Tode . . ."

Pienchen verhüllte ihr Antlitz . . . In ihr kämpfte und wogte es.

Die neuen Gedanken überfluteten die Vergangenheit. Neu? Nein, sie klangen wie aus ferner Kindheit her, und weckten das Echo des Herzens.

Sie ist gerettet, wie neugeboren.

„Merkwürdig", sagt ein anderer Badegast, der auch ausging, Piencheu zu suchen. „So sah ich sie nie, so natürlich, ohne Ziererei. Fast könnte man behaupten, sie wäre nicht ohne Anmut".

Noch viel schönes und geistvolles Beiwerk findet der Leser in dieser Geschichte, so besonders auch auf den Seiten 4 — 20, 88 ff., 100, 144 f. und 183 f. Wollten wir aber alles Aufführenswerte wörtlich anführen, so müßten wir fast das ganze Buch abschreiben.

Melancholie.

Von

Carl Banselow.

Ein Seelenschmerz, so unermessen,
liegt bleich auf deinem Angesicht.
Aus deines Auges dunklen Tiefen
ein schmerzensmattes Schimmern bricht.
In deinem Hirn erschlafft das Denken
zu todesmüder Lethargie,
und still auf deine Stirne senken
sich Schatten der Melancholie.

Das ist ein Schlafen ohne Schlummer,
wenn sich auch nicht dein Auge schließt;
das ist ein stummes, leises Bangen;
das Gift ins wunde Herz dir gießt.
Das ist ein Weinen ohne Thränen,
tief in dein tiefstes Ich gebannt,
es ist ein unbewußtes Sehnen
nach deiner Seele Heimatland.





Die sechs Schwäne.

Ein Beitrag zum Nachweis des Esoterismus im Volksbewußtsein.

Mitgeteilt von

Gottschalk Thorsten.

Ein reicher Schatz übersinnlicher Erfahrung liegt in den Märchen aller Völker verborgen, besonders aber in denen des germanischen Volksstammes. Wer freilich vermag mit selbstgefälliger Zuversicht behaupten, daß er diesen Schatz ganz und gar zu heben vermöchte?! Ein Versuch aber ihn zu heben, darf gewiß ein allgemeines Interesse beanspruchen.

Solchen Versuch nun machte schon vor einigen Jahrzehnten ein Sohn Nord-Amerikas, welcher nach eingehenden und umfassenden Studien auf diesem Gebiete ein ungewöhnliches Wissen und ein tieferes Verständnis für das feinsinnige Schaffen und Weben unseres Volksgeistes erlangt hatte. Er hat sich nie auf dem Titel seiner Werke genannt, ist aber am weitesten bekannt geworden durch sein höchst bedeutendes, zweibändiges Buch „Christ the Spirit“.[1] Einem seiner früheren Werke[2]) ist die nachfolgende Darstellung und deren Erklärung in ihren wesentlichsten Teilen entnommen.

Die hier gegebene Fassung dieses Märchens ist die ursprüngliche, welche sich noch so in der angelsächsischen Welt erhalten hat. Der deutsche Volksmund hat dasselbe bekanntlich zu den „sieben Raben“ umgestaltet, wohl weil der „nachdenkende“ Deutsche glaubte die Befleckung der sieben Tugenden besser durch eine Umgestaltung der Knaben in schwarze Raben als in weiße Schwäne versinnbildlichen zu können. Thatsache ist dagegen, daß gerade die „Schwäne“ eine sehr große Rolle in der Symbolik der Sagen fast aller europäischen Völker spielen. Wichtiger als dies ist aber, daß die heute in Deutschland übliche Fassung dieses Märchens auch manche andere Einzelheiten, so namentlich die Zahl sechs in sieben und die letztere Hälfte desselben in unklarer Weise umgestaltet hat. — Ist die hier ge-

---

[1]) Christ the Spirit, New-York bei James Miller, 522 Broadway, 2. Aufl. 1874.

[2]) The red book of Appin with other hermetic stories, New-York, ebendaselbst 1863. — Noch frühere Werke desselben Verfassers sind: Alchemy and the Alchemists, New-York 1860, und Swedenborg, a hermetic philosopher, New-York, D. Appleton & Co. 346—48 Broadway 1858. Sein Name war Hitchcock.

gebene Deutung auch vielleicht nicht in allen Teilen unbedingt richtig und genau, so scheint dieselbe doch eine ernstliche Prüfung aushalten zu können; jedenfalls aber wird die Wertschätzung solches Märchens schon durch den Nachweis einer Möglichkeit seiner tieferen Auslegung wesentlich erhöht.

Ein König jagte eines Tags in einem großen Walde, und verfolgte einen Hirsch so eifrig, daß keiner von seinen Jägersleuten ihm folgen konnte. Als es Abend geworden war, hielt er endlich sein Pferd an, sah sich um und bemerkte jetzt erst, daß er den Weg verloren hatte. Er suchte überall nach einem Pfade, der ihn aus dem Walde führen würde, aber vergebens. Da, nach langer Zeit, sah er, daß eine alte Frau, mit schüttelndem Kopfe, eine Hexe, ihm entgegenkam.

Der König näherte sich ihr und fragte sie: „Gute Frau, könnt ihr mir den Weg aus dem Walde zeigen?" „O ja, Herr König", antwortete sie, „ich kann Euch leicht den Weg aus dem Walde zeigen — aber — nur unter einer Bedingung; und wenn ihr diese nicht einzugehen gedenkt, werdet Ihr niemals mehr aus diesem Walde kommen und müsset Hungers sterben". „Sagt mir die Bedingung", antwortete der König. „Ich habe eine Tochter", sagte die alte Frau, „die so schön ist, daß man ihres Gleichen in der Welt nicht mehr findet, und die es wohl wert ist, Eure Frau zu werden. Wenn ihr dieselbe heiraten und zur Königin machen wollt, dann will ich Euch den Weg aus dem Walde zeigen".

Der König willigte in seiner Bedrängnis ein, und die alte Frau führte ihn zu ihrer Hütte, wo ihre Tochter neben dem Feuer saß. Diese empfing den König, als ob sie ihn erwartet hätte, und er überzeugte sich jetzt, daß sie sehr schön war; trotzdem gefiel sie ihm nicht, und er konnte sie nicht ohne geheimes Mißfallen ansehen. Als er das Mädchen hinter sich auf das Pferd gehoben hatte, zeigte ihm die alte Frau den Weg, und so langte endlich der König in seinem Palaste an, wo dann die Hochzeit gefeiert wurde.

Der König war schon einmal vorher verheiratet gewesen, und seine erste Frau hatte ihm sieben Kinder geschenkt, sechs Knaben und ein kleines Mädchen, welches er mehr denn die ganze Welt liebte. Er fürchtete nun, ihre Stiefmutter würde sie nicht gut behandeln und ihnen Leid anthun; deshalb brachte er die Kinder heimlich in ein einsames Schloß, welches inmitten eines Waldes stand. Es lag so verborgen, und der Pfad dorthin war so schwer zu finden, daß der König selbst sich seiner nie erinnert haben würde — hätte ihm nicht eine weise Frau ein Knäuel Garn mit wunderbaren Kräften gegeben: wenn er nämlich das Knäuel auf den Boden warf, wickelte es sich von selbst ab, rollte vor ihm her und zeigte ihm so den Weg. Der König aber besuchte seine geliebten Kinder so oft, daß die Königin anfing sich über die Ursache seiner Abwesenheit zu wundern; von Neugier geplagt, hatte sie keine Ruhe, bis sie wußte, was der König stets allein im Walde that. Sie gab deshalb seinen Dienern Gold und Silber; diese enthüllten ihr das Geheimnis und erzählten von dem Knäuel Garn, das den Weg zeigte.

Nun verlor die Königin keinen Augenblick mehr, bis sie herausfand, wo der König dieses Knäuel verwahrt hielt. Dann machte sie einige kleine Hemdchen von weißer Seide; und da sie von ihrer Mutter die Kunst der Feen gelernt hatte, nähte sie eine Zauberformel in dieselben hinein. Und eines Tages, als der König zum Jagen gegangen war, nahm sie die kleinen Hemdchen, ging in den Wald, wo ihr der Weg von dem Wunderknäuel gezeigt wurde. Die kleinen Knaben, die von weitem jemand kommen sahen, glaubten, es müsse ihr lieber Vater sein, und liefen ihm freudevoll entgegen. Da warf alsbald die Königin je eins der Hemdchen über jeden Knaben; und kaum berührte es ihre Körper, so waren sie in Schwäne verwandelt, die über den Wald hinwegflogen. Die Königin kehrte in großer Freude heim, und dachte, sie habe sich nun ihrer Stiefkinder entledigt. Aber das kleine Mädchen war nicht mit ihren Brüdern herausgelaufen, und die Königin wußte nichts von ihrem Aufenthalt im Schlosse.

Am nächsten Tage kam der König dorthin, seine Kinder zu besuchen; aber er fand das kleine Mädchen ganz allein. „Wo sind deine Brüder?" fragte er. „Ach, lieber Vater, — antwortete sie, — „sie sind fortgegangen und haben mich ganz allein

gelassen". Dann erzählte sie ihm, daß sie vom Fenster aus gesehen habe, wie ihre Brüder in Schwäne verwandelt worden und über den Wald davon geflogen seien, und sie zeigte ihm die Federn, die jene im Hofe hatten fallen lassen, und welche sie dann aufgesucht habe. Der König ward sehr traurig, konnte aber nicht denken, daß die Königin einer solch bösen That fähig sei. Er fürchtete, daß das kleine Mädchen auch gestohlen würde, und wollte es mit sich nehmen. Aber es hatte große Angst vor der Stiefmutter, und bat den König, nur noch eine Nacht länger im Schlosse bleiben zu dürfen.

Dann überlegte sich das kleine Mädchen: „ich kann hier nicht länger bleiben; ich will gehen und meine Brüder suchen". Und als die Nacht hereinbrach, lief es fort, quer in den Wald hinein. Es durchwanderte ihn die ganze Nacht und am nächsten Tage auch, bis es beinahe vor Mattigkeit zusammenbrach und kaum weiter gehen konnte. Da gewahrte es eine einsame Hütte; es stieg die Treppe hinan, und fand ein Zimmer mit sechs kleinen Betten. Es wagte jedoch nicht sich in eins derselben zu legen, sondern kroch unter eins und legte sich auf den harten Boden, um dort die Nacht zu ruhn.

Nicht lange nachher, als die Sonne unterging, hörte sie ein raschelndes Geräusch, und sah sechs Schwäne durch das Fenster hereinfliegen. Sie setzten sich auf den Boden und bliesen sich gegenseitig an; sie bliesen alle Federn fort, und streiften ihre Schwanenhaut wie ein Hemd ab. Darauf sah das kleine Mädchen sie genauer an und erkannte in ihnen ihre Brüder; weshalb ihr Herz vor Freude klopfte, und sie unter dem Bette hervorkroch. Ihre Brüder waren nicht weniger bei ihrem Anblicke erfreut, aber ihre Freude dauerte nicht lange. Du kannst hier nicht bleiben", sagten sie; „Dieses ist ein Räuberhaus, und wenn die Räuber nach Hause kommen und Dich hier finden, werden sie Dich töten". „Könnt Ihr mich denn nicht schützen?" fragte die kleine Schwester. „Nein — antworteten sie, — wir können nur während einer Viertelstunde jeden Abend unsere Schwanenhaut ablegen, und in der Zeit haben wir unsere natürliche Form; nachher aber sind wir wieder in Schwäne verwandelt". Die kleine Schwester weinte darauf und sagte: „Könnt Ihr denn nicht befreit werden?" „Ach, nein, — antworteten sie, — die Bedingungen sind zu schwer; während sechs voller Jahre dürftest Du weder sprechen, noch lachen, und in der Zeit müßtest Du sechs kleine Hemdchen aus Sternblumen für uns nähen. Wenn Dir ein einziges Wort entschlüpft, ist alle Arbeit verloren". Und als sie das gesagt hatten, war die Viertelstunde verstrichen; sie waren wieder in Schwäne verwandelt und flogen zum Fenster hinaus.

Das kleine Mädchen aber dachte in ihrem Herzen: Ich will meine Brüder befreien, selbst wenn es mir das Leben kostete. Deshalb ging sie am nächsten Tage hinaus, pflückte einen Korb voll Sternblumen, und fing an zu nähen. Sie konnte nun zu Niemandem mehr sprechen, und war natürlich auch nicht zum Lachen aufgelegt; sie saß ruhig mit ihrer Nadel beschäftigt, und ihre Augen glitten nicht einmal von ihrer Arbeit fort. So war sie schon eine lange Zeit beschäftigt, als es sich ereignete, daß der König dieses Landes im Walde jagte, und seine Jäger kamen zu dem Baume, auf dem das kleine Mädchen saß. Da riefen sie ihm zu: „Wer bist Du?" Aber es gab keine Antwort. „Komm zu uns herunter", sagten sie, „wir wollen Dir kein Leid anthun!" Es schüttelte aber nur den Kopf. Als sie dann noch fortfuhren mit Fragen zu quälen, warf es ihnen seine goldene Halskette herunter, weil es dachte, das würde sie befriedigen. Trotzdem aber ließen jene nicht nach; darauf warf es seinen Gürtel herab, und als dieses auch erfolglos war, schleuderte es ihnen seine Kniebänder zu; und so eins nach dem andern, alles, was es nur entbehren konnte, bis ihm nur sein kleines Hemdchen blieb.

Aber die Jäger ließen sich so nicht abweisen; sie kletterten den Baum hinauf, hoben das Mädchen herunter und führten es vor den König. Der König fragte: „Wer bist Du, und was thatst Du dort oben auf dem Baum". Es antwortete noch immer nicht. Dann fragte er in allen Sprachen, die er gelernt hatte; aber es blieb stumm wie ein Fisch. Als aber der König sah, wie schön es war, wurde sein Herz gerührt, und er verliebte sich sehr in die Maid. Er hüllte sie in seinen Mantel ein, setzte sie auf sein Pferd, und brachte sie in seinen Palast.

Dann befahl er, daß man sie in reiche Gewänder kleiden solle; und wie der junge Morgen glänzte nun ihre Schönheit — aber kein Wort konnte man ihr entlocken. Der König setzte sie neben sich an seine Tafel, und ihr bescheidenes Betragen gefiel ihm so sehr, daß er sagte: „Dieses ist die Jungfrau, und keine andere in der weiten Welt, die ich heiraten werde!“ und einige Zeit nachher fand die Hochzeit statt.

Aber der König hatte eine böse Mutter, die über diese Heirat sehr erzürnt war, und Uebles von der jungen Frau redete. „Wer weiß, was für ein Menschenkind diese ist, die kein Wort sprechen kann!“ sagte sie: „wahrlich eine schöne Frau für einen König“.

Am Ende eines Jahres, als die Königin ihr erstes Kind geboren, entriß die alte Frau es ihr, und beschmutzte den Boden mit Blut, während jene schlafend dalag. Dann ging sie zum König, und beklagte sich, daß die Königin ihr eigenes Kind aufesse. Aber der König konnte es nicht glauben und wollte nicht, daß ihr irgend ein Leid geschah. Unterdessen saß die junge Königin fleißig an ihrer Arbeit, beständig an den Hemdchen nähend, und hatte für nichts anderes Sinn.

Als das nächste Mal die Königin von einem hübschen kleinen Knaben genas, spielte ihr die falsche alte Schwiegermutter denselben Streich; aber der König konnte noch immer nicht die Geschichte glauben und sagte: „Sie ist zu gut und milde, um einer solchen Thot fähig zu sein; wenn sie nicht stumm wäre und für sich selbst sprechen könnte, würde gewiß ihre Unschuld an's Licht kommen“. Und zum dritten Male hatte die Königin ein kleines Kind, und wieder stahl die alte Frau dasselbe und beschuldigte sie ebenso wie früher. Jene aber sagte kein Wort zu ihrer Verteidigung; so war denn der König gezwungen, sie durch das Gericht beurteilen zu lassen, und sie ward zu sterben verurteilt.

Als der Tag kam, an dem der Urteilsspruch vollzogen werden sollte, traf es sich so, daß es der letzte Tag der sechs Jahre war, in denen sie weder sprechen noch lachen durfte. Nun hatte sie beinahe ihre lieben Brüder von der Macht des Zauberspruches befreit, und die sechs kleinen Hemdchen waren alle mit Ausnahme des letzten, an dem noch der Aermel für den linken Arm fehlte, fertig genäht. Wie sie nun hinausgeführt wurde, um hingerichtet zu werden, nahm sie auf dem Arme die kleinen Hemdchen mit; und gerade als sie getötet werden sollte, sah sie auf und siehe, sechs Schwäne kamen durch die Luft geflogen. Da wußte sie, daß ihre Befreiung nahe sei, und ihr Herz klopfte vor Freude. Die Schwäne flogen zu ihr hin, und ließen sich sanft vor ihr nieder, so daß sie die kleinen Hemdchen über sie werfen konnte; und kaum wurden sie von denen berührt, als auch schon die Schwanenhaut abfiel, und ihre Brüder standen — frisch und schön — in ihrer natürlichen Form vor ihr, und dem Jüngsten fehlte der linke Arm, und anstatt dessen hatte er einen Schwanenflügel an seiner Schulter. Dann umarmten und küßten sie sich gegenseitig, und die Königin ging zum König, der in Staunen versunken dastand, und sie öffnete ihre Lippen und sagte: „Geliebter Gemahl, nun darf ich sprechen, und versichere hiermit, daß ich unschuldig und falsch angeklagt bin“. Hierauf erzählte sie ihm alle Künste der Schwiegermutter, welche ihre drei Kinder fortgenommen und verborgen habe. Da wurden sie zu des Königs großer Freude zurück gebracht, und die böse alte Königin-Mutter ward getötet. —

Der König aber mit der Königin und ihren sechs Brüdern lebten viele Jahre in Glück und Frieden.

Dieses Märchen versinnbildlicht einen Menschen, der eine „Jagd“ — oder ein Forschen — in dem „großen Walde“ — der Welt — nach einem „Hirsche“ begonnen hatte; — der Hirsch mag Wahrheit, oder Weisheit, oder den Weg des Lebens darstellen. Am „Abend“ (des Lebens) wird der Mensch hier vorgeführt, wie er sein „Pferd“ anhält — d. h. sein äußeres Selbst —, und wie er jetzt erst bemerkt, seinen Weg verloren zu haben. Er hat den Zweck des Lebens verkannt — oder den dahin führenden Weg, und ist seiner individuellen Anlage so ausschließlich

gefolgt, daß er sich jetzt ganz allein findet, von denen getrennt, die das Leben mit ihm anfingen; die meisten davon mögen als ähnlich abgesondert in der Welt angesehen werden, sei es in den Bestrebungen ihres Verstandes, sei es in denen ihres Herzens. Er sieht sich nach allen Seiten um nach einer Lösung des Lebensrätsels; „aber Alles umsonst".

Der Mensch steht hier vor uns, wie „Faust", der, nachdem er das Wissen der Philosophie, und Medizin und „leider auch mit heißem Bemühn" das der Theologie erschöpft hat, zuletzt in die Worte ausbricht:

„Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug, als wie zuvor;" —

In diesem Seelenzustand macht sich ein böses Prinzip in dem gelehrten Manne geltend, welches durch Mephistopheles verkörpert wird. In ähnlicher Weise erscheint in diesem Märchen ein böser Geist dem verirrten Manne; es ist „die alte Frau mit schüttelndem Kopfe", welche eine Hexe genannt wird. Sie stellt die Sinnenwelt mit ihrer Lust im äußeren und niederen Sinne dar; aber diese Welt würde keine Macht zum Unheilstiften in dem Menschen haben, wenn nicht in ihm selbst Elemente wären, an denen sie Anhalt fände. — Ein Bündnis wird nun mit der alten Frau, der Welt, geschlossen, auf ein Anerbieten der letzteren gegründet, in welchem diese dem Menschen (dem Könige in dem Märchen) ihre Tochter als Gemahlin, oder als Gegenstand seiner Neigungen aufdrängt.

Diese Tochter ist das, was man unter der „Lust" oder auch der „Sünde" versteht. Es ist die Liebe zur Sinnenwelt, der Liebe zum Göttlichen gegenüber gestellt; und ihre „Schönheit" sind die Bestrickungen der Sinnenwelt, deren Vergnügungen, und deren Ehren, welchen sich der „Mensch", trotz besserer Eingebungen seiner Vernunft und seines Gewissens, hingiebt. Des Königs „Palast" ist sein Herz; und die „Hochzeit" bedeutet, daß der Mensch die Liebe zur Welt zum Hauptgegenstand seiner Neigung gemacht. Auch in vielen Stellen der Bibel wird „Hochzeit" nur als bildlicher Ausdruck für Liebe oder Neigung gebraucht; so ward u. a. den Juden das Gebot gegeben, kein Weib unter Fremden zu nehmen, nämlich das Herz nicht an einen Gegenstand zu hängen, der dem Volke Gottes verboten war. Dieses mag manche eigentümliche Sprachweise in den heiligen Schriften erklären, wie z. B. die im Kapitel 16 des Hesekiel.

Wir kommen nun zu dem Teil der Erzählung, nach welchem der Mensch schon einmal früher verheiratet war; seine erste Frau hatte ihm sechs Knaben und ein kleines Mädchen geboren, „welches er mehr, denn die ganze übrige Welt liebte". Diese sieben Kinder stellen die vier weltlichen und die drei christlichen Tugenden dar: Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Geistesstärke; Glaube, Hoffnung und Liebe. Von diesen sind die sechs ersten durch die sechs Knaben, die Liebe aber durch das kleine Mädchen versinnbildlicht. „Liebe" soll hier natürlich keineswegs äußerliche Liebe bedeuten, sondern vielmehr jener „gute Wille" im Menschen, der zugleich die Quelle und der Wesensgrund seiner Nächstenliebe sowie seiner Gottliebe, seines Strebens nach Wahrheit ist. Diese „Liebe"

oder dieser „gute Wille“ ist nach den Anschauungen der Mystik diejenige Kraft im Menschen, durch welche „Gott“ ihm Wahrheit offenbart; sie gilt als das „geistig gebärende“ im Menschen, und ist daher auch im Märchen weiblich dargestellt.

Weiter sehen wir, daß sich der Mensch der bösen Einflüsse des weltlichen Lebens bewußt war, weil er zuerst seine Neigung zu wahren Grundsätzen nicht verliert, diese selbst zu erhalten wünscht, indem er sie an einem Platze, in dem einsamen Schlosse (der geheimen Herzenskammer) verwahrt; aber sie sind jetzt nur noch durch das Erinnerungsvermögen da, welches bald sich verwischen wird. Das Knäuel Garn ist das Gewissen, womit eine „weise Frau“ (die Natur) ihn versehen hat, und durch das er in den Stand gesetzt wird, seine besseren Gedanken zurückzurufen (oder zu „besuchen“). Aber kein Mensch kann Gott und der Sinnenwelt für längere Zeit zugleich dienen, ohne seine göttlichen Gedanken und Tugenden in gleichem Maße zu verlieren, als ihn die Gewohnheit mit den Bestrickungen der Sinne vertrauter macht; und dieses steigert sich endlich zu solcher Ausdehnung, daß die üblen Gewohnheiten — dargestellt, als „Hemdchen“ von Sünde und Lust gewebt, die nun „Königin“ und „Stiefmutter“ jener Kinder der Tugenden ist — das Ansehen der sechs Brüder gänzlich verändert; es heißt, sie sind „in Schwäne verwandelt“ und „flogen über den Wald“. In diesem Zustande der Dinge wird von dem Menschen gesagt, daß er seine Kinder „besucht“; d. h. er ruft seine besseren Gedanken zurück. Das kleine Mädchen aber — der Kern des guten Strebens in ihm — erzählt ihm den traurigen Erfolg der Sünde, und zeigt ihm die äußeren Merkmale derselben, welche als „Federn“ versinnbildlicht sind, im „Hofraume“, dem „Allerheiligsten“ des Herzens, aufgelesen. Dabei sehen wir auch die „starke Furcht“ dargestellt, welche die „Liebe“, der Geist der Unschuld vor der Besudelung in einer verdorbenen Welt hat. Wir sehen auch, wie die Erkenntnis der Sünde den guten Willen des Menschen „traurig“ macht; diese Traurigkeit aber führt ihn zu dem weisen Entschluß — „ich will gehen und meine Brüder suchen“; — d. h. der Mensch entschließt sich nun, einen Versuch zu machen, seine besseren Gedanken wieder zu gewinnen, und zu einem höheren Leben zurückzukehren.

Wenn nun die deutsche Fassung dieser Volksdichtung dem König acht Kinder zuschreibt, und zwar alle sieben Tugenden als Knaben veranschaulicht so hat man das Mädchen daneben als den im Menschen erwachenden geistig-mystischen Wesenskeim aufzufassen, als seine „unsterbliche Individualität“. Erscheint es nun aber schon nicht richtig diese als eine Schwester jener „Tugenden“ hinzustellen, so ist es andererseits ein Mißverständnis, auch die „Liebe“, das gute Wollen und Streben im Menschen, in einen Schwan oder Raben verwandeln, von der „Sünde“ befleckt und verdorben erscheinen zu lassen, denn der ganze Inhalt dieser „Liebe“ ist ja eben durch ihren Gegenstand bestimmt, der eben nicht das Selbst und die Sinnenwelt ist, sondern das Wahre und das Gute, Gott und der „Nächste“. Dieses Streben kann ersticken und ersterben, aber es

kann seiner inneren Natur nach nicht wie jene sechs anderen Tugenden irre geleitet und verwandelt werden.

Im Fortgange des Märchens tritt dieses geistige Streben des Menschen (das kleine Mädchen) in die „einsame Hütte“ seiner inneren Natur, und steigt die „Stufen hinan“ zu einem besseren oder höheren Leben, wo es zunächst die Spuren jener Tugenden entdeckt, während die Tugenden selbst noch abwesend sind. Diese zeigen sich dann seinem ernsten Nachdenken; er sieht sie aber einstweilen noch in ihrer veränderten Erscheinung als „Schwäne“, die auf dem Boden sitzend dargestellt sind, um jene Demut des Menschen auszudrücken, die in der geistigen Entwicklung der Seele — in der Wiederherstellung des gefallenen Menschen zum besseren Leben — selbstverständlich ist; dann hat der Mensch für eine kurze Zeit auch einen klaren Einblick in ihren wahren Charakter, und er erkennt jetzt die Beziehungen dieser Tugenden zu sich selbst: sie sind seine Brüder von gleicher Familie.

Die nun folgende Szene weist auf die Beschwerden hin, von welchen das Streben nach Wahrheit und Vergeistigung bedrängt wird, und es heißt, daß „sechs Jahre“ nötig sind, um die Erlösung und ein reines Leben zu gewinnen. Hierdurch ist die mystische Arbeit der „sechs Tage“ angedeutet. Jahre oder Tage sind in der Mystik stets nur als unbestimmt lange Abschnitte einer Entwickelung zu verstehen. Jeder dieser „Tage“ wird manchmal als „Morgen“ oder Abend erwähnt. Die Dunkelheit stellt die Zeit der Versuchung dar, der Morgen oder das Licht aber den Sieg über dieselbe. In je einem „Tage“ von Mittag zu Mittag gerechnet wird das Werk einer Tugend vollendet. Alle sechs Tagewerke aber endigen in dem Sabath, der Ruhe, die der „Liebe“ geweiht ist, als der Vollendung des Guten und der Erkenntnis der Wahrheit.

Der gute Wille, die „Liebe“ des Menschen verpflichtet sich also, die neuen Lebensgewohnheiten herzustellen, die aus „Sternblumen“ oder himmlischen Gedanken gewoben sein müssen und durch welche die Brüder (die Tugenden) in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden.

Und in diesem *großen Entschlusse* wird die wahre Hoheit im Leben erreicht. In dem Entschlusse, einen wahren Charakter in sich aufzubauen, „selbst wenn (wie es in der Erzählung heißt) es das Leben kostete“, erkennt der Mensch, daß das Leben *keinen Wert* hat außer in dem Streben nach der Wahrheit, nach der Vollendung im Guten.

Im Märchen scheint es sodann, als ob ein andrer König eingeführt würde; aber er ist derselbe Mensch, nur in einer veränderten äußeren Verkörperung. Er sucht nun ein besseres Leben zu führen, und er entdeckt das kleine Mädchen (sein inneres Streben nach Wahrheit) in den oberen Zweigen eines Baumes — der Baum als Bild der Darstellung eines sicheren Entschlusses genommen, in der festen Erde wurzelnd. — Noch ist der Mensch kurzsichtig; er erkennt noch nicht klar den Gegenstand seines Suchens, was durch die Frage: „wer bist Du?“ angedeutet wird. Auch weigert sich „das Mädchen“ „herunter zu kommen“, aber es „wirft“ wenigstens äußere Zeichen seines Wesens „vom Baume herab“.

Dieses innere Streben wird in seiner Einfachheit nicht von den Menschen der Sinnenwelt erkannt, wenn er es zuerst sucht, selbst dann noch nicht, wenn er wirklich schon in dessen Gegenwart gelangt ist. Es ist nur mit einem „kleinen Hemdchen" (oder saumlosen Mantel) bedeckt; es bleibt aber in seiner Erhöhung und zwingt diejenigen, welche Zugang zu ihm suchen, zu ihm „emporzuklimmen"; auch kann der Mensch noch nicht frei mit ihm reden. Alle Sprachen der Welt werden niemanden in den Stand setzen, das Wesen des „Geistigen" in sich verstehen zu können. Die junge Maid bleibt „stumm wie ein Fisch"; und sie wird fortfahren stumm zu bleiben, bis jene, welche sie suchen, einige Geschicklichkeit in ihrer eigenen Sprache erlangen. In anderen Worten: Der äußere, weltliche Mensch kann nicht die Sprache (den Geist) der Heiligkeit oder der Vollkommenheit fassen und reden. Aber während dies auch so ist, liegt es dennoch völlig in der Macht unsrer Natur, für dieselbe durch inneres geistiges Streben in Liebe zu entbrennen nach dem Bekanntwerden mit ihren äußeren Erscheinungen; und dieses sehen wir jetzt Platz greifen, indem der Mensch die stille Maid in seinen Palast, d. h. in sein Herz einführt. Dort wird ihm das Gefühl ihrer Schönheit offenbar und scheint „wie der junge Tag"; die „Hochzeit" wird gefeiert. Aber noch spricht sie nicht, bis sie verstanden werden kann, und sie kann nur von einem Herzen in dem richtigen Zustande verstanden werden; aber dieses kann nicht früher stattfinden, als bis das Befreiungswerk seine Vollkommenheit erlangt hat.

Und nun sehen wir die Lehre dargestellt, daß dieses Streben, der Geist der Wahrheit, ein Schwert in die Seele bohrt: es wühlt die Verbindungen der guten und bösen Prinzipien auf, um eine Ausscheidung der letzteren herbeizuführen, welche hier in der „bösen Mutter" verkörpert sind, die als „sehr zornig" dargestellt wird, sobald sie von der „Hochzeit" des Menschen mit dem kleinen „Mädchen" erfährt. Die weitere Erzählung des Märchens giebt uns ein Bild von der dreimaligen Versuchung, der das geistige Streben nach Wahrheit unterworfen ist, ehe es als „dreimal geläutertes Gold" geschätzt wird. Die drei Kinder göttlicher Wahrheit mögen wiederum als Glaube, Hoffnung und Liebe betrachtet werden, obgleich die obige Fassung des Märchens keinen weiteren Anhalt dafür gewährt, daß diese drei genau das sind, worauf sich dieser Teil der Erzählung bezieht.

Zum Schlusse erreicht der Geist der Liebe und der Wahrheit den tiefsten Punkt der Demütigung am letzten Tage der sechs Jahre der Arbeit und Mühe, wo die Vollendung beinahe erreicht ist. Dieses ist der Wahrheit der Natur gemäß; denn die Seele mag fast mit Frohsinn an die Arbeit ihrer Wiedergeburt gehen, und entdeckt nicht die Größe des Unternehmens, bis der Schluß dieses göttlichen Werkes beinahe erreicht ist. — Aber an einem der „Hemdchen" fehlt ein „Aermel". Dieses soll darauf hinweisen, daß kein Mensch, noch an den Körper gebunden, ein vollkommenes Kleid der Gerechtigkeit trägt. Etwas bleibt, um ihn vor der Sünde des Stolzes zu bewahren.

Wenigstens aber sind die „kleinen Hemdchen“ — oder die Gewohnheiten des neuen Lebens — mit „Sternblumen“ — oder göttlichen Gedanken — soweit hergestellt, wie es die unvollkommene Natur des Menschen gestattet. Die Wahrheit ist offenbart und kommt an's Licht. Auf diese Weise werden die Kinder der Wahrheit wieder befreit, welche der Mensch, während er unter dem Einfluß der Sinnenwelt war, nicht bewahren und beschützen konnte, und alle Geheimnisse, die mit der Erfahrung der Vergangenheit verbunden waren, werden erklärt. Der alte Mensch ist abgestreift, und der neue Mensch tritt in's neue Leben ein, und lebt „viele Jahre in Glück und Frieden“. Das heißt in anderer, mystischer Ausdrucksweise, er hat die „Unsterblichkeit“ erlangt und nähert sich in einem „ewigen Leben“ mehr und mehr der „Gottheit“.



Geheimnis.

Von

Adolf K. W. Hochenegg.

Ein morscher Tisch, verwittert Gestein,
am Himmel kein Stern und ich — allein.
Tiefschwarz die Nacht, tieftraurig ich —
was schlägst du noch, Herz? O brich, o brich!
Erhofft so viel, so wenig erstrebt,
umsonst gesät, umsonst gelebt!
Umsonst! — Wozu all der hohle Schein,
der Tropfen des Glücks, der Eimer der Pein?!
Wozu, wozu? warum eben ich?
Was schlägst du noch, Herz? O brich, o brich! —
Gespenstisch die Klage im Dunkel verhallt,
da geht ein Windstoß durch Feld und Wald,
zu meinen Füßen das Wasser rauscht,
aufhorchend hab' ich dies Lied erlauscht:

Du heißes Herz am Ufer dort,
hör' an der flüchtigen Welle Wort!
Vermessene Klage hast du geklagt,
kurzsichtigen Frevel hast du gewagt!
Wohl hast du viel erhofft; erreicht
nur wenig, doch ob dir das Haar auch bleicht:
nichts war umsonst, was du vollbracht!
Nein, Alles, Alles, es wirkt mit Macht,
wenn es auch jetzt dein Auge nicht sieht.
Drum nütze die Stunde, sie flieht, sie flieht!
Und nimmer zage, unmännlich und bang,
dein Weg war weit und ist noch lang.
Und scheint er dir in Nacht gehüllt,
es ist die Nacht nur, die dich erfüllt!
Bald spiegelt mein Wasser der Sonne Schein —
Geduld! Auch du gehst zum Tage ein!
Und wie vom Fluß nur ein kleines Stück
du siehst, so auch von deinem Geschick.
Du warst und wirst auch ewig sein,
nur was du gesät, das erntest du ein! —

So hat mir, als ich nahe gelauscht,
geheimnisvoll das Wasser gerauscht,
und als ich den Sinn erst recht erfaßt,
da wich von mir des Trübsinns Last.
Da schaut' ich mit leuchtendem Angesicht
dem Morgen entgegen, dem Licht, dem Licht! —

Eine Geisterstimme.

Von

Hugo Gozdawa.

Vergeblich war ein jahrelanges Ringen,
entrissen war mir schwerer Arbeit Preis,
und nichts besaß ich, mich emporzuschwingen.

So trat verzweifelnd mir der kalte Schweiß
auf die vom Kummer schon gebleichten Wangen,
im Innern aber tobt es wild und heiß.

Da faßte mich ein himmlisches Verlangen
nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
das mir seit frühster Kindheit war entgangen.

Ich würde wieder einem Kinde gleich.
Aus meiner Seele schwand die inn're Leere;
mein wildes Herz, es wurde mild und weich.

Ein hehrer Geist aus einer reinern Sphäre
stand über mir in milder Lichtgestalt;
und sinnend lauscht' ich, was er mir gewähre.

„Du kannst dir nicht entfliehen! Mache Halt!"
So lauteten des Geistes ernste Worte.
„Es läßt sich nichts erreichen mit Gewalt.

„Nur friedlich strebend öffnet sich die Pforte
„zum schmalen Weg, der zur Vollendung führt.
„Allein die Gottheit führt zum sich'ren Porte.

„Du findest stets den Lohn, der dir gebührt.
„Du littest nur, — es fehlte dir die Liebe —,
„weil du ein böses Feuer nur geschürt.

„Laß also ab von niederem Getriebe.
„Versenke in der Seele Tiefen dich.
„Dort wirst du finden, was dir fehlt: die Liebe.

„Aus ihr, allein aus ihr ergeben sich
„in dieser sturmbewegten See des Strebens
„dir Ruh' und inn'rer Friede ewiglich.

„Nach ird'schem Glück zu suchen ist vergebens.
„Wo Liebe ist, da stellt sich Glaube ein
„an Gott und an Unsterblichkeit des Lebens.

„Dann wird die Qual zum wesenlosen Schein".

Der Begriff des Absoluten.

Eine Anzeige

von

O. Plümacher.

„Die deutsche Spekulation seit Kant, mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes" [1]) ist der Titel eines jüngst im Buchhandel erschienenen zweibändigen philosophischen Werkes von Arthur Drews, eines jungen Philosophen, der sich als Jünger Eduard von Hartmann's bekennt. Das Werk ist in erster Linie eine Geschichte der Philosophie der letzten 110 Jahre, aber eine Darstellung der verschiedenen Systeme, welche nicht bloß berichtet, sondern zugleich die Gedanken der einzelnen Philosophen nach ihrem Werte und ihrer Bedeutung für das Ganze der philosophischen Ideenentwickelung prüft und „indem sie die Spreu vom Weizen sondert, selbst auch dem Fortschritt der Wissenschaft die Bahn zu ebnen sucht". Der ungeheure Reichtum des Stoffes, die Mannigfaltigkeit der Probleme und ihrer Lösungen machen es aber unmöglich, den Gegenstand in einem Buche zu erschöpfen. Der Verfasser behält sich daher vor, die deutschen Erkenntnistheorien und die Naturphilosophie seit Kant in besonderen Werken zu behandeln und beschränkt sich im vorliegenden auf die letzten Prinzipien, deren Erforschung gewöhnlich als „Spekulation" bezeichnet wird. Es wird also auch nicht die gesamte Metaphysik behandelt, sondern nur der prinzipiell wichtigste Teil derselben; es mündet alle Spekulation in „dem Begriff des Absoluten, dem allbedingenden Unbedingten, dem Grund aller Gründe". „Demnach wird die Einordnung der Denker im letzten Ende davon abhängig, wie sie sich diesem höchsten Fundamentalbegriff gegenüber verhalten. Stellen sie vom Absolutem einen solchen Begriff auf, der nicht geeignet ist, als Objekt eines religiösen Verhaltens zu dienen, so sind sie Atheisten; im anderen Falle Theisten oder Pan-

[1]) Verlag von Paul Maeter's Buchhandlung. Berlin, N. W. 1893.

theisten", je nachdem ihr Absolutes oder Gott als persönliches oder als unpersönliches Wesen gedacht wird. Nicht mit bloß theoretischen Interessen tritt Drews an seine Aufgabe heran, sondern mit dem praktischen, daß seine Kritik der verschiedensten Standpunkte dazu beitragen helfe, daß der Sieg derjenigen Begriffsfassung des Absoluten zufalle, welche geeignet sei, dem religiösen Leben wiederum neue Lebensenergie zuzuführen. „Die alten Streitfragen über die Göttlichkeit oder Ungöttlichkeit des Absoluten und die Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit Gottes sind nicht [bloß] akademische Doktorfragen, um seinen Scharfsinn daran zu üben", vielmehr liegt in jenen „scheinbar so scholastisch klingenden Fragen der Brennpunkt des gesamten geistigen Kulturlebens unserer Zeit; sie enthalten die Banner, die Schlachtrufe, unter welchen der große Kampf zwischen der alten und der modernen Weltanschauung wird ausgefochten werden müssen".

Fast allgemein ist die Empfindung, daß die religiösen Zustände einer Besserung dringend bedürftig sind; „der sozialen Bewegung gegenüber ist eine Zügelung und Regelung durch ein geschärftes sittliches Bewußtsein aller Volksklassen geradezu ein schreiendes Bedürfnis". Ein solches ist, „außer im Zusammenhang mit der Religion, nicht zu erwarten", und „die religiöse Erneuerung ist unmöglich, solange sich die Wissenschaft in antireligiösen oder doch irreligiösen Bahnen bewegt". Soll die europäische Kultur nicht zerfallen, so müssen „die divergierenden Richtungen von Religion und Wissenschaft wieder zu konvergierenden werden", es muß möglich sein „die letzten Ergebnisse der Wissenschaft in eine Metaphysik einmünden zu lassen, die eine dem religiösen Bedürfnis genugthuende Religionsphilosophie nicht aus-, sondern einschließt". Die Religion der Kirche hat ihre Macht über die Gemüter verloren, „weil sie hinter ihrem Zeitalter zurückgeblieben ist", und es ist nur auf dem Gebiete der Philosophie und in Bundesgenossenschaft mit derselben möglich, daß sie zur Wiedergeburt gelangen kann".

Welcher Art die Metaphysik sein muß, ob theistisch oder phantheistisch, „ob die alten Formen der Religion genügen, oder ob das religiöse Bewußtsein der Menschheit sich verjüngen muß — das sind die Fragen, welche das vorliegende Werk ihrer Entscheidung hofft näher rücken zu können", und welches sich damit an „alle diejenigen wendet, denen die religiöse Frage am Herzen liegt".

In dieser letzteren Hinsicht bringen wir dasselbe auch hier den Lesern der „Sphinx" zur Kenntnisnahme, und zwar liegt dieses um so näher, als Drews nicht zu jenen Zunftphilosophen gehört, welche die Philosopheme des Okkultismus einfach ignorieren. Hellenbach's Theorien über das Menschenwesen, du Prel's monistische Seelenlehre werden eingehend erörtert, in Anbetracht daß „ihre Lehren thatsächlich einen bei weitem zahlreicheren Kreis von Anhängern besitzen, als das System manches [von der offiziellen Wissenschaft] anerkannten Philosophen" und daß der Okkultismus gegenwärtig eine so ansehnliche Macht repräsentiert, daß die

Philosophie ihm nicht länger geflissentlich aus dem Wege gehen darf, wenn sie nicht auf ihre Führerrolle im modernen Geisteskampfe verzichten will". —

Die Einleitung (S. 1—69) mit einigen Ausführungen über des Verfassers eigenen Standpunkt wäre zum Sonder-Abdruck sehr geeignet und sollte auch von solchen gelesen werden, die sich nicht an das gesamte umfangreiche (531 und 632 Seiten) Werk wagen mögen. Hier erhalten wir eine überaus durchsichtige Skizze der Entwickelung der theistischen und pantheistischen Begriffe des Absoluten, wie dieselbe sowohl in der christlichen Theologie, als auch in der neueren, mit dieser in näherem oder fernerem Zusammenhange stehenden, oder auch oppositionellen Philosophie sich vollzog. Besonders der Gottesbegriff des Theismus, mitsamt dem Dogma der Trinität, als der vermeintlichen Garantie einerseits für das Selbstbewußtsein als andererseits für die Immanenz Gottes wird auf seinem Werdegange begleitet, von seinem Vorauserscheinen in der Alexandrinischen Philosophie an, durch seine Formulierung durch die Kirchenväter, bis zu seinem Eintritt in den Kampf mit dem Pantheismus, schon beim Beginn der Scholastik; das immer siegreichere Vordringen dieses letzteren, trotz des starren Festhaltens am Wortlaut von seiten der Kirche und der Verketzerungen der phantheistischen Philosophie auf Grund mißverständlicher Auffassung derselben. Aus diesem Kampfe aber sollte die Erkenntnis erblühen, daß nicht nur der trinitarische Gottesbegriff unvereinbar ist mit den logischen Ansprüchen der Spekulation, sondern daß auch das für das tiefere religiöse Leben nötige Postulat[1]), „daß die absolute Substanz zugleich als absolutes Subjekt erkannt werde (Hegel)", nur dadurch gewährleistet wird, wenn das Absolute als unpersönlich und als unbewußt erfaßt wird.

Drews ist der erste Vollblut-Hartmannianer. Mit Scharfsinn und liebevollem Eindringen verfolgt er die Entwickelung des Begriffes vom unbewußten Geiste, der in Hartmann's System in seiner fundamentalen Bedeutung erfaßt und in den Mittelpunkt der gesamten Weltanschauung gestellt ist. Drewes bestimmt den Begriff des Absoluten, welches zugleich der Gott der religiösen Reflexion ist, in völliger Uebereinstimmung mit Hartmann dahin: das Absolute ist das Unbewußte; nur als das absolut Unbewußte kann das Absolute sowohl Substanz als auch Subjekt zumal und in einem sein, ohne in sich dualistisch gespalten zu sein; das Absolute ist Geist, denn nur als Geist kann es Subjekt, und nur als unbewußter Geist kann es die gemeinsame Wurzel der Materie und des bewußten endlichen Geistes sein. So ist der Standpunkt des konkreten Monismus erreicht: „Der Geist ist in die letzte Tiefe seiner selbst hinabgedrungen und über dem Begriff des Unbewußten können die entgegengesetzten Standpunkte ihren Frieden schließen".

[1]) Ein Postulat, das auch für die Naturphilosophie besteht, wenn sie des Gelingens einer einheitlichen Naturkenntnis gewiß sein soll.

Was ich selbst schon vor Jahren ausgesprochen: daß das System Hartmann's das notwendige Produkt der geradelinigen Entwickelung der deutschen Philosophie sei und mithin den höchsten Punkt darstelle, den das philosophische Denken zur Stunde erreicht habe, das bemüht sich Drews in seinem Werke historisch-kritisch nachzuweisen und damit die Berechtigung zu gewinnen, am Schlusse sagen zu können: „wie in einzelnen Fragen man auch von Hartmann abweichen möge, die Philosophie der Zukunft kann nichts anderes sein, als — Philosophie des Unbewußten, wenn man nicht in überwundene Standpunkte zurückfallen will". —

Mittels der Darstellung und Kritik der Lebensanschauungen Hellenbach's und du Prel's rechnet Drews mit dem Okkultismus ab.[1])

Er verwirft den von den Genannten vertretenen transscendentalen Individualismus auf allen Positionen; sieht in dem Meta-Organismus Hellenbachs und der monistischen Seelenleere du Prels „einen naiven Naturalismus", einen „Rückfall in längst überwundene Standpunkte der Spekulation". Mit dem du Prel'schen Astralleibe verknüpft sich ihm die Gefahr eines „metaphysischen Materialismus" und in den ethischen Konsequenzen des transscendentalen Individualismus egoistische Pseudomoral.

Eigenes bringt die Kritik dieser beiden Standpunkte wenig. Es sind wesentlich die Hartmann'schen Einwände rekapituliert und durch Citate bekräftigt. Die Freunde des Okkultismus werden daher von diesen Abschnitten nicht sehr erbaut sein, sofern ihnen aber die einschlägigen Arbeiten Hartmann's noch nicht bekannt sind, möchten wir ihnen die Lektüre von Drews doch empfehlen. Aber noch mehr: der Okkultismus ist in erster Linie Empirismus; angenommen, es wäre empiristisch außer allen Zweifel gestellt, daß unsere irdische, sinnenfällige Erscheinung nur die partielle Auswirkung und Erscheinungsform eines transscendenten, a b e r i n d i v i d u e l l e n Subjektes wäre, so wäre damit die Spekulation nach den l e t z t e n Gründen dieser schachtelhalm-artigen Individualität nicht im geringsten entbehrlich zur Gewinnung einer geschlossenen Weltanschauung. Auch der überzeugendste Bekenner eines transscendentalen Individualismus hat, sofern er philosophisch veranlagt ist, mit der Frage zu rechnen, ob seine Individualität sich von einem pluralistischen, dualistischen oder monistischen Urgrund abhebt; und ebenso, falls er ein religiöses Gemüt besitzt, mit der Frage nach der Gottheit. Denn mit seinem eigenen transscendentalen Wesen als Objekt der Verehrung wird sich echte religiöse Sehnsucht n i c h t abspeisen lassen[2]), und zwar gewiß noch mit besserem Grunde als

[1]) Er scheint Hübbe-Schleiden's Schrift „Lust, Liebe und Leid" nicht zu kennen, was sehr zu bedauern ist, da diese das Mittelglied zwischen den Hellenbach'schen, du Prel'schen Anschauungen und dem Monismus des unbewußten Geistes bildet und selbst, wie es Drewes von allen künftigen Philosophen verlangt, Philosoph des Unbewußten ist. Vergleiche meinen Aufsatz im Oktoberheft 1892 der „Sphinx".

[2]) Wenn Meister Eckhart sagt, daß er in seinem Verstand keines Gottes bedürfe, sein eigener Gott sei, so ist das eben der mystische Weg, den transscendentalen Individualismus in idealistischen Monismus aufzulösen.

das brennende Gottsuchen der Gnostiker, das sich nicht mit dem Demiurgos begnügen wollte und konnte. Wer aber seinen Gott im Urgrund alles Seins sucht, der hat auch mit dem Problem der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit, der Bewußtheit oder Unbewußtheit sich abzufinden, wie Hübbe-Schleiden bereits zu thun begonnen hat.

Somit sei denn auch den Freunden des Okkultismus das interessante, und bei aller Gründlichkeit einfach und gefällig geschriebenen Werk Drews' bestens empfohlen. Sie sollen sich nicht daran stoßen, daß der Verfasser sich nicht darauf einläßt, anzudeuten, daß auch die Lehre von der Fortdauer der bewußten Persönlichkeit nach dem irdischen Tode (Hübbe-Schleiden), der Astralleib (du Prel), ja sogar der allerdings naturalistisch gedachte Meta-Organismus Hellenbach's u. s. w. Raum und Tummelplatz fänden innerhalb der Philosophie des Unbewußten, da er doch immerhin die relative Berechtigung diesbezüglicher Bestrebungen anerkennt, getragen von der Ueberzeugung, daß die Philosophie des Unbewußten von Hartmann gerade auch deshalb einen Moment absoluten Fortschrittes in der Geschichte des philosophischen Denkens bildet, weil sie das neue Niveau ist, auf dem fürderhin sämtliche Probleme zu behandeln sind.



Aphorismen.

Wenn Gott in mir ist, brauche ich keine Anerkennung. Er wirkt durch mich wie er wirken will. Und seine Kraft zeigt sich nicht in meinen Reden, sondern in meinem Thun und Handeln.

Wozu diese Formen und äußeren Gesetze? Wer die Liebe hat, der hat sein Gesetz in sich. Aber sie schweigt und redet nicht, bis sie die äußeren Schranken bricht und eine neue Welt ausstrahlt — die Liebe, die Liebe, ihre Suchenden!

Was nutzt mir Wissen und Wähnen der gelahrten Herren und was soll mir ihr Beifallsgeklatsch. Was ich tief innen gefunden, das kennt nicht den Lärm nach außen und trägt sich nicht mit stolzem Pomp. Meine Seele ist mein Gewissen.

F. E.

Das Gesicht.

Von

Richard Dehmel.

Er saß und konnte nicht los
aus dieser drückenden Qual.
Immer wieder
sank es über ihn,
wie ein magnetischer Ring um die Stirn,
und lähmte seine Hand,
seit Wochen nun schon,
seitdem er wieder gesund war;
immer wenn er malen wollte,
immer die eine
große
unerfüllte Lust,
das Ziel der hundert frohen
Mühen und Entwürfe,
das Bild, das Bild:
ihr Gesicht —
was er auch Neues vornehmen mochte.

Er hörte sie im Nebenraum hantieren,
durch den Teppich hindurch.
So verhalten klang es,
so fremd.
Und die Brandflecken auf dem Teppich! —
Er fühlte seine starken
Schultern zucken,
ohne daß er's wehren konnte.
Er sah müde und verächtlich
in die Landschaft auf der Staffelei,
und warf den Pinsel weg,
und sah scheu
nach der Wand drüben,
nach dem Menschenbilde da.

Da hing es und wartete,
das letzte von den vielen;
das sie noch gerettet hatte aus dem Brande,
im letzten Augenblick,
aus den fliegenden Flammen.
Es war wie ein Bann:
diese ungelöste Aufgabe,
dies Gesicht.

Oh gewiß,
es war ja fertig,
war ja ein Bild,
ein Bild, wie nur Er es malen konnte:
dies Weib da mit der Narzisse
in den streng gefalteten Händen.
Sie duftete fast,
die vorgebeugte
makellose
leuchtende Blüte
mit dem purpurgelben Krönchen
auf dem weißen Stern,
die berauschende Blüte,
vor den jungen
nackten
vollen Brüsten.
Und darüber so stumm
ihr gewährender Mund;
und darüber die blauen
drohenden Augen,
groß und dunkel ins Weite gerichtet;
und darüber ihr Haarschmuck,
matt und schwer und rot wie Kupfergold,
grünlich umschattet
vom dichten, glänzenden Laubwerk
des alten Myrtenbaumes
mit den kleinen,
schimmernd springenden Knospen.

Ja, seine Freunde hatten gescholten,
daß er's der Welt nicht zeigen wollte;
damals.

Aber das war es ja.
Auch jetzt nicht!
und nie, niemals,
bis er das Eine gefunden,
das noch drin fehlte,
Ihm nur sichtbar,
das nur Er vermißte in seinen Bildern,
das letzte Rätsel ihres Gesichtes:
Das, warum er sie liebte.

Oh, und nun war's unmöglich,
war es zerstört
dies stille lebendige Rätsel,
von den Flammen gefressen
das Geheimnis ihrer Züge,
von Narben zerrissen
dieser stolze Hals,
diese seltenen Lippen;
und um seinetwillen.
Und er hatte doch gewußt,
mit seiner ganzen Kraft gewußt,
daß es endlich ihm glücken würde,
daß er's ihr ablauschen würde
und auf die Leinewand zwingen,
dies lockende Wunder;
nicht aus den Augen,
nicht aus den Mundwinkeln,
da saß es nicht,
in keiner Einzelheit,
auch in der Stimmung nicht —
das hatte er Alles
versucht und getroffen.
Es war ein Ausdruck, ein Ausdruck;
und er war ihm so nahe gewesen,
in seinem letzten Bilde,
dem an der Wand da drüben,
dem einzigen übrigen.
Und jetzt, jetzt —?
er preßte die Finger ineinander,
er hätte sie blutig drücken mögen.

Und Alles, weil er sie liebte;
grade weil.
Und weil er so stark war.
Ob es wohl Strafen gab?
Strafen der Kraft?
aus sich selbst?
Der gebrochene Fuß! —
Ob Liebe Sünde war?
Nicht überhaupt,
aber für Ihn:
Sünde gegen die Kunst,
Uebermannung! —
Denn es war ja nicht gleich so gewesen;
was ging ihn ihre Seele an.
Aber allmählich —
oh, das war's ja aber,
das Heilige;
auch für den Künstler,
Das, was ihm die Augen geöffnet hatte,
das Allerheiligste der Form:
die verschlossene Seele,
die Gegenseitigkeit
alles Lebendigen! —
Und so war's denn geworden:
das Modell zum Weibe,
der Leib zum Wesen,
und immer gegenseitiger
dem Künstler ihre Schönheit,
und immer gegenseitiger
dem Menschen ihr Geschlecht.
Nein, er wollte es nicht.
Nur mit den Augen
wollt' er sie haben:
ihre Augen,
die nachtblau dunklen
schwimmenden Blumen,
ihr quellentiefes
stilles Gesicht —
Alles.
Und doch:
wie er sie dann erkannte,
diese Gestalt,
Blick für Blick,
und Ahnung um Ahnung sicherer wurde,
fester im Bilde,
und sich alles ihr entgegenspannte
in seinen Sinnen,
und ihre Innigkeit
mit seiner Sehnsucht wuchs:
es war ja Natur, Natur!
war Das Ohnmacht?
jener Augenblick,
nach jenem letzten Bilde:
als er sie am Handgelenk heranriß
und ihr den neuen Ausdruck zeigte,
der sie fast enträtselte,
diese verlangende Keuschheit —
noch zitternd vor schaffendem Entzücken
und dann sie ansah,
schwül und durstig,
das Eine Letzte suchend,
und sie's nicht aushielt länger
und an ihm niederwankte,
so warm und schwer,

und er an ihr:
oh Versunkenheit!
Und dann, dann —
es war zu hart,
zu widersinnig hart:
wie er sie hochgerissen hatte mit tollen Armen,
schreiend vor Lust und doppeltem Ueberglück,
und mit ihr über den Schemel sprang:
dieser tückische Knöchelbruch —
um den er damals noch lachen konnte
in seiner schwelgenden Liebe,
damals.

Er lauschte.
Was sie wohl dachte jetzt.
An ihn nur.
Das fühlte er.
Das war das Schwere,
der magnetische Ring.

Wie still sie wieder saß;
daß er sie nur nicht merken möchte,
da in der kleinen Kammer,
hinter dem Teppich;
nichts rührte sich;
so war's nun Tag für Tag.
Und abends die Angst,
die heimliche Angst,
mit der sie sich im Dunkeln hielt,
im Halblicht,
oder ihr Gesicht verhüllte;
daß er es nur nicht sehen möchte,
daß er sie nur vergessen möchte
ihre tote Schönheit,
das Bild ihrer Seele,
diese quälende Unmöglichkeit.
Ja: die Angst in der Luft,
das war's,
das machte ihn zunichte —
diese Liebe.

Ja, und war denn das noch Liebe?
dieser lähmende Zwang!
War nicht Alles bloß Erinnerung.
Nicht einmal nachts,
nicht anrühren konnt' er sie mehr,
ohne daß es wieder vor ihm stand
das ganze furchtbar rote Schauspiel
und ihm heiß und kalt die Sinne benahm.
Wie sie ihn geweckt,
ihn herausgehoben hatte
mit seinem kranken
dick verschienten Fuß
aus dem qualmenden Bett,
hinter ihr her schon die leckenden Flammen,
durch die Thür
und hinab die dreizehn dunklen Treppenstufen —
oh, sie war stark,
fast so stark wie Er!
und dann zurückgestürzt war
und sich nicht halten ließ,
wieder hinauf,
um das Bild noch zu retten,
das eine wenigstens!
hinein in das glühende Viereck oben
mit den langen offenen Flechten,
die im Feuerschein flossen
wie blutige Seide,
dies Flimmern!
und auf einmal der Schrei,
dieser lange zerreißende Schrei,
und das polternde Bild,
herunter zu ihm,
und oben sie,
groß,
in entsetzlicher Pracht,
mit den greifenden Armen,
die roten Haare
zu bläulichen Funken zerflatternd,
eine sprühende Glorie, —
züngelnde Flügel
um den keuchenden Busen, —
und die grauenhaft flackernden Augen!
und Er
hilflos da unten sich krümmend!
und noch einmal der Schrei,
der heiße tierische Schrei,
und sein eigener Schrei:
wie sie wieder sich dreht,
eine brennende Garbe,
noch einmal hinein
daß ihn die Sinne verlassen,
bis die Leute ihn wecken
und sie neben ihm liegt,
in den Teppich gewickelt,
nachdem sie zurückgerannt
in letzter, gräßlicher Besonnenheit,
den lodernden Schmerz zu ersticken,
das tapfere, starke Geschöpf —
seine Retterin!

Ob sich das wohl malen ließe?
feurige Flügel?
Nein Narrheit;
so wenig wie der Sonnenstrahl,
der da auf der Palette blitzte.
Ach, das Sonnenlicht!

wie ihr Haar drin schillerte früher,
so glatt und wogend;
ob es wohl wiederwachsen würde?
Aber was nützte das!
Ihr Gesicht,
Das war das Unersetzliche —
die Erinnerung,
die ihn zu ihr zog
und von ihr stieß.

Er stierte zu Boden.
Wenn sie doch gestorben wäre,
ja,
gestorben,
nicht bloß für Ihn.
Dann würd' er zu ihr beten können,
sein ganzes Leben lang,
ruhig,
traurig,
wie als Kind zur Jungfrau Maria.
Nein, Maria Magdalena
hatte er immer gemeint,
immer wenn er Sonntags knieen mußte:
seitdem er sich heimlich die Bibel gekauft,
bis die Mutter sie fand und ihn schlug —
Magdalena,
die fühlende Sünderin.

Ach, was sollte dies Grübeln.
Sie lebte ja,
lebte und liebte ihn,
und war gesund,
gesund wie Er.
o das schöne,
blühende Wort!
Oh, ihre quälende Häßlichkeit!
ihre mahnende Nähe!
die Lust und der Abscheu!
Ohnmacht.

Er sah wieder auf,
nach dem Teppich,
nach dem Narzissenbild.
Wenn er's verkaufen würde.
Ob er dann vielleicht Ruhe hätte.
Wozu auch diese Versessenheit,
ohne Sinn und Verstand,
auf das eine einzige
Bischen Seele.
Wozu denn überhaupt
der ganze pedantische Tiefsinn.
Warum war's ihm nicht genug
an dem farbigen Witz, wie den Andern;
an der Lichtflunkerei,
über die er sonst spottete.
Es war doch so einfach;
was Neues versuchen! —
Aber sie,
sie
blieb ja.
Und wenn er das Bild in Stücken zer-
schnitte,
die Erinnerung blieb,
solange sie selbst blieb,
und mit ihr der Zwang;
und die Erinnerung
ließ sich nicht malen.

Freiheit! — Ja:
das war das Ungesunde,
das
war unsittlich:
diese widernatürliche
dumpfe Gemeinschaft,
Knechtschaft,
Leibeigenschaft.

Er starrte auf die Palette;
ein Wolkenschatten
wischte den Lichtstrahl aus;
wenn er ihr Schminke gäbe —
ihn ekelte.
Und die Form
bliebe ja dennoch zerstört,
die Seele im Gesicht.
Und ihre Scham,
ihr Stolz!
dann
würde sie
gehen.
Aber
das wollte er doch —?
Dann das Bild auf die Ausstellung,
weg damit,
eine Reise;
Gletschersonne!
Ein, zwei Jahre
würd' es schon noch reichen,
das Geld für das Bild
und der Rest seiner Erbschaft;
er würde blos arbeiten.
Und er hatte ja genug gelernt an ihr!
er wollt' es den Andern schon zeigen,
warum er so lange im Stillen gesessen
Und sie? —
Sie war ja klug genug,
die Höhere Tochter;
sie konnte ja Unterricht geben,
oder als Buchhalterin —
oder
er würde ihr selber was schicken.

Nein, das
würde sie nicht nehmen.
Und,
und wenn die Leute sie nicht haben
wollten,
mit ihrem entstellten Gesicht —?
Oh, dies Gewissen!
Warum hatte er
dies Gewissen!
Ja, für die Kunst,
da war's gut.
Aber fürs Leben:
fürs Leben brauchte man doch kein Gewissen! —
Nicht, weil er sie verführt hatte,
nein!
eher sie ihn.
Oder weil sie
eine Verstoßene war —
eine Verstoßene?
um seinetwillen!
Nein, das war ja aus ihr selbst gekommen.
warum war sie denn wiedergekommen,
noch eh' er von Liebe was ahnte;
und immer wieder,
bis sie bleiben mußte.
Das war ihr Verhängnis!
ja,
ihr eigenes Verhängnis:
ihr Wille! —
Weil sein Ernst sie lockte;
was die Eltern auch sagen mochten.
Weil sie seinen
reinen Willen fühlte.
Aber,
aber war er denn rein?
Ja —
bis er ihn
verlor,
in jenem Augenblick,
den Willen zur Form.
Nein, schon vorher:
bis er
die Seele sah.
Aber das war ja die Form,
die verschlossene Seele;
was er
gesucht hatte,
was sie
empfunden hatte,
warum sie ihm vertraute,
ihm, dem Künstler.
Nein, auch dem Menschen!
dem Menschen, der über sich stand,
über Sich
und Natur,
über Seele und Leben.
Und doch nicht.
Es war ja das Selbe,
die selben Sinne,
die selbe Natur:
die Kraft des Künstlers, des Menschen.
Ja, da hing es:
jener Augenblick,
jenes Bild —
seine Kunst, sein Wille,
sein Leben,
ihr Leben,
Das war Alles das Selbe,
das folternde drohende Selbe,
denn sein Leben,
das
das war er ihr schuldig,
ihr, seiner Retterin —
sein Leben,
seine Kunst,
seine Arbeit,
seinen
Zweck und
Glauben.

Er fuhr zusammen,
ein neuer Wolkenschatten
huschte durch die Stille;
er preßte die Augen zu,
Er wollt' es schon gar nicht mehr sehen,
das fordernde drohende Bild;
er haßte es schon!
Er drückte die Fäuste in die Augen,
daß sie flimmerten.
Er sah es nur mächtiger
im sprühenden Glanz,
und sah sie,
sie,
wie sie
jetzt war,
mit dem schiefen
gestaltlosen Mund,
mit dem haarlosen Kopf,
mit den Narben um Nase und Kinn,
mit dem blanken
striemenroten Hals.
Er stöhnte laut auf,
daß ihn graute
vor der hohlen
einsamen Stimme.

Da —
das war doch seine
Stimme nicht?

Zagend,
suchend kam es
durch den großen Raum:
„Riesest du?“
weich und schwer,
wie der Teppich, den er schwanken hörte.
Er sah nicht auf.
Er fühlte, wie sie fragend stand.
Nur nicht jetzt ihr Gesicht!
Er wollte sprechen,
Da kam sie.
Er wollte den Kopf schütteln;
aber
ihre Hand auf seiner Schulter,
ihr Warten!
Es war nicht möglich,
es zwang ihn doch,
er mußte sie ansehn,
ansehn,
am weißen Morgenkleid hinauf,
ihren Hals,
und —
Rot
und ein brausendes Schwarz,
Seele,
der Blick,
ihr Gesicht,
es war Uebergewalt,
da stand sie,
hoch,
starr,
erbebend:
„Ich
werde
gehen“ —
und wollte sich wenden,
und Er
sah sie an,
an,
und seine Augen wurden immer weiter,
daß sie nicht loskonnte,
immer durstiger,
und seine Finger tasteten und griffen,
es zu fassen,
zu halten,
das unerkannte
letzte
Eine,
das selige Wunder,
Das, was ihn zu ihr in die Kniee riß,
warum er sie umklammerte,
weinend,
„Offenbarung“ stammelnd:
ihre
große
Sittlichkeit,
die Schönheit
ihrer Selbstverleugnung.

Und nun,
weich,
weich, schwer und leise,
sank auch sie herab an ihm,
Knie an Knie,
kindermild,
anders wie damals;
und er küßte die gestaltlosen Lippen
und schlang die Hände um den haarlosen Kopf
und hielt sie von sich,
schauend,
schauend —
Nein:
Das lag nicht
in den Augen
in den Mundwinkeln,
in keiner Einzelheit, —
Das würde ihn zur Andacht zwingen,
und wenn sie ganz verschleiert vor ihm läge:
diese strömende Hoheit,
diese heilige
siegende Demut.

Und er mußte es sagen,
lachend,
das Ueberflüssige:
„Ich liebe dich“.

Und wie sie sich erhoben von den Knieen,
in ihrer Klarheit,
und der breite Sonnenstrahl auf der Palette blitzte,
nach der Wand hinüber,
nach dem Myrtenbilde,
da stieg es vor ihm auf,
neu und mächtig:
„Weißt du, wie ich dich malen werde —?
Blut und Nacht,
Sterne,
nur Auge und Bewegung:
Magdalena,
der Welt den Gekreuzigten zeigend“.

„In den liebenden Armen“,
sagte sie dunkel.

Ein Wolkenschatten . . . .

Alle weltbewegenden Ideen und Thaten, sowie alle bahnbrechenden Erfindungen und Entdeckungen sind nicht durch die Schulwissenschaft, sondern trotz ihrer ins Leben getreten und anfangs von ihr bekämpft worden.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Telepathie einer Sterbenden.

> Das ist eben das wahre Geheimnis, das Allen vor Augen liegt, euch ewig umgiebt, aber von Keinem geseh'n!
>
> Schiller.

In unserem derb-realistischen Zeitalter ist es schwer, von rein psychischen Zuständen zu sprechen, da man meist nur mitleidigem Achselzucken begegnet. Alles, was nicht grobsinnliches Empfinden ist, heißt im besten Falle Ueberspanntheit oder krankhafte Erregtheit. Der „Sphinx" allein darf man wagen, Selbsterlebtes zu erzählen, welches frei von jeder Pikanterie nur das tiefinnerste Empfinden und die geistige Seelenverwandtschaft zweier Wesen zur Anschauung bringt.

So will ich kurz aus meiner frühesten Kindheit etwas mitteilen, das um so mehr Glauben finden mag, da der zweite Zeuge, ein im vorgeschrittenen Alter stehender Mann, eine ursprüngliche, derb biedere Natur ist, die sich nie zu einer Lüge hergegeben hätte.

Ich hing mit abgöttischer Liebe an meiner Mutter, die, noch jung und schön, seit längerer Zeit kränkelte. Wir waren in einem böhmischen Badeorte. Ich, damals ein Kind von sieben Jahren, war den ganzen Tag nicht von dem Leidensbette der Teuren wegzubringen und mußte eines Abends, auf Anordnung des Arztes, mit Gewalt in ein anderes Zimmer gebracht werden. Unter Thränen und Schluchzen schlief ich endlich ein. Da plötzlich erwachte ich durch die leise Stimme meiner Mutter. Ich schaute freudig erschreckt auf. Sie stand vor mir im schwarzen Seidenkleide und legte ihre Hand auf mein Haupt. „Ich gehe von Dir, mein Kind, auf lange Zeit; sei gut und brav und (hier stockte die Stimme, die ich eigentlich mehr fühlte als hörte, oder wenn man sich so ausdrücken darf — in meiner Seele hörte) und wenn du nicht glücklich bist zu Hause, bitte Papa, Dich zu Onkel Stephan zu bringen; der hat Dich lieb. Ich gehe nun zu ihm und will ihn darum bitten." — —

Sie neigte sich über mich und hauchte einen Kuß auf meine Stirne. Bei dieser eigentümlich kalten Berührung rief ich laut nach ihr und wollte meine Arme um sie schließen. Ich faßte in die Luft. Laut schreiend sprang ich aus dem Bette, eilte an die fest verschlossene Thür, an der ich verzweiflungsvoll rüttelte. Man öffnete; mein Vater und

meine Brüder traten herein und hielten mich, die ich wie eine Rasende in das Schlafzimmer der Teuren stürzen wollte, gewaltsam zurück. — Meine Mutter war gestorben.

Doch genug! Ich will nichts von dem Jammer meines vereinsamten Kinderherzens erzählen und mich nur streng an das halten, was für die Leser von einigem Interesse sein dürfte.

Drei Monate später reisten wir nach dem Orte, wo der Bruder meines Vaters, der obenerwähnte Onkel Stephan, lebte. Als er mich erblickte, hob er die kleine Trauergestalt auf seinen Schooß und versuchte zärtlich, die immer wieder hervorquellenden Thränen zu stillen. „Seltsam", sagte er zu seiner Frau, „dieses Kind ist mir eigentlich von seiner Mutter anvertraut worden. Erinnerst Du Dich noch, was ich Dir am Morgen des 20. August erzählte? Es mochte nach Mitternacht sein, als ich durch ein eigentümliches Gefühl, etwa wie das Vorhandensein einer Person, aus dem Schlafe auffuhr. Ich versuchte, dieser Unruhe Herr zu werden und zwang mich gewaltsam zu schlafen. Umsonst! Ich setzte mich auf und erst unwillig über die Störung, wollte ich laut rufen, konnte jedoch kein Wort aus der vor Erregung gepreßten Kehle hervorbringen. Wie sich jedoch meine Augen allmählich an das Dunkel gewöhnten, erblickte ich deutlich eine hohe Gestalt im schwarzen Gewande, welche unverkennbar die Züge meiner, in einem Kurorte weilenden Schwägerin trug. Sie blickte mich lange traurig an, dann hörte ich die leisen Worte, welche mehr wie ein sanfter Hauch an mein Ohr drangen. „Ich bin zu dir gekommen, um dich zu bitten, dich meines kleinen Kindes liebevoll anzunehmen, falls es kein glückliches Heim im Vaterhause mehr fände. Denn ich scheide für immer und habe soeben Abschied von meinem Liebling genommen. Du bist gut und wirst sie wie ein Vater lieben; deshalb kam ich zu dir. Leb' wohl." — Und ebenso unhörbar wie sie gekommen, war die Erscheinung verschwunden.

Ich brauchte längere Zeit, um mich zu erholen, und du wirst dich entsinnen, daß dir mein verstörtes Wesen am Morgen auffiel, welches seine traurige Lösung in einem Telegramme fand, das uns den unerwarteten Tod unserer lieben Schwägerin anzeigte".

Leider ist der edle Mann, dessen Worte ich hier anführte, längst gestorben, also nicht im Stande, für die Wahrheit dieser Nacherzählung einzustehen. Ich mache auch keineswegs den Anspruch, hiermit empfindsame Menschen gruseln machen zu wollen, sondern schlicht, gerade so, wie es sich unvergeßlich der Kindesseele eingeprägt hat und meinem Gedächtnisse bis heute erhalten geblieben ist, erzählte ich mein Erlebnis, um diejenigen Zweifler, die nur an das glauben, was sie mit eigenen Augen sehen und hören, darauf hinzuweisen, daß es ein seelisches Band giebt, welches noch über den Tod innig befreundete und verwandte Seelen verbindet.

Neusatz, 1. 12. 92. **G. Vlahov.**

Allerseelenklänge.

Im Feuilleton der Meckl.-Str. Landesztg. erzählt uns S. Clement eine novellistische Skizze, deren Inhalt wir im Folgenden kurz wiedergeben wollen, da sie vollkommen getreu nach dem Leben gezeichnet ist oder doch sein könnte. Ein häufig eintretender Fall ist nicht nur die telepathische Vision, welche die Sterbende am Schlusse dieser Erzählung sieht, sondern auch die Thatsache, daß irgend ein bestimmter Seeleneindruck, wie hier die Erinnerung an Chopins Trauermarsch, eine symbolische Bedeutung für das ganze Leben eines Menschen gewinnt und stets mit ähnlichen Geschehnissen verbunden wiederkehrt. Das Gleiche ist mit Traumbildern der Fall.

Es war am Allerseelentage, als der Freund eines jungen Virtuosen diesen besuchen wollte. Er überraschte ihn beim Klavierspiel. Was er noch nie von ihm hatte spielen hören, jetzt klangs ihm in feierlicher tief ergreifender Weise entgegen — Chopins Trauermarsch — es war eine heilige Stille im Zimmer. Als die letzten Akkorde verklungen waren, saß der junge Künstler regungslos da und starrte wie in sich versunken auf die Tasten. Bei der Anrede des Freundes fuhr er wie erschrocken empor, und verwunderte sich, daß ihn jener bei seiner Allerseelenandacht belauscht hatte.

„Ja, meine Allerseelenandacht", sagte er, „die ich seit Jahren gewissenhaft verrichte und die mich auf eine Viertelstunde in eine andere Welt entrückt. Ich bin nicht abergläubisch — aber dieser Marsch und mein Schicksal sind aufs engste verknüpft, vielleicht ist er mein Schicksal".

Und dann fuhr er fort zu erzählen, wie er eines Tages — in Italien wars — nach dem Sturm eines Konzertes einen unwiderstehlichen Drang empfunden hätte, jenen Trauermarsch mit seinen unendlich wehmütigen Klängen zu spielen. Er setzte sich damals ans Klavier, und es war ihm, als ob eine unsichtbare Macht seine Finger lenke. Tieferschüttert legte er sich ins Bett. Am nächsten Morgen erhielt er dann ganz unerwartet die Nachricht vom Tode seines Vaters — und er vermied fortan während mancher Jahre den Trauermarsch zu spielen wie überhaupt zu hören. Es war ihm, als ob ein unbewußtes Gefühl ihn davon abhalte.

Als er später in Paris einst aus fröhlicher Champagnergesellschaft nach Hause kam und eben in sein Schlafzimmer treten wollte, begann ihm jener Trauermarsch plötzlich in den Ohren zu summen. Er konnte dem tiefen Drang, der ihn zum Klaviere zog, nicht widerstehen. Doch ließ er in halb ärgerlicher, halb frivoler Laune die ersten Takte des Marsches im schärfsten Fortissimo erklingen. Doch bald war es ihm, als legte sich eine eiserne Hand auf die seinige, so daß er nicht abbrechen konnte und wie willenlos in das vorgezeichnete Piano einlenken mußte. Mit einem Gefühl von Unbehagen legte er sich dann nieder. Aus dem bleischweren traumlosen Schlaf, der ihn in der Nacht umfing, wurde er am andern Morgen von dem Briefboten geweckt, der einen schwarzgerandeten Brief mit der Nachricht vom Tode seines liebsten Freundes abgab.

Einige Monate nachher besuchte er in Berlin die trauernde Braut seines Jugendfreundes, mit der er häufiger zusammenkam; und beide plauderten dann stundenlang von dem Toten. So kams, daß sie sich lieben lernten. Noch gaben sie sich nicht ihrer Neigung hin, die Erinnerung des Mädchens an den teuern Verstorbenen wollte sich nicht verwischen lassen.

Eines Tages saßen sie wieder allein im Musikzimmer, als der junge Virtuose wie mechanisch den Flügel öffnete und den Trauermarsch zu spielen begann.

Es war ihm dabei, als seien die Töne die Stimme des Schicksals und er wäre berufen, sie laut werden zu lassen. Der Marsch klang ihm selbst fremd, und was aus den Saiten quoll, schien ihm neu und unbekannt.

Als er geendet hatte, ließ die Jungfrau den Kopf auf den Rand des Flügels sinken. Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren schönen, schlanken Körper. Als er sie aufrichten wollte, streckte sie ihm, unter Thränen lächelnd, ihre beiden Hände entgegen. So gaben sie sich ihrer Liebe hin.

Aus dem Freudenrausche, dem Glücke des Zusammenseins, wurde der Künstler bald herausgerissen, da er sich schon vorher zu einer Konzertreise in Amerika hatte verpflichten müssen.

Der Abschied war sehr schwer. Was ihn einzig erträglich machte, war der Gedanke, daß dem Wiedersehen die Vereinigung für immer folgen sollte.

Die Briefe, die er dann später, als er schon wieder in Europa weilte, von seiner Braut erhielt, erschienen ihm plötzlich gedrückt und traurig. Einer der letzten, der ihn in London traf, enthielt die Bitte, doch am Jahrestage ihrer Verlobung zu Angedenken den Chopinschen Trauermarsch zu spielen und dabei der Braut zu gedenken, der es nicht vergönnt sei, diesen Tag mit dem Geliebten zusammen zu feiern.

Dieser Bitte konnte er nicht widerstehen — er spielte am Abend Chopins Wehmutsweisen . . .

Kurz darauf erhielt er einen Brief vom Vater der Braut, der ihm mitteilte, daß er möglichst schnell zurückkehren müsse, da Margarethe, so hieß die Geliebte, schon seit Jahresfrist sehr leidend sei. Es wäre ja doch nicht mehr zu verheimlichen, und das Wiedersehen würde Wunder wirken, so hoffte der Vater.

Das Wiedersehen war ergreifend. Margarethe litt auf ihrem Schmerzenslager die furchtbarsten Qualen. Und als der Arzt meinte, das Leiden könnte noch Monate so fortdauern, da faßte er, in der Hoffnung retten zu können, einen Entschluß — er spielte den Trauermarsch. Und das war kein Marsch mehr, das war ein Gebet, heißer und inbrünstiger als ein Mensch je in Worten gebetet hatte . . .

Dann eilte er zurück an ihr Lager. Sie saß lächelnd aufrecht im Bett und dankte ihm mit innigen Worten. Ihre Wangen sahen jetzt blühend aus. Nach kurzem Geplauder lehnte sie sich in die Kissen zurück und hielt dabei die Hand des Geliebten in der ihrigen fest. Dann richtete sie sich plötzlich auf, machte eine Handbewegung nach dem Fenster,

und ihre Lippen flüsterten: „Da ist auch Hermann!“ Dann sank sie friedensverklärt, wie schlafend zurück — der Tod hatte sie geküßt.

Der Arzt wunderte sich auffallend über ihr stilles Einschlafen, als er am anderen Morgen vorsprach.

„Und nun ist der Trauermarsch meine Allerseelenandacht geworden“, so endete der junge Virtuose mit weicher, halb wehmütiger Stimme und sah den Freund mit seinen tiefen leuchtenden Augen an.

Der aber wußte, daß es Dinge giebt, die man nur fühlen und erleben kann, die sich aber wie schüchtern von dem deutelnden Wissenwollen zurückziehen, die verkümmern müssen in der Welt des kalten Verstandes. F. E.

Karma.

Dem „Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatt“ vom 30. Oktober 1892 entnehmen wir folgende Mitteilung:

In einer mittelgroßen Stadt im Norden unsres Vaterlandes lebt noch heute Dr. S., einer der angesehensten Aerzte weit und breit, von arm und reich hoch geachtet. Die Armen verehren in ihm einen wahren Wohlthäter der Menschheit, der ihnen mit gleicher Gewissenhaftigkeit, wie den Reichen, nicht nur seine Kunst meist ganz unentgeltlich zu teil werden läßt, sondern sie obendrein noch reichlich unterstützt. Und wenn Dr. S. dazu auch reichliche Mittel besitzt, so bleibt das doch immerhin dankenswert; denn wie viele, denen auch reichliche Mittel zu Gebote stehen, um ihren notleidenden Brüdern und Schwestern helfen zu können, thun es doch nicht.

Aber auch bei den Wohlhabenden und den sogenannten Honoratioren der Stadt erfreut sich Dr. S. der größten Beliebtheit und ungeteilter Wertschätzung. Feinde hat er nie gehabt und hat sie auch heute nicht; und selbst diejenigen, denen seine aufrichtige Frömmigkeit vielleicht ein Aergernis ist, halten ihren Spott und Hohn zurück, wenn sie dem ernsten Mann in das freie, offne Auge blicken, wenn sie sehen, mit welcher Liebe, mit welcher Hingebung und Selbstaufopferung er den schweren Pflichten seines Berufes nachkommt, wenn sie seinen makellosen Wandel, sein einfaches und bescheidenes Wesen, seinen über alles Lob erhabenen Wohlthätigkeitssinn in Erwägung ziehen.

Zu diesen Gefühlen der Liebe und Hochachtung, die dem Dr. S. aus allen Kreisen der Stadt gezollt werden, gesellt sich aber noch ein ganz anderes Gefühl, das ist das Gefühl des tiefsten Mitleids. Er ist Gatte und Vater. Vier Knaben hat ihm die über alles geliebte Gattin geschenkt — blühende, prächtige Buben im Alter von 3 bis 8 Jahren, doch die drei Aeltesten sind — blind geboren. Gewiß, Dr. S. war deshalb im höchsten Grade zu bedauern und, wie gesagt, das herzliche Mitgefühl aller, die um das Unglück wissen, welches ihn betroffen, fehlt ihm nicht. Dieses Mitgefühl ist gemischt mit Bewunderung; denn er klagte nie über diese ihn so schwer treffenden Schicksalsschläge, und noch weniger murrte er wider Gott. Wohl war der ernste Mann immer ernster und ernster geworden, als dem ersten Blindgeborenen ein zweiter und gar ein dritter folgte; doch keine Klage kam über seine Lippen und die Frage: „warum das, o Herr?“ erstarb in seinem Herzen. Als aber seine Gattin ihm den vierten Knaben mit den Worten in die Arme legte: „Karl, Karl, o sieh doch, er hat das Augenlicht!“ da entströmten heiße Thränen seinen Augen, er sank auf seine Kniee und betete laut: „Herr, mein Gott, ich danke Dir! Du strafst wohl, denn Du bist der Allheilige; doch Du vergiebst auch, denn Du bist der Allbarmherzige. Gelobt sei Dein heiliger Name!“

Was kein Mensch ihm hätte als Strafe Gottes vorhalten können und dürfen, die drei blindgeborenen Knaben, Dr. S. hielt und hält es heute noch für ein Gericht Gottes, welches an ihm vollzogen ist zur Strafe dafür, daß er in seiner Jugend einmal drei jungen Sperlingen im Uebermut die Augen ausgestochen hatte. I.

Anregungen und Antworten.

Vollendungsideale und Wiederverkörperung.

An den Herausgeber. — In der anregenden Abhandlung „Glückseligkeit" im letzten Septemberhefte der „Sphinx" heißt es auf Seite 201: „Herrschen Liebe und Gerechtigkeit in der Weltordnung oder nicht? Und wenn doch, wie zeigen sie sich? — Auch diese Fragen beantwortet die Erkenntnis der Wiederverkörperung und nur diese". Die anscheinende Grausamkeit und Ungerechtigkeit der ungleichen und unvollkommenen menschlichen Anlagen und Schicksale wird durch Wiederverkörperung erklärt. Jeder ist durch eigenen Willen im früheren Leben selber der Schöpfer seiner Geburtsanlagen und Schicksale.

Der Einwand: „Ist es nicht unsinnig, daß wir jedesmal ohne Erinnerung unserer früheren Existenz mit jeder Geburt gleichsam wieder von vorne anfangen?" wird in Betracht gezogen und S. 206 darauf geantwortet:

1. „Daß uns das Bewußtsein aller Einzelheiten unserer früheren Existenz fehlt, ist für uns ein notwendiger Segen. Mit solchem Erinnerungsballast wäre ein Fortschritt fast ganz unmöglich. Die Scham über unsere Fehler in unserem früheren Leben würde uns erdrücken".

Es wäre nun sehr erwünscht, falls man die nachfolgende Auffassung für unrichtig hält, die Erklärung für diese Unrichtigkeit hier vorzubringen.

a. Die Analogie der gegenwärtigen Daseinsform scheint letzteren Schluß nicht zu stützen. Selten wurde jemand durch Erinnerung an früher begangene Fehler so überwiegend bedrückt, daß ihm ein Fortschritt in der Ueberwindung derselben dadurch unmöglich würde.

b. Im Gegenteil, die Erinnerung an jene Fehler wird seinen inneren Fortschritt nicht hindern, sondern fördern.

c. Mit der Erinnerung an früher begangene Fehler verhält es sich auch thatsächlich oft so, daß sie als Antrieb zur inneren Besserung und zum sittlichen Aufwärtsstreben wirkt.

d. Verhält sich dies in der gegenwärtigen Daseinsform in der That so, dann würde es nach dieser Analogie mit der Erinnerung aus früheren Daseinsformen gewiß ebenso sein. Die Erinnerung hält wesentliche Geschehnisse fest, während sie unwesentliche zurücktreten läßt. Jede Wiederverkörperung wäre etwas Wesentliches und ein Erlöschen der Erinnerung in ihrem eigenen Wesen nicht begründet. Würde die Weltordnung diese Wesensänderung der Erinnerung gestatten, gerade da, wo sie dem Zweck der Ueberwindung von Fehlern nachteilig ist?

e. Religiös-ethisch Veranlagte sind, wenn alt, bei größerer Anzahl begangener Fehler von deren Erinnerung thatsächlich weniger gedrückt, weil — hoffentlich — innerlich mehr geläutert, als wenn jung. Nach dieser Analogie würde die Erinnerung aller Fehler früherer Daseinsformen nicht oder um so viel weniger erdrücken, je mehr man religiös-ethisch gereift ist, abgesehen von dem Blick aller auf alle Leidensgefährten.

2. Gegen den Einwand: „Ist es nicht unsinnig, daß wir jedesmal ohne Erinnerung unserer früheren Leben mit jeder Geburt gleichsam wieder von vorne anfangen?" wird bemerkt:

„Wenn jemand innerliche Fehler noch nicht ganz überwunden hat, so schützt ihn im gegebenen Augenblick der Versuchung auch nicht die Erinnerung früherer Erfahrungen. Lehrt doch das gegenwärtige Leben, daß diese nichts nützt".

Daß die Erinnerung früherer Fehler garnichts nützt, dies dürfte der Thatsächlichkeit nicht entsprechen und ist auch wohl nicht gemeint. Unzweifelhaft erfolgt die Ueberwindung von Fehlern durch Entwöhnung, Entwöhnung durch Willen. Aber wenn auch die Liebe zum Guten der höchste Antrieb ist und der einzige Antrieb werden soll, so ist auf den Anfangsstufen der Antrieb durch Erinnerung an frühere Fehler doch wohl kaum entbehrlich, keineswegs, unwirksam an sich gerechtfertigt. Leistet aber erfahrungsgemäß die Erinnerung früherer Fehler in der gegenwärtigen Daseinsform thatsächlich guten Dienst, entspricht es dann wohl der Gerechtigkeit und Liebe in der Weltordnung, wenn sie denselben durch Wiederverkörperung ausschließt?

3. Nach der Lehre der Wiederverkörperung hat der Greis zu sterben mit der Aussicht wieder irdischer Säugling zu werden. Wer aber, der wohl einstimmt: „Selig, ein Kind noch zu sein", wünscht ein Kind wieder zu werden?

4. Welche Anhaltspunkte bieten sich für die Vollziehung des Gedankens, wie ein Abgeschiedener wieder in die irdische Verkörperung eintritt, wie er die ihm gebührende antrifft, wie Goethe nach seinem irdischen Tode damit umgeht, wieder irdischer Säugling zu werden?

5. In welchem Betracht wird die Weltordnung von dem Vorwurf der Grausamkeit und Ungerechtigkeit durch die Lehre der Wiederverkörperung mehr entlastet, als durch die Ansicht, daß Fortschritt und Ausgleichung der Schicksale sich nach dem Tode in immateriellen Daseinsformen vollziehen? G. T.

In unserer Monatsschrift ist weder von mir, noch von irgend jemand Anderem jemals bestritten worden, daß jede Persönlichkeit nach ihrem irdischen Tode ihren eigenen Kreislauf zu vollenden hat, und dabei dauert zweifellos die Erinnerung ihres Erdenlebens an. Darauf bezieht sich Alles unter 1 a—d Gesagte. Soweit eine Persönlichkeit ihre Unvollkommenheit mit Erinnerung an die von ihr begangenen Fehler in ihrem Leben nach dem Tode überhaupt abstreifen kann, wird sie dies thun. Ist dies aber geschehen und ihr die Errungenschaft zur „anderen Natur" geworden, dann bedarf sie ja der Rückerinnerung an alle Einzelheiten, wie sie dies errungen hat, nicht mehr; ein solcher Ballast wäre ihr nur lästig. In meiner Erinnerung — und ich glaube es ist auch bei vielen Andern so — sind nur die Thorheiten meines Lebens haften geblieben, und ich blicke auf kein einziges Jahr desselben gern zurück. Und wenn ich nun gar denken sollte, daß mein Streben nach meiner Vollendung ganz an meine gegenwärtige Persönlichkeit, an „meinen Namen und meine Gestalt", wenn auch noch so geistig gedacht, gebunden bleiben sollte; ich würde und müßte ganz verzagen! Vervollkommnen, selbstverbessern könnte ich mich wohl; aber auch nur annähernd dasjenige Ideal der Vollendung zu erreichen, was mir vorschwebt, etwa das des „Christus" in den Evangelien, ist auf Grundlage meiner gegenwärtigen Persönlichkeit im regelmäßigen Lauf der Dinge selbstverständlich absolut unmöglich. Wenn also meine Individualität nicht später noch einmal mit andern, bessern Anlagen des Geistes und Charakters wieder beginnen könnte, so würde für mich alles Streben nach Vollendung seinen Sinn verlieren. Wer hierüber anders denkt, der setzt vielleicht das Vorbild und das Ende seines Strebens niederer, greifbarer, als es meiner inneren Natur entspricht.

e. Wer aber in so hohem Maße, wie es der Einsender annimmt, ethisch-religiös entwickelt ist, der wird auch schon in seiner gegenwärtigen Persönlichkeit im Leben oder nach dem Tode zur „Wiedergeburt aus dem Geiste" gelangen können und dann nicht wieder verkörpert zu werden brauchen. Wie wenige so hoch Entwickelte giebt es jedoch unter je 1000 Botokuden oder Europäern? Alle andern Tausende oder Millionen können nur vermöge der Wiederverkörperung zu ihrer Vollendung gelangen.

2. Erinnerung also dauert an, soweit sie nötig oder nützlich ist, im Rahmen der gegebenen Möglichkeit. Verloren aber geht nie irgend eine Errungenschaft, denn das irdische Bewußtsein ist ja etwas gänzlich Nebensächliches; in den Anlagen der Geburt zeigt sich dagegen, daß alles Erworbene fortwirkt. Diese habe ich daher bildlich als „unbewußte Erinnerung" bezeichnet. Insofern die Erinnerung an frühere Fehltritte lähmt und schwächt, darf sie nicht wieder auftauchen, wenn die Weltordnung eine

liebevolle und zweckmäßige sein soll. Bei der mystischen Entwickelung aber, die es der noch unreifen Persönlichkeit gestattet, sich (gleichsam auf einem Richtwege) zur höchsten Laufbahn der Vollendung durchzuarbeiten, ist es ein Hauptfaktor, seine Gedanken zu beherrschen und sie von jeder unfruchtbaren Rückerinnerung frei halten zu lernen.

3. Die Persönlichkeit des Greises mag wohl wünschen, nicht wieder ein Kind zu werden, wenn sein Streben oder seines Strebens Ziel geringe sind. Trotzdem aber strebt in Jedem der göttliche Kern seiner Individualität — sein ihm vielleicht noch unbewußtes „Ebenbild Gottes" — stets nach göttlicher Vollendung und folgt seinem göttlichen Naturgesetz bewußtlos, nachdem solcher Greis seine Persönlichkeit Jahrhunderte lang nach seinem Tode ausgelebt hat.

4. Die Fragen nach jenem Wie? habe ich wohl ausreichend in meiner Schrift: Lust, Leid und Liebe (Braunschweig 1891, bei C. A. Schwetschke & Sohn) beantwortet.

5. Wie können wohl im Leben nach dem Tode sich die Schicksale *ausgleichen*? Wie kann je Geschehenes ungeschehen werden, schlechte Geburtsanlagen, ungünstige Schicksale und harte Lebenswege? Ausgleichen können solche Unterschiede sich doch nur wenn sie nur *zeitliche* Verschiedenheit sind, und wenn ein *jeder* alle Schicksale schon durchgemacht hat oder sie noch durchzumachen haben wird.

Gerechtigkeit herrscht aber in der Weltordnung doch *nur* dann, wenn die jeden Unbefangenen empörenden Verschiedenheiten der Geburtsanlagen und der Lebensschicksale der Menschen nicht der Willkür „Gottes" oder des „Zufalls" entspringen, sondern alle durchaus folgerichtig, ursächlich gesetzmäßig aus eigenem bewußten Thun der eigenen Individualität in früheren Leben hervorgehen. **Hübbe-Schleiden.**

Spiritistische Thatsachen.

An den Herausgeber. — Gestatten Sie mir, zu dem „offenen Briefe von Dr. Eugen Dreher" im Dezemberheft 1892 der „Sphinx" S. 190 einige Bemerkungen zu machen. Herr Dr. Eugen Dreher kennt den Spiritismus aus den Experimenten Zöllners mit Slade und bekennt offen, daß die Zöllnerschen Hypothesen und Versuche ihn mehr abstoßen als anziehen. Die Experimente an und für sich betrachtet, nicht als Wirkung einer Ursache, wären wohl nicht der Mühe wert, daß darüber Papier beschrieben würde; sobald aber das Zustandekommen dieser Thatsachen durch phänomenale Mittel ausgeschlossen erscheint, hören sie auf, kindisch zu sein und können auf einen wissenschaftlich Denkenden auch nicht abstoßend wirken. Im Gegentheile müssen solche Versuche auf einen Menschen, bei dem das Kausalitätsbedürfnis noch nicht abgestorben ist, höchst anziehend und interessant wirken. Hätte der Herr Doktor seine Bekanntschaft gemacht mit den Offenbarungsspiritisten und ihren Hypothesen, denen die transscendentale Welt besser bekannt ist als die phänomenale, so könnte man eher begreifen, wieso sich Herr Dr. Dreher vom Spiritismus angewidert fühlt, obwohl dann immer noch nicht über die diesem Glauben zu Grunde liegenden Thatsachen durch Witzeleien und wegwerfende Redensarten zur Tagesordnung übergegangen werden kann.

Was nun die Hypothese Zöllners von der 4. Dimension usw. betrifft, so ist dieselbe noch von niemandem (auch nicht von Dr. Dreher!) durch etwas Besseres ersetzt worden und ganz Zöllners kühnem Gedankenfluge würdig. **E. Risner.**

Bemerkungen und Besprechungen.

Die Psycholog. Gesellschaft in Stuttgart

hat jüngst einen Wechsel der Personen ihres Vorstandes erfahren und verspricht nun einen neuen Aufschwung zu nehmen. Das Amt des Vorsitzenden hat Sanitätsrat Dr. Bilfinger, die Leitung der Experimente der Chemiker Dr. A. Bogisch in Feuerbach und die Verwaltung der Bibliothek, der Kasse und Schriftführung Prof. a. D. Dr. F. Maier in Stuttgart, Hohenheimerstr. 66 I.,

Die drei Gruppen der Gesellschaft: 1. für Hypnotismus, 2. für Magnetismus und 3. für Mediumismus und Telepathie, arbeiten bereits seit einiger Zeit selbständig; — die dritte Gruppe hat neuerdings Erfolg versprechende Sitzungen mit einer geeigneten Versuchsperson in den Wohnungen des Vorsitzenden und des Schriftführers in Aussicht genommen. **H. S.**

Noch einmal die ethische Gesellschaft.

Meine Bemerkung über die ethische Gesellschaft im Dezemberhefte (S. 186) ist von mehreren Seiten dahin mißverstanden worden, daß ich gegen die Gesellschaft aufträte. — Keineswegs! Wie ich schon sagte, „wünsche ich derselben den besten Erfolg". Ich bin schon seit Anfang September, seit 6 Wochen vor der definitiven Begründung der Gesellschaft, deren Mitglied. Ich hielt es nur den Lesern unserer Monatsschrift gegenüber für notwendig, auseinanderzusetzen, warum ich meinen Namen nicht zur öffentlichen Mitbegründung der Gesellschaft hergeben konnte.

Hübbe-Schleiden.

Religion und Ethik.

Es ist in letzter Zeit sehr viel darüber verhandelt worden, ob die Ethik unabhängig von der Religion sei. — Denjenigen, welche keine Religion besitzen, bleibt nichts anderes übrig, als Ethik ohne Religion zu treiben; denjenigen ferner, bei welchen die Religion nur in schwankenden, also unsicheren und wechselnden Gefühlen besteht, mag es ein Leichtes sein, sich bei Feststellung einer Ethik von solchen Gefühlen frei zu machen; diejenigen aber, deren ganzes Wesen religiös durchtränkt ist, sind gänzlich außer Stande, Ethik ohne Religion zu treiben. **Hugo von Gizycki.**

Neue Vereinigungen.

Das Bedürfnis des Zusammenschlusses kleinerer wie größerer Kreise zu dem Zwecke geistiger Erhebung über die Plattheiten der materialistischen Anschauungen und über die Langweilerei des äußerlichen Kulturlebens macht sich seit Jahresfrist in Deutschland mehrfach geltend.

Der seit vielen Jahren schon bestehende Verein der Spiritisten in Berlin, die „Psyche", hat durch die energische Leitung des jetzigen Vorsitzenden, Herrn Dr. Hans Spatzier, an Mitgliederzahl erheblich zugenommen und dient mithin als Anregung für die Unkundigen. Einige private Kreise, die sich im Anschluß an jenen weiteren Kreis der „Psyche" zum tieferen Eindringen in das Wesen des empirischen Spiritualismus vereinigt haben, entziehen sich der öffentlichen Besprechung.

In ähnlicher Weise aber wie die „Psyche" wirkt seit einiger Zeit in Berlin die Vereinigung „Sphynx", die zwar mit unsrer Monatsschrift in keiner Verbindung

steht, aber doch wohl auf die Wahl ihres Namens durch den Titel unsrer Zeitschrift geführt worden sein wird. Ihre Wirksamkeit wird gekennzeichnet durch das erste Flugbatt, welches sie vertreibt: „Die Stellung des Strafrichters zum Spiritualismus und der Prozeß Valeska Töpfer" von Dr. Egbert Müller. Die Broschüre ist für 50 Pf. zu beziehen vom Schriftführer der Vereinigung „Sphynx", Herrn Max Rahn, Berlin N, Schwedterstr. 224 I.

Eine andere Vereinigung hat sich im Frühjahr vorigen Jahres zu Hamburg nach dem Muster der Freimaurerlogen gebildet, die spiritistische Loge „Zum Licht". Dieselbe hat sich neuerdings die Grundbegriffe der Theosophie angeeignet, und wir werden uns freuen, wenn diese Loge (ebenso die Vereinigung „Sphynx") mit solcher formellen Anlehnung an unsere Gedankenrichtung auch in unserm Sinn und Geiste nachhaltig anregend wirken wird. Die Loge veranstaltet eine Reihe von Vorträgen, deren Besuch allen ihren Mitgliedern des untersten Grades zur Bedingung weiteren Aufsteigens gemacht wird. Höherer Grade kennt die Loge vier. Abgesehen aber von der inneren Befähigung der Mitglieder zu denselben werden dazu größere Geldmittel erfordert: Die Aufnahme in die Loge kostet 100 Mark und jede Versetzung in einen höheren Grad 20 Mark. Das sind allerdings Erfordernisse, die dem Wesen unsrer „Theosophischen Vereinigung" ganz fremd sind, da es sich für uns um ein ganz freiwilliges und geistiges Mitarbeiten an der möglichst allgemeinen Belebung des Bewußtseins der Unsterblichkeit und des Strebens nach Vollkommenheit handelt. H. S.

✻

Das Rätsel des Menschen.

Einleitung ins Studium der Geheimwissenschaften.

Wir haben unsern Lesern gegenüber ein uns selbst empfindliches Versäumnis nachzuholen, indem wir sie auf Dr. Carl du Prel's höchst wertvolles Bändchen unter obigem Titel in der Reclam-Bibliothek Nr. 2978 aufmerksam machen.[1]) Entstanden ist diese vortreffliche kleine Schrift durch die Erweiterung von Gedankengängen, denen der Verfasser schon in zwei längeren Aufsätzen in unserer Monatsschrift Ausdruck gegeben hatte: „Die Bedeutung der transscendentalen Psychologie", und „Die Seelenlehre vom Standpunkte der Geheimwissenschaften". Die vorliegende Schrift ist aber keineswegs ein bloßer Wiederabdruck dieser Aufsätze, sondern deren Umarbeitung zu einem selbstständigen Ganzen. Und es bedarf wohl kaum eines besonderen Hinweises darauf, was es bedeuten will, daß eine so energische Verteidigung unserer Weltanschauung in dieser Universal-Bibliothek erschienen ist, die bei ihrem Preise von 20 Pfg. für das Bändchen eine wirklich allgemeine Verbreitung ermöglicht.

In schneidiger Weise tritt du Prel für die Bedeutung der Geheimwissenschaften im Kulturleben der Gegenwart ein, und faßt seine Ansichten hierüber in der Vorrede noch einmal kurz zusammen:

„Die Geheimwissenschaften in ihrer modernen Form sollen nicht zu einem Glauben verleiten, sondern ein neues Wissen verbreiten, und darum verweisen sie nicht zurück in die Vergangenheit, sondern weit voraus in die Zukunft. Sie sind berufen für die Weltanschauung der Zukunft, die sich schon heute in der Bildung begriffen zeigt, jenen sehr wichtigen Bestandteil zu liefern, der die Lösung des Menschenrätsels betrifft. Einmal vollendet, wird diese Weltanschauung ihre große Bedeutung schon darin offenbaren, daß sie als Synthese von Religion und Wissenschaft, von Metaphysik und Naturforschung dastehen wird. Sie wird sich nicht einseitig an das Herz des Menschen wenden, wie die Religion, aber auch nicht einseitig an den Verstand, wie die Wissenschaft. Sie wird keine in Dogmen erstarrte Religion des blinden Glaubens sein, wird aber auch nicht jener Wissenschaft gleichen, von deren Lehrstühlen heute ein eiskalter Windzug auf das Volksleben herabweht. Als Metaphysik wird sie sich nicht bloß in begrifflichen Kon-

[1]) Universal-Bibliothek von Philipp Reclam jun., Leipzig im April 1892, 20 Pfg.

struktionen bewegen, sondern gleich der Naturwissenschaft eine Grundlage von Erfahrungsthatsachen haben, die sogar experimentell erforscht werden können".

Besonders interessant ist die schematische Beigabe dieser kleinen Schrift, in welcher Du Prel die Hauptargumente seiner Philosophie zusammenstellt:

Der Mensch hat

einen materiellen Körper — u. sinnliches Bewußtsein.

Deren einheitliche Ursache in einer übersinnlichen Wesenheit (die monistische Seelenlehre) wird bewiesen durch den Einfluß

des Gedankens auf die organisierende Kraft im Menschen (Hypnotismus) — u. der organisierenden Kraft auf das Denken (Organprojektion)

in der Aesthetik: Goldener Schnitt — Anthropomorphische u. anthropopathische Naturbetrachtung.

in der Technik: Antropomorphische Gestaltung technischer Apparate.

H. S.

Die Lotusblüten

erscheinen seit dem Januar monatlich[1]). „Ihr Zweck ist, wie es im Prospekt heißt, das deutschlesende Publikum mit Schätzen der orientalischen Litteratur, welche bisher höchstens den Altertumsforschern und Sprachenkundigen zugänglich waren, bekannt zu machen, und hierdurch jener erhabenen und allumfassenden Weltanschauung, welche den verschiedenen Religionssystemen des Orients, Brahminen, Buddhisten, Sufis u. s. w., sowie thatsächlich aller wahren Religion, Philosophie und Wissenschaft zu Grunde liegt und aus ihr hervorgeht, in allen Kreisen Eingang, Anerkennung und Verbreitung zu erschaffen.

Diese Weltanschauung wird Theosophie oder Gottesweisheit genannt und ist nicht mit philosophischer Spekulation, welche nur auf Schlußfolgerungen beruht, noch mit religiöser Schwärmerei zu verwechseln, was um so leichter geschieht, als die Bezeichnung „Theosophie" vielfach mißbraucht worden ist. Die wahre Theosophie ist die Selbsterkenntnis Gottes im Menschen, und die Lehre, welche aus dieser Selbsterkenntnis hervorgeht, wurde früher die „Geheimlehre" genannt, weil zu ihrem Verständnis eine höhere als die gewöhnliche, nämlich eine geistige Erkenntnis nötig ist, welche nur denjenigen zu Teil werden kann, die sich von der Täuschung der Selbstheit, dem Egoismus und der Sinnlichkeit befreien, ihr Herz dem Gefühle des ewig Schönen, der Herrlichkeit Gottes, erschließen, und dadurch zum höchsten Idealen, welches das einzig Reale ist, sich aufschwingen, indem sie das Ideale in sich zu verwirklichen trachten. Nur wenn der Trug und Schein aus der Menschenseele verschwindet, kann sich die Wahrheit, das Sein, in ihr offenbaren, oder wie Schiller sagt:

„Nehmt die Gottheit auf in eurem Willen,
Und sie steigt herab vom Weltenthron".

Der Rationalismus bildet sich ein, Gott außerhalb des Menschen zu sehen; er erstrebt Gottähnlichkeit durch moralischen Lebenswandel und ein auf äußerliche Beobachtung gegründetes und folglich oberflächliches Wissen zu erlangen. Die Mystik sucht Gott in uns selbst, und fordert Gottgleichheit, durch ein wesentliches Einwohnen in Gott. Die Selbsterkenntnis, welche diesem Eingehen in Gott entspringt, ist die wahre

[1]) Das einzelne Heft 1 Mk., der Jahrgang 10 M., zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter oder direkt von der Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Theosophie; sie erkennt, daß der äußere Mensch selbst ein Schein, umgeben von Erscheinungen, die er für Wirklichkeit hält, ein Nichts ist, und daß Gott in ihm, der in seiner inneren Natur wirkt, Alles in Allem und Eins mit der Gottheit im Weltall ist, und daß nur Gott allein Gott in Wahrheit und im Geiste erkennen, d. h. Selbsterkenntnis von sich selber besitzen kann.

„Theosophie" ist deshalb die Gotteserkenntnis im Menschen, das innere Licht der Wahrheit in der Seele, welches von oben kommt, und welches Jedem zu Teil werden kann, wenn er sich „selbst", d. h. sein illusorisches „Ich" vergessen, sich dem Göttlichen das in ihm selber ist, aufopfern, von allen Träumereien und Schwärmereien ablassen und in Gott leben kann. Deshalb heißt es auch in der christlichen Religion: „Liebe Gott (die Wahrheit und das Licht) über Alles, mit deinem ganzen Herzen, deinem ganzen Gemüte, und mit allen deinen Kräften", und in der indischen Lehre steht schon seit Jahrtausenden der Grundsatz fest: „Ergieb dich mit deinem ganzen Herzen in Mich (das wahre Sein); verehre Mich über Alles, opfere dich Mir gänzlich auf, laß Meinen Willen in dir walten, so wirst du sicherlich in Mich eingehen". (Bhagavad Gita.)

Diese Grundrichtung des Strebens in möglichst vielen Menschen lebendig zu machen ist der Hauptzweck unserer „Theosophischen Vereinigung" und unserer Monatsschrift, der „Sphinx". Darin folgt diese streng der Bahn der „Theosophischen Gesellschaft", die in Indien ihren Mittelpunkt hat und über die ganze (englisch-redende) Welt verbreitet ist. Diese zählt jetzt fast 300 Zweiggesellschaften in Indien, Ceylon, Ostasien, Amerika, Europa und Australien; auch werden von Mitgliedern der Gesellschaft mehrere sehr gut versehene Zeitschriften herausgegeben, meistens in englischer Sprache. Die „Lotusblüten" haben es sich nun zur Aufgabe gesetzt, im Sinne dieser englischen Gesellschaft und mit Unterstützung einiger Mitglieder derselben auch für deutsche Leserkreise zu wirken. Wir begrüßen diese Absicht mit Freude und hoffen, daß auf diese Weise auch viele der guten Beiträge jener theosophischen Zeitschriften aus dem Englischen übersetzt den deutschen Lesern werden zugänglich gemacht werden. **H. S.**

✻

Das Heil der Welt.

In einer kleinen Schrift mit dieser Aufschrift spricht Friedrich Holtschmidt in Braunschweig[1]) die wesentlichsten Grundzüge unserer eigenen Anschauungen aus:

„Die Ideale sind der Menschheit Halt. Mit ihren Idealen gehen auch die Völker selbst unter".

„Der sinnliche Mensch ist wie ein Tier der Wüste, nur intelligenter noch und berechnender. Aber es wäre ein vergebliches Bemühen, diese tierische Natur fesseln zu wollen. — Nur in der Freiheit blüht die Sittlichkeit". Aber diese bedarf der religiösen Grundlage.

„Eine Gesellschaft für ethische Kultur, welche die Religiosität außer Acht lassen will, ist nur gut für diejenigen, welche jene Kultur durch ihr religiöses Bewußtsein schon besitzen". — Ethik ohne Metaphysik, Ethik auf Grundlage des Materialismus ist unmöglich. Jene Gesellschaft will gegen die Dogmen kämpfen, verwechselt mit denselben aber die Religion.

„Wenn wir nicht an die göttliche Weltordnung und unsere höhere Bestimmung glauben, die mit unsrer individuellen Unsterblichkeit gegeben ist, dann wäre es Thorheit, unsrer sinnlichen Natur weitere Schranken ziehen zu wollen, als sie uns durch bürgerliche Gesetze aufgezwungen werden".

„Gott" offenbart sich in seiner Hoheit und Heiligkeit am verständlichsten im Menschen. Das Sittengesetz in uns ist auch der überzeugendste Beweis für das Dasein „Gottes" und für unsere ewige über die Erde hinausreichende Bestimmung".

„Alles tiefe Denken führt zu Gott; und den innern Tempel der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit hat Jesus aufgerichtet. — Für unser Ziel kommt es

[1]) Bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

allein in Betracht, daß wir im Geiste Jesu stehen und seinem Beispiele folgen. Alles Andere ist nebensächlich".

„Wir müssen uns sammeln in diesem freien christlichen Geiste, in ihm freie christliche Gemeinden gründen. Aber nicht eine Vielheit von Gemeinden, von denen jede einzelne eine besondere Gestaltung gewinnt und lediglich auf sich angewiesen ist, sondern in der Vielheit eine einheitliche große Gemeinschaft, welche durch bestimmte Satzungen die einzelnen Gemeinschaften zu einem großen Ganzen enge mit einander verbindet. Nur so ist die zur Erreichung des hohen Zieles erforderliche Macht zu erlangen".

H. S.

Richard Wagners Einfluß

auf das Geistesleben der Gegenwart.

Wie tief, weittragend und nachhaltig dieser Einfluß ist, zeigt Arthur Seidl in seiner neuen, mit großer Sachkenntnis geschriebenen Arbeit.[1]

Die Frage, ob Wagner eine Schule hinterlassen, müsse bejahend beantwortet werden, wenn man den Begriff „Schule" erstens nicht im Sinne einer alle selbständige Weiterbildung aufhebenden „Verschulung" faßt, und zweitens, „nicht allzu einseitig und beschränkt auf das spezielle Musikgebiet hinüber spielt".

Wie richtig namentlich diese letzte Bemerkung ist, leuchtet jedem ein, der Wagner's reformatorische Bestrebungen kennt und sich die Ideale vergegenwärtigt, um deren Verwirklichung es sich in Bayreuth handelt. Der Gedanke, der dem Bayreuther Werke zu Grunde liegt, ist nicht ein lediglich musikalischer, nicht einmal ein lediglich künstlerischer überhaupt, sondern zugleich ein ethischer, philosophischer, religiöser. Was Wagner anstrebte, war nichts Geringeres als eine völlige Reformation und Regeneration des gesamten socialen und geistigen Lebens der Gegenwart. Bayreuth sollte der Ausgangspunkt einer neuen, „christlich-germanischen", d. h. in unseren Augen übernationalen Kultur werden, in welcher keine einzige von den zahlreichen krankhaften und naturwidrigen Erscheinungen anzutreffen wäre, die unsere „Civilisation" — das Zerrbild der wahren Kultur — hervorbringt.

Was der Meister nicht vollendet hat und als Sterblicher, trotz seines Genies, nicht vollenden konnte, das übernimmt seine Schule, deren Aufgaben mithin so mannigfaltig sind, wie die Probleme, die Wagner selbst beschäftigt hatten. Zu Wagners Schule gehören alle, die im Geiste des Meisters an dem Ausbau seines Werkes, an der Durchführung irgend eines seiner Gedanken, an der Begründung einer seiner Hypothesen &c. arbeiten: Komponisten, Orchesterdirigenten, Orchestermitglieder, Sänger, Schauspieler, Musikpädagogen ebenso gut wie bildende Künstler, Dichter, Kritiker, Geschichtsforscher und Philosophen.

Seidl führt uns die Haupt-Typen der Wagner-Schule auf jedem dieser Gebiete praktischer und theoretischer Thätigkeit vor und liefert somit einen wichtigen und interessanten Beitrag zur Geschichte der Kunst, Litteratur und Philosophie der letzten Decennien.

R. v. Koeber.

Sinnbildliches in der Koptischen Kunst.

ist der Titel der neuesten Studie[2]), mit welcher Professor Georg Ebers uns erfreut hat. In anregender Weise führt der Verfasser uns in das Wesen der Koptischen Kunst, von der Mitte des 5. bis zum 9. Jahrhundert n. Chr., ein. Schon eher als die Griechen warfen sich die heidnischen Nationalägypter dem Christentum in die Arme und verwendeten in diesem Sinne ihre alten nationalen Traditonen und Symbole, doch im Gegensatze zur hellenischen Kunst in streng asketischer Färbung fast so wie später die byzantinische Kunst. Auch Ebers weist auf die bekannte Thatsache hin, daß die

[1]) „Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen?" (Deutsche Schriften für Litter. und Kunst, herausgegeben von Eugen Wolff) Kiel und Leipzig 1892 (bei Lipsius und Tischer), 71 Seiten.

[2]) Mit 14 Zinkotypen. Leipzig 1892, Wilh. Engelmann.

Grunddogmen und Symbole der alt-ägyptischen und christlichen Religion übereinstimmen [1]).

„Horus ist (wie Christus) ein Auferstehungsgott und Erlöser vom Tode. Wie dem Christen, so hatte dem heidnischen Aegypter ein Gottessohn das Böse und den Tod besiegen müssen, um die Menschheit von beiden zu erlösen. — Als auferstanden von einem Tode, dem er unschuldig durch seine Feinde verfallen war, oder als Kind an der Mutterbrust, dachten sich Christ und Aegypter den Erlöser am liebsten" (10).

Ebers schließt seine Ausführungen aber mit dem weiteren Hinweise, daß von den in seiner Schrift behandelten Symbolen einige gewiß den Weg von Aegypten aus in das christliche Abendland gefunden haben (61). Dabei ist für uns von Interesse, was er überhaupt von der Bedeutung der Symbole hält (59 f.):

„Diese alten Symbole sind nicht nur als Proben eines mehr oder minder glücklichen Geistesspieles vergangener Geschlechter zu betrachten, .. man hat mehr in ihnen zu sehen, .. sie sind auch als Kinder der innigsten Verbindung zu betrachten, die es Religion und Kunst in aller Zeit zu schließen vergönnt war".

„Wie die Religion Gott aus seinen Werken erkennt, so braucht die Kunst diese Werke, um Göttliches zur Anschauung zu bringen; wo aber der Kunst das Vermögen noch abgeht, Schönes, Großes und Tiefes über sich selbst hinauszuführen, es gleichsam zu verklären und ihm den Stempel des Göttlichen aufzudrücken, da reicht ihr die Religion als Verbündete das Symbol. Sie hat es mit den höchsten ihrer Gedanken und Empfindungen gesättigt, und auch wenn seine Wiedergabe nur die Kenntlichkeit und denjenigen Grad der Schönheit erreicht, der erforderlich ist, um die Stimmung des Beschauers nicht zu beeinträchtigen, wird es in dem Beschauer, der mit der Bedeutung des Symbols vertraut ist, die Gedanken wachrufen, die es versinnbildlichen soll".

Möchten sich dies nebenbei auch die modernen „Symbolisten" gesagt sein lassen; das Symbolische in der Kunst ist immer ein Beweis, daß diese ihre Gedanken nicht unmittelbar in schöner Form zum Ausdruck zu bringen vermag. **H. S.**

Neue Bücher.

Von nachfolgenden neuerschienenen Büchern behalten wir uns nach Auswahl eingehendere Berücksichtigung vor, sofern sie in das Gebiet unserer Monatsschrift hineinpassen.

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gotamo. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhadra Bhikschu. 3. Aufl. (Braunschweig 1892, C. A. Schwetschke und Sohn.)

Hans Arnold: In wenig Stunden im Besitz des Besten in der Welt. (Leipzig 1892, Max Spohr.)

Christenglaube im Bunde mit der Naturwissenschaft. Von einem Laien. (Braunschweig 1891, C. A. Schwetschke und Sohn.)

Mrs. E. B. Duffey: Himmel und Hölle. Erlebnisse im Jenseits. Autoris. Uebersetzung. (Leipzig 1892, Max Spohr.)

From Over the Tomb.: Von Jenseits des Grabes. Von einer Dame. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Staatsrat **Carl von Richter**: Palingenesis oder Generatianismus. Eine kritische Untersuchung der Anschauungen des Baron Lazar von Hellenbach und Dr. Carl du Prel. (Leipzig, Franz Wagner.)

[1]) In England haben sich mit dem Nachweise der Thatsachen besonders Gerald Massey und William Oxley befaßt.

R. G. Dobler: Ein neues Weltall. Begründet durch die Erfindung des „Kometograph" und durch eine „vergleichende Astro-Embryologie". Mit Abbildungen und Tafeln. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Dr. **Fritz Schultze**: Vergleichende Seelenkunde. I. Bd. (Leipzig 1892, Ernst Günthers Verlag.)

Dr. **Eduard Reuß**: Das Alte Testament, übersetzt, eingeleitet und erläutert. Erster Band: Allgemeine Einleitung zur Bibel. Ueberblick der Geschichte der Israeliten von der Eroberung Palästinas bis zur Zerstörung Jerusalems. Die Geschichtsbücher Richter, Samuelis und Könige. In fünf Lieferungen. (Braunschweig 1892, C. A. Schwetschke und Sohn.)

Louis de Thomassin, der große Theologe Frankreichs, seine Versöhnungsversuche in den Zeiten des Gallikanismus und Jansenismus und seine Werke. Zum erstenmal umfassend dargestellt von Ch. Thomassin. Mit dem Bilde des Gelehrten und einem Anhange: Berühmte Männer aus dem Hause Thomassin. (München 1892, J. Seyberth.)

Hugo von Gizycki (Oberst a. D.): Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen! (Berlin 1893, Bibliographisches Bureau.)

Wilhelm Gerbel: Ernste Fragen. Ein Wort der Zeit.

—„—: Was wir wollen. Der „Ernsten Fragen" Lösung. (Beide Schriften, Rorschach, Selbstverlag des Verfassers.)

Maurice Reinhold von Stern: Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen. (Dresden 1893, E. Piersons Verlag.)

A. Bastian: Ideale Welten in Wort und Bild. Bd. I—III mit 22 Tafeln. (Berlin 1892, Emil Felber.)

Novellenbibliothek der Illustrierten Zeitung. 12. Bd. (Leipzig, J. J. Weber.)

Josef Ressel: Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Drama in fünf Akten. (Dresden 1891. E. Pierson.)

Wilhelm Ressel: Schwanenlieder. Gedichte (III. Sammlung). Dresden 1893, Moritz Rätze.)

C. G. Reuling: Aus Haag und Tann. Odenwald-Märchen und Phantasieen. (Braunschweig 1892. Appelhans & Pfenningstorff.)

Menschliche Tragödie. Gedichtbuch der Gegenwart. Von Max Apffelstädt, Arnold Garbe, Hermann Löns, Peter Merwin, Valentin Traudt und Julius Vanselow. Herausgegeben von Arnold Garbe. (Dresden 1893, E. Piersons Verlag.)

Ludwig Scharf: Lieder eines Menschen. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto.)

Albert Giraud: Pierrot lunaire. Deutsch von Otto Erich Hartleben. (Berlin 1893, Verlag deutscher Phantasten.)

Maria Janitschek: Gesammelte Gedichte. 2. verm. Auflage. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1893 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Sammelbuch deutscher Kunst. (München, Dr. E. Albert & Co Separat-Conto.)

F. Marion Crawford: Zoroaster. Autoris. Uebersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfner. (Berlin 1892, Georg Reimer.)

F. Marion Crawford: Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien. Autoris. Uebersetzung a. d. Engl. von Therese Höpfner. (Berlin 1892, Georg Reimer.)

Blut oder Frucht. Die Erlösung des Menschen und seine Versöhnung mit sich, Natur und Gott, durch neues Leben, neue Religion und neue Ideale. In neuer Poesie von Gustav Schlickeysen. (Verlag von Gustav Schlickeysen. 343 Central Avenue, Jersey City, N. J. America.)

A. Engel: Der Trovatore vom Posilippo. Das Bild der Madonna. Barbarossa. Drei Novellen. (Wiesbaden 1893, Moritz & Münzel.)

Heinrich Pudor: Wiedergeburt in der Musik! (Dresden 1892, Verlag der Dresdner Wochenblätter.)

Heinrich Pudor: Lieder aus Lug ins Land. (Dresden 1892, Verlag der Dresdner Wochenblätter.)

Heinrich Heines Familienleben: Von seinem Neffen Baron Ludwig v. Embden. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode, und 4 Bildern. (Hamburg 1892, Hoffmann & Campe.)

Ferd. Aug. Louvier: Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung. 2. Ausgabe, Bd. I und II. (Berlin C. 1892, Bibliographisches Bureau.)

—„—: Nachträge dazu. (Berlin, George & Fiedler.)

—„—: Zur Kritik der Faust-Kommentare. Offener Brief an Herrn Professor L. Geiger und andere. (Berlin, George & Fiedler.)

F. A. Louvier: Goethe als Kabbalist in der „Faust“-Tragödie. (Berlin 1892, Bibliographisches Bureau.)

Christentum und Wissenschaft in der Harmonie der Wahrheit. Eine Stimme in der Wüste. (Augsburg 1892, Kommissionsverlag von Gebrüder Reichel.)

Leo Tolstoi: Die erste Stufe. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. (Berlin 1892, Eduard Rentzel.)

Johannes Guttzeit: Auch ein heiliger Rock. Vernunft, Geschmack und Gewissen im Kampfe gegen die Mode. Herausgegeben und bevorwortet von Heinrich Scham. (Dresden 1893, Verlag der Dresdner Wochenblätter.)

Johannes Guttzeit: Verbildungsspiegel. I. Band. Scheinsucht. (Großenhain 1893, Baumert & Ronge.)

Johannes Guttzeit: Spiel und Ernst mit Reformen. (Verlag der Dresdner Wochenblätter.)

Dr. **F. Wollny:** In Sachen der Hypnose und Suggestion.) Ein Vademecum für Professor Wundt. (Leipzig 1893, in Commission bei Otto Wigand.)

Willy Reichel: Der Magnetismus und seine Phänomene. (Berlin 1892, Karl Siegesmund.)

Dr. **Egbert Müller:** Stellung des Strafrichters zum Spiritismus und der Prozeß Valeska Töpfer. (Berlin 1892, C. F. Conrads Buchhandlung.)

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Herausgegeben von Georg von Gizycki. Heft I (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.)

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psychologische Forschungen. Redigiert von Dr. J. Großmann. (Berlin, 1892, Hermann Brieger.)

E. Schlegel: Homöopathie und Weltanschauung. (Tübingen 1892, Franz Pietzcker.)

Dr. med. **Disqué:** Naturgemäße Behandlung der Krankheiten (Physikalisch-diätetische Heilmethode). Mit 91 Figuren. (Chemnitz 1892, Oskar May, Neugasse Nr. 4.) (2 Mk.)

Max Breitkreuz: Fürs Leben. Almanach für Freunde der naturgemäßen Lebensweise. (Berlin C, 22 bei Max Breitkreuz, Neue Promenade 7.) (1 Mk.)

M. Canitz: Volksgesundheitsbücher (jedes 75 Pfg.). Heft 1: Magenkrankheiten und Verdauungsstörungen, ihre Ursache, Verhütung und naturgemäße Heilung. — Heft 2: Nervosität und Nervenkrankheiten. (Berlin C, 22. Alb. Lehmanns Verlag.)

M. Canitz: Taschenbibliothek der Naturheilkunde (jedes Heft 25 Pfg.). Heft 1: Pflege und Erziehung des Kindes. — Heft 2: Kopfschmerz und Schlaflosigkeit. — Heft 3: Die Cholera. (Berlin C, 22. Alb. Lehmanns Verlag.)

P. Davidson: The book of light and life. (T. L. Mason 1891, Rafford, Scotland.)

Annie Besant: Theosophy and the Society of Jesus. Theosophical Tracts No. 2. London, Theos. Publ. Soc., 7 Duke street, Adelphi.

Brother Frederick: Philosophical suggestions. With illustrative Diagrams. New-York. Lovelle Geestefeld & Co.

The Psychical Review: A quaterly journal of Psychical Science and Organ of the American Psychical Society. Vol I, No. 1. Boston, August 1892.

Arthur Edward Waite: The Occult Sciences. A compendium of transcendental doctrine and experiment. London 1891. Kegan Paul, Trench, Trubner & Co.

The Morning Star: A monthly journal of mystical and philosophical researcb. N. 1—8. (T. L. Mason 1892, Rafford, Scotland.)

E. I. Coulomb: Le secret de l'absolu. Préface de Mr. E. Burnouf. (Paris 1892, Bibliothèque de la renaissance orientale.)

Almanach spirite et magnétique illustré pour 1893. (cinquième année). (Paris, Librairie du magnetisme, rue Saint-Merri 23.)

La liberté de la médecine: I. La Pratique médicale chez les anciens, par Rouxel. (Paris Sept. 1892, Librairie du magnétisme.)

Théorie et pratique du spiritisme, par Rouxel. (Paris, Librairie du magnétisque.)

L'art d'abréger la vie par M. Rouxel. (Paris 1892, au bureau de la société, rue du Dragon 30.)

Le libre exercice de la médecine réclamé par les médecins. Documents recueillis par H. Durville. I. (Paris août 1892, Librairie du magnétisme.)

Le rêve et les faits magnétiques expliqués. Homo duplex par Gabriel Pélin. (Paris 1892, Librairie du magnétisme.)

Theosophische Vereinigung.

Sphinx-Abonnements.

Infolge verschiedener Anfragen unserer Mitglieder weisen wir noch einmal darauf hin, daß die Geldbeträge für die Sphinxabonnements nicht an den Vorstand der „Theosophischen Vereinigung", sondern durch Postanweisung an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn (Appelhans & Pfenningstorff) in Braunschweig einzusenden sind.

Die seitherigen Abonnenten der „Sphinx", die nun zugleich Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" geworden sind, machen wir noch besonders auf die Uebergangsbestimmung (§ 14 der Statuten) aufmerksam. Diese lautet: „**Die bisherigen Abonnenten der „Sphinx", welche den mit dem Februarheft endenden XV Band bereits durch Buchhandlungen beziehen, erhalten das Märzheft für 1 Mark geliefert, wenn sie diesen Betrag zusammen mit der Vorausbestellung des zweiten Quartales 1893 (Mk. 3,75) an die Verlagshandlung einsenden**".

Für den Vorstand:
Franz Evers.

Jahres-Beiträge.

Einige unserer Mitglieder, die uns freiwillig Beiträge zu den Kosten der Verbreitung unserer Bewegung zugesagt haben, fragten an, wie die Bezahlung gewünscht werde. Wir überlassen es ganz jedem Einzelnen, seinen Beitrag, wann es ihm paßt, in ganz-, halb- oder vierteljährlichen Beträgen durch Anweisung an den Leiter des Vorstandes einzusenden. Wir machen nur beiläufig darauf aufmerksam, daß in demselben Maße wie wir unterstützt werden, auch eine weitere Verbreitung unseres Programmes durch die Presse möglich gemacht werden wird. **Für den Vorstand:**
Franz Evers.

Eingegangene Beiträge.

Datum	Name		Betrag
30. XII, 92.	Landrichter Hermann Krecke in Meseritz		Mk. 30,—
31. XII, 92.	R. H. in G.		„ 3,—
31. XII, 92.	Dr. Kühlwetter in Andernach		„ 3,—
31. XII, 92.	Gräfin von der Schulenburg-Filehne		„ 20,—
31. XII, 92.	Baronin C. v. R. in M.		„ 20,—
31. XII, 92.	Frl. M. Cochius in Wahlstadt		„ 2,—
1. I, 93.	Dr. Adolf von Bentivegni		„ 12,—
1. I, 93.	Frl. Marie Petersen in Goslar		„ 5,—
2. I, 93.	F. G. auf D.		„ 20,—
3. I, 93.	R. Waeber in Brieg		„ 20,—
4. I, 93.	Dr. Ernst Hallier in München		„ 3,—
4. I, 93.	E. v. K. in Berlin		„ 12,—
4. I, 93.	A. B. in München		„ 3,—
4. I, 93.	Julius Sponheimer in Ziegelhausen		„ 3,—
4. I, 93.	E. E. H. Böhm in Dresden-N.		„ 3,—
5. I, 93.	Amtsrichter Drießen in Schenklengsfeld		„ 12,—
5. I, 93.	Frl. Clara Motzkus in Königsberg		„ 3,—
6. I, 93.	Cay Graf von Brockdorff in Berlin		„ 25,—
6. I, 93.	Sophie Gräfin von Brockdorff in Berlin		„ 25,—
6. I, 93.	Major von Flotow in Schönna bei Meran	(10 fl.)	„ 16,80
6. I, 93.	Moritz Bartsch in Wüstegiersdorf i. Schl.		„ 1,—
7. I, 93.	Karl Rettich in Charlottenburg		„ 5,—
8. I, 93.	Dr. Alfred Gysi in Zürich		„ 5,—
9. I, 93.	Franz Brixel in Mürzzuschlag		„ 2,—
9. I, 93.	F. Sorko in St. Georgen bei Wildon		„ 3,30
9. I, 93.	Georg Winter in Braunschweig		„ 30,—
10. I, 93.	Frau Maria Geisberg in München		„ 3,—
10. I, 93.	Paul Freye in Hannover		„ 1,—
11. I, 93.	Frau Marg. Halm (Paul Andow) in Wien	(5 fl.)	„ 8,40
11. I, 95.	D. von Schmeling in Cöslin		„ 5,—
11. I, 93.	Ludwig Last in Wien		„ 3,—
11. I, 93.	Frau Emma Last in Wien		„ 3,—
11. I, 93.	Frl. Kathi Widhofer in Wien		„ 3,—
12. I, 93.	C. H. in L.		„ 10,—
12. I, 93.	Frau Direktor Sellin in Steglitz		„ 10,—
13. I, 93.	Ingenieur Alois Pruha in Cerekowitz		„ 10,—
15. I, 93.	Otto Huschke in München		„ 5,—
		Zusammen	Mk. 348,50

Steglitz bei Berlin, 15. Januar 1893. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich sind:
Dr. Hübbe-Schleiden und Franz Evers, beide in Steglitz bei Berlin.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff in Braunschweig.